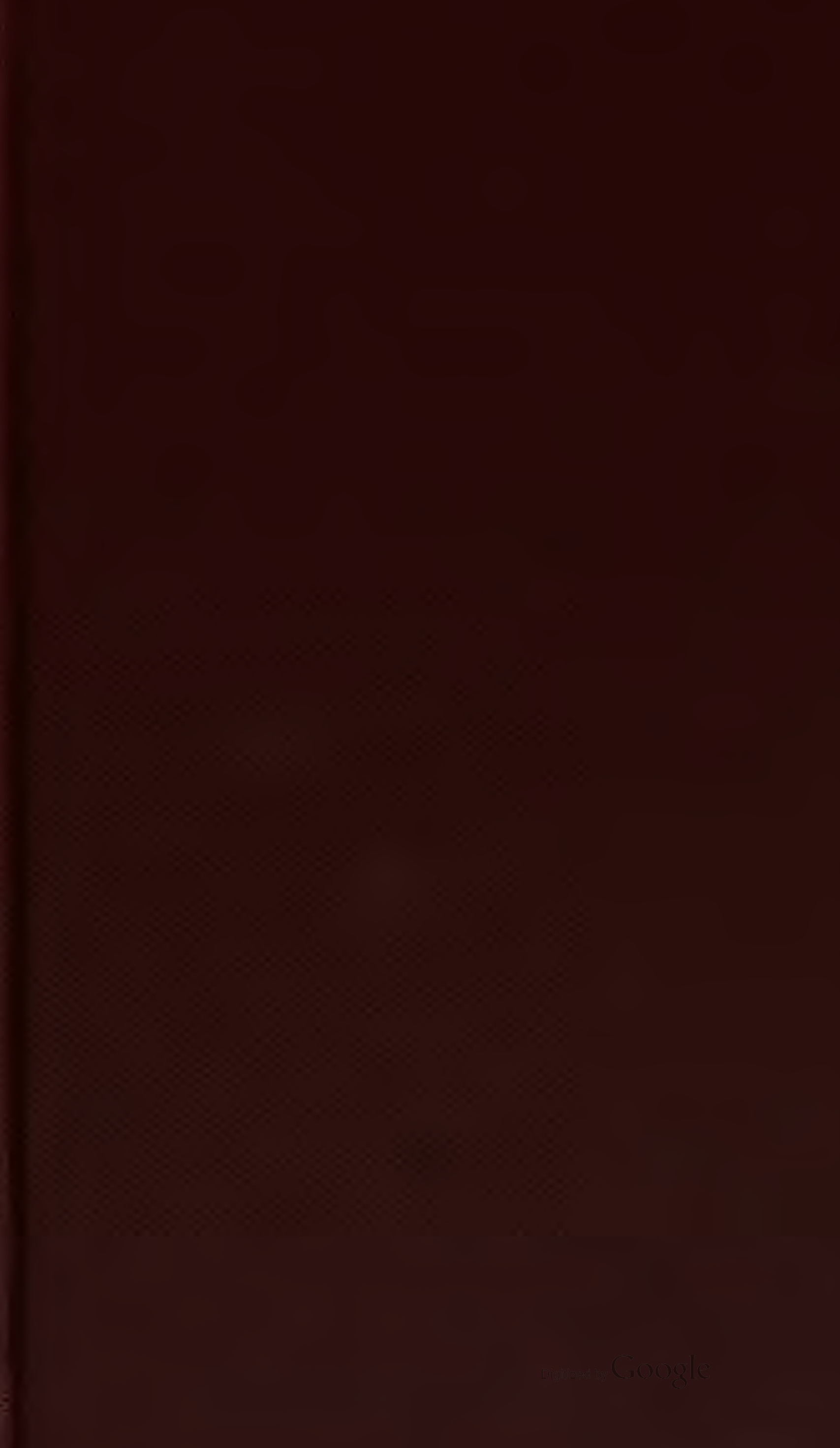
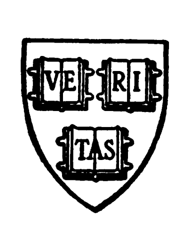



VE RI
TAS



Die Seherin von Prevorst.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Die Seherin von Prevorst,

Eröffnungen

über

das innere Leben des Menschen

und über

das Hereinragen einer Geisterwelt

in die unsere.

Mitgetheilt

von

Justinus Kerner.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 8 Steindrucktafeln.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1846.

Ich preise dich, Vater Himmels und der Erden, daß du solches verborgen den Weisen und Klugen, und hast es offenbart den Unmündigen.

Luc. 10, 21.



Dem verehrungswürdigen

Gotthilf Heinrich von Schubert

und

dem verehrungswürdigen

Johann Friedrich von Meyer

widmet

diese Eröffnungen

über

das innere Leben des Menschen

der Herausgeber.

Vorwort zur vierten Auflage.

Es sind seit dem ersten Erscheinen dieses Buches nun sechzehn Jahre verstrichen. Es fand der Freunde und der Tadler viele. Von den schlimmen Einflüssen seines Erscheinens, das jene letzteren prophezeihten, wurde wohl nichts bemerkt, wohl aber hat es in Manchem ein inneres heilsames Bedenken und einen Glauben hervorgerufen, der in Stürmen des Lebens zum Halte und Troste gereicht; davon wären Beweise in Menge anzuführen.

Phänomene, deren Besprechung Rationalismus und sogenannte Aufklärung längst verpönt hatten, die aber nun einmal in der Natur existiren und der wichtigsten Seite derselben, ihrer Nachtseite, angehören, kommen, besonders in Folge des zweiten Abschnittes dieses Buches, wieder zu vielseitiger Erörterung und werden gewiß noch später der Forschung der Natur ein neues interessantes Feld eröffnen.

Dieß sind die Tröstungen des Herausgebers bei den vielen Mißkennungen und Verunglimpfungen, die er durch die Veröffentlichung dieser Geschichte erleiden mußte. Manche der vielen irrigen Urtheile wurden schon in den vorigen Auflagen beleuchtet.

Oft hörte man besonders den gänzlichen Irrthum: jene aus dem tiefsten magnetischen Leben der Seherin hervorgegangenen Kreise seyen der Einwirkung eines Andern zuzuschreiben.

Was kann auf solches Gerede gesagt werden? Für solche, die diese Geschichte selbst mitansahen, ist es unwahr

und lächerlich. So ist auch die Erklärung jener Kreise rein nur Produkt ihres eigenen, innern Schauens. Die Hauptmomente der Erklärung jener Kreise liegen ja schon in der Figur selbst, von der weder der Herausgeber noch ein Anderer früher nur eine Ahnung hatte.

Was die Seherin aussprach, ist keine gemachte Philosophie eines gläsernen Verstandes, es ist Offenbarung innerer Naturanschauung, und daher oft mit dem Volksglauben und den Eröffnungen eines Plato, die aus ähnlicher Quelle (der Ahnung und innern Naturanschauung) entsprungen sind, so sehr übereinstimmend.

Man tadelte am Arzte die Versuche an der Seherin mit den verschiedenen Mineralien, aber es sind im Buche die Beweise gegeben, daß der Einfluß von Mineralien zur Erleichterung ihrer außergewöhnlichen Nervenzustände, zur Hebung wie Hervorrufung von Krämpfen nöthig war; daß er wohlthätig auf sie wirkte und sehr oft von ihr selbst begehrt wurde. Zudem geben gerade diese Versuche später einem unserer tiefsten Naturforscher zu den geistreichsten und interessantesten Vergleichungen und Erörterungen Anlaß, die dieser neuesten Auflage zur Vermehrung und Zierde gereichen.

Der zweiten Abtheilung der „Eröffnungen über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere" sind noch Bemerkungen beigegeben, die von den spätern Forschungen des Herausgebers in diesem Felde sprechen und hauptsächlich den Wunsch ausdrücken: es möchten diese Phänomene, wie der Verfasser später versuchte, mehr auf naturforscherischen als religiösen Boden gezogen und auf solchem verfolgt und weiter erforscht werden.

Weinsperg, im Mai 1846.

Justinus Kerner.

Inhalt der ersten Abtheilung.

Inhalt der zweiten Abtheilung.

Erste Abtheilung.

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen.

Eingang.

Wie jeder Mensch, der entfernt vom Treiben des äußern Lebens nur etwas in seinem Innern einkehrt, wirst auch du, lieber Leser, fühlen, daß in diesem ein ganz anderes, dem Aeußeren meist widersprechendes Leben ist. Was das äußere Leben für geziemend findet, tadelt oft das innere, und oft geht bei Thaten des äußern ein stilles, beunruhigendes Gefühl, das nur aus dem innern Leben kommt, auf das äußere über. Fühlst du dann weiter nach, so fühlst du, daß dieses äußere Leben besonders mit den mechanischen Einrichtungen des Gehirnes, dem für die Welt berechnenden Verstande, zu thun hat, das innere Leben aber, in der Region des Herzens, dem sympathetischen und Gangliensysteme, in den Kreisen des Gefühllebens, seinen Sitz fand.

Noch weiter fühlst du, daß vermöge dieses innern Lebens der Mensch in einer alten ewigen Verbindung mit der Natur steht, von der ihn die einseitige Ausbildung des Gehirnlebens nur scheinbar freistellen kann. Seinem für die Außenwelt thätigen Gehirne wird zwar dieses innere Leben verdunkelt, aber dennoch lebt dieses im Innern sein unabänderliches Leben fort, und hält, ein steter geheimer Wächter, Rechnung über den Haushalt des äußern. Alles, auch das uns jetzt noch so kleinlich Scheinende, wird in ihm in Wort und Zahl notirt, und steht einst in heller Klarheit vor deinem geistigen Auge, nach dem Erlöschen des äußern.

Aber diese innere geheime Naturverbindung wirst du zugleich auch als dasjenige fühlen, was den Geist des Menschen noch an andere Welten fesselt und auch diesen einst zuführt.

Je mehr dir im Markte des Lebens, im Gewühle des Aeußern das innere Leben fühlbar wird, je mehr dir aus der Musik ausgelassener Tänze eine ernste, das Innere weckende, Melodie hervorgeht, je mehr danke, Lieber, deinem geistigen Führer. Aber

gingst du im Gewühle des äußern Lebens verloren, jagest nur dem nach, was vom Aeußern ist, so wird dir doch einmal eine Stunde kommen, und gebe Gott, daß es nicht die letzte deines Lebens sey! eine Stunde des Jammers und der Thränen, eine Stunde des Todes eines deiner Lieben, eine Stunde, wo du vom Gipfel deines irdischen Glückes geworfen in Scham und Reue allein stehst, wo dir das innere Leben aufgeht, dich rettend wieder in seinen Kreis nimmt, ein Leben, das dir vielleicht seit deiner Kindheit bedeckt blieb, ein Leben, das du seitdem wohl kaum nur ahnend in nächtlichen Träumen, die du aber nicht zu deuten wußtest, fühltest.

Lieber! das ist schon so Manchem geworden, und wird noch Manchem werden, der jetzt noch so fröhlich und wohlgemuth mit glänzender Stirne, wie von Beinglas, alles bauend auf das Pfund berechnenden pfiffigen Weltverstandes in ihr, einhergeht. Und einen solchen hört ich einmal röchelnd im Tode sagen: „Es ist nun alles Leben vom Gehirne in die Herzgrube, ich fühle von meinem Gehirne nun gar nichts mehr, ich fühle meine Arme, meine Füße nicht mehr, aber ich sehe unaussprechliche Dinge, an die ich nie glaubte, es ist ein anderes Leben“ — und da verschied er.

„Wenn auf den Gräbern der entschlafenen Getreuen die Blume der Erinnerung nach ferner Welt einladet, oder wenn die Kluft für uns selber zu klaffen beginnt, dann überfällt uns erst, aber zu spät, ein heiliger Schauer der Ewigkeit. Fremde Ahnungen umschleichen erst in der letzten Noth das Herz und erpressen qualvolle Seufzer der geängstigten Brust. Wohl ist dieß nur sehr selten so an der Wiege des Kindes, nicht so in der Blüthe des Alters und in den Freudegemächern der Braut, nicht so in den schimmernden Zimmern und Sälen des prunkenden Reichthums, nicht so in den frohlockenden Kreisen des Bacchus.“ [1]

So schrieb mir einmal ein geistreicher ärztlicher Freund nach dem Tode eines verehrten Lieben:

„Es ist nicht der Schrecken über die Todeserscheinung, die mit Einemmal alles Wirken und Gutmachen des Arztes abschneidet, noch der Schmerz über den Verlust allein, was mich in

[1] S. Ennemoser's Geschichte des Magnetismus.

diesem Falle so heftig erschütterte. Die Erschütterung weckte mein Innerstes auf und ließ mich in Abgründe blicken, recht in meinem Innern, in die ich verzweiflungsvoll versinken wollte. Ich fühlte mit Schrecken die ungeheure Blindheit der Seele, die Eitelkeit und Nichtigkeit des Selbstwissens und Selbstwollens, das Schreckliche der nothwendigen und unabänderlichen Verkettung der Dinge, der Thaten und der Folgen dieser Turba, die im Grimme das, was wir einmal gethan, einschlingt und für die Ewigkeit festhält; ja ich müßte verzagen, wenn ich nicht eine göttliche Hülfe kannte. Mein Lieber! es ist mir recht klar und lebendig geworden, daß es aus diesen Banden des Naturlebens, aus dieser Verkettung, in der wir wie blind und berauscht nicht wissen, was wir thun und was unsern Thaten folgen wird, angebunden fortgezogen werden, nur Eine Befreiung gibt, daß, wenn wir in jener den Zorn Gottes und den Grimm seiner Gerechtigkeit empfinden, ihr gegenüber, oder vielmehr über ihr und inner ihr, ein Reich der Liebe und der Gnade ist, und daß nur, wer mit diesem versöhnt und drein aufgenommen ist, die Freiheit, die ewige Ruhe, in der allein Seligkeit, Seele, ist, erlangen mag. Wir müssen in Gott leben, mit Gott wirken und handeln, wenn nicht unsere Handlungen uns gefangen nehmen, und nach den ewigen Gesetzen der Natur einen Kerker um die Seele befestigen sollen, in den kein Lichtstrahl des Friedens dringen kann. So lasse, Lieber, uns das Leben lieben, ja begehren sehr zu leben, aber nicht uns zu leben, sondern daß wir mit Gott unsere Seele versöhnen und Gott in uns lebendig schaffen und wirken möchte. Ja! es ist unbegreiflich, wie der Mensch für sich selbst nur Einen Schritt thun kann, da jeder Schritt am Rande von tausend Abgründen hingeht."

So schrieb der bekannte Philosoph Schelling schon im Jahre 1811 nach dem Tode der Gattin eines Freundes, nachdem er einen gleichen Verlust erlebt hatte, Folgendes (was allgemeiner bekannt zu werden verdient, weßwegen ich es hauptsächlich hier aufnehme) gegen alle speculative Philosophie aus seinem Innern an den Trauernden:[1]

[1] Aus der nur Freunden mitgetheilten Schrift: „Zum Andenken der verstorbenen Gattin des Präsidenten Georgii in Stuttgart. 1811." (Von ihrem Gatten.)

„ . . . Wenn wir die rechte Empfindung vom gegenwärtigen Leben erhalten haben, wenn wir fühlen, daß der Zustand desselben weit schrecklicher ist, als wir gewöhnlich wissen, da eine göttliche Hand uns die eigentliche Beschaffenheit desselben verbirgt, so können wir die, welche davon befreit sind, nicht anders als glücklich preisen. Diese haben im eigentlichen Verstande überwunden; wir stehen noch auf dem Kampfplatz und warten auf unsere Erlösung. Schon das gewöhnliche Wort, daß keiner vor seinem Ende selig ist, zeigt uns genug den Werth des jetzigen Lebens.

. . . Anhaltendes Nachdenken und Forschen hat jedoch bei mir nur dazu gedient, jene Ueberzeugung zu bestätigen, daß der Tod, weit entfernt, die Persönlichkeit zu schwächen, sie vielmehr erhöhet, indem er sie von so manchem Zufälligen befreit; daß Erinnerung ein viel zu schwacher Ausdruck ist für die Innigkeit des Bewußtseyns, welche den Abgeschiedenen vom vergangenen Leben und den Zurückgelassenen bleibt; daß wir im Innersten unseres Wesens mit jenen vereint bleiben, da wir ja unserem besten Theile nach nichts Anderes sind, als was sie auch sind — Geister; daß eine künftige Wiedervereinigung bei gleichgestimmten Seelen, die das Leben hindurch nur Eine Liebe, Einen Glauben und Eine Hoffnung gehabt, zu den gewissesten Sachen gehört, und namentlich von den Verheißungen des Christenthums auch nicht Eine unerfüllt bleiben wird, so schwer begreiflich sie auch einem mit bloßen abgezogenen Begriffen umgehenden Verstande seyn mögen. Täglich erkenne ich mehr, daß Alles weit persönlicher und unendlich lebendiger zusammenhängt, als wir uns vorzustellen vermögen. Könnte bei richtigem Fühlen und Denken zur Gewißheit jener Ueberzeugungen irgend etwas fehlen, so bedarf es nur des Todes einer innig geliebten mit uns verbunden gewesenen Person, um sie zur höchsten Lebendigkeit zu erhöhen . . . . Eben wenn wir wissen, daß uns das Leben nicht mehr zur Lust gereicht, wenn die Welt uns verödet ist, dann fangen wir erst recht an um Gottes willen zu leben . . . ."

Wem die äußere Welt verschwunden, dem geht die innere auf. Ja, um dieses innere Leben zu fühlen, dazu brauchst du, mein Lieber, auch keines schlafwachen Zustandes, das Auge dazu ist Jedem gegeben, der sich vom Aeußern nur nicht zu sehr

gefangen nehmen läßt, Jedem, der zwar in der Welt lebt, aber ohne von der Welt zu seyn.

Willst du es an Andern beobachten, so brauchst du auch dazu keines Schlafwachen. Du erkennst es im Leben so manches gottbegeisterten Menschen, du findest es in armer Hütte bei Thränen und hartem Brod, bei der Bibel und dem Gebetbuche mit all den anscheinenden Wundern, die aus ihm hervorgehen, du findest es überall, wo fromme Seelen unverschuldet das Herbste leiden müssen.

„Ein freies, ungebundenes Gemüth (sagt Athanasius Kirchner), welches durch keine Hülle eines irdischen Gemisches umzogen ist, genießt, seines ursprünglichen Verhältnisses eingedenk und mit Gott im Bunde, der klarsten Anschauung aller Dinge, indem es die bloßen offenen Wesen erblickt."

So findest du auch, Lieber, in den Lebensgeschichten mancher frommen Menschen, wie sie, in Momenten, wo ihnen die Welt, das äußere Leben, gänzlich in Kummer und Pein verschwand, in die tiefsten Tiefen, in die innersten Kreise ihres inneren Lebens kehrten, und sich ihnen dann Wunder offenbarten, die ganz denen gleich sind, die sich somnambülen Menschen kund thun.

Lass' es dir an wenigen Beispielen genügen!

Es war im Jahre 1461; da geriethen die sogenannten Hussiten in große Verfolgung, und diese betraf unter andern auch einen frommen Mann, Georginius[1], den sie zu Prag auf die peinliche Folter brachten. Da begab sich dann dieses Merkwürdige mit ihm, daß, als er auf der Leiter ausgespannt und gepeinigt wurde, er gleichsam alle seine äußerlichen Sinne verlor und wie ein Todter gar keinen Schmerz mehr empfand, also daß auch die Henker der Meinung waren, er sey ganz todt, und ihn von der Leiter herabließen und ihn für todt auf die Erde hinwarfen. Nach etlichen Stunden aber kam er wieder zu sich, sich verwundernd, warum ihm denn seine Seiten, Füße und Hände so wehe thäten. Als er aber die Striemen, die Stiche, die Brand- und Blutmale an seinem Leibe und der Henker Werkzeuge gesehen, nahm er daraus ab und erinnerte sich, was vorgegangen. Er erzählte aber einen Traum, den er während der

[1] Aus der Pragischen Chronik. S. auch Horst Dämonologie.

Marter hatte: ich wurde, sagte er, auf eine grüne und anmuthige Wiese geführt, auf deren Mitte ein Baum mit viel herrlichen Früchten stund. Auf demselben Baum saßen mancherlei Vögel, die sich von diesen Früchten speisten und sehr lieb und anmuthig sangen. Mitten unter diesen Vögeln aber ersah ich einen Jüngling, der mit einem Rüthlein dieselben also regierte, daß keiner sich unterstund, aus seiner Ordnung zu weichen, auch sah ich drei Männer, die diesen Baum bewachten.

Er beschrieb das Aussehen und Wesen dieser Männer, und es war zu verwundern, daß sechs Jahre nachher eben so viele Männer, welche denen, so er im Traum gesehen, völlig glichen, zu Vorstehern der Kirche erwählt wurden.

Als im Jahr 1639 eine arme Wittwe, Namens Lücken, zu Arum [1], die man eine Hexe zu seyn beschuldigte, nach einem Spruche der Juristen-Facultät zu Helmstädt von den Henkern auf der Folter mit Beinschrauben unmenschlich angegriffen wurde, bekam sie fürchterliche Krämpfe, sprach hochdeutsch und dann in einer fremden Sprache, schlief auf der Marterbank ein und schien todt zu seyn. Man berichtete den Fall wieder an die Juristen zu Helmstädt, die sie aufs neue auf die Folter legen ließen. Da betheuerte sie, eine gute Christin zu seyn, schlief auch dießmal wieder ein, als sie der Henker ausdehnte und sie so ausgedehnt mit Ruthen peitschte und mit brennendem Schwefel bestreute; sie konnte zu keinem Bekenntniß gebracht werden.

Besonders in der ersten Geschichte siehst du, wie die von der Außenwelt gepeinigte Seele, diese ganz verlassend, ihr nur den Körper preisgebend, sich in die innersten Kreise des innern Lebens zu dem Geiste flüchtete, wo ihr dann, wie Schlafwachen, die Zukunft sich aufschloß, ihr das anscheinende Wunder der Voraussage wurde.

Auch die zweite Geschichte sagt dir, wie hier die Seele, während sie das Aeußere, den Körper, ruhig der Marter der Außenwelt überließ, in die innere Heimath zurückging und sich ihr da vielleicht (wie auch bei unserer Schlafwachen geschah) die Sprache dieses Heimathlandes (des Innern) kund gab.

„Es kann auch geschehen, sagte eine tiefe Seherin, daß der

[1] S. Horst Dämonologie.

Mensch, der sein inneres Leben genau kennt, wenn auch die Elemente außer ihm seinen Körper zerstören, dermaßen seines innern Lebens froh ist, daß das Gefühl am Körper dadurch unterdrückt, aufgehoben wird."

Es bezeuget die Geschichte der Märtyrer, wie sie in Momenten der herbsten Leiden von Außen eine Sicherheit des Innern gewannen, in der sie die grausamste Pein erduldeten, die Tyrannen verlachten und zu Scheiterhaufen und Marterbank als zum Brautbett gingen. So sangen Johann Huß und Hieronymus von Prag in der Marter der Flammen bis zu ihrem letzten Lebenshauche Lieder der Freude und des Dankes. Dorothea ging zur Marter wie zum Tanze. Fröhlich als Ueberwinder sah man Märtyrer stehen, ob sie gleich am Leibe bald kein ganzes Stück Fleisch mehr hatten und die Seiten aufgeschnitten waren. Wo war denn da ihre Seele? Sie war in der Klarheit und Sicherheit des Innern. So zeigen dir dem magnetischen Leben ähnliche Erscheinungen auch so viele andere Geschichten des alten und neuen Bundes, aber auch die Geschichten anderer gottbegeisterten Menschen, z. E. die Geschichte der Jungfrau von Orleans. So liesest du in „Delavergy, Nachricht von den Handschriften der königlichen Bibliothek," nachstehende eigene Worte der Jungfrau von Orleans, die sie bei ihrem Processe aussprach:

„Im Alter von dreizehn Jahren ließ sich mir im Garten meines Vaters zu Donremy eine Stimme hören. Sie war zur Rechten, von der Seite der Kirche, und von einer großen Helle begleitet. Im Anfange fürchtete ich mich, aber ich erkannte bald, daß es die Stimme eines Engels sey, welcher mich seitdem geleitet und gelehrt hat. Es war der heilige Michael. Auch sah ich die heilige Katharine und die heilige Margarethe, welche mich anredeten, mich ermahnten und alle meine Handlungen leiteten. Ich unterscheide leicht an der Stimme, ob ein Engel oder eine Heilige mit mir redet. Gewöhnlich, aber nicht immer sind sie von einer Helle begleitet. Ihre Stimmen sind sanft und gut. Die Engel erschienen mir mit natürlichen Köpfen. Ich habe sie gesehen und sehe sie mit meinen Augen."

Nach fünf Jahren, als sie das Vieh hütete, sagte ihr eine gewisse Stimme: Gott habe Mitleid mit dem französischen Volke,

und sie müsse gehen, es zu erretten. Als sie hierauf weint, befiehlt ihr die Stimme, nach Vaucouleurs zu gehen, wo sie einen Hauptmann finden werde, der sie ohne Hinderniß zum König führen solle.

„Seit der Zeit," fährt sie fort, „habe ich nichts gethan, als im Gefolge der erhaltenen Offenbarungen und Erscheinungen, und selbst während meines ganzen Processes rede ich nur das, was mir eingegeben ist."

Bei der Belagerung von Orleans sagt sie die Einnahme der Stadt voraus, und zugleich, daß sie Blut aus ihrer Brust vergießen werde, und wirklich wurde sie am andern Tage verwundet und ein Pfeil drang sechs Zoll tief in ihre Schulter ein.

Merkwürdig und physiologisch wichtig ist, daß, wie sich nachher bei ihrem Proceß ergab, sie Jungfrau war, und nie die periodischen Veränderungen ihres Geschlechts erfahren hatte.

Eine ähnliche natürliche Somnambüle war die heilige Therefie, welche im Anfange des 16ten Jahrhunderts geboren wurde, und ähnliche Visionen wie das Mädchen von Orleans hatte. (Vie de St. Thérèse etc. par J. B. A. Boucher. Paris 1810.)

Lass' uns, mein Lieber, die Geschichte Jesu und seiner Apostel hier unberührt. Liesest du die Geschichten der Heiligen, so findest du unzählige Thatsachen, so von der Macht des innern Lebens zeugen. Man hat aber diese Legenden für Sammlungen von Thorheiten und Schwärmereien angesehen und thut es auch noch; welches aber deßhalb geschieht, weil das Gehirn tyrannisch über das Herz meistert, das sklavisch, unten im finstern Kerker der Brust angeschmiedet, jene kindlichen Stimmen der Vergangenheit nicht mehr vernimmt, wo der Glaube noch Berge versetzte und das Feuer der Liebe die dornigen Pfade durchleuchtete. Es mag wohl seyn, daß Manches von dem Leben der Heiligen und ihren Wundern übertrieben und Manches gar nicht einmal wahr ist; aber das Ganze, was fromme, Gott geweihte Gemüther zu thun im Stande waren und noch sind, steht fest, ja so fest, daß es alle Blitze des Himmels nicht niederzuschmettern vermögen; diese Worte sind so laut und so tief gegraben, daß sie das Rollen des tobenden Ungewitters und das Krachen des zusammenstürzenden Weltgebäudes nicht zu überschreien vermag. Es ist wahr, einfältig that man, wie man jetzt meinen mag; allein man fand

auf diesem Wege, was man suchte: den Frieden des Gemüths und Alles dessen, was man wünschte in Gott.[1]

Aber solche Wunder des innern Lebens werden auch sonst Andern, die von Jugend auf ein in sich gekehrtes, nüchternes, gottergebenes Leben geführt, aber dabei nicht das irdische Tagewerk verachtet, sondern noch thätig und kräftig ihr jetziges Daseyn ausgebildet. Wir sehen auch bei solchen bedeutungsvolle Träume, Ahnungen, Mittheilungen aus einer geistigen Welt, und was sonst auch nur ins Gebiet magnetischer Erscheinungen zu gehören scheint.

So finden sich in dem Leben des Großvaters dieser Frau, deren Geschichte der Inhalt dieser Blätter ist, Züge eines tiefen innern Lebens, und doch erlangte dieser, bei dem kräftigsten Körper und wachem Gehirne, das höchste Lebensalter, aber immer einem einfachen, thätigen, gottgeweihten Leben ergeben, als armer Hirtenknabe wie als vermöglicher Kaufherr. Solche Züge aus dem Leben dieses Mannes sind folgende. Ich will ihn den ersten selbst erzählen lassen:

„Ich war krank (so erzählt der alte Kaufherr Johann Schmidgall von Löwenstein) und sah mich sterben, voll der freudigsten Hoffnung, daß mich ein seliges Loos treffen werde. Ich erwachte bald wie aus einem Schlummer und befand mich in einer andern Welt, auf einer großen unübersehbaren Wiese, auf der viele Schattengestalten sich befanden, welche alle gegen Osten hin wandelten, mir war so leicht und wohl, und meine Seele war noch so voll von jener erwartungsvollen, freudigen Stimmung, daß ich unaufhaltsam auch dahin eilte. Als ich näher kam, so sah ich, daß eine Frau daselbst war, welche ein krystallenes Gefäß vor sich hatte, in welchem eine rothe Tinctur war. Zu dieser Frau drängten sich nun eine Menge abgeschiedener Menschenseelen; auch sah ich, daß sie mit einem silbernen Löffel von dieser blutrothen Tinctur nahm und hie und da einem Schatten gab, welcher dann unverzüglich dem ewigen Osten zueilte. Viele bekamen nichts und wurden von der Frau mit ihrer linken Hand abgewiesen, die sich auch sogleich in eine endlose Weite entfernten. Endlich war die Reihe an mir, freudig nahte ich mich jener Frau, und, o des Entsetzens, ich wurde abgewiesen.

[1] Ennemoser's Geschichte des Magnetismus S. 255.

„Wie mir zu Muthe war, läßt sich nicht beschreiben, ein Glück war es für mich, daß ich sogleich erwachte; da dankt' ich Gott, daß ich mich noch auf dieser Erde befände.

„Diesen merkwürdigen Traum schenkte mir mein Herr, damit ich tiefere Blicke in mein Inneres thun könnte, das von dem Wahne sich besser als andere zu denken nicht leer, also auch nicht hinlänglich zubereitet war, die vollgültige Gerechtigkeit Christi, die er uns mit seinem theuern Blute erworben, anzuziehen."

Derselbe Johann Schmidgall, der einer Wittfrau, um deren Vermögensumstände es nach dem Tode ihres Mannes nicht zum Besten aussah, die Handlung geführt, dachte, als er sie durch treuen, uneigennützigen Rath und Dienst zur vermöglichen Frau gemacht hatte, nun an sein eigenes Fortkommen. Er hatte sich zu Eßlingen eine gute Stelle verschafft, und jener Frau für einen andern Diener gesorgt. Er packte seinen Koffer, nahm Abschied, den Stab in die Hand und wanderte zum Thore hinaus. Es ging langsam den Berg hinauf, es wurde ihm bang, und eine Angst drückte ihn, die er sich gar nicht zu erklären wußte. Mit jedem Schritte wuchs der Druck, dessen ungeachtet ging er weiter, doch manchmal mußte er sogar stille stehen, endlich aber kam es so weit, daß er umkehrte und wieder Löwenstein zuging. In dem Augenblicke war alle Angst wie weggeflogen. „Aber, dachte er, das wäre doch wunderlich, wieder umzukehren, ich habe ja gar keine Ursache dazu." Er faßte darauf den festen Vorsatz, auf nichts zu achten, sondern Eßlingen zuzugehen, es möge auch seyn, wie es wolle. Er wendet sich um, und die alte Angst martert ihn wieder. Er geht dennoch weiter und kommt bis in den Wald, den man das Gaisholz nennt. Hier stieg die Angst auf das Höchste, und statt des ihm so wohl bekannten Waldes und Weges sah er eine ganz fremde Gegend, ein unermeßlich weites, leeres Feld vor sich, und mitten in ihm, im Wege, einen Mann stehen, der ihm immer winkte umzukehren. Jetzt half es nichts mehr, er mußte nachgeben und umkehren, und so wie es wieder Löwenstein zuging, war unbekannte Gegend und Angst verschwunden. Bedenklich trat er wieder bei der Frau ein, stellte seinen Stock hin, brachte irgend einen Vorwand vor, warum er wieder umgekehrt und dachte nicht mehr ans Fortgehen. Die Frau erstaunte, sagte aber nichts, und eben so die Andern im

Hause; es war, als ob er gar nicht fortgewesen wäre. Seine angenommene Stelle kündigte er wieder auf, und dem neuen Ladendiener schrieb er wieder ab, Alles in der Stille, und das Ganze blieb im alten Geleise. Und es war dieß auch Schmidgalls Glück. Er brachte jener Frau Handlung noch in viel größere Aufnahme, bekam ihre Tochter zur Ehe und ward durch sein Beispiel, durch Rath und That und durch sein Gewerbe, das eine bedeutende Ausdehnung erreichte, dem Orte ein wahrer Segen bis ins höchste Alter.

Du siehst in jenen Zügen aus Schmidgalls innerem Leben den in schlafwachen Zuständen so constanten Führer, im ersten als warnendes und erweckendes Traumbild von der tiefsten Bedeutung, im zweiten ins wache Leben getreten, als einen Mann, der ihm in wildfremder Gegend umzukehren winkt, im Augenblicke, wo er vielleicht zu seinem Unglück der ihm von der Natur bestimmten Bahn entgangen wäre, und auch da nicht war Schmidgall, wie er dieß überhaupt nie in seinem Leben war, in einem exaltirten oder krankhaften Nervenzustande. Schmidgall lebte stets ein nüchternes, schlichtes, obgleich thätiges Leben, und daher wurde das Innere ihm nie durch das Aeußere verdunkelt. So sah man ihn noch mit den Kräften eines Jünglings in seinem 80sten Jahre, nachdem er 40 Enkel erlebt hatte, mit ungetrübtem, freundlichem Blicke, rothen Wangen, lichtem Silberhaar, aufrecht und ohne Stab das hohe Gebirge seines Wohnorts an der Seite seiner Enkeltochter (deren Geschichte diese Blätter zum hauptsächlichsten Gegenstand haben) auf und nieder wandern. Schmidgall war kein Verächter des irdischen Tagewerks, brütete auch nicht über geistigen Dingen hin oder suchte sie schmachtend; er wußte nur die Einfachheit und Klarheit der ihm angestammten Natur gegen den Andrang der Welt zu behaupten, und erhielt so in seinem Innern den stets treuen Wächter.

An einem Morgen, da er sich viel heiterer als sonst aus dem Bette erhob, erzählte er seinen Kindern: es sey ihm in vergangener Nacht seine selige Frau im Traume erschienen, so lebhaft als dießmal habe er noch niemals etwas im Traume gesehen, sie habe etwas zu ihm gesagt, das er nun nicht mehr wisse. Auch als dieß geschah, war er noch völlig gesund, aber sieben Tage nachher — todt.

In der gleichen Nacht, wo Schmidgall jenen Traum hatte, lag jene seine Enkeltochter zwölf Stunden weit von ihm entfernt, durch Kummer und Krankheit in die tiefsten Tiefen des Innern zurückgeführt, in demjenigen Zustande oder demjenigen innern Wachen, das man magnetisches Schlafwachen heißt, da sprach ein Geist (dessen Geschichte unten steht) zu ihr: Ich komme jetzt sieben Tage lang nicht mehr, weil deine Führerin (ihre Großmutter, Schmidgalls Gattin) dich auf sieben Tage verläßt, um sich mit etwas Wichtigerm, das in deiner Familie jetzt vorgeht, zu beschäftigen, da du mich ohne diese nicht ertragen könntest.

Du siehst in diesem Zuge, daß, was hier bei krankem Körper geschah, dort sich auch bei völlig gesundem zeigte, und daraus kannst du, Lieber, den Schluß machen, daß solche Erscheinungen nicht bloß aus kranken Körpern hervorgehen, nicht stets Phantasien exaltirten Gehirnes, sondern sehr oft Wirklichkeiten sind. Freilich ist man aber nur zu geneigt, solche Erscheinungen im Menschenleben nur krankhaftem Zustande zuzuschreiben! Es wird durch die Welt und ihr Treiben der Geist des Menschen nur zu oft aus seiner Heimath gezogen, ihm kein Ruhepunkt mehr im Innern gelassen. Bei so Vielen zieht die Welt den Körper, der Körper die Seele, und die Seele den Geist aus seinen Kreisen und fesselt ihn an die Erde, und daher wird nur das äußere Leben bei so vielen Menschen gemein, so daß Menschen, in denen der Geist noch in seiner naturgemäßen Stelle ist, nicht mehr in den Kreis gewöhnlicher Menschen gerechnet, sondern als unnatürlich, verrückt oder als Wunder betrachtet werden.

Das gesellschaftliche Leben (sagte eine tiefe Seherin) ist ein Gewühl, worin sich der Mensch herumtreibt; wer aber einen festen Punkt darin faßt, sich nicht herumtreiben läßt, der vermag den Lauf der Dinge, die außer ihm vorgehen, wahrzunehmen und zu beurtheilen; ein solcher lebt in Freiheit und lernt Sachen, die durch keinen Unterricht ihm beigebracht werden können. Das, was außer ihm vorgeht, belehrt sein Inneres. So lange man nur Auge und Ohr für äußere Dinge hat, versteht der innere Sinn davon nichts. Alles muß von innen ausgehen, wie die Schrift sagt: was von innen kommt, ist gut. Wir müssen es machen wie Maria; diese verstand nicht, was Christus sagte, aber sie bewahrte es in ihrem Herzen. Hätte sie es vermittelst

ihrer Begriffe von äußern Dingen verstehen wollen, so hätte sie es unfehlbar falsch verstanden; nur die Stimme des Innern konnte es ihr verständlich machen. — Es liegen sehr viele tief verborgene Wunder in der Natur und im Menschen, die wir nicht kennen, weil unser Auge und Ohr sich bloß mit den äußern Dingen beschäftigt, und weil die äußere Stimme die innere überschreit.

Ja wundervoll, Lieber, ist das Leben der innern Welt, das wovon sie lebt und wodurch wir sind und woher unser Trost, unser Alles, geflossen kommt; aber eben darum verwundert es uns nicht so, es macht still, es würde hier schon recht selig machen, wenn wir nur immer dem segnenden Säuseln dieses Geistes zugewendet blieben, wenn uns das Mühlrad der großen Welt nicht immer wieder für dieß Säuseln taub machte!

Als Gott die menschliche Seele schuf, sagt van Helmont, hat er ihr wesentliche und ursprüngliche Kenntnisse mitgetheilt. Diese Seele ist der Spiegel des Weltalls und steht mit allen Wesen in Verbindung; sie ist durch ein inneres Licht erleuchtet: allein der Sturm der Leidenschaften, die Menge der sinnlichen Eindrücke, die Zerstreuungen, verfinstern dieses Licht, dessen Glanz sich nur verbreitet, wenn es allein brennt und in uns Alles in Harmonie und Frieden ist; wenn wir uns von allen äußern Einflüssen abzusondern wissen und uns durch dieses innere Licht führen lassen wollen, so würden wir in uns selbst reine und sichere Kenntnisse finden. In diesem Zustande der Concentration unterscheidet die Seele alle Gegenstände, auf die sie ihre Aufmerksamkeit richtet; sie kann sich mit ihnen vereinigen, ihre Beschaffenheit durchdringen und selbst zu Gott gelangen und in ihm die wichtigsten Wahrheiten erfahren. [1]

Gehst du in die naturgemäße Urzeit zurück, in der noch nicht die sogenannte Cultur das innere Leben bedeckt, in die Geschichte des alten Testamentes, oder auch jetzt noch dahin, wo die Wiege des Menschengeschlechtes war, wie zum Oriente, so siehst du auch dort noch Ueberreste, die von gleichem innerem Leben bei ganzen Volksstämmen zeugen, das wir hier nur als Krankheit an Einzelnen zu beobachten glauben.

Ich weise hier auch auf jene innere Sprache hin, von der

[1] Baptista van Helmont, opera omnia. Francofurt. 1682.

in diesen Blättern noch später ausführlicher die Rede seyn wird, die sich bei jener Frau im schlafwachen Zustande offenbarte, von der sie sagte, daß eine ähnliche in jedem Menschen liege, und die in Schrift und Wort so viele Aehnlichkeit mit den Sprachen des Orients hat, und zwar wohl nur aus dem Grunde, weil in jenen Sprachen der Kindheit des Menschengeschlechtes wohl auch die natürliche innere Sprache des Menschen liegt, eben so wie die Rechnung mit Zahl und Buchstaben, die auch der ihrigen ähnlich ist, von dort stammt, was sich Alles wohl in jedem Menschen, der in sein natürliches Innerstes zurückgeführt wird, mehr oder weniger wieder kund thut.

Auch jenes Aufschließen des Geistes vor Stein und Metall, jenes Gefühl für siderische Einflüsse findest du am meisten bei ganz der Natur gemäß lebenden Menschen, bei Bergbewohnern und Hirtenstämmen.

Wo aber durch Kummer und Krankheit und zugleich durch eine, schon von der Natur gegebene, anererbte Anlage (wie in unserm Falle zu seyn scheint) Fleisch und Blut des Körpers gleichsam getödtet wird, dann aber der Nerve mit seinem Geiste, als dasjenige, was Seele und Geist mit dem Leibe vermittelt, in desto fesselloserem Leben hervortritt, da werden uns allerdings oft scheinbare Wunder des inneren Lebens im vollsten Maaße kund.

Aber welch ein unsäglicher Trost, Lieber, liegt hier; du siehst, daß wenn die Außenwelt auch mit all ihrer Qual und Jammer den Körper verzehrte, oder ihm an den Eingeweiden nagt, wenn kein Stern der Hoffnung, kein Funke von Freude dir mehr von außen scheint, sich erst in deinem Innern (vermagst du es nur zu erfassen) ein unsäglich helles Leben anfacht, von dem die Welt des Aeußern keinen Begriff hat, ein Leben, das dir keine Folter zerbricht, in dem keine Nacht eines Kerkers die Flamme löscht, die dir aus den tiefsten Tiefen der Natur bricht, das dich mit der Welt der Geister verbindet, und wo du den Vorgeschmack der Wonne empfindest, in die dein ewig lebender Geist (ist er gereinigt vom Körper) aufschwebt.

Das ist die Ruhe, das ist das Wohlbehagen, das dem unschuldig Gekränkten, dem Tiefleidenden, dem, der keine Ansprüche auf Alles, was da von der Welt kommt, mehr macht, im Innern aufgeht; das ist der Frühling mitten in seiner Brust beim

Winter von außen, die helle Wiese, auf der er, liegt sein Leib in Folter, geht.

Und möchten dir, lieber Leser, die nachstehenden Blätter, die manche neue Eröffnungen über das innere Leben und das Hereinragen einer Welt der Geister in die unsere enthalten, es klar werden lassen, wie solches innere Leben nicht bloß in Schlafwachen, sondern, in Wahrheit, in uns Allen, waltet, wie wir es aber nur nie tief genug erfassen, nicht selber in ihm einkehren und seine inhaltschweren Ziffern nicht zu enträthseln uns bemühen, weil uns der Tumult der Außenwelt ruft, bis jener Moment kommt (und o wie bald kommt er bei Allen!), wo diese Außenwelt verschwindet und dann unser Geist unaufhaltsam in die innern Kreise kehrt und da — ach, nur zu spät! — schaut, was sich ihm setzte.

Und nun möcht' ich dir, Lieber, nur wenige Worte schon an dieser Stelle (Weiteres sagt dir der spätere Inhalt dieser Blätter) von dem Wesen desjenigen Lebens im Innern sagen, das man den magnetischen Schlaf heißt. Nenne, mein Lieber, diesen Zustand nicht Schlaf: denn er ist vielmehr das hellste Wachen, das Aufgehen einer innern, viel hellern Sonne, als die ist, die deinem Aug' von außen leuchtet, ein helleres Licht, als das ist, das dir durch deine Begriffe, Schlüsse, Definitionen und Systeme im wachen Leben werden kann, ein Zustand, der mit dem ursprünglichen des Menschen Aehnlichkeit hat, wo der Mensch wieder in alte innige Verbindung mit der Natur tritt und ihre Gesetze und Urtypen zu erschauen fähig werden kann. „Vor dem Fall des Menschen (sagt van Helmont) hatte seine Seele eine angeborne Wissenschaft und eine prophetische Gabe von ausgezeichneter Kraft; diese Fähigkeiten besitzt die Seele aber noch; und wenn sie nicht sichtbar werden, so sind es die vielen Hindernisse der Sinnlichkeit, die sich ihr entgegensetzen. Besonders wird der Mensch im Schlaf noch oft durch dieses übernatürliche Licht erleuchtet, weil da nicht wie im Wachen diese innern Eingebungen von den Sinnesreizen zurückgehalten werden. Erwacht diese magische Kraft wieder (wie in magnetischen Zuständen hauptsächlich der Fall ist), so erlangt er auch jene Wissenschaft und die Fähigkeit nach außen zu wirken."

„So viel ist gewiß (sagt Herder), daß in jeder unserer

Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thieres unterdrückt wird und zum Verhältniß des Erdenlebens gleichsam in Banden liegt. Einzelne Beispiele, sogar der Vorhersehung und Ahnung haben Wunderdinge entdeckt von dem verborgenen Schatze, der in menschlichen Seelen ruht. Daß meistens Krankheiten und gegenseitige Mängel diese Schätze zeigten, ändert in der Natur der Sache nichts, da eben diese Disproportion erfordert wurde, dem einen Gewichte seine Freiheit zu geben und die Masse desselben zu zeigen."

Im reinsten, höchsten Grade des magnetischen Zustandes ist kein Schauen, Hören, Fühlen, es ist aus allen dreien zusammengesetzt, mehr als alles Dreies, eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht des wahrhaftesten, eigensten Lebens und der Natur. Je einfacher, naturgemäßer der Mensch, der in diesen Zustand geräth, im wachen Leben ist, je mehr sich schon in diesem sein Geist von Seele und Leib frei zu halten wußte, je tiefer, je wahrer, wird auch sein Schauen in ihm seyn.

Aber auch dieser Zustand hat seine Gradverschiedenheiten (die unten näher bezeichnet sind), und es ist gewiß im höchsten Grade dieses innern Lebens auch keine Täuschung mehr möglich, und das wohl in Momenten, in denen des Geistes Entfesselung von der Seele statt findet, ihm dann wie durch einen Blitzstrahl das Centrum des Innersten erleuchtet wird.

Von diesem Momente sagte eine Seherin[1]: „Es löst sich in solchem Alles in ein gränzenloses Lichtmeer auf, in welchem ich vor lauter Wonne gleichsam zu zerfließen wähne. Alle Bilder kommen mir in diesem Lichte, welches das reinste Sonnenlicht an Klarheit weit übertrifft, zur bestimmteren Anschauung, ich erkenne dann Alles weit leichter und schneller, die Tiefen der Natur erschließen sich mir, und das Vor- und Zurückschauen im Raum und in der Zeit gleicht dem Anschauen des Gegenwärtigen, und ist um so bestimmter, je vollkommener sich dieser Zustand entwickelt hat."

Jakob Böhm nennt diesen Moment, den „wo das Morgenroth im Centrum aufgeht." Aber diese Momente treten nicht

[1] Bendsen Somnambule in Eschenmayer's Archiv, 9. Bd. 1. St.

sogleich, nicht oft und nicht bei Allen ein, und oft fehlt für dieses Schauen die Sprache.

„Der Schlafseher (sagte eine andere Somnambule) nimmt seine Kenntnisse mit hinüber und findet sie daselbst erweitert, ohne darum allwissend zu werden. Seine Unkunde begleitet ihn in das Hellsehen, besonders Anfangs, und es hängt von Gott ab, wie bald und in welchem Maaße sie sich verlieren soll."

Noch sind diese Schlafwachen der irdischen Hülle nicht so völlig los, daß sie außer allen Einfluß derselben gesetzt wären, auch sind ihre hellen Blicke (wie schon bemerkt) oft nur momentan und werden bald wieder von dunklern getrübt. Aber immer wird uns auch hiedurch ein Schleier nach Jenseits gelüftet, und wir schauen, wenn auch nur mit irdischen, getrübten Augen und oft nur auf Augenblicke, doch immer in ein unendliches Lichtmeer durch die Spalte des menschlichen Sargdeckels.

Gewiß aber auch ist es, mein Lieber, daß dieser Zustand des Hellsehens Niemand als ein Mittel anzurathen ist, um das zu werden, was der Mensch vor Gott seyn soll.

Eschenmayer sagt sehr wahr: „Bei Personen in diesem Zustand ist nicht das mindeste Verdienst. Was sie in moralischen und religiösen Gesinnungen äußern, ist kein selbstständiger Erwerb, sondern die natürliche Folge einer von dem Blei der Sinnlichkeit freier gewordenen Seele. Daher nehmen auch diese Personen beim Erwachen, unbewußt der gehabten höhern Anschauungen, die nämliche Stelle in ihrem abbildlichen-Individualleben wieder ein, die sie vorher behaupteten. Hier liegt eben der große Unterschied zwischen dem Gefühlsleben des Schönen und dem Verdienste der Tugend. Die bloße Contemplation der Idee der Tugend ist noch lange kein Vollbringen des Guten." — Ja, mein Lieber, laß' uns immer vor erzwungener Herbeiführung eines Hellsehens warnen! St. Martin nennt es deßhalb gefährlich, weil es die Wurzeln unseres geistigen Wesens dem Auge oft entblößt darstellt, ehe die nöthigen Vorbereitungen dazu gemacht, die rechte Zeit gekommen ist. Der verborgene Keim unsers Wesens (sagt St. Martin) soll durch die Kraft, den Willen und die Wirkung des Urkeims aller Kräfte entfaltet werden, wo nicht, so ist derselbe großen Gefahren ausgesetzt, wie dieses so häufig die Geschichte der Somnambulen zeigt. Und eben dieses, mein

Lieber, kann auch im vorliegenden Falle gelten, wo du einen tiefen magnetischen Zustand, zwar offenbar von der Natur vorbereitet, aber wo du auch durch unzeitiges und unregelmäßiges magnetisches Einwirken der verschiedensten Art (durch Sympathie, Magie und die Manipulation der verschiedensten Menschen) ein menschliches Wesen in einen Zustand gebracht siehest, in dem es zwischen Mensch und Geist stund, wodurch es (wie ich mich unten ausdrücken mußte) im Streben aufgehalten, Jahre lang zwischen Jenseits und Diesseits schwebte und keinem von beiden angehörte.... Wie viele Stunden gränzenloser Betrübniß dieser Zustand auch in diesem Falle bereitete, hob er auch oft durch den Schleier, den er nach Jenseits lüftet, sehr freudig glaubensschwache Herzen — und wie dadurch ich manche Zeile seiner Geschichte mit dem Blute meines Herzens (was Gott weiß) schreibe, vermag ich dir, Lieber, nicht weiter zu sagen.

Aber richte, Lieber, an alle Eltern und Aerzte mit mir die Warnung: in Krankheiten das Mittel magnetischer Einwirkung (hauptsächlich ohne daß schon die Natur diesen Zustand vorbereitet hätte) nur als das verzweiflungsvollste, letzte, und auch da nur mit aller Vorsicht zu gebrauchen, und dann das ihm Unterworfene in geheimnißvoller Stille, entzogen dem Auge der Neugierde und Verleumdung, zu halten. Auch recke um Gottes willen hier keiner seine Hand aus, dem nicht Religion und tiefer Ernst im Herzen lebt, und der nicht frei und ungebunden von der Welt seyn kann. Der magnetische Arzt sey wie van Helmonts Arzt.

„Der von Gott erwählte Arzt, sagt van Helmont[1], wird von besondern Zeichen und Wundern für die Schulen begleitet seyn. Er wird Gott die Ehre lassen, indem er seine Gaben zur Linderung der Leiden seines Nächsten austheilt; Mitleiden wird sein Führer seyn. Sein Herz wird Wahrheit und seine Wissenschaft Verstand seyn. Die Liebe wird seine Schwester seyn, und die Wahrheit des Herrn wird seine Wege erleuchten. Er wird die Gnade Gottes anrufen, und Gewinnsucht wird ihn nicht bemeistern: denn der Herr ist reich und freigebig und zahlt hundertfach im gehäuften Maaße. Er wird seine Werke befruchten

[1] Ennemoser's Geschichte des Magnetismus, S. 635.

und seine Hände wieder mit Segen bekleiden. Seinen Mund wird er mit Trost erfüllen, und sein Wort wird eine Trompete seyn, vor der die Krankheiten fliehen. Seine Fußstapfen werden Glück bringen, und die Krankheiten werden vor seinem Angesicht, wie der Schnee im Mittag des Sommers, verschwinden. Gesundheit wird seinen Tritten folgen. Dieses sind die Verheißungen des Herrn an jene Heilenden, die er auserwählt; — dieses ist der Segen für jene, die auf dem Wege der Barmherzigkeit wandeln. — Ueberdieß wird sie der heilige Geist als Tröster erleuchten."

War auch einst im Alterthum der magnetische Zustand bekannt, und wurde er als Heilmittel, oder auch oft zu religiösen, ja selbst politischen Zwecken, geflissentlich durch magnetische Einwirkungen (durch Lorbeer und Räucherungen[1]) herbeigeführt, so war er in jedem Falle ein Mysterium im Heiligthume der Götter und nicht dem Markte preisgegeben, der Betastung der Ungläubigen, Spötter und Heuchler.

Die Schlafenden wurden in eigenen Zimmern der Tempel besonders behandelt, in feierlicher Stille und meistens in der ruhigen Nacht. Priester sagten ihnen beim Erwachen die von ihnen geoffenbarten Mittel und den Ausgang.

Wie aber, mein Lieber, jetzt die Verhältnisse unsers öffentlichen Lebens nun einmal sind, (dieses gemeinen Lebens!) wird ein Mensch in diesem Zustande leicht eine Puppe, der das unselige Loos ward, sich mitten unter einem Troſſe von Knaben zum Schmetterling entfalten zu sollen.

Siehe, mein Lieber, der eine bläst nach ihm, der zweite schlägt nach ihm, und wieder ein anderer durchsticht ihn mit der Nadel und, gestört in seiner Entfaltung, stirbt er noch als halbe Puppe langsam dahin. Und das, mein Lieber, ist auch das Bild eines unglücklichen magnetischen Lebens, dessen Erscheinungen der hauptsächlichste Gegenstand dieser Blätter sind.

[1] Es ist merkwürdig, daß auch eine Art Magnetstein (ἀετιτης), eine Art Eisenocher, häufig angewendet wurde.

Geburtsort und erste Jugend.

Seitwärts der würtembergischen Stadt Löwenstein auf dem Gebirge, dessen höchste Spitze der 1879 Fuß über die Meeresfläche erhabene Stocksberg bildet, liegt, von allen Seiten von Wald und Klingen umgeben, in romantischer Abgeschiedenheit, das kleine Dorf Prevorst.

Die Zahl seiner Einwohner ist etwas mehr als vierthalbhundert. Der größte Theil derselben nährt sich mit Holzmachen, Einsammeln von Waldsamen und Kohlenbrennen.

Wie Bewohner von Gebirgen es überhaupt sind, ist auch hier der Volksstamm kräftig, und die meisten erreichen, ohne je an eigentlichen Krankheiten gelitten zu haben, ein hohes Alter. Krankheiten der Thalbewohner, wie kalte Fieber, zeigen sich hier nie, aber oft Nervenzufälle der früheren Jugend, die man bei diesem kräftigen Menschenschlage nicht erwartet. So zeigte sich auf einem mit Prevorst auf gleichem Gebirge gelegenen Ort, das man Neuhütte heißt, schon mehrmals unter den Kindern eine dem Veitstanz ähnliche Krankheit epidemisch, so daß alle Kinder dieses Ortes zugleich von ihr befallen wurden. Wie Magnetische bestimmten auch sie die Minute des Anfalles jedesmal voraus, und waren sie auf den Feldern, wenn die von ihnen vorausgesehene Zeit des Anfalls sich nahte, so eilten sie nach Hause und bewegten sich dann in solchen Paroxysmen, die eine Stunde und länger dauern konnten, taktgemäß wie die geschicktesten Tänzer in den sonderbarsten Stellungen, worauf sie jedesmal wie aus magnetischem Schlafe erwachten und sich des Vorgefallenen nicht mehr erinnern konnten.

Daß die Bewohner dieses Gebirges aber für magnetische und siderische Einflüsse sehr empfänglich sind, dafür möchte sprechen, daß unter ihnen, besonders den Bewohnern von Prevorst, die Kunst durch sympathetische Kräfte zu heilen und die Empfänglichkeit vermittelst solcher geheilt zu werden, wie auch die Kunst, Quellen durch die Haselnußstaude aufzusuchen, sehr gemein ist.

Auf dieser Gebirgshöhe, und zwar in dem Dorfe Prevorst,

wurde im Jahre 1801 eine Frau geboren, in der sich von früher Kindheit an ein besonderes inneres Leben kund gab, dessen Erscheinungen der Gegenstand dieser Blätter sind... Frau Friederike Hauffe — deren Vater in dieser Waldgegend als Jäger (Revierförster) seinen Sitz hatte — wurde, wie schon die Lage und Einsamkeit des Ortes mit sich brachte, hier einfach und ungekünstelt erzogen. An die schneidende Bergluft, an die auf diesem Gebirge harte und lang dauernde Winterkälte gewöhnt, nie in Kleidung und Bett verzärtelt gehalten, wuchs sie auch als blühendes, lebensfrohes Kind heran, und während ihre Geschwister alle (bei gleicher Erziehung) in der Kindheit mit Gichtern behaftet waren, bemerkte man an ihr derlei Zufälle nie. Dagegen war es, daß sich bei ihr bald ein nicht zu verkennendes Ahnungsvermögen entwickelte, das sich in ihr besonders in voraussagenden Träumen kund gab. Griff sie etwas stark an, erlitt sie Vorwürfe, die ihr Gemüthsleben aufregten, so wurde sie in nächtlicher Ruhe stets in innere Tiefen geführt, in denen ihr belehrende, warnende, oder voraussagende Traumbilder aufgingen.

So als der Vater einmal einen ihm werthen Gegenstand verloren hatte, und ihr, die unschuldig war, die Schuld beigemessen wurde, und dadurch ihr Gefühlsleben tief ergriffen ward, erschien ihr nächtlich im Traum Ort und Stelle, wo die verlorene Sache lag. Auch siderische Einflüsse wirkten auf sie schon sehr frühe, und es schlug ihr schon als Kind die Haselnußstaude auf Wasser und Metalle an. Da sich in spätern Jahren in dem einsamen Dorfe wenig Gelegenheit zur geistigen Ausbildung dieses Kindes fand, so gaben es die Eltern auf Ersuchen des Großvaters, Johann Schmidgall, zu ihm in das nur 1½ Stunde entfernte Löwenstein.

So wohlthätig die Einfachheit und Klarheit, die Nüchternheit der biedern Großeltern auf dies leicht aufzuregende Kind wirken mußten, so sehr es auch nie durch ihre Schuld zu früh mit geistigen und übersinnlichen Dingen vertraut werden konnte, so geschah dies dennoch zu ihrem großen Bedauern: denn es lag ein solches nun einmal in der Natur dieses Geschöpfes, konnte so wenig zurückgehalten werden als sein leibliches Wachsthum, und entwickelte sich immer mehr und mehr.

Bald bemerkte der alte Schmidgall, daß das Mädchen,

ging es mit ihm auf einsamen Spaziergängen und hüpfte es auch vorher noch so vergnügt an seiner Seite, an gewissen Stellen auf einmal ein Wehesehn und Frieren erhalten konnte, was ihm lange unerklärlich blieb. Erklärlicher wurde es ihm, als das Mädchen die gleichen Empfindungen in Kirchen, wo Gräber waren, oder auf Gottesäckern erhielt und in solchen Kirchen nie auf dem Erdgeschoß stehen, sondern auf die Emporkirche gehen mußte.

Aber noch bedenklicher wurde dieß dem Großvater, als zu diesem Gefühl für Leichen, Metalle u. s. w. sich bei dem Mädchen auch an gewissen Stellen das Gefühl für Geister gesellte.[1]

So war in dem Schlosse zu Löwenstein ein Gemach (eine verlassene Küche), in die es nur schauen, aber wegen obigen Gefühls nie eintreten konnte. An dem gleichen Orte aber wurde nach Jahren von einer gewissen Dame zu ihrem äußersten Entsetzen (ohne daß sie zuvor von jenem Gefühl des Kindes nur etwas gewußt hätte) der Geist einer Frau erblickt.

Zu noch größerem Kummer der Großeltern aber ging dieses Gefühl für die Nähe von Andern nicht gesehener geistiger Einflüsse bald in wirkliches Schauen über, und die erste Erscheinung eines Geistes ward dem Mädchen im eigenen großelterlichen Hause. Da ersah es in der Mitternacht in einem Gange eine lange dunkle Gestalt, die mit einem Seufzer an ihm vorüberging, am Ende des Ganges stehen blieb und zu ihm hinsah, ein Bild, das ihm bis in die reifern Jahre wohl im Gedächtniß blieb. Schon dieser erste Anblick eines Geistes erregte in ihm (wie auch später bei solchen Erscheinungen meistens geschah) keine Furcht, es sah die Erscheinung ruhig an und ging dann zu dem Großvater, ihm zu sagen: da draußen stehe ein sonderbarer Mann, er solle ihn doch auch sehen; aber dieser, erschrocken über dieses Sehen des Mädchens, denn auch er hatte die gleiche Erscheinung an gleicher Stelle, doch hatte er nie etwas davon geäußert, ließ das Mädchen von dort an nächtlich nie mehr aus dem Zimmer, und suchte ihm allen Glauben an die Wirklichkeit des Gesehenen zu benehmen.

[1] Ein Secretär des verstorbenen Dichters Pfeffel (s. Archiv für den thierischen Magnetismus, 10. Bd. 3. St.) bekam in früher Jugend, wie später, Zittern auf Stellen, wo Gebeine von Menschen lagen, und hatte dabei auch die Gabe, Geister zu sehen.

Diese ernste, unglückliche Gabe brachte jedoch keine Störung in das kindliche Leben des Mädchens; es war mehr als irgend eine seiner Gespielinnen des Lebens froh, und eine außerordentliche Reizbarkeit seiner Augennerven (ohne Entzündungszustand), die sich ein Jahr lang bei ihm zeigte, und die vielleicht nur eine Vorbereitung seines Auges zum Sehen für gewöhnlichen Augen nicht mehr sichtbare Dinge war, die Entwicklung eines geistigen Auges im fleischlichen, konnte es dazumal auf längere Zeit im einsamen Leben des Zimmers zurückhalten.

Langwierige Krankheiten der Eltern riefen es später wieder in das einsame Prevorst, wo durch Kummer und Nachtwachen an Krankenbetten sein Gefühlsleben in jahrelanger Aufregung blieb und ahnungsvolle Träume und jenes Gefühl für, Andern verborgene, geistige Dinge fortdauerten.

Als erwachsen finden wir es wieder im elterlichen Hause zu Oberstenfeld, das inzwischen der amtliche Wohnsitz des Vaters wurde, und vom 17ten bis ins 19te Jahr, wo nun der Jungfrau nur Frohsinn Erweckendes von außen entgegentrat, schien sich auch ihr Inneres mehr zu verschließen, und sie unterschied sich nur durch geistigeres Wesen, was sich besonders in ihren Augen aussprach, und durch größere Lebendigkeit, ohne je Sitte und Anstand zu verletzen, von andern Mädchen ihres Umgangs.

Nie verfiel sie auch in die diesem Alter so gewöhnliche Empfindelei, und zu erweisen ist, daß sie auch nie (was ihr nur die stets fertige Lüge nachsagen konnte) wegen getäuschter Liebe (sie hatte nie eine Verbindung) in Schwermuth gerieth.

Nach dem Wunsche ihrer Eltern und Verwandten fand in ihrem 19ten Jahre zwischen ihr und Hrn. H., der zur Familie ihrer Oheime gehört, ein ehelicher Verspruch statt, den sie, bei der Rechtschaffenheit des Mannes und der Aussicht zu einer sichern Versorgung, wünschen mußte.

War es aber Ahnung der ihr nun bevorstehenden Jahre der Leiden durch Krankheit, waren es andere Gefühle, die sie in ihrem Innern verbarg (wo nur dieß das Bestimmte ist, daß es keine Gefühle für eine andere Liebe waren), sie versank in derselben Zeit in eine ihren Verwandten unerklärliche Schwermuth, weinte Tage lang unter dem Dache des elterlichen Hauses, wohin sie sich schlich, schlief fünf volle Wochen lang nie mehr, und rief

so auf einmal wieder das überwiegende Gefühlsleben ihrer Kindheit in sich hervor.

An dem Tage ihres feierlichen ehelichen Verspruchs war das Leichenbegängniß des sehr ehrwürdigen Stiftspredigers T. zu Oberstenfeld, eines Mannes von etlichen und sechzig Jahren, dessen Predigten, Lehren und persönlicher Umgang (er war das Bild der Rechtschaffenheit selbst) großen Einfluß auf ihr Leben hatten. An dem Tage seiner Bestattung ging sie auch mit Andern zur Begleitung der theuren Leiche auf den Gottesacker. War es ihr nun vorher noch so schwer ums Herz, so wurde es ihr nun auf einmal ganz leicht und hell auf diesem Grabe. Es ging in ihrem Innersten auf einmal ein besonderes Leben auf; sie wurde ganz ruhig, konnte aber von diesem Grabe fast nicht mehr scheiden. Endlich ging sie, es kamen keine Thränen mehr, sie war heiter, aber von diesem Augenblicke an gleichgültig für Alles, was in der Welt vorging, und hier fing die Zeit, noch keiner Krankheit, aber ihres eigentlichsten innern Lebens an.

Sie sprach sich über dieses Ereigniß auf Ts. Grab später im somnambulen Zustand in nachstehenden Versen aus, als dieser Verstorbene ihr dazumal oft als Lichtgestalt in himmlischer Verklärung (sie vor dem Einflusse eines finstern Geistes schützend und tröstend) erschien.

„Was mir einst dunkel war,
Das seh' ich jetzt mit Augen klar.
Es war in jenen Stunden,
Als ich mich ehlich hab' verbunden,
Da stund ich ganz in dich versenkt,
Du Engelsbild auf deinem Grabeshügel.
Gern hätt' ich mit dir tauschen mögen,
Gern dir mein irdisch Glück geschenkt,
Das sie mir priesen als des Himmels Segen.
Ich aber bat auf deinem Grabe
Gott um die einz'ge Gabe:
Daß dieses Engels Flügel
Mich möcht' fortan
Auf heißer Lebensbahn
Mit Himmelsruh' umwehn. —
Da stehst du Engel nun, erhöret ist mein Flehn."

Zurückziehen in's Innere.

An der Gränze von Würtemberg gegen Baden liegt der zum Theil Baden, zum Theil Hessen zugehörende Ort Kürnbach, von Bergen eingeschlossen in ziemlicher Niederung und Düsternheit, in seinen geognostischen und atmosphärischen Verhältnissen den Orten Prevorst und Oberstenfeld entgegengesetzt.

Menschen mit elektrometrischer Empfindlichkeit begabt, werden oft nur durch Veränderung des Wohnorts geheilt, wie andere, von gleicher Anlage, durch Beziehung neuer Wohnorte oft in Krankheiten verfallen, von denen die Aerzte keinen Grund anzugeben wissen. Papponi (von dem Amoretti schreibt), ein Mensch mit elektrometrischer Empfindlichkeit, litt an Convulsionen, die nur durch Veränderung seines Wohnortes geheilt wurden. Pennet, in dem gleiche elektrometrische Empfindlichkeit war, konnte in einem Wirthshause in Calabrien nicht eher zur Ruhe kommen, als bis er sich in einen, gleichsam isolirenden Mantel von Wachsleinwand gewickelt hatte u. s. w.

In wie weit nun ein Nervenleben von solchem Gefühl für siderische und andere imponderable Einflüsse, wie es nun einmal in Frau H. angefacht war (und wie es der Leser erst später noch in seiner unbegreiflichen Ausdehnung wird kennen lernen), durch Beziehung von einem von den vorigen in jeder Hinsicht so verschiedenen Aufenthaltsorte, auch mit zum Theil feindlich ergriffen werden konnte (und Kürnbach ward nach der Verheirathung der Frau H. am 27. August 1821 nun auch der Ort ihres neuen, ehelichen Lebens), läßt sich allerdings nicht berechnen. Später zeigte sich auch, daß Frau H., je tiefer sie von Berghöhen herabkam, je mehr Krämpfen unterworfen ward, auf den Berghöhen aber ihr magnetischer Zustand sich steigerte.

Aber auch psychische Einflüsse möchten von nun an feindlich in ihr Leben eingegriffen haben. Schon früher nicht mehr für

die Außenwelt lebend, und doch nun so manchen Aufruf in dieselbe von außen als Gattin eines gewerbtreibenden Mannes wohlerkennend, mußte sie sich nun, an ihr Antheil zu nehmen, Zwang anthun, sie mußte ihr Inneres (ihre Heimath) bedecken und dafür ein Aeußeres hinstellen, das ihrem Innern (ihrer Heimath) durchaus widersprach. Und diese Verstellung, dieser Zwang, mußte ihr um so schwerer fallen und endlich auch zum körperlichen Leiden werden, als sie schon in einem Zustande war, der mehr der Zustand des Innern ist, wo jede äußere Verstellung um so schwerer fällt, wie z. E. (um es nur durch einen Zug klarer zu bezeichnen) somnambule, in ihr inneres Leben zurückgeführte Menschen keinen Menschen, und wäre er ein König, anders als mit Du anzusprechen fähig sind, und dürfen sie dieses nicht, lieber stille schweigen.

Aber sie war von jener Stunde an, wo sie auf jenem Grabe stund, wie jeder mehr auf das innere Leben zurückgeführte Mensch, schon mehr in dem Zustande, in welchen Jedes auch nach Verschwindung der Außenwelt, nach dem Tode, wohl kommt, und in welchem natürlicher Weise keine Verstellung mehr stattfinden kann.

„Nach vollendetem erstem Zustand des Aeußern (sagt jener nordische Seher) wird der Geistmensch in den Zustand des Innern versetzt, oder in den Zustand des innern Willens und des daher rührenden Denkens, worin er in der Welt begriffen gewesen, wenn er sich selbst überlassen frei und ohne Zwang dachte. In diesen Zustand verfällt er, ohne daß er es weiß, ebenso als wenn er in der Welt die Gedanken, die er schon auf der Zunge, oder die er eben aussprechen will, zurückzieht gegen die innerlichen und in solchen stehen bleibt. Sobald demnach der Geistmensch in diesem Zustande ist, so ist er in sich selber und unmittelbar, in seinem Leben: denn freiwillig denken aus selbsteigener Neigung, das ist unmittelbar das Leben des Menschen und er selbst."

Weiter sagt derselbe:

„Und daß der Zustand des Aeußern nicht dem Menschen oder seinem Geist eigen ist, erhellet auch daraus, daß, wenn er in der Welt in Gesellschaft ist, er sodann nach den Gesetzen des sittlichen, und bürgerlichen Lebens redet, und daß sodann das

innere Denken das Aeußere regiert, als wie einer den andern, damit das Aeußere die Gränzen des Wohlanstandes und der Ehrbarkeit nicht überschreite. Es erhellet auch daraus, daß, wenn der Mensch bei sich denkt, er auch bedenket, wie er reden und handeln will, daß er gefalle, und Freundschaft, Wohlgewogenheit und Gunst erwerbe, und dieses geschieht auf eine fremde Weise und also ganz anders, als wenn es mit eigenem Willen geschehen sollte. Hieraus geht hervor, daß der Zustand des Innern, in den der Geist versetzt wird, sein eigener Zustand sey, und also auch der eigene Zustand des Menschen gewesen sey, da er in der Welt gelebt."

Sieben Monate lang schien Frau H. mit dem gewöhnlichen Leben mitzuleben, so oft es aber die äußern Verhältnisse nur zuließen, floh sie, um in sich selbst seyn zu können, in die Einsamkeit. Aber länger war es ihr nicht möglich, ihr Inneres zu bedecken, und dafür ein Aeußeres, was nicht da war, zum Schein hinzustellen, der Körper unterlag solchem Zwange, und der Geist rettete sich in die innern Kreise.

Hervortreten des magnetischen Zustandes und Skizze mehrerer Leidensjahre.

Es war der 13. Februar 1822, da ersah Frau H. im nächtlichen Traume in ihrem Hause große Unruhe und Zerstörung. Es war ihr, als sollte sie sich zu Bette legen, aber da lag in demselben im Todtenkleide die Leiche jenes theuren Verstorbenen, auf dessen Grabe sich ihr inneres Leben anfachte. Außen im andern Zimmer hörte sie die Stimme ihres Vaters und zweier Aerzte, von denen ihr nur einer bekannt war, und diese berathschlagten sich über eine schwere Krankheit, die sie befallen. Sie rief hinaus: „laßt mich nur ruhig bei diesem Todten, der heilt mich, mich heilt kein Arzt!" Da war es ihr, als wollte man sie von der Leiche reißen, aber ihre Todtenkälte war ihr heilendes Gefühl, und sie genas nur durch diese. Sie sprach nun laut im Traume: „wie wohl ist mir neben diesem Todten, nun werde ich ganz gesund." (Sie war aber dazumal noch nicht krank.)

Als sie ihr Gatte so im Traume sprechen hörte, weckte er sie. Am andern Morgen befiel sie ein Fieber, das 14 Tage lang mit der größten Heftigkeit andauerte und auf das in ihr ein sieben Jahre langes magnetisches Leben (mit wenigen, wohl nur scheinbaren Intervallen) folgte. Da meine eigene Beobachtung von diesen Jahren nur das sechste und siebente umfaßt, so kann ich von den frühern nur eine oberflächliche Skizze geben, wie ich sie aus dem Munde der Frau H., ihres Gatten und anderer Verwandten erhielt.

Nach jenem Fieber, es war am 27. Februar Nachts Ein Uhr, brach auf einmal bei ihr ein heftiger Brustkrampf aus. Man rieb und bürstete bis 12 Uhr an ihr, bis ihr Rücken blutete. Sie lag ohne Bewußtseyn wie todt, und der Ortschirurg

schlug ihr eine Ader. Dieselben Krämpfe dauerten noch drei Tage fort, und man ließ ihr dann wieder zur Ader.

Am zweiten Tage erschien bei ihr eine Bauersfrau aus dem Orte, ungerufen, setzte sich zu ihr, sagte: sie solle doch keinen Arzt gebrauchen, das helfe nichts, und legte ihr die Hand auf die Stirne. Im Augenblicke erhielt sie den allerfurchtbarsten Krampf, und die Stirne wurde wie abgestorben und kalt. Die ganze Nacht hindurch schrie sie ohne Besinnung; jene Frau hatte wie dämonisch auf sie gewirkt, und so oft dieselbe wiederkehrte, brachen bei ihr die fürchterlichsten Krämpfe aus. Am dritten Tage sandte man zum Arzte nach Bretten. Da war sie schon in den magnetischen Kreis eingetreten; denn als er erschien, sagte sie zu ihm, ob sie ihn gleich nie gesehen: „bist du ein Arzt, so mußt du mir helfen!" Dieser, die Krankheit wohl erkennend, legte die Hand auf ihr Haupt. Da zeigte sich, daß sie ihn allein nun sah und hörte, die andern Personen um sich (so lange bis er wieder das Zimmer verlassen hatte) nicht.

Auf dies Handauflegen wurde sie auch ruhig und schlief einige Stunden. Es wurden ihr innerliche Mittel und ein Bad verordnet. Aber in der Nacht kamen wieder Brustkrämpfe, und nun 18 Wochen lang täglich wenigstens zwei, meistens fünf bis sechs.

Man schien den Arzt zu wenig persönlich berufen zu haben. Man ließ ihr in dieser Zeit 32mal zur Ader und setzte ihr noch Blutegel an Magen, Hals und Unterleib. Gleich Anfangs jener Krämpfe erschien ihr nächtlich, als sie wach war, ihre Großmutter von Löwenstein. Diese hatte sich vor ihr Bett gestellt und sah sie stillschweigend an. Nach drei Tagen erfuhr sie den Tod jener Frau, der in derselben Nacht erfolgt war. Von da sprach sie wie im Schlafe oft von ihrer Anwesenheit, und später erkannte sie dieselbe als ihren Schutzgeist. Es war auch schon um diese Zeit, daß ihr im Traume eine Maschine und deren Verfertigung und Gebrauch als Bedingung ihres Gesundwerdens erschien. Sie zeichnete dieselbe auch auf ein Papier, aber man gab ihrem Gefühle keine Folge.

Als alle ärztlichen Mittel (und auch Sympathie, die versucht wurde) nichts halfen, gab der Arzt dem Chirurgen auf: ihr bei den höchsten Krämpfen nur die Hand aufzulegen, und

nütze dieß nichts, ihr einige magnetische Striche zu geben. Auf dieß ließen auch die Krämpfe jedesmal nach. Menschen, die den Zustand dieser Frau nicht zu beurtheilen wußten, fingen dazumal schon an, aus dem Umstande, daß sie in der Angst heftiger Krämpfe nach jenem Chirurgen oft laut schrie, und daraus, daß nur dieser ihr die Krämpfe stillen konnte, nur Gemeines zu schließen. Es wurde ihr wohl hinterbracht, aber ruhig ertrug sie es, im Bewußtseyn ihrer Unschuld, wie auch später das immer mehr sich häufende Geklatsch der Außenwelt über sie, und besonders das ihres eigenen Geschlechtes, ihr Inneres nicht berührte.

Als einstmals ein Brustkrampf zu lange andauerte, hauchte ihr die Magd eine Stunde lang in die Herzgrube, worauf es ihr äußerst leicht und wohl wurde.

Es ist wahrscheinlich, daß jetzt eine regelmäßig eingeleitete magnetische Behandlung, da sie nun doch schon tief in die magnetischen Kreise eingeführt war, ihr vielen Jammer erspart hätte; ihr sehr vortrefflicher Arzt schlug dieß auch vor, allein er war zu fern vom Orte, und der Gatte konnte sich noch nicht entschließen, sie vom Wohnorte entfernen zu lassen.

Dagegen schien eine vom Arzte eingeleitete homöopathische Heilungsweise, wenigstens auf einige Zeit, eine günstige Nervenumstimmung in ihr zu veranlassen, und dazu wurden Belladonna, Nux vomica u. s. w. in den bekannten äußerst kleinen Gaben gewählt.

Es geschah nun auch, daß sie wieder im Mai das Bett verlassen konnte, und später trat ihre erste Schwangerschaft ein, von der man sich ihre völlige Genesung versprach.

In dem Laufe dieser ersten Krankheitsperiode geschah auch die Erfüllung des Traumes, den sie zu Anfang derselben hatte. Ihr Vater nämlich erschien wirklich mit jenen zwei Aerzten, von denen sie nur Einen an seiner Stimme erkannte, und besprach sich mit ihnen über ihre Krankheit im Vorzimmer, während sie im andern in Krämpfen lag.

Obgleich auch jetzt noch Brustkrämpfe nicht ausblieben und sie immer in einem mehr magnetischen Zustande zu seyn schien, machte sie dennoch im Junius eine Reise zu ihren Eltern nach Oberstenfeld, und gebrauchte acht und zwanzig Bäder im Bade

zu Löwenstein, auf die sie ganz kräftig wurde, ob sie gleich auch da die Brustkrämpfe noch nicht verließen.

Im August kehrte sie wieder nach Hause und mußte am 18. Februar 1823 wegen heftiger Brustkrämpfe künstlich entbunden werden.

Es fanden Zerreißungen, heftige Blutflüsse, Kindbettfieber und Jammer jeder Art statt, und sie kam dem Tode sehr nahe. Zwei und zwanzig Wochen lang blieb sie in fieberhaftem Zustand, und als dieser nachließ, traten dagegen wieder die heftigsten Krämpfe ein.

Jene Frau, die früher schon einmal auf sie von so übler Einwirkung war, kam nun auch wieder und brachte eine Milch dem Kinde und ließ sich auch nicht abhalten, ihm selbst davon zu reichen. Sogleich verfiel dieses in die heftigsten Krämpfe, bewegte auch von da an periodisch den rechten Fuß und den rechten Arm convulsivisch. Es erfolgte auch sein Tod im August zu Oberstenfeld, wohin die Mutter nach einiger Wiederherstellung gereist war, unter fürchterlichen Convulsionen. Nachdem sie sich nun abermals des Löwensteiner Bades einige Wochen bedient, reiste sie im September wieder nach Hause, war aber immer sehr geschwächt und oft in völlige Melancholie versunken.

Im Februar 1824 hatte sie Besuch von Freundinnen, Alles war lustig und tanzte, sie aber blieb trüb. Als Alles ruhig war, wandte sie sich zum Gebete. Eine Person, die sie nahe anging, fing auf einmal darüber zu lachen an. Dieß griff sie so an, daß sie sogleich kalt und starr wie ein Todter wurde. Lange hörte man keinen Athem mehr, endlich wurde er röchelnd. Man legte Senfpflaster, machte Fuß- und Handbänder, sie kehrte ins Leben, aber nur wieder zu langem Leiden. Sie lag immer wie im Traume.

Einmal sprach sie drei Tage lang nur in Versen, und ein andermal sah sie drei Tage lang nichts als eine Feuermasse, die durch ihren ganzen Körper lief wie auf lauter dünnen Fäden. Dann hatte sie wieder drei Tage lang die Empfindung, als tröpfelte ihr ein Tropfen kalten Wassers nach dem andern auf den Kopf, und hier erschien ihr auch das erstemal außer sich ihr eigenes Bild. Es saß weißgekleidet vor ihr auf einem Stuhle,

während sie im Bette lag. Sie sah lange das Bild an, wollte schreien, aber konnte nicht. Endlich that sie einen Schrei nach ihrem Manne, und das Bild verschwand.[1]

Ihr Gefühlsleben war nun so gesteigert, daß sie nach den größten Entfernungen hin Alles fühlte und hörte; für siderische Einflüsse wurde sie schon so empfänglich, daß sie jeden eisernen Nagel in den Wänden des Zimmers fühlte und man alle entfernen mußte.

Sie konnte nun auch kein Licht mehr ertragen, man mußte sie vor allem Lichte bewahren.

Als Alles nichts half, sandten die Eltern ein Mittel, das ihr ein Knabe, der sich im magnetischen Zustande befunden hatte, verordnete. Es bestand in Weinraubenöl, von dem man ihr täglich dreimal fünf Tropfen in einem Löffel voll Bier geben, und drei Tropfen bei Krämpfen in die Herzgrube einreiben mußte.

Die Wirkung war — daß sie dadurch erleichtert, aber magnetischer wurde, sie kam immer tiefer in den magnetischen Kreis, wurde ruhiger, doch nicht gesund. Noch konnte sie, wegen zu großer Reizbarkeit, den Tag nicht ertragen. Da transportirte man sie im März in einem völlig geschlossenen Wagen nach Oberstenfeld. Da sie dort drei Stunden vor Nacht ankam, mußte man den Wagen mit ihr so lange vor dem Hause stehen lassen, bis es Nacht ward.

Sie kam nun vom März bis Junius unter die Behandlung des Arztes von B—n. Todesbangigkeiten wechselten mit Krämpfen. Man mußte ihr immer die Hände halten, sie lebte nur noch wie von den Nervenausströmungen Anderer, und waren diese schwach, vermehrten sie ihre Schwäche. Der Arzt verordnete Handauflegen neben dem Gebrauch von Arzneien, allein sie verfiel nun hie und da in magnetischen Schlaf und machte sich in diesem selbst Verordnungen.

Ein Hauptleiden war, daß sie immer das schmerzhafte Gefühl hatte, als sey ein Stein in ihrem Kopfe. Es schien ihr selbst das Gefühl von krampfhaft zusammengezogenem Gehirne zu seyn, dessen Bewegung sie bei jedem Athemzuge schmerzhaft

[1] Siehe hierüber Ausführlicheres unten.

empfand. Dieses Gefühl störte sie in jedem Schlafe, der überhaupt nur so lange dauerte, als man die Hand auf ihre Stirne legte. Es wurde nun ein Versuch mit dem mineralischen Magnet gemacht. Man bestrich ihr damit die Stirne, worauf sich ihr auf einmal Kopf und Gesicht völlig verdrehten und ihr Mund, wie der eines Schlagflüssigen, verzerrt ward.

Diese Zufälle dauerten zwei Tage lang, worauf sie wieder von selbst verschwanden. Durch jene Verordnungen und Handauflegen wurde sie inzwischen doch so weit gebracht, daß sie wieder das Licht zu ertragen fähig wurde; trat aber ihre Periode ein, die immer regelmäßig war, so vermehrten sich wieder Krampf und Schwäche.

Um diese Zeit fühlte sie, daß sie alle Abend sieben Uhr, sieben Tage lang, ein nur von ihr gesehener Geist magnetisirte. Es geschah mit drei Fingern, die der Geist gleich Strahlen ausbreitete. Die Striche gingen meistens nur bis zur Herzgrube. Sie erkannte in dieser geistigen Gestalt ihre Großmutter. Eine unbegreifliche, aber von vielen ehrbaren Zeugen beglaubigte Thatsache ist, daß ihr während dieser Zeit Dinge, deren längere Berührung ihr schädlich waren, wie von einer unsichtbaren Hand weggenommen wurden. Man sah solche Gegenstände, z. E. sehr oft den silbernen Löffel, aus ihrer Hand in ziemlicher Entfernung von ihr auf den Teller gelegt werden, ohne daß sie wie geworfen fielen, sie gingen ganz langsam durch die Luft, als trüge sie eine unsichtbare Hand dahin, wohin sie gehörten.

Durch dieses geistige Magnetisiren noch in tiefern Schlaf gefallen, gab sie an: daß sie durch Magnetisiren zu erhalten sey.

Um diese Zeit sah sie auch das erstemal hinter jeder Person, die sie sah, eine andere, auch von menschlicher Gestalt, aber wie in Verklärung, schweben. So sah sie hinter ihrer jüngsten Schwester immer ihren verstorbenen Bruder Heinrich, und hinter einer Freundin sah sie die geistige Gestalt einer alten Frau, die sie in ihrer Kindheit einmal zu Löwenstein gesehen. Hauptsächlich durch die Anordnung ihrer Oheime zu Löwenstein wurde sie nun im Junius 1824 einer geregelten magnetischen Behandlung unterworfen, die Herr Dr. B. zu B—n übernahm.

Anfänglich besserte es sich nicht, sie schien den Magnetiseur nicht ertragen zu können, und er mußte öfters nach ihrem

Verlangen das Zimmer verlassen. Die Manipulation dauerte von neun bis zehn Uhr Morgens, und auch gemeiniglich von Abends fünf bis sechs Uhr hatte sie sich dieß im Schlafe selbst verordnet. Nach und nach ertrug sie den Magnetiseur besser; sie verordnete sich selbst, und ihre Kräfte kamen wieder; aber sie blieb immer in einem magnetischen Zustande, in welchem sie auch im August desselben Jahres wieder die Bäder in Löwenstein gebrauchte, durch die sie aber so gestärkt wurde, daß sie alle Tage von der Wohnung ihres Großvaters in das Thal zum Bade und wieder zurückgehen konnte. Sie machte sich nun auch wieder an leichte weibliche Geschäfte und wurde immer kräftiger und besser; doch schlief sie noch alle sieben Tage, zuletzt alle sieben Wochen, magnetisch.

Hierauf blieb sie eine Zeit lang nur noch halbwach, ging aber in diesem Winter in Schnee und Regen spazieren und blieb am liebsten in der Kälte. Sie war noch zu O. bei ihren Eltern, ihr Gatte besuchte sie oft, und man gerieth, selbst von Aerzten darauf geleitet, abermals auf die irrige Meinung, es möchten sie die Mutterfreuden am füglichsten wieder ins gewöhnliche Leben zurückführen. Ob sie nun gleich nicht mehr in einem auffallend magnetischen Zustande war, so war sie dennoch bestimmt auch jetzt noch in einem nur halbwachen äußerst gesteigerten Gefühlsleben, indem besonders alles Geistige auf sie von größtem Einfluß war. Ahnungsvolle Träume, Divinationen, Voraussehen in Glas- und Krystallspiegeln sprachen von ihrem aufgeregten innern Leben. So sah sie in einem Glase mit Wasser, das auf dem Tische stund, Personen, die nach einer halben Stunde erst das Zimmer betraten, schon zum voraus. So sah sie in diesem Glase einmal ein Gefährt mit zwei Menschen die Straße von B. (auf die man nicht sehen konnte) herfahren. Sie beschrieb die Art des Gefährtes, die in ihm Sitzenden, die Farbe der Pferde u. s. w. aufs genaueste, und nach einer halben Stunde fuhr auch das gleiche Gefährt mit den gleichen Menschen und Bespannung am Hause vorüber.

Um diese Zeit hatte sie auch zum erstenmal die Erscheinung eines sogenannten zweiten Gesichts. Als sie eines Morgens, bei Anwesenheit des Arztes, aus dem Zimmer trat, sah sie auf dem Vorplatze einen Sarg stehen, in welchem ihr Großvater

väterlicherseits als Leiche lag. Sie konnte nicht weiter gehen, weil der Sarg über den Weg, den sie gehen wollte, herstund. Sie ging wieder zurück und sagte ihren Eltern und dem Arzte, sie sollen doch hinaustreten und den Sarg, der da außen stehe, sehen. Sie thaten es, sahen aber nichts, und nun auch sie nicht mehr. Am andern Morgen stund der Sarg mit der Leiche wieder vor ihrem Bette.

Nach sechs Wochen aber starb derselbe Großvater, der bis wenige Tage vor seinem Tode ganz gesund war.

Die Gabe Geister zu sehen, die Frau H. schon von früher Jugend auf hatte, bildete sich inzwischen in ihr immer mehr aus. Die zwei sehr merkwürdigen Geschichten aus dieser Periode findet der Leser im zweiten Theile dieser Schrift.

Gesteigerte Leiden und tieferer magnetischer Zustand.

Frau H. hatte in der zweiten Schwangerschaft nun zwar auch Krämpfe, doch hatte sie Bewußtseyn von ihnen, und das Bad machte sie abermals auch so kräftig, daß sie von Löwenstein nach Oberstenfeld, mehrere Stunden, wohl zu Fuß gehen konnte. Sie brachte bis Ausgang Novembers wieder in Kürnbach zu und wollte auch durchaus daselbst bleiben; aber da kein geschickter Hebarzt in der Nähe war und sie durch die frühere Niederkunft so viel gelitten hatte, überredete man sie, dieselbe bei ihren Eltern zu erwarten. Am 28. December erfolgte sie, und sie mußte wegen Krämpfen wieder künstlich entbunden werden. Vierzehn Tage nachher stellte sich ein heftiges Fieber mit Frost ein, sie phantasirte die ganze Nacht und meinte immer in einer ungeheuern Kirche zu liegen. Nach Aufhörung dieses Fiebers erschienen wieder Krämpfe aller Art und stellte sich ein vermehrter magnetischer Zustand aufs neue ein.

Da gewöhnliche Arzneien nichts fruchteten, so nahm man wieder zum Handauflegen die Zuflucht, was gemeiniglich ihr Bruder that, in dessen Abwesenheit aber auch andere Menschen der verschiedensten Art von ihren Eltern in ihrem Jammer dazu erbeten wurden; ein Umstand, der nicht nur auf den Ruf dieser Frau sehr nachtheilig einwirkte, sondern auch ihrer Gesundheit nur zum Nachtheil gereichen konnte, da dieses magnetische Einwirken so verschiedenartiger Nervengeister sie immer tiefer und ungeregelter in das magnetische Leben brachte, und ihr diese erborgte Nervenkraft Fremder immer mehr zur Gewohnheit machte. Es ist nicht genug zu bedauern, daß hier nicht vorsichtiger verfahren wurde; es würde über diese ohnedieß unglückliche Frau auch so manches schiefe, durchaus falsche Urtheil vermieden

und sie vielleicht noch eher aus ihrem unglücklichen magnetischen Leben geführt worden seyn.

Merkwürdig ist, daß ihr Kind, ein Knabe, besonders in den ersten Wochen seines Lebens, nie in einer andern Stellung schlief, als in der, welche die Mutter in ihrem magnetischen Schlafe hatte, nämlich mit auf der Brust gekreuzten Armen und gekreuzten Füßen. Auch wird man unten erfahren, daß auch ihm die unglückliche Gabe, Geister zu sehen, wurde.

Aus dieser ihrer magnetischen Periode schrieb mir ein Freund, der dazumal oft um sie war: „Wenn ich mit meinem Finger sie auf der Stirne zwischen den Augenbrauen berührte, sagte sie mir jedesmal einen Spruch, der auf mich und meinen Seelenzustand Bezug hatte.

Einige davon sind folgende:

„Bewahre deine Seele so, daß du sie in den Händen trägest."

„Wenn du kommst in die geräuschvolle Welt, so halte den Herrn recht fest in deinem Herzen."

„So dich Jemand irre machen will von deinem innern Gefühl, so flehe um Gnade zu Gott."

„Lass' dir das Licht, welches in dir aufkeimt, nicht unterdrücken."

„Lebe so, wie dein Herr und Heiland es haben will."

„Denke oft an das Kreuz Jesu, gehe hin und umfasse es."

„So wie die Taube in dem Kasten Noah ihre Wohnung fand, so wirst auch du die Wohnung finden, die dir der Herr dein Gott bescheret hat."

Krämpfe, Somnambulismus u. s. w. dauerten nun (wie unter einer solchen gemischten Behandlung auch zu erwarten war) fort. Man konnte am Ende ihre Krankheit nicht begreifen und wurde des Zustandes überdrüssig. Sie aber wurde immer abgezehrter und elender. Es kam bei Nacht kein Schlaf mehr, sie

weinte Nächte durch, hatte Durchfälle und Nachtschweiße. Man sagte ihr: es schade ihr doch Alles nichts, sie sterbe doch nicht.

Man versuchte Zwangsmittel, sie aufrecht zu erhalten, man zwang sie, sich aus dem Bette zu erheben, aber sie fiel ohne Bewußtseyn um.

Man kam auf den Gedanken, diese Krankheit sey durch dämonische Einflüsse erzeugt und nahm die Zuflucht zu einem durch sympathetische Kuren in Ruf stehenden Mann.[1] Dieser sandte zuerst ein grünes Pulver. Sie sträubte sich es anzunehmen, aber man zwang sie. Als sie es zum zweiten Male eingenommen, konnte sie auf einmal aufstehen, doch sie lief ganz steif umher, und je nach einigen Schritten drehte es sie, wie im Veitstanze, im Ringe herum.

Einen völlig schlafwachen Zustand hatte sie in dieser letzten Periode nicht mehr, nun trat ein solcher auf einmal wieder ein, und sie gab im Schlafe an, wie viel sie von diesem Pulver nehmen dürfe. Ihre Stimme wurde ganz schreiend, sie sprach hochdeutsch und auf einmal eine Allen fremde Sprache, die sie auch schrieb, und die sie ihre innere Sprache nannte, von der weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird. So oft sie diese Sprache sprach, war sie in halbwachem Zustande; und wollte sie wieder die gewöhnliche Sprache sprechen, so gab sie sich selbst magnetische Striche aufwärts, wodurch sie wach wurde.

Mit dem Pulver sandte jener Mann ein Amulet von schwarzem Leder, das an einem dreifachen Faden hing. Alle Freitage wurde zu dem Manne sieben Stunden weit geschickt, so wollte er es. Sie sagte im Schlafe: der Mann wolle immer in seinem Innern, daß man ihn bitten solle, daß er selbst komme, er thue das aus Eigennutz, und thue man es nicht, so stecke er Nadeln tiefer in eine gewisse Pflanze im Keller, wodurch sie noch mehr an ihn gebunden werde, noch mehr Angst und Unruhe bekomme. Sie müsse an ihn selbst schreiben.

[1] Man nannte die Familie der Frau H. finster und abergläubisch, weil sie in dieser ihrer Noth Magie und Sympathie gebrauchen wollte. Aber thaten nicht das Gleiche schon sehr hochgebildete, selbst gelehrte Menschen? Hat nicht schon mancher Kranke, den gelehrte Aerzte nicht heilen konnten, durch sympathetische Einwirkung Heilung gefunden? Sandten doch selbst berühmte Aerzte Kranke, die sie nicht heilen konnten, der Frau H. zu!!

Dieß that sie nun im magnetischen Schlafe. Man sandte einen Boten mit dem Briefe ab, und der Mann erschien selbst.

Er hatte ein schwarzes, rohes, abschreckendes Gesicht und äußerst stiere funkelnde Augen. Als er erschien, lag sie im magnetischen Schlafe. Sie erklärte, daß er nicht ins Zimmer treten dürfe, bevor er nicht vor demselben gesprochen:

„Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren ꝛc.“

Er that dieß, und nun durfte er eintreten, allein sie sprach nichts mit ihm. Sie bat, man solle verhüten, daß er ihr, wenn sie erwache, die Hand gebe, er werde sie begehren, aber man soll ihm das nicht sagen, sonst werde er erzürnt.

Man that nun, als sie erwachte, das Möglichste, um das zu verhüten, und sagte es ihr auch wach; aber dennoch geschah es. Der Mann ergriff ihre Hand, aber im Momente, da er sie faßte, wurde sie aufs fürchterlichste verkrümmt, so daß sie durch alles Magnetisiren, Behauchen ꝛc. nicht mehr zurecht zu bringen war. Sie wurde hierauf schlafwach und sagte: man solle ihr die Hand sogleich in fließendes Wasser tauchen und dann mit warmem Wein waschen, sonst leide sie den größten Schaden. Nachdem man dieß gethan hatte, verschwand die Krümmung der Hand wieder.

Das Pulver (das sie aber immer magnetischer machte) nahm sie noch drei Wochen in ganz kleinen Gaben fort: denn sie behauptete, wenn sie von ihm gar nichts nehme, würde ihr der Mann Schaden zufügen. In dieser Zeit geschah es, daß das Amulet, das ihr jener Mann gesandt hatte, einigemal ganz von freien Stücken unberührt über ihren Kopf heraus und über ihre Brust und Bettdecke, wie ein lebendiges Wesen, vor mehreren Anwesenden, weiter lief, so daß man es auf dem Boden fangen und wieder zurückbringen mußte. Für diese uns freilich unglaubliche Erscheinung sprechen mehrere sehr achtbare Zeugen.

Im magnetischen Schlafe sagte sie darüber Folgendes: „Der Mann macht dieses durch seine böse Kunst, er wirkte magisch auf mich. Er will das Amulet wieder zurück haben, damit man ein neues begehre, weil ich ohne dasselbe jetzt schon einmal nicht mehr seyn kann.“

Sie trug dieß Amulet ein Vierteljahr lang auf dem Rücken.

Ich untersuchte es, als es mir nach einem Jahre übergeben wurde und fand in ihm Asa foetida, Sabina, Cyanus, zwei Körner semen stramonii, ein Magnetsteinchen und ein Zettelchen, auf welchem geschrieben stund: „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre." Ob sie gleich wieder kräftiger wurde, dauerte ihr magnetischer Zustand doch immer noch an, und sie schlief täglich ein-, auch zweimal magnetisch. Der abermalige Gebrauch des Löwensteiner Bades wäre vielleicht nun angezeigt gewesen, allein man war der Sache zu sehr überdrüssig geworden, und man schrieb ihrem Gatten, sie nach Kürnbach zu holen. Dieser fand sie sehr schwach, und ihre Bestimmungen im magnetischen Schlafe waren auch noch nicht für diese Reise, aber wach war sie, besonders um ihren Eltern nicht mehr beschwerlich zu fallen, für sie. Die Reise wurde gemacht, allein eine Folge derselben war nun das Eintreten der heftigsten Unterleibskrämpfe und Blutflüsse. Früher hatte sie nie Unterleibs-, sondern meistens nur Brust- und andere Krämpfe. Da nun ihr somnambuler Zustand in K. nur zunahm und sie im magnetischen Schlafe immer erklärte, man dürfe sie nicht da lassen, so wurde sie wieder nach O. zu ihren Eltern gebracht. Aber die Reise dauerte vierzehn Tage lang, da unterwegs die größte Schwäche mit beständigem Erbrechen eintrat. Dieses Erbrechen dauerte auch zu O. acht Wochen lang fort. Es kam immer stoßweise vom Unterleib aus und wurde endlich durch kleine Gaben von Opium gestillt.

Nun fing eine besondere Reizbarkeit der Magennerven eine Rolle zu spielen an: es mußte alle Minuten etwas in den Magen kommen, sonst erfolgte die furchtbarste Schwäche. Die Magennerven waren in steter Ueberreizung und forderten beständig Speise; Kraftlosigkeit und Krämpfe dauerten immer an, und eine völlige Nervenzerrüttung trat ein. Zwar brachten ärztliche Verordnungen wieder einige Linderung ihrer Uebel, aber nur scheinbar, und man sah sich, auch wegen Entfernung der Aerzte, veranlaßt, sie zu einem ihrer Oheime nach Löwenstein zu bringen.

Hier blieb sie drei Tage lang erträglich, aber dann stellten sich Blutflüsse ein. Sie schlief alle Abende magnetisch und machte sich Verordnungen, auf die man kein Vertrauen mehr hatte, und die man nicht mehr befolgte.

Nun zog man auch mich zu Rathe.

Nie hatte ich vorher diese Frau selbst gesehen, aber viel Falsches und Entstelltes über sie durch das Gerede der Leute erfahren.

Ich muß bekennen, daß ich dazumal noch die Ansichten der Welt und ihrer Lügen über sie theilte, daß ich abrieth, auf ihren nun schon so lange angedauerten schlafwachen Zustand und ihre Verordnungen in ihm noch einige Rücksicht zu nehmen, ihr bei Krämpfen die Hände aufzulegen, Menschen mit stärkern Nerven in ihre Nähe zu lassen, kurz, daß ich den Rath gab: mit Allem dahin zu wirken, sie aus ihrem magnetischen Zustande hinaus zu führen und sie mit Vorsicht, aber rein nur mit den gewöhnlichen ärztlichen Mitteln zu behandeln.

Diese Ansicht theilte mit mir mein Freund Dr. Off zu Löwenstein und richtete ein ihr gemäßes Heilverfahren ein. Aber unser Zweck wurde nicht erreicht. Blutflüsse, Krämpfe, Nachtschweiße, dauerten immer an. Das Zahnfleisch wurde scorbutisch und blutete immer, sie verlor alle ihre Zähne. Von Arzneimitteln, die nur etwas stärkend waren, bekam sie das Gefühl, als würde sie in die Höhe gezogen, es wandelte sie eine Furcht vor allen Menschen an und nächtlich oft eine Schwäche des Todes.

Man kam auf den Gedanken, dämonische Einflüsse durch Gebet aus ihr zu treiben. Von dort an war ihr Alles gleichgültig, was man mit ihr anfing, sie wurde wie verstockt. Es war ihr der Tod zu wünschen, sie wurde ein Marterbild und starb nicht. Ihre Verwandten waren in Jammer und Verlegenheit und brachten sie (fast gegen meinen Willen) auf gutes Glück, ob noch Heilung auf irgend einem Wege bezweckt werden möchte, nach Weinsberg.

Erscheinen in Weinsberg.

Frau H. kam am 25. November 1826 hier an, ein Bild des Todes, völlig verzehrt, sich zu heben und zu legen unfähig. Alle 3 bis 4 Minuten mußte ihr ein Löffel Suppe gereicht werden, den sie oft nicht verschlingen konnte, sondern nur in den Mund nahm und wieder ausspie. Reichte man ihr ihn nicht, so verfiel sie in Ohnmacht oder Starrkrampf. Ihr Zahnfleisch war dick scorbutisch geschwollen, immer blutend, ihre Zähne waren ihr in L. alle aus dem Munde gefallen. Krämpfe, somnambuler Zustand, wechselten mit einem mit Nachtschweißen und blutigen Durchfällen verbundenen Fieber. Jeden Abend um 7 Uhr verfiel sie in magnetischen Schlaf. Diesen fing sie immer mit stillem Gebete an, in welchem sie die Arme auf der Brust gekreuzt hatte. Dann breitete sie die Arme in gerader Richtung nach außen aus und befand sich in diesem Moment im schauenden Zustande, und erst wenn sie dieselben wieder auf die Bettdecke zurückgebracht hatte, fing sie zu sprechen an. Ihre Augen waren dabei geschlossen, ihre Gesichtszüge ruhig und verklärt. Als sie am ersten Abend ihrer Ankunft in diesen Schlaf verfiel, begehrte sie nach mir, ich aber ließ ihr sagen, daß ich jetzt und in Zukunft mit ihr nur wach sprechen werde.

Als sie wach war, ging ich zu ihr und erklärte ihr kurz und ernst: daß ich auf das, was sie im Schlafe spreche, keine Rücksicht nehme, daß ich gar nicht wissen wolle, was sie da spreche, und daß ihr somnambules Wesen, das nun zum Jammer ihrer Verwandten schon so lange angedauert, endlich aufhören müsse. Diese Eröffnung begleitete ich noch mit einigen, allerdings ernsten Ausdrücken: denn es war mein Vorsatz, durch eine ernste psychische Behandlung und dadurch auch durch

Hervorrufung eines festen Willens in ihr, vom Gehirne aus das vorwiegende Leben ihres Bauchsystems zu unterdrücken.[1] In jedem ihrer schlafwachen Zustände wurde nun keine Frage mehr an sie, über sie oder Andere gerichtet, man ließ sie in ihnen ganz unbeachtet liegen. Dagegen setzte ich ein rein ärztliches Heilverfahren homöopathischer Art fort. Allein auch die allerkleinsten Gaben von Arzneimitteln bewirkten in ihr immer das Gegentheil von dem, was man durch sie bezwecken wollte. Krämpfe und Somnambulismus stellten sich zwar weniger ein, dagegen aber erschien ein offenbares Gefäßleiden. Zehrfieber, Nachtschweiße, Durchfälle, völlige Erschöpfung und äußerste Abmagerung nahmen reißend zu, so daß das Ende ihrer Leiden in kurzer Zeit zu erwarten war, und ihre Verwandten auch darauf vorbereitet wurden. Es war zur Heilungsweise, die ich einschlagen wollte, zu spät. Durch die frühern magnetischen Einwirkungen so verschiedener Art war ihrem Nervenleben eine zu ungewöhnliche entgegengesetzte Richtung gegeben worden, sie hatte kein Leben mehr, das aus der Kraft der Organe geschöpft wurde; sie konnte nicht mehr anders als von entlehntem Leben, von der Lebenskraft Anderer, von magnetischen Einflüssen leben, wie sie offenbar schon lange nur lebte. In ihren zwar nun seltener stattfindenden magnetischen Schläfen suchte sie immer noch die wahren Mittel zu ihrer Heilung zu erschauen, und es war oft rührend anzusehen, wie sie in ihr Innerstes zurückgeführt, dieselben zu finden sich abmühte. Der Arzt, der bis jetzt mit seiner Apotheke ihr so wenig zu helfen wußte, mußte oft sehr beschämt neben diesem ihrem innern Arzte stehen, erkennend, daß jener innere Arzt noch immer zweckmäßigere Mittel als er für ihren verzweiflungsvollen Zustand entdeckte.

So fragte ich sie nun einmal, und das erstemal (nachdem ich viele Wochen lang eine rein ärztliche und psychische Behandlung ohne einen Erfolg, ja zu ihrem Schaden, versuchte) im magnetischen Schlafe: ob sie, wenn sie in ihr Inneres gehe, fühle, daß eine abermalige, aber geregelte magnetische Behandlung ihr noch Rettung bringen könne? Sie erwiederte: darüber könne sie

[1] Daß ich den Magnetismus anzuwenden zauderte, darüber werde ich wohl eher das Lob als den Tadel einsichtsvoller Männer verdienen.

erst Auskunft geben, wenn sie am andern Abend um 7 Uhr sieben magnetische Striche erhalten habe.

Da ich allen magnetischen Verband noch geflissentlich vermeiden wollte, so gab ich ihr am andern Abend die Striche nicht selbst, sondern bat einen Freund um diese Gefälligkeit. Da erklärte sie schlafwach: daß eine ganz gelind magnetische Behandlung nach sieben Tagen Alles zu ihrer Rettung beitragen werde.

Die sieben ihr gegebenen magnetischen Striche hatten auch schon die Folge, daß sie sich am andern Morgen zu ihrer großen Verwunderung, denn sie wußte selbst nicht wie es geschah, wieder frei im Bette aufrichten konnte und sich weit kräftiger fühlte, als durch alle die bisher versuchten Mittel der Apotheke. So geschah nun, daß vom 22. December an, 27 Tage lang eine regelmäßige magnetische Behandlung eingeleitet und die von ihrem Innern ausgesprochenen Heilmittel, mit Unterlassung aller andern, angewendet wurden. Obgleich die vielen unabwendbaren Störungen von der Außenwelt eine Heilung (die wohl auch nicht mehr möglich gewesen wäre) verhinderten, und oft sehr verzweiflungsvolle Zustände herbeigeführt wurden, so kam Frau H. doch nach und nach auf diejenige Stufe der körperlichen Kraft, als wohl einem so viele Jahre lang in ungewöhnlichem Leben begriffen gewesenen Nervensysteme wieder zu erreichen möglich war. Aber der sie so tief erschütternde Tod ihres Vaters zernichtete nachher auch diese, und es blieb ihr nur noch das Leben einer Sylphe.

Was aus einem solchen körperlosen Leben nun hervorging (und was uns immer an die Zeit mahnt, wo auch unsere Psyche, der körperlichen Bande los, ohne Hemmung durch Raum und Zeit, frei ihre Flügel entfalten wird), manche Ahnungen an ein inneres Leben des Menschen und an ein Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere — nicht ein Tagebuch über eine Krankheitsgeschichte — ist nun der fernere Inhalt dieser Blätter. Ich gebe hier reine Thatsachen und überlasse die Erklärung dem Belieben eines Jeden.

Handbücher über den thierischen Magnetismus und andere Schriften haben für diese Erscheinungen schon Theorien genug aufgestellt. Sie sind mir alle bekannt. Es sey mir erlaubt, keiner zu erwähnen, sondern nur hie und da durch Beispiele

ähnlicher Erscheinungen darzuthun, daß das, was sich bei dieser schlafwachen Frau ergab, nichts Ungewöhnliches, sondern schon oft, auch in andern, selbst wachen Zuständen Vorgefallenes, in der Natur Gegründetes, durchaus Wunderloses ist. Aber — es können solche Erscheinungen nicht oft genug den Markt des gemeinen Lebens, wenn auch nur auf Augenblicke, als weckende Blitze aus höherer Region durchzücken!

Bild dieser Frau.

Frau H. war auch vor meiner magnetischen Behandlung in einem so tiefen somnambulen Leben, daß sie (wie man noch später zur Gewißheit erfuhr) nie im wachen Zustande war, wenn sie dieß auch zu seyn schien. Freilich war sie wacher als andere Menschen; denn es ist sonderbar, diesen Zustand, der gerade das hellste Wachen ist, nicht wach zu nennen, aber sie war im Zustande des Innern.

In diesem Zustande und dieser Beschaffenheit der Nerven fehlte es ihr ganz an eigener organischer Kraft, und sie erhielt nur noch durch das Ausströmen anderer stärkerer Nervengeister Kraft, durch Ausströmungen, hauptsächlich aus Fingerspitzen und Augen. „Luft= und Nervenausströmung Anderer," sagte sie, „bringt mir noch das Leben, von diesen muß ich leben. Sie fühlen es nicht, es sind Ausströmungen, die sie sonst ohnedieß verlieren würden, die aber meine Nerven an sich ziehen; nur so kann ich noch leben." [1]

Sie versicherte oft, daß Andere dadurch keinen Verlust leiden, allein es ist doch nicht in Abrede zu ziehen, daß viele Menschen sich nach längerem Aufenthalte bei ihr geschwächt fühlten, ein Ziehen in den Gliedern, ein Zittern u. s. w. empfanden. Sehr viele Menschen fühlten bei ihr bald eine Schwäche in den Augen und dann auf der Herzgrube, erhielten selbst Ohnmachten, und sie sagte selbst auch: daß sie aus den Augen anderer stärkerer Menschen am meisten Kraft an sich ziehen könne. Eine Person, die ihr sehr oft durch Handauflegen die Krämpfe gestillt hatte, bekam ein heftiges Reißen in den Armen, und als

[1] Durch magnetische Ausströmungen aus andern stärkern Körpern schien sich ihr Nervengeist wieder eine Zeit lang fester an ihre Nerven zu binden und dadurch wieder ihr Körper stärker zu werden.

dieses aufgehört hatte, stellte sich bei ihr ein Krampfhusten ein, der ein Vierteljahr lang andauerte und oft die drohendsten Erstickungszufälle verursachte. Eine andere Person, die sonst ganz gesund war und ihr nur wenige Tage abgewartet hatte, wurde, als sie nach Hause kam, von gleichem Somnambulismus ergriffen und schlief ein halbes Jahr lang alle Tage, wie sie, magnetisch.

Von ihr blutsverwandten Menschen vermochte sie mehr anzuziehen als von andern, und als sie schwächer wurde, nur von solchen, wahrscheinlich wegen eines zwischen Blutsverwandten stattfindenden natürlichen Rapports. Um nervenschwache und kranke Menschen, von denen sie nichts an sich ziehen konnte, konnte sie nicht seyn, sie wurde durch diese schwächer. So bemerkt man, daß Blumen bei Kranken die Schönheit bald verlieren, so wie dieselben auch durch Berühren und Pflege gewisser Personen bald vergehen.[1]

Auch aus der Luft schien sie einen besonderen ätherischen Stoff als nährendes Lebensprinzip an sich zu ziehen. Ohne ein offenes Fenster konnte sie, auch nicht in der heftigsten Winterkälte, bleiben.

Der Geist aller Dinge, wovon wir in unserm Zustande keinen Begriff haben, war ihr fühlbar und von Einwirkung auf sie; besonders war dieß der Fall beim Geist der Metalle, der Pflanzen, der Menschen und Thiere. Alle unwägbaren Materien, selbst die verschiedenen Farben des Lichtstrahles, äußerten auf sie besondere Einflüsse. Die elektrische Materie, wo sie für uns nicht mehr sichtbar und fühlbar war, war es für sie. Ja, was unglaublich ist, selbst das geschriebene Menschenwort war für sie fühlbar.

Alles dieses zeigte sich bei ihr immer in einem Zustande, der von Jedem für wach gehalten werden konnte und den auch sie meistens dafür hielt; allein es war ein Zustand des Innern, aus dem sie nie mehr heraustrat, und in ihm eine Aufhebung aller Isolirung. Die besondern Erfahrungen und Versuche hierüber werden in diesen Blättern einzeln aufgeführt werden.

[1] Daß die Anwesenheit anderer Menschen auf die Seherin wie ein Pabulum vitae wirkte, daß sie, wurde sie längere Zeit allein oder nur bei schwächern Menschen gelassen, immer schwächer wurde, ist eine Wahrheit und Thatsache, für die auch andere Aerzte zeugen können.

Aus ihren Augen ging ein ganz eigenes geistiges Licht, das Jedem, der sie auch nur kurz sah, sogleich auffiel, und sie selbst war in jeder Beziehung mehr Geist als Mensch.

Will man sie mit einem Menschen vergleichen, so kann man sagen: sie war ein im Augenblicke des Sterbens, durch irgend eine Fixirung, zwischen Sterben und Leben zurückgehaltener Mensch, der schon mehr in die Welt, die nun vor ihm, als in die, die hinter ihm liegt, zu sehen fähig ist.[1]

Sie war oft in Zuständen, wo Menschen, die wie sie die Fähigkeit Geister zu sehen gehabt hätten, ihren Geist außer seinem Körper, der sie nur noch als ein leichter Flor umschloß, erblickt haben würden. Sie selbst sah sich oft außer dem Körper, sah sich oft doppelt. Sie sagte oft: „Es kommt mir oft vor, als sey ich außer mir, ich schwebe dann über meinem Körper und denke dann auch über meinem Körper. Es ist mir aber dieß kein behagliches Gefühl, weil ich meinen Körper doch immer noch weiß. Wenn nur meine Seele fester an den Nervengeist gebunden wäre, dann würde sie sich auch fester an die Nerven selbst binden, aber das Band meines Nervengeistes wird immer lockerer."

Es schien ihr Nervengeist auch wirklich so locker mit den Nerven zusammenzuhängen, daß er bei jeder Bewegung leicht lose wurde und den Körper vollends verließ, worauf sie sich meistens auch außer dem Körper, oder, wie man sagt, doppelt sah, auch kein Gefühl von Schwere ihres Körpers mehr hatte.

Künstliche Bildung oder Dressur hatte Frau H. nicht. Es war bei ihr bei dem geblieben, was ihr die Natur gab. Sie hatte keine fremde Sprache gelernt, weder etwas von Geschichte, noch Geographie, noch von Physik, noch von sonstigem Wissen, in dem man das weibliche Geschlecht jetzt in Instituten dressirt, war ihr geworden. Bibel und Gesangbuch waren, besonders in

[1] Dieß ist nicht ein nur poetischer Ausdruck, sondern wirklich wahr. Wir sehen, daß Menschen in Momenten des Todes oft wie schon in eine andere Welt hinüberschauen, uns von dieser Kunde geben; wir sehen, wie ihr Geist da oft, schon wie aus dem Körper getreten, sich in Entfernungen hin zu offenbaren vermag, während er die Hülle doch noch nicht völlig verlassen hat. Kann man sich einen Menschen in diesen Momenten (die bei Sterbenden oft nur wie Blitze sind) Jahre lang hingehalten denken, so haben wir das Bild dieser Seherin, und hierin sehe ich nur buchstäbliche Wahrheit, keine Dichtung.

den langen Jahren ihrer Leiden, ihre einzige Lectüre geblieben. Ihr sittlicher Charakter war durchaus tadellos. Sie war fromm, ohne Frömmelei. Auch ihr langes Leiden und die Art ihres Leidens erkannte sie als Gnade Gottes, wie auch aus nachstehenden Versen, die sie im schlafwachen Zustande niederschrieb, hervorgeht.

„Erhabener Gott, wie groß ist deine Güte,
Du schenktest mir den Glauben und die Liebe,
Das hält mich fest in meiner Leiden Noth.
In meines Kummers Nacht
Ward ich so weit gebracht,
Zu wünschen Ruhe mir im bald'gen Tod.
Dann aber kam der mächtig starke Glaube,
Die Hoffnung kam, es kam die ew'ge Liebe,
Sie schlossen mir die ird'schen Augenlieder.
O Wonne!
Todt liegen meine Glieder,
Wann in dem Innersten ein Licht entbrennet,
Das Keiner in dem wachen Leben kennet,
Ist es ein Licht? nein! eine Gnadensonne."

Oefters im Gefühl ihrer langen Leiden (dieß aber immer im höhern magnetischen Zustand) machte sie selbst Gebete in Versen, von denen nachstehendes wohl der Anführung werth ist:

„Vater, erhöre mich!
Erhöre mein Beten und Flehen!
Vater, ich rufe zu dir,
Lasse dein Kind nicht vergehen!
Sieh meinen Schmerz,
Meine Thränen,
Flöße mir Hoffnung ins Herz:
Stille mein Sehnen!
Vater, ich rufe zu dir,
Habe Erbarmen!
Nehme doch etwas von mir,
Der Kranken, der Armen.
Vater, ich lasse dich nicht,
Wenn auch Krankheit und Schmerz mich verzehren,
Wenn ich des Frühlings Licht
Seh' nur im Nebel der Zähren,
Vater, ich lasse dich nicht!"

Da ich schon Verse machte, so war es das Nächste zu sagen: Frau H. habe dieses Talent durch meine magnetische Einwirkung. Da ist aber zu bemerken, daß Frau H., schon ehe sie in meine

Behandlung kam, solche kleine Verse machte. Nicht ohne tiefere Bedeutung war Apollo der Gott der Dichter, der Seher und der Arzneikunde zugleich. Schlafwachen geht im Innern die Kraft zu dichten, zu sehen und zu heilen auf. Wie herrlich verstanden die Alten diesen Zustand des Innern, wie klar lag er wohl in ihren Mysterien aufgedeckt![1]

Der große Arzt Galen verdankt einen Theil seiner ärztlichen Erfahrungen nächtlichen Träumen.[2]

Bekannt ist, daß das ärztliche Wissen Somnambuler fälschlich auch schon als vom behandelnden Arzte und Magnetiseur auf das Somnambule übergegangen, hergeleitet und erklärt wurde.

Die Lüge der Welt über Frau H. war groß! Das war ihr wohl bekannt. Als sie eines Tages viele Lästerungen der Menschen über sich hören mußte und davon endlich sehr angegriffen ward, stand zu erwarten, sie werde sich num Abends im magnetischen Schlafe darüber äußern, aber es geschah nicht, sie sagte nur: sie greifen meinen Leib, aber nicht meinen Geist an. Ihr Geist, im Bewußtseyn der Unschuld, erhaben über solches Gerede, blieb ruhig und entwickelte nur geistige Dinge.

Einmal schrieb sie im schlafwachen Zustand auf ein Papier und sandte es uns:

„Wenn man Böses von mir redet,
Lügen glaubt und Lügen spricht,
Und euch's in die Ohren flötet,
Glaubt ihr's oder glaubt ihr's nicht?"

Ich antwortete ihr:

„Uns erscheinst du gut und rein,
Mögen Andre anders denken,
Unsern Glauben kann nichts lenken,
Als der eigne Augenschein."

Aber die unsinnigsten Lügen wurden über diese Frau in das Land hinaus verbreitet, und die verschiedensten Menschen drangen sich (zu meinem tiefen Kummer), in der Absicht Wunder zu sehen, an ihr Krankenbette.

[1] Ich kenne ein Bauermädchen, das nicht zu schreiben vermochte, im magnetischen Zustand aber immer in gebundener Rede sprach.

[2] Scaligeri de insomniis comment. in libr. Hippocr. Giessae 1600. 12. p. 10. — Sprengels Geschichte der Arzneikunde 2ter Thl. S. 97. — Galenus sagt, daß er stundenweit im Schlafe gegangen.

Viele, die man abwies, nahmen durch Lügen Rache, und durch keine Geschichte wurde mir die Lust der Welt an Lüge und Verleumdung so offenbar als durch diese.

Sie aber begegnete allen Menschen mit gleicher Freundlichkeit, kostete es auch ihrem Körper Opfer, und selbst die, die sie am meisten lästerten, wurden oft von ihr vertheidigt. Es kamen böse und gute Menschen zu ihr. Sie fühlte das Schlechte im Menschen gar wohl, fällte aber nie Urtheile, hob gegen keinen Sünder einen Stein auf, mochte aber in manchen Sündern, die sie um sich duldete, Glauben an ein geistiges Leben erweckt und sie gebessert haben.

Schon Jahre lang, ehe Frau H. hieher gebracht wurde, war die ganze Erde mit ihrer Atmosphäre, und alles was um und auf ihr ist, die Menschen nicht ausgenommen, für sie nicht mehr. Sie bedurfte mehr als eines Magnetiseurs, sie bedurfte auch mehr als einer Liebe, eines Ernstes, einer Einsicht, wie sie wohl schwerlich in eines Menschen Vermögen gelegen haben mag, — sie bedurfte, was kein Sterblicher ihr zu geben fähig war, eines andern Himmels, einer andern Luft, anderer Nahrungsmittel, als diese Erde zu geben vermag. Sie gehörte in eine Welt der Geister, sie selbst hier schon mehr als halber Geist; sie gehörte in den Zustand nach dem Tode, in dem sie schon hier oft mehr als halb war.

Daß Frau H. aus ihrem nicht in die Welt taugenden Zustande vielleicht noch im zweiten, dritten Jahre desselben hätte gebracht werden können, ist möglich: im fünften Jahre war es der aufopferndsten Fürsorge nicht mehr möglich. Aber zu einer größern innern Harmonie und Klarheit wurde sie durch solche Fürsorge gebracht, sie lebte zu Weinsberg, wie sie oft sagte, die genußreichsten Tage ihres geistigen Lebens, und es bleibt ihr Aufenthalt hier immer der erfreulichste Lichtpunkt in ihm, ob ihn gleich so manche Menschen mit giftigem Speichel und Dinte zu löschen bestrebten.

Ihren Körper noch betreffend, so umgab dieser (wie schon berührt) den Geist nur noch wie ein Flor. Sie war klein, ihre Gesichtszüge orientalisch, ihre Auge hatte den Stechblick eines Seherauges, der durch den Schatten langer, dunkler Wimpern und Augenbrauen noch gehoben wurde. Sie war eine Lichtblume, die nur noch von Strahlen lebte.

Eschenmayer schrieb von ihr in seinen Mysterien: „Ihr natürlicher Zustand war ein milder, freundlicher Ernst, immer gestimmt zur Andacht und zum Gebet, ihr Auge hatte etwas Geisterartiges und blieb ungeachtet der vielen Leiden immer rein und klar. Ihr Blick war durchdringend, schnell konnte er sich mitten im Gespräche verändern, wurde wie Funken sprühend und auf Eine Stelle geheftet, — immer ein Zeichen, daß eine fremde Erscheinung ihn fesselte, — gleich nachher fuhr sie wieder im Gespräche fort. Ihr leibliches Leben ließ, wie ich sie schon das erstemal sah, keine lange Dauer erwarten, und auf keinen Fall eine solche Restitution, daß sie alle die äußern Einflüsse hätte wieder ertragen lernen. Ohne sichtbare Mißverhältnisse in den Funktionen schien ihr Leben nur noch ein glimmender Docht zu seyn. Sie war, wie Kerner sich sehr wahr ausdrückt, ein im Sterben begriffenes, aber durch magnetische Kraft an den Leib zurückgehaltenes Wesen. Geist und Seele schienen oft wie getheilt, und der Geist schien oft in andern Regionen zu weilen, während die Seele noch an den Leib gebunden war.“

Ihre Verhältnisse zur physischen Außenwelt.

Ihr äußeres Nervensystem.

Es beruhen die hier verzeichneten Einwirkungen der Natursubstanzen auf das äußere Nervensystem der Frau H. hauptsächlich darauf, daß im magnetischen Leben das äußere Nervensystem eben so intensiv wird, als es im wachen Leben das innere ist. Im magnetischen Leben wird der Nervengeist leicht entbunden, und alle Eigenschaften und Kräfte, die in den Natursubstanzen liegen und dem im wachen Leben gebundenen Nervengeiste unfühlbar bleiben, werden nun dem freigewordenen Nervengeiste im Augenblick offenbar und bringen Erschütterungen im Nervensystem hervor, die den ihnen inwohnenden Eigenschaften entsprechen, da im Gegentheil im wachen Leben der Nervengeist das ihm nur mögliche Gleichgewicht mit allen Natursubstanzen hält.

Daß die linke Körperseite Frau H. für derlei Einwirkungen eine größere Empfänglichkeit als die rechte zeigte, möchte aus der verschiedenen Polarität der verschiedenen Körperhälften hervorgehen und dieselbe als die negative, schwächere bezeichnen.

Einwirkung von Mineralien.

In Stein und Metall, so wie auch in Pflanzen und thierischen Körpern, liegen eine Menge verschiedener Kräfte und Elemente eingekerkert und gebunden, die für uns nur dann fühlbar werden, wenn wir aus jener Isolirung, in der uns das gewöhnliche Leben hält, treten. Dieß zeigt sich nicht nur in magnetischen Zuständen, sondern auch in andern gewissen, von den gewöhnlichen abweichenden Nervenstimmungen, bei mehr oder weniger entbundenem Nervengeiste.

So sind an einer sehr großen Zahl von Menschen die

Erscheinungen der Rhabdomantie unbestreitbar, aber allerdings äußern sie sich bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, wahrscheinlich je nachdem der Nervengeist sich bei einem Menschen mehr oder weniger zu entbinden fähig ist, bei vielen gar nicht, und die Zahl derjenigen, die diese so offenbare Erscheinung auch bei andern noch nicht anerkennen, möchte hauptsächlich aus der Menge letzterer hervorgehen.

Del Rio erzählt, daß es in Spanien Menschen gäbe, die man Zahuris nennt, welche unter der Erde verborgene Dinge, Wasser, Erzadern und Leichname sehen.

Gamasche, eine Portugiesin, die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte, besaß das Vermögen, 60 Spannen tief unter die Erde zu sehen und hauptsächlich alles Metall und Wasser in ihr angeben zu können.

Zschokke gibt in den Ueberlieferungen Nr. 12. 1818. von einem 25jährigen Mädchen aus Schwaben Nachricht, Namens Katharina Beutler, welche die Erscheinungen der Rhabdomantie in einem äußerst hohen Grade zeigte. Ueber Eisenerz- oder Schwefelkieslagern fühlte sie ihre Zunge wie von kaltem Wasser berührt. Eine gewisse Wärme verbreitete Schwefel in ihr. Steinkohlenlager erregten in ihr neben dieser Wärme eine höchst unangenehme Empfindung, die sich beinahe zu Ohnmacht und Krämpfen steigerte. Mergel machte ihr eine Art Brennen im Innern des Leibes, Gyps eine krampfhafte Zusammenziehung im Halse, Muriacit Stechen auf der Zunge, Alaun ein kaltes, beißendes Wasser an den Zähnen, Blei eine unbehagliche Schwere im Leibe, Arsenik starkes Schlagen im Kopfe, Kupfer ein warmes bitteres Wasser im Mund, Silber ein seltsames Drücken und Beklemmung im Innern, Gold Schwäche in den Füßen, Salz einen salzigen Geschmack im Munde und ein Schwellen der Haut an Händen und Füßen, welches auch für Andere sichtbar war. Zschokke versicherte, diese Person habe ihm, selbst in dunkler Nacht, die verschiedene Güte der Eisenerze bei Aarau, über die er sie führte, die Richtung eines auf eine Salzquelle gebauten Stollen und im Gebirge Gypslager richtig nachgewiesen, ohne gefragt zu werden.

Ritters Versuche mit dem italienischen Bauer Campetti sind bekannt.

Vom Gefühl für den Geist der Steine und Metalle im magnetischen Schlafwachen sprechen viele Tagbücher Somnambuler.

Geht aus diesen auch nur eine individuelle verschiedene Empfänglichkeit für verschiedene mineralische Körper hervor, so sprechen sie doch immer für eine selbstständige siderische Wirkung derselben. Allerdings liegt es auch in dem Wechsel der Lebenszustände, daß solche Versuche an verschiedenen Schlafwachen auch verschieden ausfallen müssen. Es möchte aber in Stein und Metall nicht nur eine solche siderische, magnetisch wirkende, sondern auch eine geheime magische Kraft gebunden liegen.

Schon das hohe Alterthum, schon Orpheus, schrieb den Steinen eine besondere geheime, unsichtbar wirkende Kraft zu. Die Erde, singt Orpheus ('Ορφικα ἁπαντα Litica edit. Gesneri), erzeugt den armen Sterblichen Gutes und Böses, aber gegen jedes Böse hat sie auch ein Mittel erzeugt. Aus der Erde ist jede Art Steine erzeugt, in denen eine verschiedene und unendliche Kraft verborgen liegt. Alles, was Wurzeln leisten können, das leisten auch Steine. Die Wurzeln haben zwar eine große Kraft, aber eine noch größere die Steine; wenn anders die Mutter dem zu erzeugenden, aber niemals alternden Steine frische und unverdorbene Kräfte darreicht. Die Wurzel grünt nur eine kurze Zeit und stirbt; nur so lange man Früchte aus ihr haben kann, dauert ihr Leben. Wenn sie aber ausgelebt, was soll man von der todten hoffen u. s. w.

Die jüdischen Hohenpriester trugen einen mit Edelsteinen besetzten Schild auf der Herzgrube, der in ihnen die göttlichen Weissagungen erzeugte. Aristoteles, Dioskorides, Galenus, Isidorius, Avicenna, Albertus Magnus und hauptsächlich auch Plinius, schreiben von der magischen Kraft der Steine. Manche Steine, wie z. E. der Amethyst, deuten schon in ihrem Namen auf die ihnen zugeschriebene Kraft. Die Buddhisten hatten besondern Glauben an die Kraft des Sapphirs. Der Diamant, an den linken Arm gebunden, war ein Talisman gegen wilde Thiere, Gift und böse Geister. Den Achat rühmte man gegen den Stich des Skorpions, und an der linken Hand getragen, machte er den Besitzer weise und angenehm. Unter das Haupt eines Schlafenden gelegt, zeigte er diesem vielerlei

Traumbilder. Der Rubin zog Schnupfen und böse Dünste an. Der Granat machte das Herz fröhlich, der Chalcedon sieghaft, der Topas keusch. Der Lasurstein, an den Hals junger Kinder gehängt, benahm denselben die Furcht. Der Smaragd bewahrte vor fallender Sucht. Der Sapphir wirkte abführend und wurde innerlich gegen die Wassersucht gebraucht. Der Jaspis machte das Auge hell und stillte das Blut. Der Amethyst vertrieb die Trunkenheit, gab gute Gedanken und Verstand. Der Gagat beförderte die Geburt und benahm, am Halse getragen, böse Phantasie; der Chrysolith die Melancholie. Beryll, innerlich genommen, diente gegen die Schwachheit der Leber, bewahrte vor Feinden und machte lustig. Der Chrysopras stärkte Herz und Auge. Der Bergkrystall endlich löschte den Durst, stillte, am Halse getragen, den Schwindel, und innerlich einer Frau gegeben, brachte er Milch in die Brüste.

Marbodus aus Anjou (geb. 1036) schrieb von den Kräften der Edelsteine ein didaktisches Gedicht. Theophrastus sagt (in seiner Chirurgie 1. Bd. S. 31.): „Also sind auch wiederum Stein gewesen, welcher sie bei ihm getragen hat, denselben haben sie bewahrt vor solchen Krankheiten. Es wurden auch Stein durch die Magos bereitet, welcher sie getragen hat, dem ist das Fieber vergangen, etliche zu andern Krankheiten, sondern auch wunderbarlich zu den Wunden, zum Blutstillen, Gliedwasser, Gicht, fallende Sucht. Dieselbe Stein aber sind nimmermehr in solchen Kräften; denn der Himmel ist jetzt in einer andern Eigenschaft denn zu derselben Zeit."

Und wäre der Himmel auch noch in derselben Eigenschaft, das er aber allerdings nicht mehr ist, so ist es wohl das unter ihm wandelnde Menschengeschlecht noch weniger. Daher halte man diese Ansicht des Alterthums von der Wirkung der Steine nicht für eine völlig dichtende. Als der Mensch noch in einem der Natur getreuern, einfachern Zustande, mit weniger Erde, als die Cultur um ihn baute, umgeben, geistiger war, war auch alles Geistige, selbst der für ihn jetzt todte Geist des Steins, fähig auf ihn einzuwirken. Nun aber, mit seinem dreifach um die Seele gewundenen Gürtel von Erde, können nur mechanische und roh chemische Einflüsse zur Behausung der Menschenseele, dem Gewebe der Nerven, durchdringen, bis, wie es bei unserer

jetzigen Generation beinahe zu seyn scheint, es immer mehr selbst der Gifte aus den drei Reichen der Natur bedarf (die nun auch zu den gewöhnlichsten Heil- und Hausmitteln wurden), diese isolirende Masse zu durchbrechen, auf daß Geist auf Geist wirke. Nur im Gebiete des magnetischen Lebens, das uns überhaupt in so manchen Beziehungen von dem frühern Naturzustande, der Integrität des Menschen, eine Ahnung gibt (so wie von seinem künftigen, von den Banden des Körpers befreiten), sehen wir manche Erscheinungen wieder in die Wirklichkeit kehren, die wir zu den dichtenden Ansichten des Alterthums rechneten.

Noch herrscht im jetzigen Oriente die gleiche Ansicht von den Steinen. Aller Schmuck wird im Oriente beim Gebete abgelegt, nur die kostbaren Steine nicht. Man glaubt da noch heutzutage, daß gewissen Steinen gewisse Kräfte gegen Krankheiten, Zauberkünste u. s. w. inwohnen. Man trägt den Türkis und Jaspis, den Sardonyx und Diamant nicht allein des Schmuckes wegen, sondern auch um sich gegen manche unangenehme Zufälle des Lebens zu schützen.

Schubert sagt (Naturgeschichte S. 361): „Es erscheint in vieler Hinsicht das Steinreich als eine Welt voll tiefer Andeutungen auf die Region des Geistigen hin und voll magischer Beziehung auf die Natur des Menschen: denn nicht bloß hat eine zum Theil dichtende Ansicht des Alterthums, von der Bedeutung und Kraft der Steine, einigen von diesen bald die Eigenschaft beigelegt, innerlich wach und nüchtern zu erhalten, oder prophetische Träume zu erwecken, bald das Vermögen durch öftern Anblick Heldenmuth mitten in Gefahren zu geben; sondern es hat auch die in neuerer Zeit bekannt gewordene Geschichte des magnetischen Hellsehens, so wie des Metallfühlens, gezeigt, daß die Berührung, ja schon die bloße Nähe der Metalle, noch auf ganz andere, tiefere Weise auf den Menschenleib einwirke, als auf eine bloß mechanische."

So wird es nun auch oft unmöglich für die Wirkung der hier versuchten Mineralien eine bloß mechanische Weise aufzufinden, ihre Wirkung immer bloß aus der Qualität ihrer chemischen Elementarstoffe herzuleiten, und es ist ihr Einfluß wohl sehr oft dem ihnen inwohnenden, von uns noch nicht erkannten besondern Geiste, wollte man diesen auch unter die elektrischen

oder magnetischen Kräfte zählen (dem was Helmont in den Mineralien Bur nennt, in den Pflanzen Leffas), zuzuschreiben. So sagte unsere Seherin einmal im schlafwachen Zustande von dem Doppelspath: „Ich fühle in diesem Steine ein besonderes Wachsthum, und das ist es, was mich schlafwach macht.“ So machte sie auch der Sapphir halbwach, wozu kein Grund in seinen chemischen Elementarstoffen aufzufinden ist, und so liegt es auch nicht in den Bestandtheilen des Gypsspathes, daß dieser ihr kalten Schauer und Krampf verursachte, welches gleichfalls der Glimmer enthaltende Aventurin that. Mineralien, welche magnetische Kräfte besitzen, sah man von ihr angezogen werden, z. E. den Augit, den Spinell. Den Magneteisenstein aber sah man von fürchterlicher Wirkung auf sie, und das wohl nicht bloß wegen seines Eisengehaltes, obgleich Eisen und auch andere, selbst schwer oxydirbare Metalle, wie Platina, Gold, Silber u. s. w., auf sie von heftiger Einwirkung waren.

So könnte man auch dem widrigen Einflusse, den Metalle und namentlich das Eisen und Chrom auf sie äußerten, den Umstand zuschreiben, daß die meisten gefärbten Steine ihr widrige Empfindung und Krampf verursachten, z. E. ein eisenhaltiges Stück Kalkspath, während der isländische Doppelspath ihr keine Krämpfe erzeugte. Ferner der Granat, Schörl, Smaragd, Strahlstein, Rauchtopas, Amethyst, rother Quarz, Oeschelbrunner Quarz, Chrysopras, Karniol, rother Jaspis, Labrador-Feldspath, grüner Feldspath (während der Feldspath-Porphyr sie gleichgültig ließ), Lasurstein, Siegelerde, Steinmark, Türkis u. s. w.

Aber dieser Umstand, daß gefärbte Steine größere Wirkung auf sie hatten, könnte auch wohl von den Bewegungen des Lichtes herrühren, die sich auf ihnen anders gestalten. So sah Ennemoser, daß eine sehr empfindliche Frau durch den Rubin sehr erregt wurde, während sie ein heller Krystall beruhigte. Frau H. sah zwar die Mineralien nie an. Allerdings aber brachten auch viele dieser Mineralien, in denen sich chemisch die gleichen Bestandtheile vorfinden, auch gleiche oder ähnliche Wirkungen hervor, wohin besonders die Steine aus dem Kieselgeschlechte zu rechnen sind.

Schon in den frühern Krankheitsperioden unserer Seherin

sah man Glas und Krystall auf sie von ausgezeichneter Einwirkung. Aus ihrem somnambulen Zustande ließ sie sich immer durch Glas, später Bergkrystall, erwecken und blieb dieser längere Zeit auf ihrer Herzgrube liegen, so trat eine völlige kataleptische Erstarrung all ihrer Glieder ein. Gleiche Wirkung hatte Sand auf sie. Ja schon das längere Stehen an einem Glasfenster bewirkte diese kataleptische Erstarrung. Der Geruch des Sandes oder der Kieselerde wirkte immer wohlthätig auf ihre Nerven, sie hatte für sie einen ganz aromatischen Geruch. Sie ging diesem Geruche oft an die Fenster nach und roch an diesen. Sie fühlte diesen Geruch hauptsächlich auf der Herzgrube, und von da aus wirkte er auf den ganzen Körper wohlthätig. Einst vermißte man sie lange, und endlich fand man sie auf dem obern Boden des Hauses in einer Kammer, in der Sand war, auf einem Sandhaufen sitzen, von dem sie nicht mehr herunter kommen konnte, weil sie ganz steif wurde. Dasselbe geschah, wenn sie sich, ohne an den Erfolg zu denken, auf eine Bank oder eine Staffel von Sandstein setzte.

Den Geruch der meisten Steine, die zum Kieselgeschlechte gehören, bezeichnete sie als angenehm, und diese Steine, die vermittelst ihrer Kieselerde so große Härte besitzen, daß sie dem Stahl Funken entlocken, erzeugten alle mehr oder weniger jene Muskelrigidität, gleichsam selbst eine Versteinerung in ihr. Dieß that, wie schon bemerkt, der Bergkrystall am ausgezeichnetsten, der häufig 99 Proc. Kieselerde enthält, und als reine krystallisirte Kieselerde, als Repräsentant derselben, zu betrachten ist. Im mindern Grade war es der Fall bei dem Granat, Haarkrystall, Amethyst, edlem Opal, Holzstein, Basalt, Basalttuff und einigen andern Steinen, die zu diesem Geschlechte gehören.

Die der Kieselerde chemisch entgegengesetzte Flußspathsäure bildete auch hier einen Gegensatz. Erzeugte die Kieselerde in ihr Erstarrung, entzog sie ihr den magnetischen Einfluß und erhielt in ihr das Gehirn wach, so brachte dagegen der Flußspath in ihr höchste Muskelweichheit bis zum Gefühle, als hätte sie Wasser im Unterleib, und helles Schlafwachen, aber schlafendes Gehirn hervor, einen Zustand, aus dem sie wieder Kieselerde (der Bergkrystall) als Gegensatz brachte, so wie nur magnetisches Wasser ihr die Muskelrigidität, in die sie die selbst so rigide

Kieselerde versetzt hatte, wieder löste. Wachen und äußere Hellheit erzeugte ihr überhaupt der helle Bergkrystall noch vor dem künstlich gemachten Glase und bestätigte dadurch auch seine Lichtnatur „als das leuchtendste und dem Lichte am nächsten stehende in der Steinwelt.“

Der weiße Schwerspath (die schwefelsaure Schwererde) vermochte hauptsächlich auch, ihr die von Krämpfen gekrümmten Glieder wieder zu lösen, er wirkte in jeder Lage nur wohlthätig und erwärmend auf sie, welche wohlthätige Wärme aber durch den ausgeglühten Schwerspath bis zur Aufreizung ihres Gefäßsystems, heftigem Fieber, gesteigert wurde. Durch das Ausglühen des Schwerspaths in Berührung mit Kohle wurde das Krystallisationswasser und ein Theil der Schwefelsäure ausgetrieben, und es blieb dafür geschwefelte Schwererde zurück. Die angenehme Empfindung, die Schwererde auf sie hatte, wurde, denkt man hier an die chemischen Elementarstoffe, vielleicht durch ihre Verbindung mit Kohlensäure im Witherit zur höchsten Aufreizung, namentlich in den Nerven des Zwerchfells, gesteigert, und machte ihr heftiges Lachen. Wahrscheinlich durch diesen Einfluß der Kohlensäure erzeugte ihr auch der cararische Marmor eine lebhafte Muskelbewegung, und sie sagte: er gehe ihr durch Alles, sie könne ihn nicht leiden, weil sie sich immer bewegen müsse, er sey ihr aber nicht widrig.

Die Versuche mit Gyps, Anhydrit rc. zeigen vielleicht, daß auch die Schwefelsäure nicht weniger stark auf sie wirkte.

Dagegen ließen sie vulcanische Produkte, z. E. Lava, Puzzolanerde, Bimsstein, gleichgültig, vielleicht als ausgebrannte, ausgelebte, todte Massen. Gemengte Fossilien, wie Feldspathporphyr, Natrolith und Klingstein, hatten keine Wirkung auf sie. Ausschließlich zuwider, vielleicht wegen ihres betäubenden Kohlenstoffes (versucht man auch hier eine chemische Erklärung), waren ihr Erdharze, z. E. Steinkohlen, Schwefel, Graphit, Ambra u. s. w.

Auf Art und Weise, mit der diese Versuche mit Mineralien an der Kranken angestellt wurden, mußte allerdings, um ein untrügliches Resultat zu erhalten, Vieles ankommen. Es war auch nicht genug an einem Beobachter; und der Magnetiseur hätte vielleicht durch die eigene Berührung der Mineralien,

durch seinen eigenen Einfluß die Wirkung derselben stören können. Auch war ein zweiter Beobachter deßwegen erwünscht, weil alle magnetischen Erscheinungen, besonders denjenigen Menschen, die nur in der isolirenden Glastafel des Gehirnes denken, als durchaus nicht existirend, als Lug oder Täuschung erscheinen und kraft ihrer geistigen Isolirung auch so erscheinen müssen. Dieser Beobachter ward mir an Herrn Consulent Titot von Heilbronn.

Es ist nicht zu verkennen, daß viele der angestellten Versuche noch zu einem weitern Resultate geführt haben würden, hätte man das angewandte Mineral länger und auch mit andern Theilen des Körpers dieser Frau, namentlich mit der Herzgrube, in Verbindung gebracht, und dies nicht im wachen (wenigstens anscheinend wachen), wie durchgängig geschah, sondern im somnambulen Zustande. Ich konnte aber als Arzt unmöglich auf mich nehmen, diese so äußerst reizbare Frau zu lange diesen siderischen Einflüssen auszusetzen: ich vermied die Herzgrube, als den Centralpunkt des Gangliensystems, und ließ sie die Steine immer in der linken Hand halten, die nach ihrer Aussage bei weitem fühlender als die rechte Hand war, was mich an die Meinung der Alten mahnt, die dem Diamant und Achat die obenbezeichnete Wirkung hauptsächlich nur dann zuschrieben, wenn sie an der linken Hand getragen wurden. Aus gleicher Ursache und um ihr somnambules Leben nicht zu stören, gab ich ihr auch nie einen Stein in der Stunde des hellen Schlafwachens zur Untersuchung hin, und das Resultat schien mir auch natürlicher und auf andere anwendbarer zu seyn, wenn es durch Versuche im gewöhnlichen wachen Zustande erhalten wurde. Sobald man einen Krampf oder sonst einen widrigen Einfluß des Steins auf sie bemerkte, wurde derselbe aus ihrer Hand entfernt, wo er vielleicht bei längerer Verbindung mit ihr noch weitere Erscheinungen gezeigt hätte. Sie äußerte selbst einmal, man solle ihr die Steine länger lassen, weil mancher sehr langsam wirke und zuerst nur auf die Hand, auf den Arm und dann erst auf die entferntern Theile ihres Körpers Einfluß äußere. Gemeiniglich fühlte sie den Einfluß zuerst in Hand und Arm, den sie meistens als ein Gefühl von Laufen den Arm entlang beschrieb, und dann kam der Einfluß vom Arme aus in den Magen, ein Strömen vom Arme ins Sonnengeflecht, und von

diesem aus verbreitete sich dann erst die Wirkung nach entfernteren Regionen des Körpers, nach der Lunge, dem Herzen, den Augen, dem Gehirne u. s. w. Es wäre auch zu wünschen gewesen, um den größern oder geringern Einfluß eines Minerals vor dem andern zu erproben, daß man zu den Versuchen sich immer gleich großer Stücke bedient hätte, aber gleich große Stücke sind in Mineraliensammlungen nicht zu erhalten. Um besonders auch dem Einwurf zu begegnen, als sey die verschiedene Wirkung der Mineralien, hauptsächlich von der Vorstellungsart, die der Magnetiseur sich schon zum voraus von der Wirkung jedes gerade zu versuchenden Minerals gemacht, geleitet worden, machte ich mit einer Reihe der stärker wirkenden Mineralien, z. E. Platina, Kupfer, Magneteisenstein, Schwerspath, Bergkrystall, Flußspath, Witherit u. s. w., auch Versuche auf nachstehende Weise: Ich ließ der Seherin eine Schnur in die Hand geben, die fünf Ellen lang durch die verschlossene Thüre geleitet wurde. Vor der verschlossenen Thüre brachte nun eine andere Person das Mineral (ohne daß mir bekannt war, welches gerade), nach eigener Wahl eines um das andere in verschiedenen Stunden, durch Umwicklung mit der Schnur in Verbindung mit der Seherin im Zimmer, die ich daselbst stillschweigend beobachtete und meine Beobachtung verzeichnete. Der Erfolg war (wie sich dann aus der niedergeschriebenen Beschreibung und der mir erst später bekannt gewordenen Reihenfolge, in der die Mineralien mit der Schnur in Verbindung gesetzt wurden, ergab) der gleiche mit dem Erfolge, wenn die Seherin das von mir gesehene Mineral in die linke Hand genommen hatte, nur war er langsamer und weniger heftig.

Auch Wasser, in das ich Mineralien nur auf kurze Zeit gelegt hatte, wirkte auf gleiche, wenn auch mildere Art, wie die Mineralien, wurde ihr dasselbe innerlich gegeben, oder in die linke Hand getröpfelt. Am auffallendsten war dieß der Fall mit dem Wasser, in das ich Witherit legte. In diesen für sie zu Mineralwassern gewordenen Wassern hätte die Chemie gewiß auch keine anderen Bestandtheile entdeckt, als die ihnen gerade als gemeine Brunnenwasser inwohnen, die auf diese Kranke doch nicht diese Wirkung hatten. Dieß möchte auch dahin deuten: daß viele Mineralwasser ihre oft sehr auffallende Wirkung nicht

gerade ihren palpablen chemischen Bestandtheilen allein zu verdanken haben. Von einem und nur so kurze Zeit im Wasser gelegenen Witherit löst sich nichts auf, aber sein Geist (das ihm anhangende besondere imponderable Fluidum, Leben, van Helmonts Bur) konnte sich, wie das magnetische Fluidum, mit dem Wasser verbinden.

Auch noch unter einer andern Form wurden die Versuche dadurch gemacht, daß man der Seherin eine Wünschelruthe von Haselnuß und auch einen Pendel von gleichem Holz in die linke Hand gab, und sie auf die untergelegten Mineralien wirken ließ. Auch dadurch wurden die Versuche, in denen man ihr die Mineralien direkt in die linke Hand gab, völlig bestätigt. Diejenigen Mineralien, die, in ihre Hand gelegt, keine Wirkung auf sie äußerten, zogen auch die Wünschelruthe oder den Pendel nicht an, und umgekehrt. So zeigte sich die Platina als mächtig ziehend, Glaskopf sehr stark ziehend, Gold stark ziehend, Silber weniger, Hyacinth sehr stark ziehend, Serpentin ziehend, Olivin stark ziehend, Feldspath mit Porphyr bringt den Pendel in Ruhe, zieht nicht, eben so Bergkrystall. Grüner Feldspath wirkt ziehend, eben so Witherit, Thonschiefer wirkt gleichgültig, Schwerspath zieht mild, Strahlstein stark u. s. w.

Es zeigte sich die Wünschelruthe oder der Pendel somit nur als sichtbarer Zeiger der auf die Nerven wirkenden siderischen Kraft, die sich mit einem aus den Nerven über jene Zeiger strömenden geistigen Fluidum zu verbinden schien.

Sicherer hätte man vielleicht auch gehandelt, an einem Tage nur einen Versuch anzustellen, denn die Seherin behielt die Disposition für solche Eindrücke nicht immer in gleichem Grade. Doch wurden die Versuche immer in solchen Stunden angestellt, wo die Disposition hauptsächlich vorhanden war: des Abends. Hätte man täglich nur Einen Versuch gemacht, so wäre im Interesse dieser Versuche zu befürchten gewesen, daß die Kranke ihre Empfänglichkeit früher verloren, als die Versuche beendigt worden.

Auch mit seiner Mineraliensammlung unterstützte mich bei diesen Versuchen Hr. Consulent Titot von Heilbronn, ein Freund der Natur und der Wahrheit. Dieser war von Allem Zeuge; wie denn auch eine sehr große Zahl anderer verschiedener würdiger

Männer, worunter **fünf** ausgezeichnete Aerzte, einen Theil dieser Versuche mit ansahen, und namentlich wurde die auffallende Wirkung der Kieselerde von einer großen Reihe Anderer auch beobachtet.

Die Art und Weise, wie diese Versuche angestellt wurden, berichtet Hr. Consulent **Titot** in einem Schreiben an einen seiner mineralogischen Freunde, und ich setze dessen eigene Worte, besonders zum Frommen der Zweifler, hieher:

„Dr. **Kerner** und eine der Schwestern dieser kranken Frau, manchmal auch noch andere Leute, waren zugegen, als die Versuche angestellt wurden.

„Dieselbe war dabei immer in einem scheinbar **wachen** Zustande.[1] Man wählte jedoch den Nachmittag oder Abend, weil sie Vormittags weniger empfänglich war. Mancher Versuch hatte jedoch zur Folge, daß sie halbsomnambul wurde, wie z. E. der mit Flußspath.

„Dann wurde sie bald befragt, ob man sie wieder wecken solle, weil ihr der außergewöhnliche Schlaf schädlich war, und sie verlangte dieses bald. Man gab ihr ein Trinkglas, später den Bergkrystall in die linke Hand, und sie erwachte nach vorangegangenen Erschütterungen. Sie lag dabei stets in ihren Kleidern auf oder im Bette. Das Fossil wurde ihr in die Fläche der linken Hand gelegt (die Rechte war bei weitem weniger empfänglich). Sie richtete sodann ihre Aufmerksamkeit auf ihren Körper, und bemerkte gewöhnlich an ihrer linken Hand, dann am linken Arm, oder auch an der ganzen linken Seite, dann im Magen, und meistens von da aus erst in der Lunge, im Gehirn, im Herzen u. s. w. irgend einen Einfluß, den der Stein auf sie hatte. Sie gab dann das, was sie fand, bald früher, bald später an, und äußerte hierüber: daß mancher Stein schnell, der andere langsam und nach und nach wirke. Im ersten Falle war auch die Wirkung vorübergehender, im andern bleibender und heftiger. Ob sie gleich keine Kenntnisse von den Mineralien hat, so vermied man es doch, ihr den Namen eines Fossils, mit dem gerade ein Versuch gemacht wurde, zu nennen, weil mancher

[1] Daß aber auch dieser Zustand kein wirklich wacher zu nennen war, zeigte sich in der Folge.

Name, z. E. Blutstein, Steinsalz, irgend eine wahre oder falsche Idee bei ihr hervorrufen und sie in ihrer Selbstbeobachtung irre oder befangen machen konnte. Viele Mineralien sah sie vorher auch gar nicht an. Einige, besonders die zum Kieselgeschlechte gehörigen, weil sie den Geruch der Kieselerde angenehm findet, beroch sie. Sie kostete keinen Stein, und dennoch konnte sie angeben, daß der Flußspath sauer, daß der salzsaure Baryt herb schmecke. Ja, wenn man ihr Salz auf die Hand legte, erregte es ihr Speichelfluß, und gab man ihr eine Zeit lang Kupfer in die Hand, so bekam sie ein Reißen im Leibe und einen Reiz zum Erbrechen, als wenn sie es verschluckt hätte.

„Meistens legte ich ihr selbst die Mineralien in die Hand, und Dr. Kerner blieb in einiger Entfernung davon am Tische sitzen, beobachtete den Erfolg, und schrieb ihn nieder. Daran, daß die Kranke Alles genau so angab, wie sie die Wirkung der Mineralien wahrgenommen hatte, ist gar nicht zu zweifeln. Sie selbst zeigte öfters Interesse für diese Versuche, und es war ihr immer selbst daran gelegen, daß sie recht pünktlich angestellt würden. Es ist ferner zu beachten, daß die Wirkungen, welche die Mineralien auf die Somnambule hatten, meistens für andere Personen ebenfalls wahrnehmbar waren, z. E. Krümmung, Schlaf, magnetische Anziehung, daß einige Mineralien, z. E. Magneteisenstein, Serpentin, ausgeglühter Schwerspath, auch auf andere nervenschwache Leute ähnliche Einwirkungen hervorbringen, endlich daß die wiederholten Versuche stets dasselbe Resultat hatten. Der Bergkrystall z. E. machte sie immer wach, wenn sie somnambul war, und legte sie sich denselben auf die Magengrube, so wurde sie am ganzen Körper steif, was mehr als dreißigmal geschah. Witherit machte sie jedesmal lachen, und Flußspath versetzte sie in halbwachen Zustand, obgleich von diesen beiden Fossilien so verschiedene Exemplare angewendet wurden, daß ein Mineralog dazu gehörte, um solche als Steine derselben Art zu erkennen.

„Von dem Einflusse, welchen die Mineralien auf ihr körperliches Befinden hatten, urtheilte sie selbst sehr günstig. Wörtlich schrieb sie nämlich über den Zeitraum, in welchem sie die meisten Mineralien (immer auf vorangegangene Angabe im Schlafe, wann es für sie ohne Schaden geschehen

könne) berührte (30. Jan. bis März 1827), in ihren Sonnenkreis: „Körperliches Aufleben, hier fühle ich Steine: — Etwas Freude wieder zum Leben. Steine — immer Steine. Gute Fortschritte meiner Besserung. Bis hieher Steine. —"

„Der als widrig angegebene Einfluß mehrerer Mineralien war durchaus nur momentan, und sehr viele waren dagegen auf sie von beständiger wohlthätiger Wirkung, wurden von ihr als Linderungsmittel ihrer Leiden erkannt, und, in geeigneten Stunden angewendet, unersetzliche Hülfsmittel für den Arzt, die sie ohne diese Berührung Mehrerer auch nicht erkannt hätte.

„Sie verordnete mehr als einmal in ihrem magnetischen Schlafe, der Steinmann (so nannte sie mich) solle kommen, oder man solle durch Steine die ihr nothwendigen Krämpfe erregen, man solle einen gewissen Stein von mir holen. So verlangte sie die Berührung eines Steines am 7. März 1827, nachdem sie am Tage zuvor durch einen Menschen im Schlafe gestört wurde, der, zum großen Bedauern ihres Arztes, ohne daß er es verhindern konnte, unversehens in das Zimmer trat und betrunken war, wodurch sie allen Magnetismus verloren hatte.

„Ich schickte ihr mehrere Fossilien und darunter Flußspath, wodurch sie wieder magnetisch wurde. Bei heftigem Fieber verordnete sich Frau H. Zinnober zur Berührung, wodurch sie heftige Krämpfe bekam, aber eben dadurch vom Fieber befreit wurde.

„Daraus läßt es sich erklären, warum sie mich oft, wenn ich mich von ihr verabschiedete, bat, bald wieder mit Steinen zu kommen.

„Ich hatte selbst Bedenklichkeiten, ob ihr deren Einfluß nicht schaden könnte, und befragte sie öfters darüber, sie behauptete aber immer das Gegentheil, und sagte mir mehr als einmal: „Auch die heftigsten Krämpfe dienen mir zum Nutzen, man darf sich durch diese nicht abschrecken lassen." Ja, einmal verordnete sie sich im hellsten Schlafe: Stahl in Verbindung mit Essig, einen ganzen Morgen lang zu berühren, damit die heftigsten Krämpfe Stunden lang bei ihr ausbrächen, und dieses Mittel wandte sie dann auch mit dem besten Erfolge an.

„Es stund also dieß Berühren von Mineralien mit der Heilung der Frau H. in wirklicher Beziehung, und daß es ihr nur

zum Vortheil gereichte, beweisen die guten Eindrücke, die es auf ihrem Sonnenkreise zurückließ, die oben wörtlich angegeben wurden, und die jeder auf dem lithographirten Sonnenkreise nachsehen kann."

Den Leser will ich durch das vollständige Verzeichniß der versuchten Mineralien und ihres Einflusses, wie dieß in der ersten Auflage geschah, nicht ermüden, und ich begnüge mich, die Wirkung der ausgezeichnetsten schon oben angeführt zu haben; auch wird in dem unten abgedruckten Aufsatze von Schubert neben diesen auch der Einfluß noch anderer Mineralien auf die Seherin angeführt. — Hier aber müssen die wahren Resultate stehen, die der geistreiche Görres aus ihnen folgerte und in seinem größeren, nur wenigen unserer Leser zugangbaren, Werke über die Mystik, also gegeben hat:

Bedeutsam sind die Versuche, die Kerner mit der Seherin von Prevorst angestellt, wenn sie auch aus nahe liegenden Gründen den Gegenstand nicht ganz zu erschöpfen vermocht.

Man sieht die Constanten deutlich in diesen Versuchen hervorleuchten, wenn gleich das Vielfache, Zusammengesetzte in den angewendeten Stoffen, das noch Complicirtere in dem lebendigen Organismen, dem sie sich versuchten, die Verwicklungen des krankhaften Zustandes, in dem dieß Leben sich befunden, und so manche andere unbeachtet gebliebenen Umstände, — von denen hier nur die eigentliche Polarität mehrerer Mineralien erwähnt werden soll, — das Ergebniß modificirend, es schwer machen, diese constanten Größen in Mitte der veränderlichen darzustellen. Was zuvörderst in die Augen leuchtet, ist: einige der Mineralien haben auch hier lösend, andere wieder bindend gewirkt; und so Lösung wie Bindung in ihrem weiteren Gegensatze zerfallen wieder, jedes in einem engeren, in dem das Lösendgebundene und das Gebundenlösende sich geltend zu machen scheint. Stellen wir zunächst die verschiedenen Wirkungen, und dann ihnen gemäß, die wirkenden Stoffe, um die Verhältnisse uns übersehbar zu machen, in ihrer Folge und Ordnung neben einander. Zuvörderst bieten sich die durch große Naturprocesse in ihren Polaritäten vollkommen neutralisirten Fossilien: Granit, Porphyr, Natrolit, Klingstein, als die neutrale Wurzel der Erdreste dar. Sie ließen, der

Seherin in die Hand gelegt, sie völlig gleichgültig; die Wirkung trat erst mit der Entfaltung der Gegensätze in den verschiedenen Gebilden hervor, und verlor sich erst wieder, wenn des Feuers Macht in den Laven, Bimsteinen, der Puzzolanerde sie aufgehoben und das einwohnende Leben, soviel an ihm war, getödtet hat. Die Lösung kündigte sich nun in der einen Weise bei Anwendung aller Arten von Flußspath durch Entspannung und Erweichung des Muskelsystemes an, verbunden mit einem Zerfließen des Unterleibes, wie in Wasser, bei einem sauren Geschmack im Munde und Neigung zum Schlafwachen, ja mit Schlafwachen selber; sogar in Fällen, wo magnetische Bestreichung nicht mehr in Schlaf zu bringen vermochte. Der Doppelspath und der Saphir schienen in der letzten Art der Einwirkung dem Flußspath sich anzuschließen. Die andere Art trat vorzüglich durch die Anwendung des Schwerspaths ein, sich ankündigend durch eine schmeidigende Gelenksamkeit der Glieder des Körpers, bei einem allgemein verbreiteten wohlthätigen Wärmegefühle, mit einer Federleichtigkeit verbunden, die bis zur Voraussetzung der Möglichkeit des Auffliegens sich steigern kann. Derselbe Stein, der die durch Krämpfe gekrümmten Glieder auf's schnellste löst, weckt zugleich einen Kitzel zum Lachen, der beim Witherit, der kohlensauren Schwererde, — selbst wenn auch nur das Wasser, in dem er kurze Zeit gelegen, an den Mund gebracht wurde, — durch Reiz der Zwerchfellsnerven zu einem convulsivischen Lachen und einer beständigen unwillkürlichen Bewegung der Zunge sich steigert; eine Art der Bewegung, die beim Urkalk den ganzen Körper ergreift. Von den beiden Arten der Bindungen gibt dann die erste am entschiedensten, bei Anwendung des Bergkrystalles, sich zu erkennen, dadurch: daß er, in die Hand gelegt, aus dem Halbschlaf, auf die Herzgrube aber aus dem hellen Schlafwachen erweckt, und dann unter angenehm aromatischem Geruch, wenn länger verweilend, erst Muskelsteifigkeit, und zuletzt ein kataleptisches Erstarren des ganzen Körpers, vom Nacken bis an die Zehen, hervorruft, so daß bei vollem Wachseyn und Wohlbefinden am versteinerten Körper jedes Glied eher gebrochen als gebeugt werden könnte.

Glas wirkt in gleicher Weise, nur schwächer, auch schon durch Ansehen oder in den aus ihm hervorgerufenen Tönen; ebenso

der Holzstein, der Heliotrop, der Basalt verbunden mit herbem Geschmack im Munde; weiter alle farblosen Steine aus dem Kieselgeschlechte: der Dolomit, der Gypsspath und der Gyps, — jener mit dem Gefühle, als hätte die Hand ins Wasser gelangt. — Unter den Metallen Gold, das neben Schüttlungen ungeheures Dehnen der Glieder wirkt, und darauf bei völligem Wohlbefinden Steifigkeit aller Muskeln, wie auf die Herzgrube gelegter Bergkrystall. Weiter Silber mit heftigem Strecken der Glieder, Rückwärtsbeugungen des Rückgrats und dann allgemeinem Starrkrampf; Zinn, Selenium, in ähnlicher Weise. Dann der Diamant, die linke Hand und den rechten Fuß erstarrend, dabei die Augen weit öffnend und gleichfalls unbeweglich stellend; so auch die Holzkohle und die Steinkohle, während der Schwefel unter heftigen Krämpfen die Zunge lähmt. Die zweite Art der Bindung tritt am entschiedensten am Eisen, modificirt je nach den Formen seines Vorkommens, zur Anschauung. Die heftigste Wirkung zeigte sein Oxyd im Blutstein, der die Kranke bei heftiger innerer Kälte wie am ganzen Leibe lähmte, eine Lähmung, die nur durch den Witherit wieder gehoben werden konnte. Dasselbe im rothen Thoneisenstein wirkte Bangigkeit und Pressung auf der Brust; im Magneteisenstein, in Octaëdern Schwere und Zuckungen, selbst schon bei der Annäherung des Papieres in das er gewickelt war; metallisch, als Stahl, stundenlange Krämpfe. Im Spinell, mit Chromsäure verbunden, dasselbe Gefühl im Arme rückwärts hervorrufend, wie das Magnetisiren nach vorwärts; im Augit mit Magnesiumoxyd alle Kraft aus der Hand ziehend, dann unter Leichenblässe völlige Ohnmacht hervorrufend, aus der nur der Witherit zu erwecken vermochte. Im Schürl Schüttlungen und Schläfrigkeit im Gehirne; im Rubin Gefühle von Kälte auf der Zunge, Schwere derselben bis zum Lallen, Zehenspitzen und Finger gleichfalls kalt, später die heftigsten Schüttelkrämpfe, dann Gefühl von Leichtigkeit und Wohlseyn; dabei aber auch die Ahnung, als ob der Stein wohl eine Lähmung hervorbringen könne. Im Granit Stöße durch den Körper und heftige Schüttlungen; im Chrysopras, mit Nickel verbunden, heftige Erschütterungen von der Brust aus durch den ganzen Leib; im Türkis, mit Kupfer, Einschlafen der Hand, Gefühlloswerden derselben, bald auch des linken Armes, der ganzen Seite und des Fußes, mit der

Aussage: „wie der Stein mit voller Lähmung drohe," dabei langsame aber dauernde Wirkung; im Steinmark endlich gleichsam den Krampfstoff aufsuchend, und die heftigsten Krämpfe erweckend. Der Zink scheint sich dem Eisen anzuschließen, da er auch nur von dem Experimentirenden in den Mund genommen, der Kranken schon schwere Zunge wirkte.

Fassen wir diese durch die verschiedenen Einflüsse gewirkten Zustände näher ins Auge, dann unterscheiden wir in den Erscheinungen zwei Lösungen: die weiche einerseits und die in Leichtigkeit befreiende andererseits; und zwei Bindungen, deren eine als die starre, die andere als die in Betäubung lähmende sich gibt, und wir sehen je die weiche Lösung und die starre Bindung, und wieder die leichte Lösung und die schwere Bindung sich einander zugewandt. Was nun zuvörderst die ersten dieser in weich und hart getheilten Gegensätze betrifft, so erscheint die Weichheit, wie sie besonders der Flußspath wirkt, vor Allem dadurch bezeichnet: daß in ihr der Somnambulism in seinen beiden Graden des Halbwachseyns und Hellwachseyns sich zeigt, und zwar mit vorherrschender Wirksamkeit des kleinen Gehirns, während das große schläft. Die harte Bindung ihrerseits aber wird das gebundene große Gehirn befreien und dafür das kleine im Schlafe binden; und der Bergkrystall, der sie hervorruft, in die Hand gelegt, daher aus dem halbwachen, auf die Herzgrube aber auch aus dem hellwachen Schlaf erwecken. Diesen entgegengesetzten Zuständen der Centralsysteme entspricht alsdann ein ähnlicher Gegensatz im Muskelsysteme; so zwar, daß die lösende Wirkung in ihm durch eine geschmeidige Weichheit, ein Zerfließen desselben wie in Wasser, bis zum Durchfalle im Unterleibe, sich offenbart, die bindende aber durch Dehnung und Reckung in allen Gliedern, den Körper durchlaufende Schüttlungen, der dann Steifheit folgt, die ihrerseits zuletzt das System in einem allgemeinen Starrkrampfe wie versteinert. Ein saurer Geschmack hat im ersten Falle, ein aromatischer Geruch im andern diesen Erscheinungen sich beigesellt. Wieder gibt die federnde Lösung, wie sie der Schwerspath z. B. wirkt, zunächst durch das Gefühl einer örtlichen oder allgemeinen Wärme, die bis zur Fieberbewegung gesteigert werden kann, sich zu erkennen. Damit verbindet sich eine ungemeine Gelenkigkeit der Muskeln, eine Empfindung von

großer Leichtigkeit bis zum Auffliegen, ein unruhiger Trieb zur unablässigen Bewegung, der, wenn die Zwerchfellsnerven ergreifend, zu einem convulsivischen Lachen, wenn die Zunge, zu einer gleich unwillkürlichen Bewegung dieses Organs stimulirt, während die durch Krämpfe gekrümmten Glieder ihrerseits in der zunehmenden Beweglichkeit ihre Lösung finden. Man könnte diese Art von Lösung die luftige nennen, im Gegensatze mit der ihr entsprechenden wassergleichzerfließenden, die daher auch gern in die unteren Eingeweide geht, während die andere vorzugsweise auf das Athmungssystem sich bezieht. Ebenso wird die der starrenden Bindung, wie sie die Kieselerde wirkt, entsprechende andern, die besonders das Eisen im Blutstein hervorruft, durch kalte Schauer, Frost der Extremitäten, der Zunge und des Unterleibes, in dessen kleinen Gefäßen das darum gegen Lunge und Kopf ansteigende Blut zu stocken scheint, sich ankündigen, woraus dann bald Todesbläße und Ohnmacht sich entwickeln. Da bei allen diesen Einflüssen die Wirkung von der das Mineral haltenden Hand ausgeht, von da durch den Arm aufsteigend, über die ganze entsprechende Seite sich ausbreitet, und dann irgend einem Lebensheerde, — Ganglien, Herz, Rückenmark, Gehirn — entgegenströmt, so entsteht auch hier in der Hand zuerst das Gefühl von Einschlafen; Bangigkeit, Mattheit, Druck wie einer unüberwindlichen Schwere stellen sich bald ein, die immer zunehmen und immer tiefer gegen einen jener Mittelpunkte sich einwühlend, in der Rückwirkung des Systemes Krämpfe hervorrufen, die im Beginn örtlich, bald über ganze organische Gebiete sich ausbreiten, und zuletzt in eine partielle oder allgemeine Lähmung ausschlagen. Wir haben also hier durch diese Einwirkungen vier verschiedene Zustände gegeben, die um das im gewöhnlichen Laufe der Dinge befangene Leben hergestellt, nach entgegengesetzten Richtungen von demselben ausweichend erscheinen. In diesem ordentlichen Lebensgange ist der höhere Mensch, die geistige Persönlichkeit und ihre höhere Einheit, mit dem unteren, der fernhaften plastischen Lebenseinheit, durch den mittleren, die bestimmende seelische Kraft in ihm, in solcher Temperatur verbunden und geeinigt: daß in dem also gearteten ganzen Menschen, in der gegenseitigen Mäßigung aller Gegensätze, auch alle durch sie hervorgerufenen Bewegungen in Schwingung wie in Kreisung

gemäßigt werden, und innerhalb gewisser Beschränkungen eingeschlossen, wodurch es dem also geordneten dann möglich wird, seine irdische Bestimmung zu erfüllen. Als die in solchem Zustande am weitesten ausweichende Schwingung wird zuerst die von Oben zu Unten und umgekehrt, und die mit dieser zunächst verbundene von Hinten zu Vorn und hinwiederum, das ist die zwischen Schlaf und Wachen, sich geben. Dieses Auf- und Niederschwingen wird aber überwiegend im mittleren Menschen vor sich gehen, und dort zugleich mit dem Vorgang und Rückgang, in den großen täglichen Umschwung der ganzen Persönlichkeit zusammenfallen. In der oberen geistigen Einheit ist nämlich eine nach aufwärts gehende, schwunghafte, schwebenderhaltende Thätigkeit, vermöge welcher diese, im Zustande des Wachens allem Niederziehenden entwunden, sich frei über demselben erhält und klar um sich schaut, und zu ungebundener Wirksamkeit alle Organe von oben herab beherrscht. Wird aber die aus den untern Regionen und aus der Lebenseinheit hervorwirkende organische Schwere überwiegend, dann wird die höhere Einheit von ihr niedergezogen, in die Schatten der Nacht verhüllt, gebunden in ihrer Wirksamkeit und von unten herauf bestimmt; es tritt der Zustand des Schlafs hervor. Gebundenheit und Schwere bezeichnen also den Schlafzustand, Lösung und Leichtigkeit den des Wachens; das Einschlafen ist ein Sinken aller Kräfte, das Erwachen ein Wiederansteigen der in die unterste Tiefe gesunkenen. Darum auch das Wachen ein Vorwärtsstreben aller Thätigkeiten ist, die im Schlafe dagegen dieser Strebung nach rückwärts entsinken, so werden diese verschiedenen Strebungen in dem Wechsel beider Zustände zu der großen Kreisbewegung des Lebens sich verbinden. Die Strömung wird dann in dem einen der beiden Zustände vom großen Gehirn zum kleinen, durch die eine Hälfte des Rückenmarks hindurch in die Erdnähe des unteren Lebens, und dann wieder durch den Stimmnerven zum großen Gehirne zurückgehen. Im andern aber wird sie von demselben Gehirne aus durch den Stimmnerven zur Tiefe niedergehen und von da wieder aufsteigend durch die andere Hälfte des Rückenmarks zurückkehren. Eine solche Bewegung muß aber um eine senkrecht auf ihr stehende Achse gehen, die mithin seitlich von der Rechten zur Linken, und wieder von der Linken zur

Rechten gerichtet steht. An dieser Achse wird nun ebenso die harte und die schwere Bindung liegen, wie an die Richtung von oben zu unten die federleichte und die verfließende Lösung sich vertheilen; und da nun überall das Rechte dem Oben, das Linke dem Unten entspricht, so wird das Harte eben wie das Leichte dem Wachen, das Zerfließende wie das Schwere dem Schlaf entsprechen müssen.

Greifen aber nun in diesen also geordneten Lebensgang störende Ursachen ein, werden — sey es in Gefolge einer ursprünglichen Anlage, sey es in der zerrüttenden Nachwirkung tief ins physische Leben einschneidender Krankheiten, oder durch das absichtliche Einwirken strenger Ascese — die in der Persönlichkeit verbundenen Momente in Schiedniß gelöst und in größter Excentricität aus einander gerückt: dann wird diese Verbindung, also durch alle Regionen zersetzt, in schärferen Gegensätzen gespalten werden, und in Mitte der früher bezeichneten, nun eliptisch erweiterten räumlichen Gegensätze, geht nun auch der andere höhere von innen zu außen, gleichfalls in seiner Erweiterung fühlbar geworden, sichtlich auf. Indem durch diesen einerseits ein neuer Kreis geistig körperlicher, in ihrer Excentricität merkbarer Bewegungen, sich öffnet, andererseits die früheren äußerlichen Schwingungen, durch die Lösung vielfach bedingt, sich in größeren Ausweichungen erweitern und erschließen, bilden sich daraus jene oben bezeichneten, ungewöhnlichen Zustände hervor und stellen dem gemeinen Lebensverlaufe sich zur Seite. Was zuerst die letzteren äußerlichen Schwingungen und die sie bedingenden Gegensätze betrifft, so wird dafür folgendes Geltung haben. Zuvörderst werden die Gegensätze von leichter und zerfließender Lösung jetzt schärfer ausgewirkt und in weiter ausgeführten Extremen sich gegenüber gestellt. Ein Zustand freiester Lösung, in der Ueberwucht der geistigen Einheit und im Fluthen aller geistigen Kräfte, tritt daher etwa zuerst hervor, in Begleitung eines Gefühls von Leichtigkeit und Gelenkigkeit, die mit zunehmender Lösung sich verhältnißmäßig steigern. Dieß Gefühl aber hat seinen Sitz in der Brust, in die daher jetzt, wie bei den Vögeln, der Sammelpunkt der aufstrebenden Kräfte hinfällt, die sich bis zur Fähigkeit zu schweben und zu fliegen spannen können und dann jedesmal ein gleichfalls hochgespanntes Wärme=

gefühl im Gefolge haben. Dieser Lösung gegenüber wird denn auch die andere, die weiche, bis zur gänzlichen Zerflossenheit sich gesteigert finden, so daß alles sonst Gespannte wellenartig verschwimmt.

Aehnliche Steigerung tritt auch in den beiden Bindungen, der schweren und der harten, ein, und wie dort die leichte Lösung die Kräfte weit über das Maaß gewöhnlicher Lebensfluthung hinausgetrieben, ebenso werden sie jetzt hier durch die schwere Bindung tief unter das Niveau gemeiner Sinkungen niedergedrückt. Diese Wirkung gibt sich zunächst durch ein Gefühl von lastender Schwere und Beängstigung auf der Brust zu erkennen, welche die Gewaltigung des Aufstrebepunktes in der Brust, durch den Schwerpunkt am Ende der Wirbelsäule, bezeichnen. Taubheit und Kraftlosigkeit, durch Krämpfe unterbrochen, verkünden die nahende Ohnmacht im Kreislaufsysteme und die Lähmung in den Muskeln. Ein Gefühl von Kälte begleitet den ganzen Zustand, in der das Flüssige, wie es die weiche Lösung hervorgebracht, in die obwohl nachgiebige Cohärenz des Eises zu gestehen scheint. Ein völlig soporöser Zustand begleitet zuletzt diesen Uebergang. Ebenso wird andererseits die harte Bindung, wenn die Lebenskräfte und deren Träger in ihr gebunden werden, bis zur rigiden kieselharten Cohärenz hingetrieben, in die kataleptische Erstarrung und Versteinerung ausschlagen. In Folge der freien Lösungen werden die organischen Strömungen sich mehr oder weniger beschleunigen, und wenn diese Strömungen nun um die statische Achse, der in ihrer Haltung gleichfalls mehr oder weniger gesteigerten Bindungen, im Kreise her geschehen, so werden auch diese Kreise jetzt excentrischer. Die große Schwingung der Persönlichkeit wird daher in eine oblonge Curve ausgezogen, die sich nun zwei Brennpunkte legt, um deren einen die leichte Lösung mit der nachgiebigen Cohärenz sich zusammen findet, während die weiche in der Nähe des andern der rigiden Cohäsion entspricht, und in deren Geleise das stärker differenzirte Leben nun auf- und niederschwingt.

Neben diesen Erweiterungen bloß äußerlich räumlicher Gegensätze wirft sich aber nun auch eine andere heraus, die in den von Innen zu Außen eingreifend, vom Zeitlichen zum Räumlichen gerichtet steht.

Indem nämlich nach der einen Seite die Ausweichung vom gewöhnlichen Leben nach dem Innern geht, vertieft und verinnert sich der physische Mensch, je nach seinen verschiedenen Regionen, in allmälig aufsteigender Folge; er wird dadurch mehr und mehr von den Banden des Leibes gelöst, und dafür seiner und der Natur gewaltig, es tritt der Zustand des Hellsehens mit allem daran sich Knüpfenden hervor. Andererseits aber, wenn die Ausweichung über das Maaß hinaus gegen das Außen hingerichtet steht, dann veräußert sich der innerliche Mensch mehr und mehr; durch alle seine Gebiete, zunehmend vom Leibe und von der Natur überwältigt, wird er auch zunehmend latent in der Umhülle, und der Zustand offenbart sich als Lähmung, Ohnmacht, Scheintod in engster Bindung. Die erste Affektion wird ein höheres Erwachen aus dem gewöhnlichen unteren Leben seyn, das also in seinen beiden Formen, in Schlaf und Wachen, selber wieder wie ein Schlaf diesem gesteigerten Wachseyn gegenübersteht, während dieß selbe untere Leben wieder in denselben beiden Formen über dem zweiten Zustande, der Ohnmacht stehend, beim Uebergang in ihn wie in einen tieferen todesartigen Schlaf versinkt. Dort also ein innerliches Erwachen in die unsichtbare Welt hinein, hier ein äußerlicher Sopor in die sichtbare hinaus, die mit ihrer Nacht den niedergehenden vitalen Tag eng verhüllt. Ist es aber also, dann wird Alles, was da in der einen Richtung lösend Leichtigkeit und Flugkraft nach Oben hinaus wirkt, auch nach Innen hinein diese Wirkung erweckend, Hellsehen hervorrufen. Alles hingegen, was nach Außen in derselben Richtung bindend die Flugkraft hemmt und in Schwere niederzieht, wird auch, die innere Helle umnachtend, jenen schweren, gelähmten, soporösen Zustand herbeiführen. Ebenso wird, was in der zweiten Richtung lösend zergehende Weichheit und Geschmeidigkeit setzt, dieselbe Schmeidigung auch dem inneren Menschen geben, und ihn an seinem Theil aus dem Lebensschlafe erweckend, seinem Thun eine federnde Haltung mittheilen, während das in dieser Richtung Bindende, wie es den Aeußeren erstarrt und gestehend macht, so auch den Inneren in Erstarrung hält und ihn dadurch in den gewöhnlichen Lebenszustand wieder versinken läßt. Die Grade dieser innerlichen Lösung und Bindung, in ihrer allmähligen Stufenfolge, werden von unten auf

durch die verschiedenen Regionen bedingt, die in allmähligem Vorschritte gelöst oder gebunden werden.

Hebt daher die Lösung in der unteren Lebenseinheit an, so zwar, daß in ihr das innere Leben vom leiblichen äußeren geschieden wird, dann tritt Schlafwachen ein, während, wenn gleiche Schiedniß auch in der höheren vitalen Einheit das Innen vom Außen abgelöst, der hellwache Zustand sich äußert, der zu jenem Halbwachen im innern Leben wieder, wie das Wachen zum Schlafe im äußern, sich verhält.

Nun aber sind die letzten Elemente, auf die man alle physischen Körper bringen kann, materielle Einheiten und Binare, die in den Erstgemischten zu Ternaren sich verbinden. Einheiten sind solche, die ihre ungetheilte Subsistenz in sich beschließen und nur wieder in Einer theilbar sind. Binare sind solche, die wieder nur in Binare zerfallen, weil je eines ihrer Glieder seine Subsistenz im andern findet. Den Einheiten aber wohnen nun von ihnen in die Weite ausgehende, lösende, und wieder aus der Weite zu ihnen zurückkehrende, bindende Kräfte ein, die gegen die beiden Glieder der Binare hingerichtet, sie mit den Einheiten in Bindung einigen und zugleich in Lösung sie von ihnen abhalten. Den Binaren aber ist einerseits eine Empfänglichkeit für diese zwiefache Einwirkung zugetheilt, andererseits aber auch eine, ob zwar gebrochene, ihren beiden Gliedern eingepflanzte Doppelkraft, die von dem einen dieser Glieder zu dem andern gerichtet steht, und deren Erste in geschmeidig federnder Lösung sie auseinander hält, die andere in starrer Cohärenz sie zusammenfaßt. Das Einspielen der von den Einheiten ein- und ausgehenden Strömungen, in die zwischen den Gliedern der Binare und den Binaren selbst hin und wieder oscillirenden Schwingungen, begründet alles Leben in der Natur. Es wird aber nun Einheiten geben, in denen die ausgehende, andere, in denen die eingehende Kraft überwiegt; endlich noch andere, in denen beide, dort wie hier, von einer einwohnenden thätigen Norm geregelt, sich in einem gewissen Gleichgewichte halten. Es werden ebenso Binare gefunden werden, in denen die ihre Glieder erschließende Thätigkeit vorherrscht, andere, in denen die sie zusammenschließende das Uebergewicht hat, und dritte, in denen beide sich in einer bestimmten Beschränkung halten. Indem nun die verschieden

modalen Einheiten mit den verschieden modalen Binaren, in wechselnden quantitativen Verhältnissen und qualitativen Intensitäten in Einigung sich verbinden, und in diesen ihren Verbindungen sich wieder verbinden, ist daraus die ganze Mannigfaltigkeit der verschiedenen Naturkörper hervorgegangen. Das Schema der einfachsten, elementarischen Grundform solcher zusammengesetzter Körper wird daher, weil die zweifachen Doppelkräfte, je nach den dreifach verschiedenen Dimensionen, ihre Wirksamkeit äußern können, aus drei Binaren gebildet werden, die nach diesen drei Dimensionen zusammengesetzt und in ihren Gliedern gerichtet sind, und über denen dann die zugehörige Einheit, in den eigenen Kräften mit denen dieser Glieder geeinigt, steht, und also mit ihnen den Ternar zusammensetzt.

Werden nun zwei solcher einfachen Radikale verschiedener Geltung, weil in dem einen die positive Einheit, im andern die negative Zweiheit vorschlägt, wie zur galvanischen Kette in äußeren Contakt gebracht, dann werden die in beiden wirksamen Kräfte mit einander in Wechselwirkung treten, und das Endergebniß dieser Wirkung wird darauf gehen: daß in allen Richtungen und Dimensionen das Positivere dem Negativen etwas von seiner Einheit gibt und dafür etwas von seiner Getheiltheit an sich nimmt, also, daß das Negative durch das Positive positiv gemacht, hinwiederum seinerseits das Positive negirend macht. Solches wird nun zuerst durch die ausgehenden vorwiegend lösenden Kräfte der vorwiegenden Einheit, in den gleichartigen, der in den drei Dimensionen gestellten anderseitigen Binare, geschehen, und daraus werden die elektrischen Phänomene in ihren verschiedenen Modalitäten sich entwickeln. Das Gleiche wird auch durch die vorwiegend bindenden eingehenden Kräfte dieser Einheit, in den gleichartigen der anderseitigen Binaren, sich wiederholen, und indem diese, wie dort so hier, auf die vorschlagende Einheit und ihre Binare zurückwirken, werden dann die magnetischen Phänomene in ihren Modifikationen hervorgehen. Und zwar wird diese zwiefache Einwirkung zuerst in der Dimension erfolgen, die in der Richtung des Contaktes liegt und die wir etwa als die von Oben zu Unten annehmen können. Das Negativ-Radikale wird, an der vom Positiven abgewendeten Seite, positiv-elektrische Spannung oder gleiche Bindung erlangen, und

dagegen diesem Positiven, auf der jenem Gegenüberstehenden, entsprechende Negativität mittheilen, also daß die Indifferenz in den Punkt des Contaktes selber fällt. Das Gleiche wird auch bei den andern beiden Dimensionen und ihren Binaren wiederkehren, indem die in der einen Dimension angehobene Wirkung, in nothwendiger Folge, sich auch auf die zweite ausbreitet, um dann auch die dritte in die Mitleidenschaft hineinzuziehen. Es gilt aber dabei als Grundprinzip: daß wenn in der Richtung von Oben zu Unten der Positivität das Oben, der Negativität das Unten zugetheilt werden muß, in der von Rechts zu Links, der Spannung oder Bindung, die von der Rechten zur Linken geht, und so in der von Hinten zu Vorne, jener, die von Hinten zu Vorne gerichtet steht, die Positivität zukömmt, die entgegengesetzten Richtungen mithin sich auf die negative Seite ordnen.

Es ist aber nun, nach Ausweis der in diesen Gebieten gemachten Erfahrungen, also geordnet, daß die wechselseitigen elektrischen Lösungen und die magnetischen Bindungen, um neben einander bestehen zu können, sich in rechten Winkeln der Richtung nach aufeinander setzen. Ist also der elektrische Gegensatz etwa in der einen Dimension vorgegangen, so daß die höchste Spannung positiver Elektricität nach Oben, die der negativen nach Unten fällt, dann wird der magnetische der andern, senkrecht auf dieser stehenden Dimension, zugetheilt, so daß in ihm die stärkste Bindung etwa auf das Links, die lindere auf das Rechts hintrifft. Hinwiederum werden die elektrischen Spannungen von der Rechten zur Linken und umgekehrt, vertheilt erscheinen, wenn die magnetischen Bindungen von Oben nach Unten und zurück gerichtet stehen. Damit nun aber auch für die Bindungen und Lösungen in der dritten Dimension freier Spielraum bleibe, wird diese ihrerseits wieder den beiden andern also senkrecht aufgesetzt: daß sie diese im Punkte des Contaktes berührt, und daher, da die elektrischen Spannungen und die magnetischen Bindungen in diesem Punkte sich einigen, in der dritten Richtung ein elektromagnetischer oder ein magnetoelektrischer Gegensatz tangentieller Richtungen sich entwickelt, der in der positiven Richtung nach Vorwärts, in der andern nach Rückwärts strebt. Die beiden andern Gegensätze werden ihren

Indifferenzpunkt in ihrer Mitte an der Stelle der Durchkreuzung hegen; der dritte aber wird vorzugsweise am Umfang liegen, und in allen seinen Punkten sich wiederholend, darum im Zustande der Ruhe nicht nach Außen zu Tage treten.

Das Positivste aller Radicale, nicht das Negativste, wie man fälschlich sagt, ist aber nun der Sauerstoff, das Negativste unter allen bisher bekannten, das Kalium. Beide mit einander in Contakt gesetzt, treten daher in allen ihren Kräften in die entschiedenste Wechselwirkung, aus der in allen Beziehungen der Erste, in die schärffste Negativität gekleidet, das Andere in der bestimmtesten Positivität hervorgeht. Zwischen beide ordnen sich dann die andern physischen Elemente, einerseits zur Hälfte auf die positive, andererseits zur andern mehr auf die negative Seite. Die ungefähre Ordnung, die man darüber im Allgemeinen festgestellt, ist bekanntlich folgende: Sauerstoff, Schwefel, Stickstoff, Chlor, Jod, Fluor, Phosphor, Selen, Arsenik, Chrom, Molybdän, Wolfram, Bor, Kohlenstoff, Antimon, Tellur, Tantal, Titan, Kiesel, Osmium, Wasserstoff, Gold, Iridium, Rhodium, Platin, Palladium, Quecksilber, Silber, Kupfer, Uran, Wismuth, Zinn, Blei, Cerium, Kobalt, Nickel, Eisen, Cadmium, Zink, Mangan, Circonium, Aluminium, Yttrium, Beryllium, Magnesium, Calcium, Strontium, Baryum, Lithima, Natrium, Kalium. — Wird nun der Sauerstoff, vorzugsweise positiv, mit irgend einem negativen Körper der Reihe, nicht etwa bloß im Contakt, zum physischen Proceß, verbunden, sondern in Masse zum chemischen, dann durchdringen sich die Gegensätze, die Spannungen der wechselseitig sich bindenden Kräfte verschwinden, und es entsteht eine Säure oder ein Alkali, je nachdem man den negativen Körper vom mehr positiven oder negativen Ende der Reihe hergenommen, während das Wasser, umgeben von den Oxyden, sich in die Mitte setzt, gegen die Alkalien als Säure, gegen die Säuren als Alkali sich verhaltend. Der diesem synthetisch-chemischen Processe entgegengesetzte analytische wird, die Elemente von einander trennend, Alles wieder in den ursprünglichen Zustand setzen und den physischen Proceß aufs neue möglich machen. Bringt man nun aber etwa Wasser für sich, oder besser irgend eine jener chemischen Verbindungen, die Säure oder Alkali, oder ein aus beiden zusammengesetztes Salz in sich

aufgelöst enthalten, als Ueberleitung zwischen die vom Contacte, positiv und negativ gewordenen Glieder des galvanisch-physischen Processes, dann verbindet sich dieser in den beiden Akten, aus denen er sich zusammensetzt, mit den beiden Akten des chemischen, dem analytischen und dem synthetischen. Der physische Proceß hebt nämlich mit einer Synthesis der Einheit und der Zweiheit in den beiden Gliedern an, und geht in einen analytischen aus, der von den beiden Produkten der Synthesis das eine in das Positive, das andere in das Negative hinauswirft. Wird nun zwischen die also hinausgeworfenen physischen Gegensätze die Flüssigkeit gebracht, dann wirken jene in ihr durch Vertheilen oder Ueberstürmen eine analytische Lösung, in Sauerstoff und Wasserstoff, in Sättigendes oder Base; und indem dann weiter ein synthetischer Doppelproceß zwischen den beiden physischen Gegensätzen und diesen chemischen beginnt, vollendet sich in Analysis und Synthesis in Mitte des physischen Processes der chemische, durch Bildung eines Oxydes dort und eines Hydrats am andern Pole. Beide Processe sind einander entgegengesetzt und greifen doch ineinander: der chemische Proceß hält den physischen in Schiedniß auseinander und doch auch wieder in seinen Gliedern ihn verbunden; Einer fördert also den Andern und begränzt ihn zugleich; Einer zündet und nährt sich am Andern und erregt seinerseits wieder den Erregenden.

Die Folge davon ist, da auch die geringe Leitungskraft der Flüssigkeit mit diesen Hemmungen und Förderungen sich verbindet: daß in der nun geschlossenen Kette, indem die elektrischen und magnetischen Spannungen der ungeschlossenen jetzt in einander sich ergießen, Strömungen entstehen, die, weil immer wieder zu den Punkten zurückkehrend, von denen sie ausgegangen, im Kreislaufe geschehen. Zunächst wird ein solcher Kreislauf in der Richtung von Oben zu Unten, die wir als die erste gesetzt, also sich ergeben, daß die elektrischen Strömungen in dieser Richtung gegen einander laufen. Senkrecht auf diese wird sich dann, etwa von der Rechten zur Linken, die magnetische Haltung setzen, so daß die beiden magnetischen Pole nach Außen fallen. Endlich wird aus Haltung und Vorschreitung zusammengehend in der dritten Richtung, von Hinten zu Vorne und hinwiederum, die elektrisch-magnetische Tangentialbewegung, aus

den Tangentialspannungen erwachsen, so daß die magnetischen Pole um die elektrische Achse her rotirend werden, und umgekehrt, wenn zur Rotation gebracht, diese selbe Achse in Fluxion versetzen. Hinwiederum wird, wenn die magnetische Haltung durch Umwendung der Pole fließend geworden, um sie als Achse her, die elektrische Strömung, in ihren Gegensätzen nach verschiedenen Seiten hingerichtet, zur Rotation gelangen und diese Rotation wird in Energie und Schnelligkeit von der Achsenströmung abhängen, und ihrerseits diese wieder wie hervorrufen, so bedingen. Von den elektrischen Strömungen und Gegenströmungen, in der magnetischen Haltung gefaßt, werden aber Federkraft und Geschmeidigkeit ebenso bedingt, wie sie von ihnen Bedingung erhalten, und gleicherweise die magnetischen Haltungen, umlaufen von den elektrischen Fluxionen, Härte und Constringenz ebenso bestimmen, wie sie von den anderwärts schon bestimmten Bestimmung erlangen.

Da nun auch der Lebenact in solchen Strömungen, — physischen der Nervengeister und chemischen der Säfte, — um entsprechende Haltungen sich bewegt, so erkennt sich leicht, daß wenn die oben bezeichneten Naturkräfte in ihren Schwingungen den organischen der Lebenskräfte begegnen, sie Ebbungen und Fluthungen im Organism erregen, steigern und nach den Umständen über die Gränzen der gemeinen Lebensordnung hinaustreiben werden. Direkte Versuche mit elektrischen und magnetischen Strömungen liegen zwar keine vor; doch zeigen die, welche man mit dem rothen und violetten Lichte an der Seherin von Prevorst angestellt, deren erstes kataleptische Erstarrung in ihr hervorbrachte, während das andere sie in halbwachen Zustand versetzte, welches das Ergebniß sorgfältig angestellter Experimente gewesen seyn würde. Aber indirekt gehören alle mit mineralischen Körpern angestellten Versuche hier hin, da sie physisch durch elektrische und magnetische Kräfte wirkten. Zwar hat das diesen Körpern einwohnende Naturleben in ihrem Gefüge, oder ihrem Wachsthum, nach dem Ausdruck der Naturseherin, dabei mitgewirkt, aber mehr wie sonst anderswo ist, in dem plastischen Mineralreich, der elementarische Stoff Ausdruck dieses einwohnenden Lebens Lebens, und läßt sich also im Versuche diesen Lebenskräften am füglichsten substituiren. Nun ist aber der Schwerspath

eine Verbindung der Schwefelsäure mit der Schwererde, in welchen beiden wieder der Sauerstoff dort mit Schwefel, hier mit Baryum sich verbunden findet. Schwefel und Baryum, die nun das eine Doppelglied der chemischen Verbindung bilden, liegen aber den beiden Endpunkten der galvanischen Reihe ganz nahe; jener für sich bringt auch Krämpfe und Lähmung der Zunge hervor, während dieses schon in der Schwererde angenehm erweckt. Beide unter sich und mit dem andern Gliede, dem Sauerstoff, im Contakt verbunden, würden daher im physischen Processe eine scharf entgegengesetzte elektrische Spannung geben, die dann durch den chemischen amortisirt, zwar wieder im Contakte der aus ihm hervorgehenden Schwefelsäure und Schwererde mit geringerer Energie sich reproduciren würde; aber selbst nach abermaliger Sättigung beider im Schwerspath, noch immer in vorherrschender Positivität nach außen hervortritt. Die lösende Kraft dieses Steins gibt Zeugniß für diese seine Stimmung, die in ihm so wirksam ist, daß die Seherin von Prevorst ihn den Rettungsstein zu nennen pflegte. Ebenso ist es um die gleichartig wirkende kohlensaure Schwererde, den Witherit, beschaffen, den dieselbe mit dem Namen des lebendigmachenden Steins bezeichnete, weil die lösende Kraft in ihm ihre Lebenskräfte zu beflügeln schien. Andererseits tritt dieser Art Lösung die weiche, schmelzende entgegen, wie sie der Flußspath wirkt. Dieser Flußspath ist seinerseits aus der gleichnamigen Säure und der Kalkerde gebildet, und der beiden gemeinsame Sauerstoff ist in der ersten mit dem Fluorradical, in der andern mit dem Calcium verbunden. Jene Säure ist aber, wie wahrscheinlich die sauerstoffreichste, so die fressendste, einschneidendste von allen Säuren, und sie, die darum auch im Steine vorschlägt, — wie der saure Geschmack beweist, den er der Kranken auf der Zunge wirkte, — ist es auch, die die Positivität der Einwirkung auf den Organism bedingt.

Unter den beiden Bindungen tritt nun zunächst die des Siliciums hervor. Das Silicium aber ist gleichfalls eine Säure, aus dem Sauerstoff mit dem gleichnamigen Radical verbunden, aller Analogie gemäß hervorgegangen. Die Zusammensetzung ist aber die starrendste physische Substanz, in der das Radical die lösende Kraft des Sauerstoffes in schärfster Bindung zusammenhält,

die daher auch die äußerste Erstarrung in den Organism trägt. An diesen Körper schließen sich dann in zunächst verwandter Wirkung, unter den brennbaren Körpern besonders der gleich-starre Diamant, Selenium, Schwefel, Kohle; unter den Metallen Gold, Silber, Platina, Quecksilber, Zinn, Kobalt und wohl auch Kupfer. Ihnen gegenüber ist es nun zunächst das Eisen, das die zweite Art der Bindung an die erste knüpft. In allen Formen seines Vorkommens vom Stahl an durch den Magneteisenstein, das Glaskopf, als Bestandtheil anderer Gesteine, überall und in allen Gestalten äußert es seine constringirende und deprimirende Wirkung, die, dem Aufregenden lösender Kräfte entgegengesetzt, bis zur gänzlichen Lähmung sich steigern kann, eine Wirkung, in der, den Versuchen gemäß, die zunächst in der Reihe folgenden Metalle: Nikel, Chrom, und, wie es scheint, nebst dem Zink alle andere auf der negativen Seite liegende, ihm sich beigesellen. Das Angezogenwerden des Augits und Spinells durch die genahten Finger der Kranken zeigt aber, daß diese Art der Wirkung magnetischer Natur ist; derselben Naturkraft wird also auch das in starrer Kieselerde Wirksame angehören. Durch die beiden Bindungen sind also die entgegengesetzten Magnetismen ausgedrückt, deren einer aus der positiven Reihe hervor, erstarrend auf den Organism wirkt, der andere aber in herber Constringenz, unter dem Drucke einem Alp gleich lastender Schwere, bis zum Sopor niederzieht, während jener in den wachen Zustand hinausdrängt. Daraus folgt, daß daher die beiden Lösungen, so die federleichte, luftige, wie die weich wasserartig zerfließende, den beiden Elektricitäten in ihrem Gegensatze entsprechen müssen; und daß beide daher, wie das Höhere vom Unteren, so auch insbesondere das Innere vom Aeußeren ablösen, und daher zum schlafwachen und hellwachen Zustand führen. In den beiden Magnetismen ist es die vorwiegend bindende Einheit, die in den vorwiegend bindungskräftigen Zweiheiten wirkt, während in den beiden Elektricitäten die vorherrschend lösende Einheit in den vorherrschend lösbaren Zweiheiten sich ausläßt. Nach dem Principe, daß jede physische Potenz die ihr gleichartige Lebenskraft im Organism weckt, wird auch die specifisch verschiedene Wirkungsweise dieser Naturkräfte in das leibliche Leben sich übertragen, und dieses in seinen

Zuständen wechselnde Modificationen erfahren. Die Einwirkung aber wird eine verschiedenartige seyn, je nach der Verschiedenheit der Achse, in die sie sich eingetragen findet.

Wird z. B. die Haltung des Seitlichen durch den Magnetism nach der starren oder herben Seite hin gemehrt, dann wird die rotirende Strömung der Lebensgeister eine elektrische so oder so, und es erfolgt Wachzustand oder Schlafzustand des gewöhnlichen Lebens, nur gehöht oder geniedert. Wird aber die seitliche Haltung durch elektrische Strömung rechts oder links gelöst, dann ist die rotirende Schwingung eine magnetische; es erfolgt somnambulistisches Wachen oder Schlafen, je nach der Richtung der Strömungen. Die irdischen Natursubstanzen in ihren Reihen und Ordnungen wirken daher wie die Himmelskörper in ihren Bahnen auf den Organism ein, und wie die einen bald durch positive, bald durch negative Kräfte Ebbungen und Fluthungen in den Elementen und Kräften der irdischen Naturen hervorrufen, so auch die andern, je nach der Stelle, die ihnen im Erdgange angewiesen worden.

Einwirkung des Wassers.

Aufhebung der Schwerkraft.

Hielt Frau H. die Hände in Wasser, so wurde es ihr bald ganz schwach; trinken konnte sie bei Tage durchaus keine Flüssigkeit irgend einer Art, sie bekam dadurch jedesmal Schwindel. Sobald aber die Sonne untergegangen war, konnte sie viele Flüssigkeiten ohne alle Beschwerden trinken.

Bei Tage hatte sie aber auch bei der größten Hitze keinen Durst.

Die Striche mit denen ich ein Glas Wasser magnetisirt hatte, sah sie im halbwachen Zustande in dem Wasser dunkler als das Wasser. Im ganz somnambulen Zustande sah sie dieselben ganz licht, und gab dadurch, ohne zu wissen, mit wie viel Strichen ich ein Glas Wasser magnetisirt hatte, deren Zahl immer richtig an.

So oft man sie (in hiesigem magnetischen Zustande) in ein Bad bringen wollte, zeigte sich die sonderbare Erscheinung, daß alle ihre Glieder, auch Brust und Unterleib, in ein unwillkürliches

hüpfen, in eine völlige Elasticität kamen, die sie aus dem Wasser immer wieder ausstieß. Gehülfinnen, die bei ihr waren, gaben sich alle Mühe, sie mit Gewalt in das Wasser zu drücken, aber ihre Spannkraft strebte immer nach Oben, sie konnte nicht unter gehalten werden, und hätte man sie in einen Fluß geworfen, sie wäre wohl auch in diesem so wenig wie ein Pantoffelholz untergesunken.

Hier erinnert man sich der Hexenproben, wo jene wahrscheinlich auch in einem magnetischen Zustande gewesenen Personen gleichfalls im Wasser nicht untersanken, und sich überhaupt auch auf der Wage gegen die Gesetze der Schwere verhielten.

In Andreas Mollers Beschreibung Freibergs ist die Geschichte einer Frau angeführt, die im Jahre 1620 lebte und im magnetischen Zustande war. Dort heißt es: „Sie ist in Beiseyn der beiden Diaconen Dachsel und Waldburg urplötzlich im Bette mit dem ganzen Leib, Haupt und Füßen, bei dritthalb Ellen hoch aufgehoben worden, daß sie nicht mehr mit dem Bette zusammenhing, sondern frei schwebte, so daß es das Ansehen hatte, als wollte sie zum Fenster hinausfahren. Darauf umfing sie Waldburg, schrie mit den Anwesenden zu Gott und brachte sie wieder zurück."

Herr Geheimerath Horst führt in seiner Deuteroskopie (II. Th. S. 230) die Geschichte eines Menschen an, der sich offenbar auch in einem magnetischen Zustande befand, und der in Gegenwart vieler sehr achtbaren Zeugen frei von der Erde gehoben und in der Luft schwebend über den Häuptern gehalten wurde, so daß verschiedene von der Gesellschaft unter ihm herumliefen, um zu verhüten, daß er, sollte er herunterfallen, keinen Schaden nehmen möchte.

Beim Fliegen der Vögel, diesem auch träumenden prophetischen Geschlechte, möchte vielleicht neben ihren mechanischen Einrichtungen eine ähnliche Aufhebung der Schwerkraft zum Theil statt finden.

Aehnliche Erscheinungen zeigen sich auch bei Nachtwandlern, die sich oft wie die künstlichsten Aequilibristen auf den schmalsten und höchsten Stellen (z. E. auf Hausdächern u. s. w.) schwebend erhalten, und wenn sie auch herniederfallen, keinen Schaden (als wären sie geflogen) erleiden. Gleiches zeigt sich auch

im Veitstanze und bei indischen Gauklern, die sich durch Musik und Getränke in magnetische Zustände zu versetzen wissen, und dann Künste ausüben, bei denen die Gesetze der Schwerkraft wegzufallen scheinen.

Wenn Frau H. aus einer magnetischen Extase erwachte, war ihr die Schwere der Körper am meisten auffallend. Uns leicht scheinende Menschen kamen ihr aber da oft schwerer vor, als andere von größerem körperlichem Umfange. Sie erkannte, daß es auch Schwere ohne Materie gibt, sie erkannte eine moralische Schwere.

Schon früher wurde angeführt, daß Frau H., brachte ich meine Finger gegen die ihrigen, jenen unwillkürlich, wie das Eisen dem Magnet, nachfolgen mußte, und daß sie so, gegen alle Gesetze der Schwerkraft, emporgehoben werden konnte.

Daß übrigens Menschen in diesem Zustande des Innern auch auf eine andere Art selbst die mechanische Kraft der Schwere zu beherrschen vermögen, zeigten die Convulsionärs am Grabe des Paris. Diese traten im Jahre 1724 hervor und zeigten sich zwölf Jahre hindurch. Kranke aller Art begaben sich auf das Grab des Paris, und es entstanden nun die mannigfaltigsten Erscheinungen, wie bei den Krisen der Somnambulen, die Heilung zur Folge hatten. Hiebei bedienten sich die Kranken eigenthümlicher Behandlungsarten, die man grands secours oder secours meurtriers nannte, und deren Wahrheit aktenmäßig und durch Augenzeugen erwiesen ist.

Die Kranken ließen sich nämlich entweder von den stärksten Menschen mit schweren Werkzeugen, hölzernen Balken, eisernen, 30 Pfund schweren Barren, spitzigen Pfählen u. s. w., Stöße auf den Leib oder andere Theile geben, und statt daß diese Behandlung auf mechanische Weise den Körper zermalmt hätte, trat nur Wohlgefühl ein, welches zunahm mit der Heftigkeit, mit der diese Stöße geführt wurden. Oder der Kranke ließ sich mit einem Brett bedecken, und zwanzig oder mehrere Menschen traten auf dasselbe, ohne daß dem Kranken ein schmerzhaftes Gefühl dadurch erregt wurde.

Gleiches finden wir in verschiedenen Hexenprocessen des Mittelalters, wo die Schwerkraft der stärksten Gewichte, die man auf solche im somnambulen Zustande sich befundene Menschen als Folter wirken ließ, sie oft nicht berührte.

Diese Aufhebung der Schwerkraft zeigte sich auch in Menschen, die durch freiwillig übernommene Ascese und Leben in Gott, ihr Körperliches völlig ertödteten, und in die tiefsten Tiefen des innersten Geistigen traten.

„Peter von Alcantara (so erzählt Görres in seiner Einleitung zu Suso's Leben) hat nach dem Zeugnisse der heiligen Theresia, die mit ihm in vielfachem Verkehre gestanden, vierzig Jahre hindurch bei Tag und Nacht nie mehr als anderthalb Stunden, und zwar sitzend, das Haupt an einen Pfahl gelehnt, geschlafen, meist nur über den dritten, oft erst über den achten Tag Brod und Wasser gegessen, und durch jegliche Abtödtung das organische Leben in seiner leiblichen Entwicklung in so enge Schranken zurückgewiesen, daß er aussah, wie aus Baumwurzeln zusammengeflochten.

„Im Geiste immer mit Gott vereinigt, war auch er in öfterer Verzuckung von Glanz umflossen und hoch in die Luft erhoben. Die heilige Theresia fühlte ihre Seele zuerst, dann ihr Haupt erheben, bisweilen den ganzen Körper, daß er die Erde nicht berührte, und im Angesicht aller ihrer Mitschwestern über dem Gitter des Thores schwebte."

Noch mehrere Beispiele der Art zeigt uns die Geschichte des Lebens mancher Heiligen, von denen wir in unserem Körper, in unserer irdischen Schwere, allerdings keinen Begriff haben, weßwegen wir die uns von ihnen überlieferten Geschichten jetzt nur für Fabeln halten können.

Einwirkung von Vegetabilien.

Ich bemerke hier nur, daß die Pflanzen, wie dort die Mineralien, der Seherin immer nur kurze Zeit in die Hand gegeben wurden, ohne daß man ihr die Pflanze benannte. Nur in wenigen Ausnahmen, die bemerkt sind, fanden auch innerliche Versuche statt.

Auch wie bei den Mineralien, erwähne ich hier nur überhaupt der ausgezeichnetsten Wirkung einiger Pflanzen, da überdieß in Schuberts unten stehendem Aufsatze noch mehrere angeführt sind.

Die Versuche mit Weintrauben verschiedener Sorten stellte hauptsächlich Hr. Professor Göriz von Hohenheim, der mich auf einer Reise zu landwirthschaftlichen Zwecken hier besuchte, an. Sie wurden von ihm mit aller Genauigkeit im Beiseyn eines andern Traubenkundigen gemacht, und ich gebe sie mit Hrn. Göriz's eigenen Worten, so wie derselbe sich hierüber in einem Aufsatze an den landwirthschaftlichen Verein zu Stuttgart ausdrückte. Ich führe diese Versuche ausführlich an, da sie für die Kenntniß der Wirkung der einzelnen Weinsorten gewiß von Interesse sind.

Hr. Dr. Kerner hatte eine Reihe Versuche über verschiedene Mineralien mit Frau H. gemacht.

Sein Vorschlag, während meiner Anwesenheit ähnliche Versuche über die Einwirkung der mannichfachen Traubensorten anzustellen, war mir höchst willkommen, und ich verschaffte mir zu diesem Behufe durch die gütige Unterstützung des Hrn. Cameralverwalters Fezer zwölf verschiedene Sorten, welche wir, von jeder Sorte nur etwa sechs Beeren, in das Haus der Somnambule brachten. Sie saß in ihrem Bette (anscheinend) völlig wach, nahm von den Beeren, welche ihr Hr. Fezer überreichte, eine bis drei, bis höchstens fünf, jedoch immer in ungerader Zahl und ohne Kamm in die linke Hand, und äußerte sich nach wenigen Sekunden über den Einfluß derselben auf ihren Körper. Hr. Dr. K. und ich saßen in einiger Entfernung von ihr an einem Tische, um das Gesagte sogleich zu Protokoll zu nehmen. Die Somnambule erfuhr nie den Namen des Trauben, sondern dieser wurde uns beiden Schreibenden von Hrn. Fezer ganz leise mitgetheilt. Ihre Aeußerungen waren folgende:

Der Traminer und Veltliner erregten ihr Hitze, der Ruländer Spannen, der Rothelben, Weißelben und rothe Muscateller Betäubung im Kopf. — Den Salvener erklärte sie gesund für die Brust, der Affenthaler verursachte ihr Wärme, der Traminer Bangigkeit auf der Brust, der rothe Gutedel Herzklopfen und heftige Blutbewegung. — Wärme im Unterleib brachten ihr der Klevner und Veltliner, besonders Wärme im Magen der Drollinger hervor. — Das

Gefühl von Kälte durch alle Glieder erregten ihr der Riesling und der Salvener; jedoch beide auf eine verschiedene Weise; beim Riesling ergriff zugleich die Nerven eine Art Starrheit, und sie erklärte ihn für nervenstärkend, während es der Salvener nicht sey. — Der Drollinger, Klevner und Affenthaler zogen ihr Wasser in den Mund. Von allen Traubensorten aber konnte sie nur Eine, den Drollinger, essen. — Der Ruländer brachte ihr Schmerzen in den Augen und Nebel vor denselben hervor, und der Roth- und Weißelben erregten Mattigkeit in allen ihren Gliedern, ja sie entschlief bei denselben plötzlich.

Endlich nahm sie diese sämmtlichen auf die Seite gelegten Beeren in die Hände. Diese Mischung erregte ihr Unruhe in ihrem ganzen Körper und ein unangenehmes Gefühl.

Ich habe versucht, diese Aeußerungen mit demjenigen zusammenzustellen, was über diese Traubensorten bereits bekannt und zum Theil anerkannt ist, und hiemit einige Ansichten zu verbinden, welche mir erst auf jener Reise gegeben wurden. Auf einen Widerspruch mit der Erfahrung bin ich bis jetzt nicht gestoßen, was ich aber durch die Erfahrung bestätigt ansehe, ist Folgendes:

a) Ueber den Einfluß der Trauben auf die Gesundheit sagte mir ein erfahrner Weingärtner, Grafenauer zu Mundelsheim, Folgendes: der Drollinger sey zum Essen der gesündeste Traube, ebenfalls gut sey der Salvener, am ungesündesten der Elben.

b) Die Aeußerung, daß Riesling und Salvener das Gefühl von Kälte, der Klevner dagegen das der Wärme errege, mahnte mich an die Unterscheidung der Franzosen, die unsere deutschen Weine, von welchen beide erstere Hauptbestandtheile abgeben, kalt, dagegen die ihrigen, namentlich den Burgunder, welcher vom Klevner, oder doch einer ihm verwandten Traube, bereitet wird, warm nennen.

c) Die Behauptung, daß der Salvener gesund für die Brust sey, erhält dadurch einige Wahrscheinlichkeit, daß er so vielen

Zucker- und Schleimstoff enthält. Bekanntlich sind schleimzuckerhaltige Mittel für Brustleidende sehr wohlthätig.

d) Die Aeußerung über die Vermischung der Traubenbeere scheint mir völlig im Einklang zu seyn, und meiner Ueberzeugung nach wird jeder Wein, der aus vielen Sorten bereitet ist, unangenehm und widrig.

e) Die Aehnlichkeit des Roth- und Weißelben ist auch durch die Erfahrung bestätigt.

Wenn mir diese Punkte erklärbar waren, so waren mir nachfolgende räthselhaft, scheinen aber aller Aufmerksamkeit werth zu seyn:

a) Das Nervenstärkende des Rieslings.[1]

b) Die Wirkung der drei rothen Trauben, welche sämmtlich Wasser in den Mund zogen.[2]

c) Die Einwirkung des Ruländers auf die Augen.

d) Das Betäubende beim Roth- und Weißelben und Muscateller.

e) Die Aehnlichkeit des Veltliners und Klevners in ihrer Wirkung auf den Unterleib.

f) Die durch den Gutedel erregte Blutbewegung.

Es bleibt mir nun noch übrig, nachzuweisen, daß bei dem ganzen vorliegenden Versuche keine Täuschung möglich war, und ich führe hiefür Folgendes zum Belege an:

1) Hr. Dr. Kerner kennt die Trauben nicht, und auch die Somnambule konnte sie unmöglich an den einzelnen ihr dargereichten Beeren erkennen, und wäre sie die beste Traubenkennerin gewesen; aber sie betrachtete dieselben auch nicht einmal, sondern behielt sie meistens in der Hand, so wie sie ihr gegeben worden waren.

2) Es war nicht thunlich, mir die Sache vorzubereiten, selbst wenn ich nicht das Vertrauen hätte, eine absichtliche Täuschung hier für durchaus unmöglich anzunehmen, wie michs

[1] Könnte sich daraus erklären, daß der Riesling nicht überspannend und gefäßaufreizend, sondern beruhigend wirkt. K.

[2] Dieß kommt von der gerbestoffhaltenden Farbe her. K.

namentlich der Charakter Kerners zu thun verflichtet. Ich selbst hatte ja unmittelbar vor meinem Besuche bei der Somnambulen die Trauben ausgelesen.

3) Es wurde die Somnambule, troz dem Vorangeschickten, was geeignet genug war, jedes Mißtrauen zu unterdrücken, dessen ungeachtet mehreremale auf die Probe gestellt, und bestand sie aufs vollkommenste.

Unter Anderm war sie bei mehreren Trauben gefragt worden, ob sie nicht davon genießen möchte? Sie zeigte jedesmal Widerwillen, und nur als ihr der Drollinger in die Hand gegeben wurde, äußerte sie, daß sie ihn nicht ungern essen würde. Ohne ihn jedoch zu kosten, legte sie die Beere wieder auf die Seite, und die Versuche mit andern Trauben wurden fortgesetzt; endlich gab ihr Hr. Fetzer wieder eine einzige Drollingerbeere in die Hand. Plötzlich nahm sie dieselbe in den Mund und sagte: O! den esse ich gern!

So auch mit den Elbentrauben. Sie hatte beim Rothelben geäußert, daß er ihr Mattigkeit in den Gliedern und Betäubung im Kopf verursache, und daß sie einschlafen würde, wenn sie die Beere noch kurze Zeit in der Hand behielte. Nach einigem Zwischenraum, in welchem andere Trauben probirt worden waren, kam der Weißelben. Im Verlauf von wenigen Sekunden, nachdem sie denselben in der Hand gehalten, war sie fest eingeschlafen, und mußte durch Anhauchen des Arztes wieder erweckt werden. — Späterhin gab man ihr nochmals den Weißelben, und sie entschlief nochmals eben so schnell.

Göritz."

Beinahe drei Wochen nachher wurde Frau H. einstmals am ganzen Leibe kalt und völlig starr, so daß sie sich nicht bewegen konnte, aber dabei blieb sie ganz wach und ihr Gehirn völlig frei. Sie wußte die Ursache dieser Erscheinung nicht anzugeben; als ich sie aber fragte, ob sie etwas ihr Widriges gegessen; sagte sie, sie habe nichts als von einem noch daliegenden Trauben nur fünf Beeren gegessen, und daher könne diese Erstarrung doch nicht kommen! Als man aber diesen Trauben untersuchte, fand es sich, daß es ein Riesling war.

Auf Veranlassen dieses Aufsatzes gab ich am 19. Febr. 1828 (also fast fünf Monate nachher), nachdem Frau H. in einen andern Zustand gekommen war (nach ihrem sogenannten Erwachen), wo sie auch von den Versuchen des Hrn. Göritz nicht eine Sylbe mehr wußte, derselben einen Kaffeelöffel voll Rieslingwein vom Jahre 1826. Bevor ich ihn ihr gab, war sie im Zustande von Erhitzung und sah roth aus. Als sie ihn genommen hatte (ich gab die Flüssigkeit, die ich in einem Apothekerfläschchen brachte, für eine Arznei aus), klagte sie über Kälte, die ihren ganzen Körper durchdringe, und sie fast starr mache. Ihre Röthe verschwand, sie fühlte ihre Nerven, besonders ihr Gehirn, beruhigter und gestärkter. Später ließ ich sie an diesem Weine riechen, worauf ihr das Gehirn kalt und die Augenlider ganz starr wurden, so daß sie dieselben, um sie wieder schließen zu können, lange reiben mußte. Der Geruch war für sie aber äußerst anziehend.

Ich führe hier noch die Wirkung einiger andern Vegetabilien an.

Merkwürdig ist, daß bei dieser Seherin Kraut und Blume einer blaublühenden Erdäpfelgattung narkotische Wirkung hatte, während eine weißblühende sie unberührt ließ.

Dr. Latham zeigte, daß die Blätter der Kartoffel als Extrakt ein bedeutendes narkotisches Prinzip besäßen. Hinsichtlich der Wirkung hatte es viele Aehnlichkeit mit der Digitalis. Dr. Chapman, der ebenfalls mit aus Kartoffelblättern bereitetem Extrakte Versuche anstellte, fand diese Wirkung nicht. [1]

Sollten diese zweierlei Resultate nicht daher rühren (was aus jenen zweierlei Resultaten bei den Versuchen mit zweierlei Arten von Kartoffelblüthe und Kraut hervorgehen möchte), daß sich jene Forscher nicht der gleichen Art von Kartoffeln bei ihren Versuchen bedienten? Merkwürdig ist auch, daß der Indigo ganz metallisch wirkte, ihr sogleich wie ein Metall die Hand krümmte und Brustkrämpfe machte.

[1] The Philadelphia Journal of the medical and physical sciences. Vol. VI. Nro. 1.

Brugnatelli entdeckte nämlich, und Döbereiner bestätigte es, daß die Indigosubstanz als ein wahres Pflanzenmetall anzusehen sey.

Döbereiner gründete diese Vermuthung schon früher auf das Metallischglänzende dieser Substanz und auf die Fähigkeit derselben, sich mit den stärksten Säuren zu verbinden.

Brugnatelli verband die reine Indigosubstanz mit Quecksilber zu einem wahren Amalgama. Döbereiner sieht (so wie er das von ihm gefundene Kohlenmetall als das vegetabilische Silicium und Eisen betrachtet) das Indigometall als das Kupfer des Pflanzenreiches an. [1]

Eine ausgezeichnet magnetische Wirkung hatte, wie bei den meisten Schlafwachen, der Lorbeer, und es bestätigt sich auch hier wieder die Ursache seines alten Gebrauches im Tempel zu Delphi, wo die Seherin, ehe sie ihre prophetischen Sprüche kund gab, einen Lorbeerbaum, wahrscheinlich um seine innere Lebensbewegung zu vermehren, schüttelte, und sich alsdann auf den mit Lorbeerzweigen bedeckten Dreifuß niederließ. Auch in Aeskulaps und in einigen andern Tempeln wurde der Lorbeer, hauptsächlich um Schlaf und Traum zu bewirken, gebraucht. Er wirkte auf die Seherin völlig schlafmachend.

Als ein besonders starker Ableiter magnetischen Fluidums bewährte sich auch hier abermals wieder die Haselnußstaude, die eben deßwegen als Wünschelruthe schon längst von dem Volk angewendet wurde. Erst kürzlich sah ich bei Haltung einer Haselnußstaude eine sonst gesunde Frau, die an ihre Wirkung gar nicht glaubte und nicht dachte, an Händen und Armen erstarren. Sie wirkte bei der Seherin dem Lorbeer entgegengesetzt, machte sie völlig wach und entzog ihr alle magnetische Kraft.

Bei der Wirkung mehrerer Pflanzen fiel auf, daß man dieselben in neuern Schriften nicht mehr angeführt findet, während sie in alten vergessenen Kräuterbüchern, so wie sie diese Somnambule angab, verzeichnet sind. Daraus schließe ich weniger, daß die Wirkung jener Pflanzen wohl nur zufällig in Vergessenheit gerieth, als darauf, daß jene nur mildwirkenden Pflanzen-

[1] Wie Kupferpräparate fand man den Indigo in neuester Zeit auch gegen Epilepsie von Wirkung.

stoffe auf unser jetziges, von der Natur immer mehr abkommendes Geschlecht, keine Wirkung mehr äußern können, und daß dasselbe, wie es, in Wahrheit, jetzt auch immer mehr der Fall ist, auch immer mehr durchgreifenderer Pflanzenstoffe, namentlich der Pflanzengifte (wie der Gifte aus dem Mineralreiche) zur Einwirkung bedarf.

Einwirkung von thierischen Stoffen.

Auch bei den Versuchen mit wenigen thierischen Stoffen wurde das gleiche Verfahren wie bei den Mineralien und Pflanzen beobachtet.

Auffallend war hier besonders, daß einige dieser Stoffe, wie hauptsächlich auch bei mehreren Pflanzen der Fall war, Wirkungen zeigten, wie sie nur noch in Schriften voriger Jahrhunderte verzeichnet sind. So rief z. E. die Klaue eines Elenthieres einen der Epilepsie ganz ähnlichen Anfall hervor. Im Alterthume wurde aber dieses thierische Organ hauptsächlich gegen Epilepsie angerühmt, und nach mehreren Naturforschern soll das Elenthier häufig epileptischen Anfällen unterworfen seyn.

Der Gebrauch dieser Klaue gegen Epilepsie und die Hervorrufung derselben durch sie mahnt auch hier wieder an Homöopathie. Gemsenhorn milderte die Krämpfe, und damit könnte übereinkommen, daß in Tyrol aus diesem Horne häufig Fingerringe bereitet werden, die man gegen Krämpfe anrühmt, und unter dem Namen Krampfringe verkauft.

Die Warze vom Pferde fühlte sie von besonderer Wirkung auf ihr Gehirn. Sie sagte: hätte ich die Epilepsie, so würde das mir dienen, es macht eine besondere Wirkung auf mein Gehirn.

Diese thierische Substanz kam auch in den Selbstverordnungen der Seherin häufig vor; sie gebrauchte sie zu Pulver gestoßen als Einreibung in den Rückgrat gegen die Schwäche desselben, und als Riechmittel in Ohnmachten. Sie könnte ein neues Mittel für die materia medica werden. Diese thierische Substanz scheint viel Ammonium zu enthalten, und hat einen ganz besondern, nur in etwas mit dem Castoreum zu vergleichenden Geruch. Ich fand sie einzig bei Paracelsus in einer bei der Pest gebrauchten Salbe.

Bezoar in der Hand gehalten, machte ihr Gefühl von Rauhigkeit und Heiserkeit im Halse, und dieß möchte in dieser Substanz eine thierische Säure verrathen.

Die Trägheit, die ihr der Zahn eines Mammuths erzeugte, möchte aus der diesem Thiere selbst ingewohnten Trägheit und Schwere hervorgegangen seyn.

Spinnwebe, zu einem Kügelchen gemacht, ohne daß sie wußte, was es war, erzeugte ihr Stiche auf der Hand und dem Arm entlang und dann Gefühl von Laufen (formication) im Arme; auch machte sie ihr eine Unruhe in dem ganzen Körper, so daß er sich unwillkürlich bewegen mußte.

Diese so eingreifende Wirkung der Spinnwebe auf das Nervensystem käme vielleicht mit der erprobten Wirksamkeit dieser Substanz in intermittirenden Fiebern überein. In Amerika soll das Volk das Gewebe der schwarzen Spinne in den mannichfaltigsten Formen der Trunkenheit gebrauchen. Sollte diese thierische Substanz nicht auch im Wahnsinn der Säufer (delirium tremens) von Nutzen seyn? —

Leuchtende Johanniskäfer wirkten auf die Seherin wie phosphorescirendes Holz, beide brachten in ihr magnetischen Schlaf hervor.

Wenige Tropfen der aus thierischer Verwesung hervorgegangenen Säure (man möge sie Leichensäure oder oxydirte Fettsäure u. s. w. nennen) ihr in die Hand geträufelt, brachten in ihr alle Symptome einer Vergiftung durch verdorbene Würste hervor, was abermals meine Ansichten vom Wesen des sogenannten Wurstgiftes bestätigt. [1]

Den Leser nicht zu ermüden, führe ich auch hier nicht die Versuche in ihrer Ausdehnung an, sondern gebe dem geneigten Leser dafür, was **Schubert** so geistreich über dieselben schrieb.

[1] Siehe meine Schrift: „Das Fettgift oder die Fettsäure rc. zur Erklärung der Vergiftung verdorbener Würste.“ Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1822.

Ueber diese Berührung mannichfaltiger Körper durch die Seherin, von Schubert.[1]

Die Geschichte des magnetischen Hellsehens und einiger mit diesem verwandten Zustände einer krankhaften Art eröffnet uns einige tiefe Blicke in das Geheimniß des beständigen, lebendigen Verkehrs unseres eigenen Wesens, mit den Elementen der äußeren, irdischen Natur. Wenn die Seele den Leib noch selber kräftig bewegt und beherrscht, dann vermögen die bewegenden Kräfte der äußern Natur kaum merklich auf diesen zu wirken; wenn jedoch die Seele den Zügel fallen läßt, womit sie sonst diese Rosse ihres leiblichen Wesens gelenkt, vielleicht weil sie, wie dieß bei der Seherin von Prevorst erschienen, ihre ganze bewegende Kraft in die Tiefe einer andern, geistigen Region zurückgezogen, dann wirken an ihrer Statt die gestaltenden und bewegenden Kräfte der äußern Natur auf den verlassenen, noch lebensempfänglichen Leib ein: die Kräfte, welche den Stein gebildet, oder der Pflanze und dem Thiere ihr Wachsthum gegeben.

Die merkwürdigsten, hierher gehörigen Thatsachen geben uns die Versuche mit der Berührung der mannichfaltigsten Körper, durch die Seherin von Prevorst, deren Geschichte Justinus Kerner, ohne Furcht vor dem unverständigen Urtheile der sogenannten Verständigen, mit ernster Gewissenhaftigkeit erzählt.

Diese Versuche waren von der Kranken selber veranlaßt, welche durch sie das tiefgefühlte Bedürfniß des Leibes, nach einem bewegenden und belebenden Einflusse, zu befriedigen oder zu täuschen schien; nach einem Einflusse, welchen die in einer tiefern geistigen Region gebundene Seele ihrem Körper nur unvollkommen zu gewähren vermochte.

Die Krämpfe, so wie das Erstarren, welches die Berührung der verschiedenen äußern Körper bewirkt, erschienen jener heftig Leidenden in ihren Folgen öfters so wohlthätig, daß sie selber nicht selten auf die Wiederholung der Versuche drang und diese veranlaßte. Wir heben hier als Beispiel nur einige aus:

Der hellglänzendste unter allen Steinen, welchem auf mehrfache Weise das Prinzip des Leuchtens innen wohnt: der

[1] S. dessen Geschichte der Seele.

Demant, wirkte auf merkwürdige Art auf die Augen der Seherin ein. Als man ihr ein fast unwägbar kleines, ungefaßtes Steinchen in die Hand gab, wurden ihre Augen unwillkürlich und ungewöhnlich weit eröffnet, und es starrten die Augäpfel unbeweglich, wobei zugleich eine Steifigkeit der linken Hand und des rechten Fußes eingetreten. Als diese Wirkung durch das Berühren des Schwerspathes gehoben worden, zeigte sich ein unwillkürliches Rollen der Augen. — Rubin erregte zuerst Schmerz im Arme, dann ein unruhiges, unwillkürliches Bewegen, zuletzt ein Gefühl von Kälte und Schwere an der Zunge, welche nur lallend zu sprechen vermochte. Diesem ganz entgegengesetzt, wirkte der kohlensaure Baryt oder Witherit, dessen unmittelbare Berührung, ebenso wie das Wasser, in welchem ein solcher Stein kurze Zeit gelegen, eine Aufregung des Zwerchfells zu unwillkürlichem, krampfhaftem Lachen und ein beständiges willenloses Bewegen der Zunge erregte. — Bergkrystall, auf die Herzgrube gelegt, bewirkte ein gänzliches Erstarren des Körpers, vom Nacken bis zu den Zehen. Bei diesem Zustande, in welchem die Kranke gleichsam wie versteinert da lag, war ihr jedoch wohl. — Die Berührung des Augits gab der Leidenden ein Gefühl, als würde ihr alle Kraft aus dem Arme gezogen; es erfolgte eine tiefe Ohnmacht, aus welcher sie jedoch, mittelst der Annäherung des Witherits, sehr heiter erwachte. — Schwerspath gab durch alle Glieder ein ganz ungewöhnliches Gefühl von Leichtigkeit; im Doppelspath, so schien es ihr, sey ein eigenthümliches inneres Wachsen, welches sie heller mache; Urkalk durchdrang alle Glieder mit unangenehmem Reiz zu einem beständigen Bewegen. Bei dem Angreifen von gelbem Flußspath fühlte sie im Munde einen säuerlichen Geschmack. Dieser Stein versetzte sie in magnetischen Schlaf, dessen sie sich bisweilen nur dadurch noch auf einige Zeit erwehren konnte, daß sie unverwandt nach Glas (nach den Fensterscheiben) hinblickte. — Lava erschien ohne alle Wirkung; dagegen erregte die Berührung von Kochsalz, welches sie doch ohne allen Nachtheil an den Speisen genoß, Brennen im Halse und Krampf in Hals und Armen, Gold erregte keine Krämpfe (wie dieß bei ihr die meisten andern Metalle thaten), wohl aber ein ungemeines Dehnen der Glieder, dann, bei völligem Wohlbefinden, Steifigkeit der Muskeln; einem Magneteisenstein mit

Flußspath schrieb sie einen erheiternden (lustigmachenden) Einfluß zu.

Unter den Pflanzen hatte der schon von den Alten dem Apoll geweihte Lorbeer durch seine Berührung vor andern den merkwürdigen Einfluß auf jene Kranke, daß er sie in den schlafwachen Zustand versetzte, und auf eine verwandte Weise wirkte auch die Vogelbeere. Das Anrühren einer unreifen Wallnuß versetzte sie unter Anderm in eine Seelenstimmung des Wohlbehagens, in welcher sie sich gegen alle Menschen von Wohlwollen erfüllt fühlte.

Bei dieser Classe von organischen Körpern, deren Einwirkung auf den Leib, deren heilsame oder giftige Kräfte wir aus den Beobachtungen der alten wie der neuern Zeit genauer kennen, erschien es nun ganz besonders bemerkenswerth, daß sich die an ihnen bekannte Wirkung insgemein bei der Kranken viel stärker zeigte, wenn sie dieselben nur mit der Hand berührte, als wenn sie dieselben (als Speise oder Arznei) unmittelbar in den Leib brachte. Das Halten von zwei Spargelstangen in der Hand wirkte, schon nach einigen Minuten, sehr auffallend auf die Absonderung des Urins; Spinat, dessen eigentlicher Genuß ihr nur die Vermuthung gab, daß in ihm eine betäubende Kraft sey, bewirkte, wenn sie zwei frische Blätter desselben in die Hand nahm, eine ganz deutliche, wahrnehmbare Betäubung im Vordertheile des Hauptes (im großen Gehirne). Das Angreifen der Blüthe und des Krautes von blaublühenden Kartoffeln erregte nicht bloß Betäubung und Neigung zum Schlaf, sondern auch jenes Sodbrennen und Gefühl von Schwäche (Schlaffheit) im Magen, welches öfters auf das Essen der noch nicht vollkommen gezeitigten Kartoffeln erfolgt. Die Berührung von Hopfenblättern betäubte sie, die von Wollblumenkraut reizte zum Husten; der Duft der Ringelblume war ihr ein wohlthätiges Heilmittel gegen Kopfweh; der Dampf des Aufgusses gab die durch Krämpfe verlorne Sprache wieder. Die Berührung von grüner, geschabter Rinde des Hollunders mit der Hand trieb ihr Schweiß ohne Erhitzung aus; die weiße Taubnessel, vormals gegen Milzkrankheiten gebraucht, regte Schmerzen in der Milzgegend auf; eine weiße Lilie kühlte angenehm, und rief in der Seele Bilder und Gefühle des Traumes hervor.

Diese außerordentliche Wirkung der bloßen Berührung der

Handfläche zeigte sich am auffallendsten bei den Giftkräutern. Ein Gran der Belladonnawurzel in die Hand gelegt, bewirkte Schwindel, Erweiterung der Pupille und Würgen im Hals, wie dieß bei einem Gesunden kaum der Genuß der doppelten Gabe vermocht hätte; ein Blatt von Bilsenkraut machte Betäubung und Gefühl von Lähmung; Mohnkapseln Schlaf.

So zeigte sich in diesem allerdings krankhaften und außergewöhnlichen Falle, welcher hohen Empfindlichkeit und Beweglichkeit der lebende Menschenleib durch den sonst unbeachteten Einfluß der plantarischen Stoffe fähig sey, wenn der Finger, der sonst die Töne dieses vielbesaiteten Instrumentes weckt, wenn die Seele ihre gewöhnliche Einwirkung aufgegeben, und eine tiefe, nächtliche Stille auch das leiseste Wehen über diese Saiten hörbar machet. Der Leib des Menschen, eine Welt im Kleinen, empfindet alsdann, und durch ihn die Seele, in lebendiger Theilnahme alle Bewegungen, welche, aus unsichtbarem Mittelpunkt, durch das sichtbare Element gehen: eine Theilnahme, auch an sonst nie gekannten Schmerzen, wie an nie gekannter Lust.

Der lebende Leib wird, im gewöhnlichen, gesunden Verlaufe des Lebens, von der selbstthätigen Kraft der Seele so mächtig durchwirkt und belebt, daß jene schwächern Einflüsse von außen hiedurch unmerklich gemacht werden, wie der schwache Mitklang der Saiten mit andern Tönen durch das eigene, mächtige Anschlagen der Accorde. Diese, alles Andere übertäubende Macht des eigenen Lebens verstärken wir noch mit Willen durch den Genuß der vielfältig die Nerven aufreizenden Speisen und Getränke. Es pflegen daher die Alten jene Kranken, in denen sie das Gefühl, die Empfindlichkeit für die verborgenen, zugleich aber heilsamen Einflüsse der äußern, von einem allgemeinen Leben bewegten Elemente wieder wecken wollten, vorhin in einen ungewöhnlichen, nüchternen Zustand zu versetzen, und dann ihre Kranken den öfter erprobten Berührungen auszustellen. Jene Heilart der neuesten Zeit, welche man die homöopathische benannt, wirkt auf zwiefache Weise: durch das Entfernen aller übertäubenden, aufregenden Genüsse und durch das länger fortgesetzte Anwenden von Mitteln, deren feine Zertheilung an jene Versuche des Robert Brown erinnert, der den Stäubchen der Körper durch unmeßbares, künstliches Verkleinern eine merkwürdig selbstständige,

thierisch scheinende Bewegung gab. Es scheinen alsdann die Stoffe, vermischt mit dem Wasser, mehr auf jene elektrische Weise, und ebenso wie bei der Seherin durch die bloße Berührung der äußern Haut einzuwirken, als nach der Art der gewöhnlichen Assimilation durch den Darmkanal. Die Stäublein, so lange sie noch in größerer Masse vereint waren, gehorchten bloß dem Zug der Cohäsion; die feine Zertheilung gab ihnen die Beweglichkeit gegen den elektrischen Einfluß, welche das Auge durch das Mikroskop an ihnen bemerkt. Fast könnten Betrachtungen dieser Art uns traurig machen, und selbst den muthigsten Sinn mit einem vergeblichen Schrecken erfüllen. Ist unser Leib ein so zartes, hochempfindliches Instrument, daß, ohne unser Wissen und Bemerken, jeder leise Luftzug es zu Schwingungen aufregt, welche in der Seele bald freudige, bald traurige Anklänge wecken; die Kräfte des Erkennens und Begehrens jetzt erhöhen, dann sie herabstimmen und lähmen, was nützt dann der Seele das gepriesene Recht der Erstgeburt und Oberherrschaft über die Bewegung der Leiblichkeit? Ist es doch nicht mein Wille, der da zuerst und allein waltet, sondern gegen allen Ernst der innern Wachsamkeit empört sich beständig und mit siegreicher Gewalt eine äußere Natur, deren bewegenden Kräften mein Leib eben so wohl angehört, als mir selber. Wie der Mensch dem leichten Geflügel der Luft nicht wehren kann, in einer Höhe welche sein Geschoß nicht erreicht, über das Dach der Wohnung und über sein Haupt zu fliegen, so vermag auch der ernsteste Wille nichts gegen jene geflügelt schnellen Einflüsse des äußern Elementes; er muß es dulden, auch wenn jene gleich den Harpyien zu ihm hineindringen, und (jetzt als betäubender, dann als widerlich aufregender Einfluß) das Mahl, das der ernste Wille und ein fleißiges Bemühen bereitet, verschlingen oder ekelhaft verunreinigen. Es erscheint uns indeß, genauer betrachtet, das Verhältniß des Wirkens der Seele zu dem Wirken des äußern Elementes auf den gemeinsam für beide empfänglichen Leib als ein ganz anderes. Selbst der Vogel in unserm Käfig wird nur um so mächtiger zum eigenen, lauten Gesange geweckt, wenn neben ihm Töne aller Art, wohlklingende wie Mißtöne, laut werden, und sein Gesang ertönt alsbald durchdringender und schmetternder, wenn der äußere Lärm sich verstärkt. Dient dann schon einem

schwachen Kanarienvogel der Zimmer selbst das mißtönigste Schreien der Umstehenden nur zur Bekräftigung des innern Wohllautes, wie viel mehr wird das vielfach sich durchkreuzende und durchdringende Bewegen des Lebens, das durch die ganze Natur geht, wie und wo es im gesunden Verlauf den Leib und mittelst desselben die Seele berührt, der Ordnung der innern Entwicklung sich fügen und dem Gedeihen der geistigen Natur des Menschen förderlich seyn müssen.

Jene Bewegungen, wie die elektrischen, welche die Luft als Wind in Bewegung setzen, sind dem lebendig athmenden Organ, auch wenn sie sich zum Sturme verstärken, nur eine erfrischende Wohlthat. Speisen und Getränken und allen Elementen, welche der Mensch in den Kreis seines leiblichen Lebens hineinzieht, kommen allerdings eigenthümliche Kräfte zu; es ist diesen allen aber durch die herrschende Kraft der Seele gesetzt: was und wie weit sie wirken sollen. Jene Knaben, Gefangene im fremden Königshause, damit sie von dem Gebot, den Vätern gegeben, nicht abweichen müßten, baten den Kämmerer, daß er statt der kräftig nährenden, lieblichen Speisen und dem süßen Wein der Königstafel, ihnen Gemüse gäbe und Wasser. Der Kämmerer, den Zorn des Herrschers fürchtend, wenn die Angesichte der Knaben etwa „jämmerlicher würden" durch eine solche Kost, als die Angesichte der andern Knaben ihres Alters, gewährte die Bitte nur auf wenige Tage. Aber siehe, als die Tage um waren, erschienen jene schöner und besser bei Leibe, denn alle Knaben, welche von des Königs Speise aßen. Da that Melzar ihre verordnete Speise und Trank weg, und gab ihnen Zugemüse. — So ist der Quell aller Fülle und alles rechten Gedeihens des innern wie des äußern Menschen nicht in jenem Reiche und jenen Gütern der Sichtbarkeit, in denen ihn der irrig strebende Sinn sucht, sondern er liegt in einer Tiefe des Geistigen, welche keine äußere Noth berührt, da kein Mangel ihn auf immer zu trüben oder zu vertrocknen vermag.

Einwirkung imponderabler Materien.

Einwirkung der Sonne.

Die Sonne hatte, so lange Frau H. in W. war, nur folgende Einwirkung auf sie: sobald Frau H. gegen Abend lag, hatte sie die Menstruation immerwährend. Lag sie gegen Mittag, dann hatte sie sie regelmäßig. Blieb die Menstruation aus, so durfte sie sich, damit sie dieselbe erhielte, nur gegen Abend legen. Sie war an einem Ort, wo sie immer gegen Abend lag, und da hatte sie die Menstruation immer. Sie sagte die Ursache im Schlaf, aber man hatte keine Acht darauf.

Da ihr das Sonnenlicht stets Kopfschmerz verursachte, so verlangte sie im Schlafe, man sollte ihr ein Glas auf ihr Sonnengeflecht (Herzgrube) legen, wenn sie die Sonne wieder bescheine. Sobald dieß geschah, konnte sie den Einfluß der Sonne wohl ertragen. Es trat dadurch wieder stärkere Isolirung ein.

Der rothe Lichtstrahl brachte der Frau H. zuerst die Hand und den Arm, den sie in demselben hielt, und dann nach längerer Einwirkung den ganzen Körper in kataleptische Erstarrung, die sich auf Schwerspath wieder hob. Der violette Lichtstrahl versetzte sie sogleich in magnetischen Schlaf: was merkwürdig ist, da derselbe auch das Eisen magnetisch macht und das Wachsthum der Pflanzen sehr unterstützen soll.

Einwirkung des Mondes.

Der Mond schien auf Frau H. keinen Einfluß zu haben, außer sie sah ihn an; dann erregte er in ihr immer das Gefühl von Traurigkeit, Kälte und Schauer. Sie erhielt vom Ansehen dieses Gestirns auch die Menstruation, wie sie aber sagte nur durch die Sonne und nur so lange als sie es ansah. Sie sagte: „Wenn der Mond Einfluß wie die Sonne auf mich hätte, dann wäre mir noch weniger zu helfen.“

Einwirkung der Elektricität.

Bei einem Gewitter fühlte Frau H. die Blitzstrahlen hauptsächlich im Unterleib. Blitze, die wir gar nicht sahen, sah sie immer vermittelst des eisernen Ofens. Sie fühlte auch sonst die

Blitze immer früher, als sie Andere sahen. Sie gaben ihr das Gefühl eines Druckes gegen ihren ganzen Körper her. Während der Blitze selbst setzten sich alle Nerven ihres Körpers in beständige oscillirende Bewegung. Bewegte man bei elektrischer Luft die Finger gegen sie, so sah sie von denselben kleine Blitze in Bogen ausgehen. Bei Männern sah sie diese Blitze hell, bei Frauen stach die Farbe des Strahles ins Blaue. Auch aus den Augen der Menschen, bewegten sie sich, sah sie leuchtende Strahlen ausgehen; bei den Männern in hellem Licht, bei den Weibern in bläulichem. Wasser, das während eines Gewitters fiel, erzeugte in ihr eine ungewöhnliche Wärme, und sie war es zu trinken nicht fähig. Regenwasser ohne Gewitter fühlte sie mild und auch zum Trinken angenehm.

Einwirkung galvanischer Elektricität.

Gab man der Frau H. Eisen in die rechte und Kupfer in die linke Hand, so verursachte es ihr Schläge, die von der rechten Seite gegen die linke durch das Herz durchgingen. Brachte man Kupfer mit Eisen in Verbindung, und gab diese verbundenen Metalle ihr in die linke Hand, so fühlte sie ein Strömen von der linken Hand in den Arm hinauf und dann die ganze linke Seite und den Fuß hinab.

Dagegen konnte sie Kupfer allein berührt nicht ertragen, und auch Eisen allein berührt hatte eine andere Wirkung auf sie. (S. die Versuche mit Metallen.)

Bestrich man Eisen mit irgend einem andern Metall, z. E. ein eisernes Stängchen, während sie das Ende desselben in der Hand hielt, und wurden diese Striche nicht gegen sie, sondern von ihr ab gemacht, so fühlte sie starke Einströmungen in sich. Noch verstärkt konnten diese werden, wenn man das Eisen mit zweierlei Metallen zugleich bestrich.

Ein solches mit anderem Metall bestrichenes Eisen erkannte sie gut von unbestrichenem, dadurch, daß es ihre Finger, fuhr sie mit ihnen über dasselbe, anzog, und sie sagte, sie fühle, daß von diesem Eisen nur der Geist des andern Metalles in ihre Finger einströme und das Eisen wieder natürlich werde.

Je nachdem das Eisen mit einem Metall bestrichen wurde, desto stärker oder schwächer ziehend wurde es für sie, und desto

öfter oder weniger hatte sie nöthig, mit ihren Fingern über dasselbe zu fahren, um es wieder von dem fremden Metallgeiste zu befreien.

Hierauf könnte sich eine galvanisch-elektrische Vorrichtung gründen, die gewiß auch in manchen Krankheiten von Einfluß wäre.

Es müßten Stäbe von verschiedenen Metallen seyn, die mit anderem Metall durch eine mechanische Vorrichtung gerieben würden, während der Kranke sich mit ihnen in Verbindung setzte. Die Wirkung könnte noch vermehrt werden, würden diese Stäbe noch über einem fließenden Wasser oder in Ermangelung dessen überhaupt nur über Wasser angebracht.

Einwirkung eines Imponderabile in der Luft.

Ich sagte einmal zu Frau H., daß ich ohne meine Frau und Kinder mir keinen Himmel denken könne, und daß ich mir erst im innigsten, ruhigsten Verein mit diesen den Himmel denke. H. bestritt dieß und hieß solche Gedanken irdisch. Wir sprachen hierüber eine Zeit lang, da verfiel sie in tiefen Schlaf und lange Verzuckung, aus der sie endlich, sich mit Erstaunen umsehend, erwachte.

„Wo war ich?“ sagte sie. „Ich ward weit hinweg in eine Seligkeit geführt, da zeigte mir eine weibliche Gestalt, die mit mir war (ihre Führerin), in dieser nur eine Familie vereinigt, Vater, Mutter, drei Schwestern und zwei Brüder, und diese waren aus dem Kanton Bern. Diese sah ich alle ganz deutlich. Die Gestalt sagte mir, der Vater sey ein Seifensieder gewesen.“ Sie sagte mir noch: „Die Gestalt habe zu ihr gesagt, sie müsse jetzt zurückkehren, es werden in ihrer Wohnung, wo ihr Leib liege, die Fenster zugeschlossen und dann müsse sie sterben. Sie sagte dabei: sie fühle wohl, wie es ihr sey, wenn die Fenster zu seyen, und sie fühle, daß doch etwas an dem Glauben sey, die Fenster, im Moment, wo ein Mensch sterbe, aufzumachen. Sie glaube wohl, daß auch ohne die Fenster zu eröffnen, die Seele werde weiter ziehen können, aber es komme ihr doch vor, daß es ihr dadurch erleichtert werde.“ (Man erinnert sich dabei der Luft auch als Träger imponderabler Stoffe, z. E. der Contagien u. s. w.)

Ein Fenster mußte bei ihr Tag und Nacht in der höchsten Winterkälte eröffnet bleiben. Sie sagte: sie ziehe aus der Luft einen besondern Stoff an sich, der ihr zum Leben diene, ein lebendiges, belebendes Prinzip. Gewiß ist die den Sonnenstrahlen so verwandte Luft auch Träger eines Lebensstromes von oben.

Sie behauptete auch, daß in der Luft ein Stoff sey, dessen sich die Geister bedienen, um sich hörbar und sichtbar zu machen, und dieß sey ein Stoff, der ihr schädlich sey, der aber bei heiterem Himmel noch mehr in der Luft sey als bei trübem. Er wirke auch auf andere Menschen nicht gut, aber diesen unfühlbar.

Nach dem Theurgen Jamblich ist die die Seelen umfließende sichtbare Luft mit ihnen verwandt, und nimmt, indem sie sich an sie anschmiegt, gleichsam ihre Umrisse an.

Paracelsus sagt: „Der Mensch ist aus den vier Elementen genommen und wird aus ihnen ernährt, aber nicht bloß sichtbar durch den Magen, sondern auch unsichtbar durch die magnetische Kraft, welche in der ganzen Natur ist, und wodurch alle einzelnen Glieder ihre besondere Nahrung an sich ziehen. Durch diese Kraft zieht der Mensch von außen das Chaos an sich, und daraus folgt die Luftansteckung beim Menschen.“

Alle herrschenden Contagien und überhaupt der mit der atmosphärischen Constitution gegebene epidemische Genius waren für Frau H. fühlbar und von Einfluß auf sie.

Je höher Frau H. dem Raume nach kam, desto unnatürlicher, desto magnetischer wurde sie; magnetischer in einem zweiten Stockwerk als zur ebenen Erde, magnetischer auf einem Berge als im Thale. Im tiefen Thale aber, z. E. in Kürnbach, fühlte sie sich ganz zusammengedrückt und erhielt Krämpfe.

Bei einem starken Winde hatte Frau H., ehe wieder ein neuer Windstoß kam, eine ganz sonderbare Empfindung im Körper; es herrschte alsdann durch alle ihre Nerven eine ganz besondere Stille und erregte in ihnen eine ganz verkehrte Thätigkeit.

Dieß war nicht der Fall, wenn der Wind immer und nicht so stoßweise ging. Den herrschenden Wind konnte sie im Zimmer bei geschlossenen Fenstern angeben.

Einwirkung von Tönen.

Musik, besonders Molltöne, versetzte Frau H. oft in somnambulen Zustand, sie wurde heiterer durch sie, und Alles bewegte sich an ihr rhythmisch, besonders war das bei der Mundharmonika (der mit Fertigkeit gespielten doppelten Maultrommel) der Fall.

Um heiterer zu werden, hieß sie öfters mich das Wasser, das sie trank, mit Tönen der Mundharmonika bestreichen, durch diese Töne magnetisiren. Gewöhnlich sagte sie im Schlafe: ich solle durch sieben Töne von jener Stahlmusik das Wasser im Glase, bevor sie es trinke, in Bewegung setzen. Trank sie von solchem Wasser, und hatte sie auch vorher von diesem Magnetisiren nichts gewußt, so mußte sie meistens darauf unwillkürlich singen.

Als ich ihr mit Hrn. Eulenstein (einem bekannten Virtuosen auf diesem Instrumente), als sie wach war, die Mundharmonika zugleich spielte, wurde sie bald halbwach. Als sie darauf wieder wach wurde und ihr Hr. Eulenstein allein spielte, blieb sie wach und wurde heiterer; spielte aber ich, so wurde sie jedesmal halbwach. Sie sagte schlafwach: daß dieß daher rühre, weil der Ton von mir auf sie magnetisch übergehe, was bei Eulenstein nicht der Fall sey. Durch Töne dieses Instruments ließ bei ihr sogleich der fürchterlichste Krampf nach, und sie kam aus ihm in halbwachen Zustand. Glastöne machten sie, wie das Glas selbst, sogleich wach, wenigstens Töne, die durch Anschlagen an Gläs hervorgebracht wurden. Ob das Gleiche auch Glastöne hervorgebracht hätten, die durch Reibung aus dem Glase gelockt worden wären, wie bei der Glasharmonika der Fall ist, weiß ich nicht. Die tönenden Schwingungen eines Glases schien sie, auch in anscheinend wachem Zustande, viel länger als andere Menschen zu hören.

Durch Töne der Mundharmonika in halbwachen Zustand gekommen, bewegten sich ihre Glieder, besonders die Hände, während des Spieles immer ganz taktgemäß, was beim tiefern Schlafwachen nicht der Fall war. Hierüber sagte sie im tiefen Schlafe: „Wenn ich so hellschlafend bin, so bewegen sich bei deinem Spiele meine Glieder nicht so im Takte, als wenn ich halbwach

bin, weil im erstern Zustande mein Geist, im letztern meine Seele herrscht; auch fühle ich im halbwachen Zustande diese Töne mehr."

Mesmer nahm eine Fortpflanzung der magnetischen Thätigkeit durch den Ton an, und bediente sich neben anderer magnetischer Einwirkung auch der Harmonika bei seinen Heilungen.

Der Prophet Elisa gibt uns ein Beispiel, wie durch Musik die hellen Zustände des innern Lebens erweckt werden können. Als Elisa dem König von Israel und Juda wider die Moabiter prophezeien sollte, sage er: so bringet mir nun einen Spielmann. Und da der Spielmann auf den Saiten spielte, kam die Hand des Herrn auf ihn, und er weissagete. (2 Kön. 3, 15.)

Inneres Leben.

Geistiges Sehen.

1. Das Menschenauge.

So oft Frau H. in das rechte Auge eines Menschen sah (wobei der Geisterblick ihres Auges noch aufs höchste gesteigert wurde und sie zuletzt jedesmal wie von einem elektrischen Schlage zusammenfuhr), sah sie in ihm, hinter ihrem sich in ihm abspiegelnden Bilde, immer noch ein Bild herausschauen, das aber weder ihrem Bilde, noch vollkommen dem Bilde desjenigen, in dessen Auge sie sah, glich. Sie hielt es für das Bild des innern Menschen von dem, dem sie ins Auge sah.

Bei Manchen erschien ihr dieses innere Bild ernster als das äußere, oder umgekehrt, und es entsprach dieß auch immer dem Charakter des Menschen, in dessen Auge sie sah, bei Manchen schöner, verklärter, als das äußere. Sah sie in das linke Auge eines Menschen, so stellte sich ihr in diesem immer das innerliche körperliche Leiden desselben im Bilde dar, z. E. Magen, Lunge oder was sonst in ihm krank war, und dabei zugleich das Heilmittel. In meinem linken Auge sah sie Verordnungen für sich. Bei einem Menschen, der nur ein linkes Auge hatte, sah sie in demselben den innern Menschen und zugleich noch ein körperliches Leiden desselben und Verordnungen dagegen.

In dem rechten Auge der Thiere (z. E. eines Hundes, eines Huhns) erblickte sie ein blaues Flämmchen, gewiß das Unsterbliche im Thiere, die Seele, dasjenige von dem Schubert sagt: „Oefters scheint eine dem Auge verborgene geheime Welt aus dem Auge des Thieres hervor, wie durch geöffnete, beide Welten verbindende Pforten, den Menschen, wenigstens auf Augenblicke, fragend und antwortend zu betrachten. Und es scheint öfters aus dem Auge des umsonst gemarterten oder unter den Händen

des Menschen sterbenden Thieres, der Strahl eines vorübergehenden, tiefern Selbstbewußtseyns hervorzublicken, welches dein gedenkender Zeuge seyn wird, aus dem Diesseits in Jenseits."

Sie sagte: sie meine, daß sie dieses zweite Bild im Auge des Menschen nicht mit dem gewöhnlichen Auge, sondern mit einem geistigen Auge sähe, das im fleischlichen Auge liege, wie sie dieß auch vom Sehen der Geister sagte. Wie eine Seifenblase, wie ein Spiegel (s. unten), wie bei Jakob Böhm das Anschauen einer polirten Metallfläche, ihr inneres Leben magnetisch erweckte, so schien es hauptsächlich das Anschauen des Menschenauges zu thun.

„Durch den jähen Anblick eines zinnernen Gefäßes kam Jakob Böhm in den Zustand, wo er zu dem innersten Grunde oder Centrum der geheimen Natur eingeführt wurde, und allen Geschöpfen gleichsam in das Herz und in die innerste Natur hineinsehen konnte." (A. v. Frankenbachs Leben Böhms.) „Solche Erkenntniß," sagt Böhm, „sehe ich nicht mit fleischlichen Augen, sondern mit denen Augen, wo sich das Leben in mir gebäret; in ihm stehet mir des Himmels und der Hölle Pforte offen, und speculiret der neue Mensch inmitten der siderischen Geburt und stehet ihm die innere und äußere Pforte offen."

Das Auge manches Menschen setzte sie auch bald in völlig schlafwachen Zustand. Sie sagte öfters auch: es liege im Grunde des Menschenauges ein geistiger Funke, den sie Seelenspiegel nennen möchte, und durch diesen werde der äußere Gegenstand, der auf die Nerven verkehrt falle, umgewendet. Wäre diese Vorrichtung nicht, und würden die Gegenstände gerad einfallen, so wäre ihr Eindruck auf die Nerven größer, sie würden dann zu lange auf den Nerven haften, zu lange nicht weichen, um wieder andern Raum zu machen.

2. Seifenblase, Glas und Spiegel.

Auch diese glänzenden Gegenstände erweckten ihr geistiges Auge.

Es machte ein Kind vor ihr Seifenblasen. Sie sagte mit großer Verwunderung: „Ach Gott! ich sehe alles Entfernte, an das ich denke, in diesen Seifenblasen, aber nicht klein, sondern so groß, als wie es lebt und ist, aber ich fürchte mich davor."

Ich machte ihr nun eine Seifenblase und forderte sie auf, nach ihrem fernen Kinde zu schauen. Sie sagte: „sie sehe es im Bette liegen," und freute sich sehr, es zu sehen. In einer zweiten sah sie meine Frau (im entfernten Hause) und gab die Stellung (ich ließ sogleich nachfragen), in der sie sich in diesem Momente im Hause befand, richtig an.

In diese Seifenblasen zu schauen, war sie nur mit Mühe zu bringen. Es wandelte sie vor den sich in denselben stellenden Bildern immer ein Schauer an, und sie befürchtete, sie könnte in ihnen auch einmal etwas für sie Unangenehmes sehen. In einer derselben sah sie vor einem nahen Hause (s. unten) einen kleinen Sarg. Es war in diesem Hause kein Kind krank, aber die Frau des Hauses kam nieder, und das Kind, das sie geboren hatte und das nur wenige Monate lebte, sah sie alsdann nach dieser Zeit aus diesem Hause im kleinen Sarge tragen. Wollte man magnetische Träume, die sie in der Nacht hatte, und deren sie sich Morgens nicht mehr völlig erinnern konnte, in ihr auffrischen und von ihr erzählt haben, so durfte man sie nur in eine solche Seifenblase sehen lassen, und es vervollständigte sich in ihr der ganze Traum, weil durch solches Ansehen ihr magnetisches Leben erweckt wurde.

Vor zwei Jahren habe sie zufällig in ein Glas Wasser gesehen, das auf dem Tische gestanden, da sey ihr in ihm ein Gefährt erschienen, das sie, wie auch die Leute, die in ihm gesessen, ganz beschrieben habe, auch die Pferde und namentlich, daß eines eine Zeichnung am Kopfe, das andere keine gehabt. Nach zwanzig Minuten sey alsdann ein Gefährt ganz so, wie sie es beschrieben, mit den gleichen Leuten und Pferden die Chaussee von B. hergefahren. Sie habe dazumal öfter in ein Glas gesehen, und in ihm immer die Menschen gesehen, die unten am Hause, wohin sie nicht habe schauen können, vorübergegangen. (S. oben.)

Sie sagte über dieses Sehen und namentlich das in den Seifenblasen im schlafwachen Zustande Folgendes:

„Es ist nur dann nicht trüglich,[1] wenn dieses Sehen aus mir selbst hervorgeht und mir nicht von Andern die Seifenblase vorgehalten wird, mit dem Begehren, daß ich das oder jenes

[1] Ich hatte sie nach einem Freunde in Stuttgart zu sehen gezwungen, und er zeigte sich ihr in Lagen, in denen er zu jener Zeit nicht war.

sehen soll. Auch muß ich oft und längere Zeit hineinschauen können, und man darf mich nicht dazwischen wieder auf andere Gegenstände führen. Ich thue es aber nicht mehr, ich habe wach einen gränzenlosen Widerwillen dagegen, weil ich auch wach nicht für recht halte es zu thun. Es kommt mir vor wie das Kartenschlagen."

3. Sehen mit der Herzgrube.

Folgende Erscheinung ist wohl der gleich, wo schlafwache Personen Geschriebenes, das man ihnen auf die Herzgrube legt, zu lesen (oder wohl auch nur durchs Gefühl zu erkennen) fähig sind. Ich gab Frau H. zwei Zettelchen, die ich fest zusammengelegt und im Verborgenen geschrieben hatte, im anscheinend wachen Zustande in die linke Hand. Auf dem einen stand: „es ist ein Gott!" auf dem andern: „es ist kein Gott!" und bat sie, zu unterscheiden, ob sie von dem einen oder dem andern etwas fühle. Nach wenigen Minuten gab sie mir das, auf welchem stand: „es ist ein Gott" und sagte: „von diesem fühle ich etwas, das andere läßt mir eine Leerheit." Ich machte den Versuch noch viermal, und immer blieb er sich gleich.

Nun schrieb ich auf gleiche Art auf ein Zettelchen: „es gibt Geister!" und auf ein anderes: „es gibt keine Geister!" Sie legte das eine auf die Herzgrube und sagte dann bald: auf diesem steht: „es gibt Geister," und auf dem andern (das sie in der Hand hatte): „es gibt keine Geister."

Nun schrieb ich wieder auf gleiche Art auf ein Zettelchen: „B—r. du sahest ihn." Sie legte es auf die Herzgrube und sagte nach einigen Minuten: es macht mich traurig; würde ich es lange liegen lassen, so müßte ich weinen. Sie fragte nun, ob sie es lesen dürfe; ich bejahte es, und sie sagte, als sie es gelesen, dieß könne sie doch unmöglich traurig machen, sie wolle es wieder hinlegen. Sie that es, sagte aber bald wieder: es ist doch so, es macht mich traurig.

(Fast nach einem Jahre hatte ein Brief dieser Person, den ich der Frau H., in ein Papier gewickelt, ohne daß sie wußte, was es war, zum Nachfühlen gab, die gleiche Wirkung auf sie, die Ursache aber blieb ihr und mir räthselhaft. Das Gleiche in ihr erregte jedesmal die Anwesenheit dieser Person selbst.)

Ich schrieb auf ein Blättchen: „dein liebes Kind Albert.“ Als sie dieß einige Minuten auf der Herzgrube hatte, lächelte sie ganz freundlich und sagte: „das macht mich ganz fröhlich, das ist von meinem Kinde, ich muß es immer sehen.“ Sie wurde nun angegriffen und ganz fieberroth im Gesichte.

Ich ließ sie nun noch zwei ähnliche Zettelchen auflegen, und sie sagte, sie fühle nun nichts mehr, sie müsse, was bei den vorigen Zettelchen nicht statt gefunden, jetzt dieß und jenes denken, was es wohl heiße; diese Kraft sey in ihr wie erschöpft worden, sie müsse mit dem Gehirne denken.

Sie sagte im Schlaf über dieses Gefühl: es geschieht dieß durch das Ahnungsvermögen, das im Geiste, nicht in der Seele liegt.

Es gab mir mein Freund T. (den sie im somnambulen Zustande, weil er ihr öfters Mineralien aus seinem Cabinette zu Versuchen brachte, nur den Steinmann nannte) heimlich an, auf ein Zettelchen, ihr verborgen, „Steinmann T.“ zu schreiben, und es ihr zu geben, damit sie es sich auf die Herzgrube legen solle. Dieß geschah, und nach kurzer Zeit verfiel sie in Krämpfe und durchging gleichsam eine Leiter derselben, wie bei den verschiedensten Steinen, und kam in halbwachen Zustand. Ich fragte sie in diesem, was sie in dem Zettelchen gefühlt, sie sagte: das weißt du so gut als ich, wecke mich, und ich will es sagen. Als sie durch Bergkrystall erweckt war, sagte sie, ich fühle nichts als Steine, ich muß immer an Steine denken, ich muß es wegthun, ich erhalte sonst wieder Krämpfe.

Ich schrieb nun wieder verborgen auf ein Zettelchen (es waren mehrere Neugierige anwesend) den Namen ihres Kindes und verschloß es. Einige Zeit, nachdem sie es auf der Herzgrube hatte, sagte sie freundlich: „das ist von meinem Kinde.“ Sie hatte aber, um dieß zu fühlen, viel längere Zeit als früher nöthig.

Als die Menschen sich entfernt hatten, und sie in halbwachen Zustand verfiel, schrieb sie auf ein Blättchen:

„Gedankenspiel!
Du führst mich vom Ziel!
Mein Ahnungsvermögen ist fein,
Doch wirkt der Gedanke des andern ein.

Unter fremden Gedanken
Von ird'schem Gewühl,
Bleibt lange im Wanken
Das geist'ge Gefühl."

Um zu sehen, ob sie nur vom Geschriebenen Gefühl habe, nicht auch von Worten, die man ihr unhörbar auf ein Papierchen hinspricht, sprach ich einmal verborgen auf ein Papierchen die Worte: „dein Kind Albert," und gab es ihr. Sie legte es auf die Herzgrube, sagte: es mache sie schläfrig, und schlief auch magnetisch ein, wie von magnetischer Behauchung.

Ich schrieb, als sie wieder wach war, auf ein Zettelchen: „dein Kind verschlingt eine Nadel;" sie legte es auf die Herzgrube und sagte: ich muß immer traurig an mein Kind denken, es wird doch nicht sterben?

Nun schrieb ich auf ein Zettelchen: „Optini poga!" Kaum hatte sie es auf die Herzgrube gelegt, so schlief sie ein.

Ich gab ihr ein verschlossenes Zettelchen, in welchem mein Name stand. Sie legte es auf die Herzgrube und mußte schlafen. Ein Zettelchen, in dem der Name einer Person stand, die ihr entgegen ist, erregte in ihr das Gefühl von Zorn.

Ein Zettelchen, in welchem stand: „du mußt nach Kürnbach," erregte in ihr das Gefühl von tiefer Wehmuth. Dieß ist deßwegen merkwürdig, weil sie wach Sehnsucht dahin zeigte, im Schlafe aber Angst.

Ein Blättchen, auf welchem „tuo fratello" stand und eines, auf das „dein Bruder" geschrieben war, gaben ihr gleich das Gefühl von ihrem Bruder, ob sie gleich von der italienischen Sprache kein Wort versteht.

Ich schrieb verborgen auf ein Zettelchen: „Napoleon." Sie legte es auf die Herzgrube und sagte nach einigen Minuten: „Ich fühle weiter nichts, als daß mir immer die Melodie eines Marsches im Kopfe herumgeht, und den muß ich singen." Sie fing nun auch wirklich einen Marsch zu singen an. Wiederholte Versuche gaben das gleiche Resultat, das völlig reine Thatsache ist.

Das Bild eines Baumes, eines Hauses, eines Gartens, die ich mit der Feder auf verschiedene Zettelchen zeichnete und die sie auf die Herzgrube legte, erkannte sie augenblicklich.

Wer all diese Erscheinungen nicht selbst mit ansah, kann und darf sie durchaus nicht glauben, soll aber dabei nur immer sagen, — daß er sie nicht mit angesehen.

Uebrigens wären auch hier Beispiele in Menge anzuführen, wo in ähnlichen Fällen, wenigstens in der Nähe der Herzgrube (dem Bauchgangliengeflechte), sich nicht nur dieses Sehvermögen zeigte, sondern alle Sinnesfunktionen auftraten, welche aber wohl weniger in einem Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, als eben in einem Wissen, Fühlen, bestanden.

4. Sehen innerer Theile.

Das Sehen, besonders leidender Organe im Körper, im magnetischen Schlafe, war auch bei Frau H., wie bei allen Schlafwachen, etwas Gewöhnliches. Ich führe von dieser Art von Hellsehen nur folgende Beispiele an:

Einmal noch vor dem eigentlichsten magnetischen Schlafe, anscheinend im wachen Zustande, fielen Frau H. die Augen zu, und sie vermochte sie nicht zu eröffnen. Sie sagte: sie sehe nun in der Magengegend eine Sonne, die sich langsam bewege, und wünsche nur, die Augen eröffnen zu können, damit sie diese Sonne nicht mehr sehe. Dieses Sehen einer sich langsam bewegenden Sonne in der Gegend des Sonnengeflechtes hatte sie auch später noch oft. Man sehe unten, was sie daselbst über jene sich in dieser Gegend langsam bewegenden Kreise sagt.

Hr. Professor H. wollte wissen, ob sie im somnambulen Zustand auch ihr Auge, wie hie und da schon geschah, ihr Sonnengeflecht, sehe, und fragte sie im somnambulen Zustand, ob sie ihr Auge nicht sehe? Sie sagte nach einigen Minuten von Nachfühlen: ich sehe einen lichten Punkt, der in Strahlen ausgeht. Hr. Professor H. fragte sie: ob er sich gegen die Nase und gegen die Schläfe verzweige; sie hatte aber davon kein Gefühl. Als sie in tiefern Schlaf kam, sagte sie: „Ich sehe wieder den lichten Punkt, wie eine kleine Sonne, sie hat Strählchen.... Es fällt mir in diesem Schlafwachen immer schwer, nach etwas zu fühlen, das so sehr an dem Gehirne hängt, ich fühle dann dieses Gehirn mehr und werde wacher und dummer. Aber es ist ein lichter Punkt wie eine kleine Sonne, ich kann es nicht anders sagen.“ — — — Ich fragte sie: siehst du aus diesem lichten

Punkte nichts hinaus gehen? — Sie sagte nach langem Sinnen: „Ich sagte es ja schon, ich sehe den Punkt wie eine kleine Sonne, aus der kleine Strählchen gehen, aber je mehr ich diesen nachfühle, je wacher werde ich, und muß dann mehr vom Gehirne fühlen und sehe dann nichts mehr." Offenbar sah sie in dem runden Punkte das ganglion ciliare und in den Strählchen die nervi ciliares. Weil aber diese zum Theil auch von einem Gehirnnerven ausgehen (vom ramus nasalis, von dem sie nichts wissen wollte), das Auge aber überhaupt durch den Sehnerven so sehr mit dem großen Gehirne verbunden ist, so waren ihre Aussagen: „je mehr ich diesen (den Verzweigungen oder den Wurzeln des ganglion ciliare) nachfühle, desto wacher werde ich, und muß dann mehr vom Gehirne fühlen (das Gehirn fühlen, weil sie mit dem Wachwerden auch das Gehirn wieder mehr fühlt), und sehe alsdann nichts mehr," sehr consequent.

Oft sagte sie auch: sie sehe alle Nerven im ganzen Körper licht, und beschrieb von mehreren den Lauf ganz anatomisch richtig.

5. Sehen vermittelst eines magnetisirten Stabs.

Ein magnetisirter Stab, an welchem vorn eine Spitze von Eisen war, legte sie denselben an ihr rechtes Auge und richtete ihn auf irgend einen entfernten Gegenstand, vergrößerte ihr denselben äußerst.

Der kleinste Stern erschien ihr dann in der Größe des Mondes, und der Mond so vergrößert, daß sie auf ihm die verschiedenen lichten und hellen Punkte bezeichnen konnte.[1]

Sah sie aber in den Mond, so sah sie immer nur die rechte Hälfte desselben, die andere blieb ihr verborgen.

So konnte sie auch (s. unten die Erklärung des Sonnenringes) in jenen Ring, der ihr als Mond in ihrem schlafwachen Zustand erschien, nur auf der rechten Seite eingehen.

Dieß stimmt wohl damit überein, daß der Mond immer nur seine rechte Hälfte der Erde zukehrt, die linke nie von der Erde beleuchtet werden kann.

[1] Diese Beobachtung wurde erst zur Zeit gemacht, als die Seherin sich kaum noch ein paar Minuten lang im Bett erhalten konnte und längeres Schauen nach den Gestirnen ihr unmöglich war, daher sie auch nicht weiter benutzt und verfolgt werden konnte.

Es schien ihr die magnetische Atmosphäre an eine Metallspitze condensirt wie ein großes Objektivglas wirken zu können.

Es ist hier vielleicht auch der füglichste Ort anzuführen, was sie auch sonst über den Mond äußerte. Sie behauptete (im ganz schlafwachen Zustande) immer: es seyen, hauptsächlich in der linken Seite des Mondes, die Bewohner sehr mit Bauen beschäftigt, und nicht so glücklich, als die in der rechten Seite. „In dieser linken Seite des Mondes (sagte sie einmal im schlafwachen Zustande) ist es traurig zu seyn, sie sind schon in einem bessern Zustande, aber nicht in Ruhe."

Ich machte ihr den Einwurf: daß solche Gefühle von Bewohnern des Mondes in ihr bloß Träume seyn werden; sie aber sagte: „In diesem Zustande träume ich nicht, man halte doch diesen Zustand für keinen Schlaf, er mag es für die Außenwelt seyn, für die Welt des Innern ist er das hellste Wachen."

6. Sehen des Nervengeistes.

Bei Menschen, die ein Glied ihres Körpers, z. E. einen Arm, einen Fuß verloren hatten, sah sie die ganze Form des verlornen Gliedes, also das ganze Glied, noch immer im Bilde des Nervengeistes (durch den Nervengeist gebildet, man sehe auch unten ihre Aeußerungen über den Nervengeist) am Körper, so wie sie z. E. den verstorbenen Menschen (s. die zweite Abtheilung), den ohne irdische Körperlichkeit im Bilde des Nervengeistes, als Geist in der Form sah, die er im Leben hatte.

Man könnte vielleicht aus diesem gewiß interessanten Phänomen folgern: daß bei Menschen, die ein Glied, z. E. einen Fuß verloren haben, und immer noch das Vorhandenseyn desselben zu fühlen behaupten, diese Erscheinung daher kommt, daß dieses Glied im Nervengeiste noch immer unsichtbar vorhanden, noch immer im Zusammenhang mit dem andern sichtbaren Körper ist. Es ist dieß auch der auffallendste Beweis, daß die Form durch den Nervengeist, nach Zerstörung der sichtbaren Hülse, noch immer beibehalten wird (s. unten zweite Abtheilung). Der alte Theosoph Oetinger sagt: „Die irdische Hülse bleibt in der Retorte, das bildende Oel geht als ein Geist über mit völliger Form ohne Materie."

7. Sehen der Schutzgeister.

Einen ihr sichtbaren geistigen Führer (Schutzgeist) hatte Frau H. mit allen Somnambulen und vielen im Innern lebenden Menschen gemein. Unter der Leitung eines Dämon zu stehen, behaupteten Sokrates, Plotinus, Hieron, Cardanus, Paracelsus, Tasso und Andere. Dieser Genius, oder Dämon, wie ihn Sokrates selbst nannte, warnte nach seiner eigenen Versicherung nicht nur ihn, sondern auch Andere durch ihn, vor bevorstehenden Gefahren, indem er ihm die Zukunft verkündete und zum voraus sagte, wie er handeln solle.

Die jetzt verstorbene Frau eines ehrsamen Bürgers zu Heilbronn, Namens Arnold, hatte immerwährend einen Geist um sich, der sie nicht nur vor vielen Gefahren warnte, sondern ihr auch baldige Besuche von Freunden, Todesfälle in ihrer Familie und ihren eigenen Tod voraussagte. Er wurde von ihr nur Einmal in Gestalt eines ältlichen Mannes erblickt, aber seine Anwesenheit nicht nur von ihr, sondern auch oft von Andern gefühlt, und sprach er mit ihr, so fühlten auch oft Andere wie einen Lufthauch. Noch lebende, sehr glaubwürdige Zeugen können hievon die auffallendsten Geschichten erzählen.

Das Fräulein Ludwiger zu Dessau hatte in früherer Kindheit Sprache und Bewegung der Glieder verloren. Die Pflege des hülflosen Kindes befiehlt die sterbende Mutter ihren andern Töchtern noch in der letzten Stunde, und diese nehmen sich des zurückgelassenen Kindes mit treuer Sorgfalt an. Nur an einem einzigen Tage (dem Hochzeittage der einen Schwester) vergißt man dem Kinde seine Nahrung zu reichen. Zuletzt, mitten in der Zerstreuung des Festes, erinnern sich alle drei Schwestern zugleich der versäumten Pflicht, und zugleich nach dem Zimmer der Kranken hineilend, sehen sie das Kind, das sich sonst nie ohne fremde Hülfe aufrichten konnte, sich frei und mit einer heitern Miene emporheben und die staunenden Schwestern versichern: „Die Mutter sey eben hier gewesen und habe ihr schon das Essen gereicht." Es war dieß das erste und das letzte Wort dieses Kindes in seiner Krankheit, in der es immer stumm und gelähmt war. Bald nachher starb es.[1]

[1] S. Schubert, Ansichten ꝛc. S. 352.

In Mollers Beschreibung Freybergs ist die Geschichte einer Frau zu lesen, die im Jahre 1620 gelebt hatte, der öfters ein sie tröstender Glanz erschien. Sie sagte: „Es kommt zu mir wie ein schöner Glanz und setzt sich zu mir nieder; seine Erscheinung ist mir tröstlich und erfreulich.“ Dieser Glanz wurde auch jedesmal von ihrer Wärterin gesehen.

„Zuweilen (sagt der alte Theurge Jamblichus) umfließt ein unsichtbarer Geist den Schlafenden, so daß man ihn nicht mit Augen, aber sonst durch irgend eine Empfindung gewahr wird; dieser leistet den wunderbaren Dienst, die Leiden der Seele und des Körpers abzuwenden. Wenn die von Gott geschickten Träume vorüber sind, so hören wir eine abgebrochene Stimme, die uns lehrt, was zu thun ist; oft hören wir sie auch im Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen. Zuweilen erscheint ein reines und völlig ruhiges Licht der Seele, wobei doch die Augen geschlossen bleiben, indessen andere Sinne erwachen, welche die Gegenwart, Sprache und Handlungen der Geister vernehmen.“ [1]

Es wurde mir ein Landmann bekannt, der schon seit vielen Jahren Kuren durch Bestreichen verrichtete. Er kam nach seiner Aussage so darauf: In seinem 39sten Jahre habe er über dem rechten Auge einen unerträglichen Schmerz erhalten, der nach und nach so heftig geworden, daß er keine Arbeiten mehr habe versehen und von keinem Arzte mehr geheilt werden können. Da Alles fruchtlos gewesen, habe er oftmals Gott um Hülfe angerufen, und oft in der Uebermacht der Schmerzen sich den Tod gewünscht.

Einmal als ihn dieses Leiden acht volle Tage gar nie mehr verlassen und er Gott recht innig angerufen, sey ihm eine geistige Gestalt erschienen, die ihn mit den Daumen von dem Auge bis zur Herzgrube siebenmal bestrichen, worauf er die größte Hülfe gefühlt, so daß er dann solche Striche, jedesmal in der fünften Stunde des Tages, siebenmal an sich selbst gemacht und bald von seinem Uebel völlig und auf immer befreit worden sey.

In einem in Horsts Zauberbibliothek angeführten Hexenprozesse (Th. II. S. 180) heißt es von einem Mädchen, das lange

[1] S. Jamblichus de mysticis Aegyptiorum.

an einem lahmen und gekrümmten Beine litt: „Es wurde ihm nicht das Geringste gebraucht, sondern das Bein wurde in der Nacht von selbst gerade. Das Kind weckte in der Nacht die Mutter und den Bruder und sagte: ob sie das Engelchen, das bei ihr gewesen, gesehen und seine Reden gehört hätten? Es sey ihr gewesen, als habe ihr solches übers Bein gestrichen, davon sey das Bein gerade geworden und habe sich von selbst gestreckt.“ Von der Zeit an konnte das Kind wieder gehen.

Von der Erscheinung ihres Schutzgeistes (der in Allem ein ihr sichtbarer Leiter war) konnte Frau H. nie ohne tiefes Wehgefühl sprechen, aber auch über andere Erscheinungen und Mittheilungen aus der Geisterwelt sprach sie stets sehr ungern, ja es kostete sie oft die größte Ueberwindung davon zu reden, und unaufgefordert geschah es nie. Verrieth sie sich nicht zufällig, oder drang man nicht sehr in sie, so verschwieg sie oft das Auffallendste, das ihr widerfuhr.

Dieses Sehen gereichte ihr aber offenbar auch zu innerem Kummer und war auch für ihren körperlichen Zustand von Nachtheil. Ihre völlige Unbefangenheit und feste Ueberzeugung können viele würdige Männer bezeugen, die sie kennen lernten.

In diesen Zuständen des Sehens von Geistern, und auch bei Erscheinung ihrer Führerin, ihres Schutzgeistes (ihrer Großmutter, Gattin des alten Schmidgall) behauptete sie immer ganz wach zu seyn, sie war aber, wie gesagt, immer in einem Zustande des Innern. Diese erschien ihr jedesmal in der Gestalt, die sie im Leben gehabt, nur heller und freundlicher, und in einem Gewande, das sie im Leben nie getragen, in einem weißen Faltenkleide, mit einem Gürtel. Ihr Kopf war mit einem schleierartigen Tuche bedeckt, das gerade um die Stirne ging und alles Haar bedeckte und dann in der Gegend der Ohren wie ein Schleier herunter lief. Mit dieser Kopfbedeckung erschienen ihr alle weiblichen Geister ohne Ausnahme.

Es wurde schon früher bemerkt, daß sie einmal die Erscheinung hatte, als würde sie von ihrem Schutzgeiste magnetisirt, wobei, wie dort schon angeführt ist, sich das Unbegreifliche zeigte, daß Gegenstände, deren Berührung ihr schädlich waren, ihr wie von einer unsichtbaren Hand genommen und an eine andere Stelle frei durch die Luft getragen wurden.

Ersteres geschah auch hier noch einmal, 3 Uhr Morgens. Das Gefühl davon dauerte eine Viertelstunde. Sie sagte: „Es war mit allen Fingern. Die Daumen fühlte ich zuerst (wie Luft) an beiden Augen angesetzt und die andern Finger über Stirne und Schläfe in Strahlen ausgebreitet. Dann ging der milde Zug äußerst langsam abwärts, während sich da die Hände des Geistes so drehten, daß die Daumen nach außen auf die Arme und die als Strahlen ausgestreckten Finger nach innen zu stehen kamen und zuletzt alle Finger in meiner Herzgrube ruhten. Auf dieses Magnetisiren konnte ich die Augen nicht mehr aufschließen, ich lag ruhig und mich sehr wohl fühlend da.“ Da sprach die Stimme meiner Großmutter: „Erhebe dich und schreibe!“ Ich stand nun ganz gestärkt auf und setzte mich an den Schreibtisch. Die Großmutter sprach: „Also, wie du hier magnetisirt wurdest, soll dich dein Arzt ferner magnetisiren, und wenn du dieses lesen wirst, wird dir beifallen, wie du magnetisirt wurdest, und wirst du es ihm sagen können.“ Ich sagte hierauf: „Magnetisire du mich selbst so immer!“ Sie aber sagte: „Hätte ich zu diesem die Macht, so würde es bald heißen: stehe auf, nehme dein Bett und gehe heim!“

Wie schon in einer ihrer frühern Perioden der Fall war, so geschah es auch hier zu W., daß sie oft hinter einem Menschen eine andere, aber geistige Gestalt sah. Oft schien es wie der Schutzgeist jenes Menschen zu seyn, oft aber wie ein Abbild, ein Widerschein, seines geistigen.

So erblickte sie einmal hinter einer Frau eine Gestalt (ein Wolkenbild), die sich in allen Theilen immerwährend zuckend bewegte und so gelenksame Glieder hatte, als wären sie nur mit Fädelchen unter einander verbunden. Diese Frau, die sie vorher nie gesehen und nie gekannt hatte, war auch von einem sonderbaren unruhigen Geiste.

Ein andermal ging eine ihr ganz unbekannte Person am Fenster, durch das sie sah, vorüber. Diese grüßte sie; sie aber sprang schnell vom Fenster zurück. Ich fragte sie um die Ursache, und sie sagte mir, sie habe hinter einer Person, die so eben vorübergegangen, einen männlichen, widrig aussehenden Geist im grauen Wolkenkleide gesehen. Ich blickte nach der Person und erkannte in derselben ein auswärtiges, äußerst zänkisches und böses Weib, das aber der Kranken durchaus unbekannt war.

Hinter einem Mädchen aus meinem Hause sah sie sehr oft eine lichte Knabengestalt von ungefähr zwölf Jahren. Ich fragte das Mädchen, ob sie ein Verwandtes von diesem Alter gehabt, das sie verneinte. Bald nachher aber sagte mir das Mädchen: sie habe meiner Frage nachdenken müssen, und da sey ihr beigefallen, daß ihr Brüderchen, das im dritten Jahre gestorben, jetzt gerade zwölf Jahre alt seyn würde.

Dieses Wachsthum der Geister wird später berührt werden.

„Es wird künftig noch bewiesen werden (sagt **Kant** in den Träumen eines Geistersehers): daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselsweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfange: deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, so lange Alles wohl steht."

8. Voraussagende Träume.

Zu einer anwesenden sehr sensiblen Frau sagte Frau H. im wachen Zustande, nachdem ihr diese die Hand zum Abschied geboten hatte: „Träumen Sie diese Nacht, was ich nehmen solle, daß es mir besser werde (sie deutete auf ihre stockende Menstruation), und ich will es nehmen." Dieser Frau träumte es nun auch wirklich in der Nacht, sie habe von einem Zimmer, das wie ihr Schlafzimmer war, in ein größeres hinausgesehen, da sey Frau H. neben acht Sauerbrunnenkrügen gestanden und habe einen, auf dem „Fachinger Wasser" geschrieben gewesen, ihr gewiesen, als solle sie (die Träumende) diesen gebrauchen. Nun war aber das sonderbar, daß Frau H. in der gleichen Nacht den gleichen Traum hatte. Sie befand sich in einem mehr langen als breiten Zimmer (so ist das Zimmer neben dem Schlafzimmer jener andern Frau, das Frau H. aber nie sah), da waren acht Sauerbrunnenkrüge, von denen ihr jene Frau einen, der mit schwarzem Pech verschlossen war, als denjenigen bezeichnete, von dem sie zur Hebung jenes Uebels trinken sollte. Sie that es, und es hatte den erwünschten Erfolg.

Es war das Traumbild hier umgekehrt, wie das Bild in Spiegeln.

In einer Nacht träumte ihr: sie habe das älteste Mädchen

ihres Oheims zu B. mit einem kleinen Sarge auf dem Kopfe aus dem Hause gehen sehen. Nach sieben Tagen starb sein ein Jahr altes Kind, von dessen Krankheit man hier nicht das Mindeste wußte. Den Traum hatte sie sogleich nach dem Erwachen mir und Andern erzählt.

In einer andern Nacht träumte Frau H., sie sey durch ein Wasser gegangen, und habe ein Stück faules Fleisch in den Händen getragen, da sey ihr Frau N. begegnet und habe sie ängstlich gefragt: was sie denn da mit dem Fleisch wolle? Sie erzählte diesen Traum, den wir nicht zu deuten wußten, Morgens. Sieben Tage nachher kam Frau N. mit einem todten, schon in Verwesung übergegangenen Kinde nieder.

In einer andern Nacht träumte ihr: Frau L. (die sie nie kannte und nie sah) sey ihr mit einem todten Kinde auf dem Arme entgegengekommen und habe sie wie um Hülfe angefleht. Sechs Wochen nachher mußte diese Frau künstlich entbunden werden. Die Folge davon war ein todtes Kind und große Lebensgefahr dieser Frau.

In einer Nacht, als sie noch in meinem Hause im untern Stocke wohnte, träumte ihr, bald nachdem sie Wasser getrunken hatte und eingeschlafen war: in der Wasserkufe, die sich im obern Stocke, wohin sie nie kam, befand, sey etwas, das nicht in dieselbe gehöre, weßwegen sie sich die ganze Nacht im Traume abgemüht habe, diese Kufe auszuschöpfen. Morgens erzählte sie mir den Traum, und erst am Abend fiel es mir bei, diese Kufe ausleeren zu lassen, wo sich dann auf ihrem Grunde eine sehr lange, völlig verrostete schwarze Stricknadel befand. Es ist möglich, daß Frau H., da sie für Metalle so große Empfindlichkeit zeigte, durch das Trinken von jenem Wasser ein dunkles Gefühl von Eisengehalt in ihm bekam, das ihr alsdann im Traume als etwas, das nicht in dieses Wasser gehöre, fühlbar wurde.

In einer Nacht träumte Frau H., sie sey auf einer einsamen Insel gestanden und habe auf der andern Seite ihr verstorbenes Kind in himmlischer Klarheit mit einem Blumenkranze auf dem Kopfe und einem Blüthenzweig in der Hand gesehen. Dieses verschwand, sie wandte sich weg und sah mich bei einem Menschen, der blutete und dem ich Hülfe leistete, stehen. Auch dieses Bild verschwand, und sie sah nun sich selbst in heftigen

Krämpfen, und als sie aus diesem Traume zu sich kam, sagte ihr eine Stimme: man habe mich geholt, — da erwachte sie aber und sah, daß es ein Traum war und ich mich nicht bei ihr befand. Diese Traumbilder hatte sie in der Nacht vom 28. Januar 1828. Das Traumbild ihres verstorbenen Kindes ist nicht weiter zu deuten, aber in der Nacht vom 30. Januar (die Traumbilder erzählte sie mir am 29. Morgens) wurde ich zu einem Menschen gerufen, der in derselben Nacht mit einem Messer in die Brust gestochen wurde, was die Erfüllung des zweiten Bildes in diesem Traume war. Die Erfüllung des dritten Bildes in diesem Traume ereignete sich an diesem Tage Nachts acht Uhr, wo ich wegen besonders heftiger Krämpfe, die an ihr ausbrachen, zu ihr gerufen wurde.

Ein Voraussehen, das sie nicht im Traume, sondern im hellschlafwachen Zustande hatte, führe ich hier noch an.

Am 6. Julius 1827 sagte sie im magnetischen Schlafe nach Erstarrung: „Ich sehe N. im Monde, aber er lebt noch auf der Erde, ich sehe ihn wie zum voraus dort. In einem Vierteljahre stirbt er, und mein Vater erfährt zuerst, daß er gestorben ist.“ Diese von ihr benannte Person (die dazumal ganz gesund war) starb nach einem Vierteljahre, und ihr Vater erfuhr zu O. zuerst ihren Tod.

Ein äußerst merkwürdiger voraussagender Traum, nicht von Frau H., sondern von einem jungen Manne (W. Reiniger aus Stuttgart), der im Neckar ertrank und der, was aus seinem Tagebuche erhellt, auch ein tiefes inneres Leben lebte, ist folgender. Ich schreibe ihn wörtlich aus seinem Tagebuche ab, das sich nach seinem Tode vorfand und Eigenthum seiner Eltern ist, bei denen es jeder einsehen kann:

„Ich denke (schreibt R. in diesem Tagebuch) noch mit einem großen Grauen an einen Traum, den mir schon sehr lange mein Vater von sich erzählte. Er hatte mich an der Hand, ein Strom floß vorüber, plötzlich sah er mich darin und ohne Rettung untergehen. Täusche ich mich nicht, so habe ich selbst schon denselben Traum gehabt, wenigstens sind mir Gegend und alle Zufälle dabei so scharf gegenwärtig, als keine neue Begebenheit des Wachens. Ich sehe den Strom noch, denke mir den Vater, wie er auf einer schief aufwärts gehenden Terrasse stand, und wie

ich im Wasser lag und von mir selbst nichts mehr wußte. O was ist das für ein Gedanke des Traums, den der Wachende nicht fassen kann! Von sich selbst nichts wissen, während man diesen Zustand weiß und nachher noch lange im Gedächtniß behält! Jener Traum hat meine Eltern sehr erschüttert, sie werden jetzt nicht mehr daran denken. Gott lenke es zum Guten!"

Kurz vor seinem Tode aber findet sich Folgendes in seinem Tagebuche verzeichnet:

„Nie werde ich einen Traum vergessen, den ich vor einigen Nächten hatte, und der mich so ungeheuer angriff, daß ich eine Zeit lang dem Wahnsinn nahe war. Schon eine Nacht vorher war ich von einer unerklärlichen Unruhe befallen und vollends jene Nacht selbst! Weder körperliche noch geistige Anstrengung oder Ermattung war vorausgegangen, ich fühlte mich sechs Tage in völliger Gesundheit und seit langer Zeit wieder in gänzlicher Ruhe und Sorglosigkeit: wenn ich aber bei Nacht erwachte, so konnte ich mich der entsetzlichsten Bangigkeit nicht entledigen."

Schade, daß er diesen Traum, der wahrscheinlich wieder auf seinen baldigen gewaltsamen Tod im Wasser Bezug hatte, nicht auch anführt!

Diesen Tod erfuhr er im Neckar zu Tübingen, wo er nur auf Zureden und mit Widerwillen badete, als hätte er das ihm bevorstehende Schicksal geahnet!

9. Das zweite Gesicht.

Es ist bekannt, daß die Gabe des zweiten Gesichts sich an mehreren Orten endemisch zeigt, wie z. E. unter den schottischen Inselbewohnern und in Dänemark. In Schottland haben die Menschen, die diese Gabe besitzen, den sogenannten Stechblick. Es ist dieß der eigenthümliche Blick, wo alles Geistige im Menschen wie auf ein Pünktchen im Auge concentrirt ist, das dann wie verlängert und leuchtend heraustritt, ein Blick, den ich an Frau H. in Momenten, wo sie sich selbst, oder wo sie Geister sah, oft beobachtete. Der schottische Seher [1] ist im Augenblicke des Gesichtes starr, mit aufgerissenen Augenlidern, er sieht und hört (wie auch Frau H. beim Selbstsehen) nicht anders. Berührt

[1] S. Archiv für den thierischen Magnetismus.

der Seher im Augenblicke des Gesichtes einen Andern, so entsteht dasselbe Gesicht auch in diesem, ja selbst in Thieren, die der Seher oder die Seherin in diesem Augenblicke berührt.

Daß Pferde es sehen, zeigt sich durch ihr heftiges und schnelles Stutzen, wenn der Reiter oder Mitseher eine Vision irgend einer Art bei Tag oder bei Nacht hat. Das Pferd geht dann nicht weiter, bis man einen Umweg macht, und ist voll Schweiß.

Oft sind aber Pferde einer Vision, auch der von Geistern fähig, und der Mensch, der auf ihnen sitzt, ist es nicht. Man weiß Stellen, an denen schon öfters Menschen Erscheinungen hatten, wo Pferde nicht ohne Scheu und Angstschweiß vorüber zu bringen sind. So haben auch Thiere, und namentlich Pferde, an Orten, wo schon seit Jahrhunderten Menschen begraben liegen, ein besonderes Gefühl von Unruhe. In dem Schlosse Schmiedelfeld (bei Gaildorf) wurde im Jahre 1823 Pferden ein neuer Stall gebaut; es ergriff sie in ihm die fürchterlichste Unruhe, und als man noch eine Veränderung an diesem Stalle vornahm, grub man aus seinem Grunde eine Reihe uralter menschlicher Gerippe aus.

In Schottland erbt sich diese Gabe des zweiten Gesichtes, wie Einige glauben, in gerader Linie in einer Familie fort. Denn es gibt dort Eltern, die dieses Vermögen besitzen, während ihre Kinder nicht damit begabt sind.

Ueber diese schottischen Seher ist in dem Werke: „A Description of the Western Islands of Scotland. By M. Martin. London 1716," eine ausführliche Nachricht zu finden.[1]

Auch eine Predigersfrau zu Nienburg an der Weser hatte diese unglückliche Gabe, eine Erbschaft des Vaters, und es könnten von ihr die auffallendsten Beispiele angeführt werden.

Den 13. Januar 1827 in der Nacht gegen 1 Uhr verfiel Frau H. in magnetischen Schlaf und erklärte in ihm, daß sie innerhalb fünf Minuten einen fürchterlichen Krampf erhalten werde. Dieser brach auch aus, und sie kam in halbwachen Zustand. Ich fragte sie: warum sie diesen Krampf zur ungewöhnlichen Zeit erhalten? und sie antwortete: „Das will ich dir im

[1] S. Archiv für den thierischen Magnetismus.

nächsten Schlafe sagen; spreche ich jetzt davon, so erhalte ich wieder Krämpfe. Ich sah es im Abendschlafe voraus, sagte aber nichts, um die Leute nicht zu beunruhigen."

Als sie erwacht war, fragte ich sie, ob sie nicht wisse, warum sie einen Krampf erhalten? Sie sagte: sie wisse es wohl, ich solle aber nur still seyn, sonst würde sie wieder Krämpfe erhalten. Sie erhielt nun auch wieder starke Krämpfe, nach deren Hebung ich mich entfernte.

Als sie am andern Tag durch das Spiel der Mundharmonika in halbwachen Zustand gekommen, wollte ich von ihr die Ursache des nächtlichen Krampfes wissen, um so mehr, als sie den ganzen Tag über äußerst traurig war. Aber sie sagte: „Im halbwachen Zustande bin ich mehr zurückgehalten, die Ursache zu sagen, weil in diesem mehr die Seele als mein Geist wirkt, aber im ganz schlafwachen Zustande, wo ich freier denke, da sage ich es." In diesem (Abends) sagte sie nun: „Ich sage es, mein Geist denkt und spricht frei, — ich sah eine Bahre und in ihr sterbend eine mich ganz nah angehende Person; die Person nenne ich nicht, darf sie nicht nennen, darf auch die Zeit nicht nennen, wann es geschieht. Noch zweimal muß ich diese Bahre sehen mit dieser sterbenden Person, morgen früh halb 11 Uhr das zweitemal. Dieses Ahnungsvermögen was es ist? es ist schauervoll! Würde ich diese Person nennen, sagen, wann sie stärbe, o was wäre dieß für ein Jammer!" Ich sagte ihr: sie müsse den Namen dieser Person sagen, denn es wäre ja wohl möglich, sie noch retten zu können, sie müsse durchaus darüber noch tiefer nachdenken und erforschen, ob das Gesicht von jener Bahre vielleicht nicht bloß als Warnung für jene Person erschienen sey.

Sie fiel hierauf in noch tiefern magnetischen Schlaf, und sagte endlich ganz freudig nach langem Sinnen: „O wie danke ich dir, mein Gott und Vater, daß ich ein Mittel anzugeben weiß, wie diese mich so nah angehende Person zu retten ist! Mein Bruder würde diesen Monat am 18. eine Stunde von seinem Orte entfernt erschossen. Er soll nur von dem Orte aus zwei Männer in den Wald schicken. Wenn sie aus dem Orte gehen rechts in den Wald an die große Eiche, die nicht ganz mitten in dem Walde steht, da sollen sie nur eine halbe Stunde stehen und passen und hören, dann wird dieser Kerl hervortreten. —

Es darf aber nicht vergessen werden, daß man es sogleich meinem Bruder zu wissen thut. Ich sehe auch nun, nachdem ich fand, was dieses Gesicht bedeutet, dasselbe nicht mehr. Mein Bruder soll sich an diesem Tage ruhig verhalten, im Orte herumgehen, sich zeigen, als ginge er in den Wald."

Nach noch tieferem Zurückfallen in magnetischen Zustand und inneres Sinnen sagte sie: „Der, welcher den Anschlag auf meinen Bruder hat, ist ein Mensch von 26 Jahren, und er ist nicht in dem Orte, wo mein Bruder ist. Ich sehe nur wenige Häuser in dem Orte, wo er ist, links geht es hin, wo diese Häuser sind, da ist er in einem zwei Stock hohen Hause. Aber es ist nun genug, und ich danke dir, mein Gott, daß ich weiß, daß nun mein Bruder gerettet ist." — Hierauf betete sie leise. In der Nacht gegen Ein Uhr bekam sie wieder einen starken Krampf. Am Morgen, als sie halb wach war, fragte ich sie um die Ursache, und sie sagte: „Ich habe keine Erscheinung von jenem Sarge und der sterbenden Person mehr, aber ich erwachte zur gleichen Zeit, wo ich die Erscheinung gestern hatte, da fiel sie mir ein, und ich gerieth in Entsetzen und Krämpfe, weil ich wach meinen Bruder ja noch nicht gerettet weiß."

Als sie ganz wach war, wo sie also von ihren Geständnissen im Schlafe durchaus nichts wußte, nöthigte ich sie, mir die Ursache ihrer Krämpfe und ihrer Trauer zu sagen. Endlich sagte sie: „Ich sah, als ich völlig wach und nicht im Traume war, meinen Bruder sterbend im Sarge liegen, und das macht mir Sorge und Kummer. Der Sarg stand vor meinem Bette." —

Ich suchte ihr die Sache als leeren Traum zu deuten, allein sie behauptete, sie sey bei dieser Erscheinung völlig wach gewesen. Ich sagte ihr, da ihr Bruder sehr friedlich sey, so werde ihm von keinem Menschen etwas zu Leide geschehen, worauf sie sagte, sie behaupte ja nicht, daß ihm von einem Menschen etwas zu Leid geschehe, er könne ja an einer Krankheit sterben. Ich unterließ nicht, ihre Eltern und durch sie ihren Bruder von diesem ihrem Gesichte in Kenntniß zu setzen, und der Erfolg lehrte auch, daß es nicht überflüssig war.

Ihr Bruder ging an demselben Tage, aber gewarnt, nicht in derselben Stunde, sondern erst in der Abenddämmerung in

jenen Wald, und ein ihm feindlicher Holzdieb schoß da auf ihn, der Schuß verfehlte ihn, ließ aber noch Spuren im Schnee und an einem Baume zurück. Der Thäter hatte seine Wohnung an der von H. bezeichneten Stelle.

Nach einiger Zeit hatte H. abermals ein ihren Bruder betreffendes warnendes zweites Gesicht. Es erschien ihr zu wiederholtenmalen ein Fuchs, und im magnetischen Schlafe wurde ihr kund, daß ihr Bruder auf einer Jagd, wo das erste Thier, auf welches er schieße, ein Fuchs sey, durch falsche Ladung des Gewehres verunglücke. Sie ließ ihren Bruder warnen. Das Gewehr fand sich wirklich, wahrscheinlich von boshafter Hand, überladen, und er entging der Gefahr. Sie sagte, daß sie von ihrem Bruder die Vorausahnungen hauptsächlich deßwegen habe, weil er ihr früher sehr lange durch Handauflegen die Krämpfe gestillt, und sie dadurch mit ihm in magnetischen Rapport gekommen sey. Auch als ich sie magnetisch behandelte, war neben meiner Frau nur dieser ihr Bruder im Stande, ihr durch Handauflegen die Krämpfe zu stillen, oder überhaupt auf sie magnetisch einzuwirken.

Am 8. Mai, Morgen 7 Uhr, als sich ihre Schwester ihrem Bette näherte, sagte sie, sie fühle, daß in der Nähe ihres Bettes immer etwas Unsichtbares sey, sie solle ihr nicht zu nahe stehen. Dieses Gefühl hatte sie eine Stunde lang, und als sie sich im Bette selbst das Frühstück einschenkte, stand auf Einmal ihr verstorbenes Kind und neben diesem ihr lebendes entferntes vor dem Bette. Das verstorbene sah sie fest an, und deutete auf das lebende mit dem Finger. Dieses hatte in der rechten Hand eine Nadel, die es im Munde hielt. Die Kinder standen ihr so lebendig da, daß sie die Hand ausstreckte, um nach der Nadel des einen zu langen. Sie schrie: „Um Gottes willen, was ist das!“ da verschwand das Gesicht. Das verstorbene Kind, das drei Vierteljahr alt war, als es starb, war ihr in der Größe eines vierjährigen Kindes (in dem Alter, das es gerade gehabt hätte, als es ihr erschien) erschienen, aber licht und durchsichtig. Beide aber hatten keinen gewöhnlichen Anzug, es war ihr jedoch unmöglich ihn zu beschreiben. Sie ward durch diese Erscheinung sehr angegriffen und weinte. Ich suchte sie durch die Vorstellung zu trösten, daß diese Erscheinung wohl nichts

bedeuten werde. Sie sagte, sie wolle auch nicht behaupten, daß es etwas bedeute, aber ich solle mich selbst in diese Lage denken, wenn mir einmal meine Kinder so erschienen, ob mich das nicht angreifen würde!

Im magnetischen Schlafe sagte sie nach vorhergegangenem Seufzen: „Würdest du nach einer solchen Erscheinung dein Kind nicht warnen?" Ich sagte ihr: Das würde ich gewiß thun. Sie sagte: „Und wenn du es auch bei deinem Kinde nicht thun würdest, so muß ich es bei meinem thun. Von heute in 7 Tagen, Morgens halb 8 Uhr, würde mein Kind eine Stecknadel verschlucken und dadurch sterben. Man würde nicht erfahren, woher sein Leiden käme, und es Gichtern zuschreiben. Man muß meine Eltern (bei diesen war das Kind) davon benachrichtigen. Ich werde die Erscheinung noch dreimal, immer am hellen Tage, haben."

Am andern Morgen erschienen ihr die Kinder noch zweimal in gleicher Lage. Jedesmal erfolgten auf das Gesicht heftige Krämpfe.

Man benachrichtigte ihre Eltern drei Tage vor dem vorausgesagten, für das Kind unglücklichen Tage davon, und sie schrieben: daß ihnen aufgefallen wäre, daß sie, sobald sie die Nachricht gelesen, an dem rechten Aermchen des Kindes eine Stecknadel im Aermel stecken gesehen, die sie nun auch sogleich entfernt hätten.

Drei Tage lang nach einander vor dem Tode ihres Vaters, der am 2. Mai 1828, Abends 8 Uhr, erfolgte, und von dessen Krankheit man damals hier noch nichts erfahren hatte, sah Frau H. zu verschiedenen Tageszeiten in wachem Zustande einen Sarg vor ihrem Bette stehen, der mit einem Leichentuche, auf dem ein weißes Kreuz lag, bedeckt war. Sie erschrack darüber sehr und bekam das beunruhigende Gefühl, daß ihr Vater krank seyn müsse, oder gar gestorben sey. Ich tröstete sie damit, daß es ja auch eine andere Person bedeuten könne, und daß sie ja nur einen Sarg, aber nicht das Bild des Vaters in ihm gesehen, worauf sie selbst sagte: sie wisse dieses Gesicht allerdings selbst nicht recht zu deuten, indem dieß das erstemal sey, daß ihr ein mit einem Leichentuch bedeckter Sarg erscheine, sonst sey ihr nur ein offener Sarg erschienen, in den die Person, die eine Krankheit getroffen, geschaut habe, oder habe sie vor dem Tode einer

Person dieselbe als Leiche im Sarge liegen gesehen; was ein mit einem Leichentuche bedeckter Sarg bedeute, wisse sie nicht, doch habe sie das bange Gefühl, als betreffe dieß Gesicht ihren Vater.

Am 2. Mai Morgens kam die Nachricht hierher, daß ihr Vater an einer Lungenentzündung seit einigen Tagen sehr erkrankt liege. Abends 8 Uhr an diesem Tage verfiel Frau H. in magnetischen Schlaf und sagte in diesem: „Soll ich nachfühlen, wie es mit ihm steht?" Dann machte sie mit den Armen die gewöhnliche Stellung, die sie macht, wenn sie im magnetischen Hellsehen aus sich geht, fuhr zusammen und sprach dann: „Heiliger Gott! soll ich sagen, was ich sah? Nein, ich will es unterdrücken, ich will es wach noch nicht wissen, Gott helfe mir! Man erwecke mich sogleich, und nach drei Minuten schlafe ich wieder."

Dieß geschah, und während des zweiten Schlafes betete sie dann nur stille und sprach auch von ihrem Vater nichts mehr. Am 3. Mai kam die Nachricht, daß ihr Vater am 2. Mai Abends gestorben sey, hierher.

Dreimal sah Frau H. auch im wachen Zustande ihre Schwiegermutter vor einem Sarge stehen und über den Sarg hinsehen. Sieben Tage nachher erkrankte diese Frau sehr, erholte sich aber wieder.

Zwei Gesichte der Art sah Frau H. öfters. Sah sie Menschen gestorben in einem Sarge, so bedeutete das ihren Tod, wie dieß früher bei ihrem Großvater der Fall war. Sah sie sie lebend in einem Sarge, so bedeutete das ihnen eine sehr gefährliche Krankheit, und sah sie sie neben einem Sarge stehen, so deutete dieß auf baldige Krankheit überhaupt. Daß der Frau H. vor dem Tode ihres Vaters ungewöhnlicher Weise ein mit einem Tuche bedeckter Sarg erschien, und sie nicht die Leiche selbst sah, erklärte ich mir damit: daß ihr der Anblick des Vaters als Leiche im wachen Zustande aus Schonung nicht werden sollte.

10. Heraustreten aus sich selbst.

An dem gleichen oben erwähnten zweiten Mai, gegen 9 Uhr Nachts, verfiel Frau H. ungewöhnlicher Weise wieder in magnetischen Schlaf, in dem sie wieder aus sich hinausgeführt wurde. Da rief sie: „Ach Gott!" Dieses Wort: „Ach Gott!"

aber tönte wie gehaucht. Sie erwachte wie unter dem Ausrufen dieses Wortes und sagte: sie habe sich wie doppelt gehört, als hätten zwei aus ihr gesprochen. Nach 10 Uhr, ehe sie in natürlichen Schlaf verfiel, sagte sie in schlafwachem Zustande: „Gott! du hast ihn nun an deiner Hand, er schläft sanft bei dir!"

Am 3. Mai Mittags 11 Uhr kam, wie oben gesagt, die Nachricht, daß ihr Vater am 2. Mai Abends 8 Uhr zu Oberstenfeld verschieden sey.

Am 2. Mai Abends 9 Uhr zur gleichen Stunde, wo Frau H. im schlafwachen Zustande gleichsam aus ihrem Körper getreten und jenen Ausruf: „Ach Gott!" gethan hatte, hörte Hr. Dr. Föhr von Bottwar, der als Arzt des Verstorbenen noch im Zimmer zu Oberstenfeld (vier Stunden von Frau H.) nächst der Kammer, in der die Leiche lag, mit einem Oheim der Frau H. anwesend war, in dieser Kammer der Leiche, in der sich keine Seele befand, die Worte: „Ach Gott!" einigemal vernehmlich tönen, so daß er sogleich in die Kammer ging und nachsah, aber da nur die stumme Leiche fand. Der Oheim der Frau H. hörte nichts. Hr. Dr. Föhr schrieb mir hierüber Folgendes:

„Nach meiner Ankunft zu Oberstenfeld fand ich den Hrn. W. bereits todt, hörte aber, als ich mich im Wohnzimmer befand, das an ein Nebenzimmer, in dem der Todte war, gränzt, gegen 9 Uhr Nachts ganz deutlich eine Stimme (wie mir zu seyn schien die Stimme des Verstorbenen) in jenem Nebenzimmer, wo Niemand als dieser war, „Ach Gott!" rufen. Erst auf das Drittemal, wo ich diesen Ruf hörte, ging ich in das Zimmer, da ich vermuthete, Hr. W. sey vielleicht nur scheintodt: denn ich konnte nicht anders glauben, als es sey dieser Ruf von ihm gekommen. Ich besichtigte deßwegen den Todten ganz genau, weilte auch noch eine Stunde länger, und versicherte mich von seinem völligen Tode."

Hr. W. starb an einer Lungenentzündung und Lungenlähmung, wo auch im Scheintode von ihm kein Schrei mehr zu vermuthen war, aber für denjenigen, der diesen Schrei nun einmal hörte, da sich sonst keine Person um ihn befand, nichts anders als von ihm ausgegangen angenommen werden mußte.

Auch aus einem andern Zimmer, z. E. dem, wo der Sohn sich aufhielt, konnte dieser Ruf nicht gekommen seyn, da die

Kammer, wo die Leiche lag, von jenem Zimmer zu entfernt ist, der Sohn auch in diesen Stunden nur in tiefem Schmerze verstummt war, und sich in keine laute Klage zu ergießen vermochte.

Frau H. sprach sich später hierüber also aus: „Durch Gram und das Nachdenken über das Kranksehn meines Vaters, durch die Ahnung seines Todes und den Wunsch, im Augenblicke zu wissen, wie es mit ihm wäre, wurde ich so angestrengt und augenblicklich in den Zustand versetzt, daß meine Seele mit dem Nervengeiste außer mir dahin gehen konnte, aber sie ging mit dem vom Geist gekommenen Wort: „Ach Gott!“ dahin. Mit dem Hauche: „Ach Gott!“ trat die Seele heraus, und dieser Hauch trat in die Seele und offenbarte sich dort durch den Nervengeist und die Luft wiederholt. Bei ihrem Zurücktreten hauchte die Seele noch einmal diesen Ruf aus, der dann auch hier gehört wurde, mir aber war es, als hört' ich ihn doppelt, weil er im Moment des Zurücktretens geschah. Jenen ganzen Tag war ich in den fernen Arzt meines Vaters aufs stärkste eingedrungen: daß ihm Gott ein Mittel zur Rettung des Vaters eingeben möchte, und war dieß besonders der Fall, ehe meine Seele so hinaustrat, daher es wohl kam, daß auch er meinen Ruf allein vernehmen konnte.“

Da ich (und dieß war schon ein Jahr vor dem Tode ihres Vaters) von ihren Eltern erfahren hatte, daß sie in ihrem früheren magnetischen Zustande fähig war, sich einer, zwar im Orte, aber in einem andern Hause wohnenden Freundin, während sie in ihrem Hause im Bette lag, nächtlich durch Anklopfen (wie man es von Sterbenden sagt) kund zu geben, so fragte ich sie im Schlafe (schon im Jahr vor obiger Geschichte), ob sie nicht auch im Stande wäre, uns anzuklopfen, und wie weit sie dieß thun könne? Sie sagte: „Ich werde es einmal thun, der Geist fragt nach keinem Raume, dieß geschieht mit dem Geiste.“

Als wir nun einen Tag nachher, Nachts 11 Uhr in unserem Hause das von ihrer Wohnung (ihrer ersten allhier) mehrere Häuser entfernt war, zu Bette gegangen waren, und Dienstboten und Kinder schon fest schliefen, wir aber noch wachten, so klopfte es auf einmal wie über unserm Haupte in der Luft des Zimmers. Diesem Klopfer folgten noch sechs gleiche, jeder im Zwischenraume von einer halben Minute, so daß wir jeden einzelnen

Klopfer genau hören und über dessen Art nachdenken konnten, bis wieder ein neuer Schlag geschah. Es war ein hohles und doch helles Klopfen, sanft und doch äußerst vernehmbar. Wir versicherten uns aufs bestimmteste, daß es von Niemand geflissentlich hervorgebracht wurde, wie auch rings um uns Niemand war und über uns ein geschlossener Boden ist, in dem sich kein Mensch befand. Auch steht unser Haus ganz einsam und frei, und hat kein anderes Haus zur Nachbarschaft.

Im magnetischen Schlafe am nächsten Abend fragte sie uns, ohne daß wir gegen sie oder Andere von jenem Klopfen etwas berührt, ob sie uns bald wieder anklopfen solle, was ich aber, da sie hinzusetzte, daß es ihr schade, ablehnte.

Sie versicherte mich später einmal: dieses Klopfen sey mit dem Geiste und der Luft, nicht mit der Seele geschehen, und zwar durch den festen Willen in tiefem magnetischen Zustande. Jener Ruf aber bei der Leiche ihres Vaters sey durch Heraustreten ihrer Seele mit dem Nervengeiste geschehen, welches durch Kummer und Sehnsucht veranlaßt worden.

Wir werden uns über eine solche Erscheinung nicht wundern, wenn wir wissen, daß Menschen in solchem magnetischen Zustande schon entfernten Freunden selbst zu erscheinen fähig waren, und hieher reiht sich die so häufig gemachte Beobachtung, daß Sterbende, im Momente des Sterbens, wenn vielleicht die Seele noch im Körper, der Geist aber schon frei war, nicht allein durch Zeichen wie Klopfen, sondern durch wirkliches Erscheinen im Bilde, Freunden, an die sie noch ein Verlangen hatten, sich offenbarten. So erschien meinem Freunde, Dr. Seyffer zu Heilbronn, eine zwei Stunden von ihm entfernte Verwandte im Momente ihres Sterbens, und dem Oehringischen Leibmedicus, Hrn. Dr. Oesterlen, erschien, als er noch Arzt zu Murrhardt war, im Momente des Sterbens sein akademischer Freund, ein Prinz von Hohenlohe, der eine Schußwunde am Schenkel erhalten hatte, zu Ulm amputirt wurde und daselbst starb. Eine auffallende Geschichte, für deren Wahrheit ich sehr respektable Bürgen anführen könnte, ist auch folgende:

„Hr. Juwelier Hübschmann von Stuttgart hatte einen Vater im Voigtlande und einen Bruder zu Straßburg. Es geschah, daß eines Morgens mit Tages Anbruch Hrn. Hübsch-

manns Kinder auf einmal ausriefen: „Der Großvater, der Großvater ist gekommen!“ an welchem Freudenrufe Hr. Hübschmann erwachte, sich umsah, aber nirgends den Vater erblicken konnte. Als er die Kinder zur Rede stellte, was sie zu diesem Ausrufe veranlaßte, versicherten sie ihm aufs bestimmteste: der Großvater sey ja ihnen vorübergegangen, aber nun wüßten sie selbst nicht, wo er auf einmal wieder hingekommen. Es verflossen mehrere Tage, da erhielt Hr. Hübschmann einen Brief von seinem Bruder in Straßburg: wie er eines Vorfalles wegen um den Vater im Voigtlande sehr besorgt sey, und ob der Bruder von ihm keine Kunde habe? Als er nämlich (er bezeichnete Tag und Stunde, und es war Tag und Stunde, wo Hrn. Hübschmanns Kinder jenen Ausruf thaten) mit Tagesanbruch in seine Werkstätte gegangen, sey ihm in derselben der Vater entgegen gekommen, bis er ihn aber begrüßt, sey er wieder aus seinen Augen verschwunden, woran er erkannt habe, daß diese Erscheinung wohl nur sein Geist gewesen und er gestorben seyn werde. Acht Tage nachher wurde Hr. Hübschmann vom Voigtlande aus vom Tode seines Vaters benachrichtigt. Er starb mit Tagesanbruch an jenem Tage, wo er zu Stuttgart den Enkeln, zu Straßburg dem Sohn erschienen war.“

„Hr. Dr. Barbili, ein talentvoller junger Mann, begab sich aus seinem Vaterland Württemberg nach Amerika. Er widmete sich hauptsächlich dem Studium der Sprachen und Mathematik, und nach dem Zeugnisse seiner Freunde glaubte er an geistige Dinge, wie die hier berührten, nicht sehr. In dem letzten Briefe, den er an seine Verwandten nach Württemberg schrieb, und der noch bei diesen nachzusehen ist, sagt er: „Es geschah mir kürzlich das Sonderbare, daß mir mein Freund Elwert (der vor neun Jahren in Württemberg starb) erschien und zu mir sagte: „Du stirbst nun auch bald.“ Die Zeit hatte in mir das Bild meines Freundes ganz verwischt, aber in dieser Erscheinung stand es wieder ganz lebendig vor mir, und mein Verwundern vermehrte sich noch, als ich nachher fand, daß mein Freund vor neun Jahren gerade an dem Tage starb, an dem er mir nachher erschien.“ Dieß war Barbili's letzter Brief in's Vaterland: denn bald darauf erfolgte ganz unerwartet sein Tod.“

11. Selbstsehen.

Frau H. erzählte mir im wachen Zustande, daß sie sich vor einigen Jahren selbst gesehen (s. oben). Sie sey in einem weißen Kleide auf einem Stuhle gesessen, während sie im Bette gelegen. Sie habe sich lange angesehen und schreien wollen, aber es nicht können. Endlich habe sie einen Schrei nach ihrem Manne gethan, da sey das Bild auf einmal verschwunden.

Als sie in halbwachen Zustand kam, sagte sie hierüber Folgendes: „Ich war dazumal sehr gesteigert, jeden Tag nahm mein Leiden zu, sieben Tage lang. Niemand erkannte meinen Zustand richtig, ich wußte mir nicht mehr zu helfen. Ich bat immer Gott, er wolle mir nur einmal wieder Ruhe geben. Nun verließ meine Seele die Nerven und bildete außer mir meinen Körper vermittelst der Luft, mein Geist nur war in mir, in meiner Herzgrube. Ich sah mich dann mit geistigen Augen. Die Seele ging aus meinem Körper, sie hatte gar keinen Antheil mehr an ihm, sie wurde geistig. Mein Geist und die Seele hingen aber immer noch zusammen, die Seele hätte sich doch nicht weiter vom Geiste trennen können. Aber dadurch, daß die Seele die Nerven ganz verlassen hatte, bekamen diese eine andere Stimmung, ich wurde ruhiger."

Sie schrieb im halbwachen Zustand auf ein Blatt:

„Einst sah ich klar mein eignes Ich
Dort auf dem Stuhle sitzen,
Ganz weiß verklärt,
Ich sah mit geist'gen Augen mich,
Sah an, wie meine Seele sich bemalte."

Ich fragte sie, was sie mit dem Ausdruck: „wie meine Seele sich bemalte," sagen wolle, und sie erwiederte: „Das heißt, ich sah, wie meine Seele einen farbigen Körper vermittelst der Luft annahm." Als sie völlig schlafwach war, befragte ich sie wieder um den Zustand, in dem sie sich damals, als sie sich selbst gesehen, befunden, und sie sagte: „Es ist bestimmt Wahrheit, daß meine Seele aus mir ging und einen Körper bildete. Der Geist blieb in mir, ich hing doch mit ihm zusammen, ich konnte kein Auge wegwenden, konnte auch nicht reden. Als mein Geist dachte, ich will es nicht mehr sehen, da kam die Seele zurück, und ich ließ einen Schrei. Sieben Tage lang war ich damals nie einen

Augenblick mit meinen Gedanken auf der Welt, ich war zu sehr angegriffen. Ich wollte immer sterben, das war mir eine Sünde; daß ich mir immer den Tod wünschte, das machte mein Leiden. So dringend konnte ich noch nie beten, wie in jenen sieben Tagen. Ich fühlte meinen Heiland so deutlich, als hätte ich ihn gesehen, ich fühlte seine Hülfe in jedem Gebet, seine Kraft, die er mir gab, um neu fortzuleben."

Als ich am 28. Mai 1827, Nachmittags 3 Uhr, bei ihr allein im Zimmer war und mit ihr gerade nicht sprach, sah sie sich auf einmal selbst (wie sie mir nachher erzählte) in einem weißen Kleide, das sie nicht anhatte, aber so eines besitzt, auf dem von ihr gerade gegenüberstehenden Stuhle sitzen. Sie wollte schreien, konnte aber nicht, konnte sich aber auch nicht bewegen. Sie hatte ihre Augen weit aufgerissen, sah aber sonst keinen Gegenstand, als sich und den Stuhl, worauf sie saß. Sie hatte, während sie das Bild sah, nur einen Gedanken, den sie vorher nicht hatte, nämlich den:

„Einen Tag im Himmel leben
Ist mir mehr als tausend hier!"

Das Bild stand nun auf und lief auf sie zu, und erst als es fest an ihr war, fuhr durch ihren Körper wie eine elektrische Erschütterung, die ich sah, und nach dieser that sie einen Schrei, und erzählte mir nun, daß und wie sie sich selbst gesehen.

Am 15. April, Abends 6 Uhr, als sie allein im Zimmer war, sah sie wieder ihr eigenes Bild auf dem ihr gegenüberstehenden Stuhle sitzen, aber dießmal in einem schwarzen Kleide. Es hatte einen Arm, mit aufgehobenem Finger gegen sie deutend, ausgestreckt. Ich fragte sie, ob sie während dem Anschauen dieses Bildes nicht wieder nur einen Gedanken gehabt? Sie sagte: ja, aber sie könne ihn unmöglich sagen. Ich drang in sie, aber ich konnte sie nicht bewegen, mir diesen Gedanken zu sagen. Sie dachte dieser Erscheinung, die sie wegen der schwarzen Kleidung beunruhigte, nach, und wurde dadurch halbwach. In diesem Zustande sagte sie: „Ein solches Michselbstsehen bedeutet mir nie etwas Uebles, und über die schwarze Kleidung will ich mich beruhigen, sie deutet wohl nur auf meine Schmerzen."

Als sie sich einmal wieder selbst sah, und ich es bemerkte, trat ich zwischen sie und das Bild. Sie sagte nachher, daß ihr

dieses die angenehmste Empfindung gemacht habe, denn sie habe sich in diesem Moment wie von ihrer Seele abgeschnitten gefühlt.

Von den sehr vielen Beispielen von Selbstsehen, selbst solchen, wo das Bild auch von Andern gesehen wurde, führe ich hier keines an. Sie schließen sich alle mehr oder weniger auch an die oben angeführten Beispiele des zweiten Gesichtes an.

Krankheit und Heilbestrebungen des Innern.

Alle diese hier angeführten Versuche und Erscheinungen bei Frau H. sprechen von einem bei ihr in der größten Intensität gewesenen und in dieser frei gewordenen Nervengeiste, dem sich auch alle die Eigenschaften und Kräfte, die in den Natursubstanzen liegen und unserm gewöhnlichen gebundenen Nervengeiste insensibel sind, öffneten, und durch ihr ganzes organisches System die den Eigenschaften correspondirenden Erschütterungen hervorbrachten.

Der Zug gegen das Gefühlsleben, der bei frommen Seelen ohnedieß die Richtung nach innen nimmt, war bei Frau H. aufs höchste gesteigert; der Geist strebte nach den innern Kreisen, und daran mußte auch der Leib, vermöge des Nervengeistes, der auch mehr nach innen strebte, Theil nehmen. Dadurch entstanden nun (was später aber noch dargethan werden wird) alle jene anscheinenden Wunder, die in obigen Abschnitten bezeichnet sind. Dabei mußte sich aber nothwendig eine Unordnung im Nervensysteme erzeugen und eine Armuth an organischer Kraft, welche Kraft sich durch stärkern Verbrauch im Gefühlsleben verminderte, was nun die eigentliche Krankheit der Frau H. war. Es entstand ein instinktartiges Bedürfniß von Andern zu borgen, was nicht selbst ersetzt werden konnte.

Die Bestrebungen dieses gleichsam nicht mehr dieser Erde und ihrer Atmosphäre angehörenden Geschöpfes, sich noch in diesem Erdenraume zu erhalten, die Heilversuche, konnten nur auf Auffinden von Bindemitteln des so lose gewordenen Nervengeistes und auf Ansichziehen eines aus den Dingen entlehnten Lebensstoffes gehen. „Luft- und Nervengeist Anderer," sagte Frau H.,

„bringen mir noch das Leben, von denen muß ich leben.“ Hauptsächlich sog sie aus Augen und Fingerspitzen anderer, stärkerer Menschen, von diesen oft nicht gefühlt, auch oft sehr gefühlt, ein **Pabulum vitae** in sich. Gleiches erhielt sie durch magnetisches Einwirken, Handauflegen, wirkliches Magnetisiren u. s. w.

Wie jedes Magnetische überhaupt, wurde aber auch sie in ihrem Innersten zur Anschauung der Naturverbindung und von Urtypen geführt, aus denen ihre Verordnungen hervorgingen.

Sie erkannte die Zahl Sieben (s. unten) als die für ihr Individuum gesetzte Zahl, und aus dieser gingen alle ihre Berechnungen, auch für das Heilverfahren, das sie für sich anordnete, hervor. Immer war die siebente Stunde des Tages für sie die bedeutungsvollste, daher fand auch in dieser nur ihr Schauen ins Innere, ihr magnetischer Schlaf statt. Die erfühlten Heilmittel, besonders Pflanzenstoffe, ließ sie sich immer in der Siebenzahl reichen. „Alles,“ sagte sie, „ist für mich die Siebenzahl. Diese Zahl liegt in mir wie jene Sprache (s. unten). Hätte ich die Zahl Drei, würde ich wohl eher gesund werden.“

Unter den Pflanzenstoffen spielten bei ihr eine hauptsächliche Rolle: die China, die Chamille, der Calmus, der Thymian, die Calendula, die Pomeranze, der Lorbeer und vor allen das Johanniskraut (hypericum perforatum), als Amulet und als Aufguß, aber nur, wie alle diese Stoffe, in wenigen Tropfen, meistens in der Siebenzahl und zu ungeraden Stunden gereicht.

Schon im hohen Alterthume war der Glaube an eine besonders magisch wirkende Kraft des Johanniskrautes bekannt. Paracelsus sagt von ihm: „Dieß Kraut und seine Tugend ist nicht zu beschreiben, wie hoch sie ist. Keine Arznei ist in allen Recepten, die alle Zufälle so gut und ganz heilet, als diese Perforata.“

Auch Paracelsus wandte sie nicht nur innerlich, sondern auch zu Amuleten an, hauptsächlich gegen dämonische Einflüsse. Bei einem jungen Manne, der zur Melancholie geneigt war, und dem Frau H. im Schlafe dieses Kraut als Amulet und in starkem Aufgusse verordnete, erzeugte es einen besondern Ausschlag, auf welchen völlige Genesung erfolgte.

Da Frau H. aber die Arzneimittel, wie alle Schlafwachen,

aus der ganzen Natur wählte, nicht bloß aus dem Arzneikasten der Apotheke, so wählte sie auch oft unbekannte oder unwirksam scheinende Mittel. So wurde schon oben angeführt, daß sie zur Stärkung des Rückenmarkes Pferdewarzen als Salbe gebrauchte.

Sehr oft waren die Heilansichten ihres Innern auch homöopathischer Art. Sie verordnete sich oft gegen Leiden in äußerst kleinen Dosen solche Mittel, die in stärkerer Gabe gerade diese Leiden bei ihr hervorgebracht hätten. Noch öfter waren ihre Mittel rein magisch, Wirkung des lebendigen Wortes, des Gebetes und der Amulete.

So verordnete sie sich einmal gegen heftiges Kopfweh im Schlafe Folgendes:

„Drei Tage lang mußt du," sprach sie zu mir, „jeden Morgen 7 Uhr und Abends 7 Uhr, im Fall du es gern und im vollen Glauben thun kannst, das „Vater unser," ohne daß ich es weiß, vor mir stehend beten, und wenn du an die Worte kommst: „sondern erlöse uns von dem Uebel," so mußt du die Hand auf meine Stirne legen und dann langsam über sie herunterfahren. Ich liege alsdann halbwachend, und weiß es, bin ich erwacht, nicht mehr. Solche Mittel in vollem Glauben anwenden, das hat unendliche Kraft! Aber Niemand soll es wissen. Unser Heiland sagte nicht, was er dachte, was er wollte, bis es vorüber war."

Als ich zur bestimmten Stunde zu ihr kam, um das Gebet über sie zu sprechen, lag sie schon mit zusammengefalteten Händen im magnetischen Halbschlaf. Als einmal die Stunde beinahe vergessen wurde, sagte sie halbwach: „Wäre dieß geschehen, so hätte ich Krämpfe erhalten, die bis zur Wiedererscheinung jener Stunde gedauert hätten." Ihre Schmerzen wichen aber hierauf gänzlich.

Amulete.

Nicht sowohl zu ihrer als hauptsächlich auch zur Heilung Anderer bediente sich die Seherin sehr oft der magischen Einwirkung von Amuleten.

Sie gebrauchte hiezu zwar auch hie und da vegetabilische Substanzen, namentlich das Johanniskraut, den Asant u. s. w.,

gemeiniglich aber das geschriebene Wort, und das hauptsächlich in ihrer Sprache des Innern (s. unten).

Dafür gingen ihr auch im Innern schwer näher zu bezeichnende magische Formeln auf, die dann durchaus nicht mehr in ihrem äußern Willen, ihrer Intelligenz, lagen, sondern mit einer tiefen Sympathie der Dinge und magischen Naturverbindung zusammenhingen, die nur in innerer magnetischer Anschauung liegt, und für die sich keine Worte finden.

„Der Mensch," sagt Poiret, „hat das Wort nicht bloß zu dem Ende empfangen, um Seinesgleichen seine Gedanken mitzutheilen. Er konnte ursprünglich die ganze sichtbare Welt durch die geheimnißreiche Kraft und Wirkung des Wortes beherrschen, als Wort und Sache noch eins und dasselbe waren. Es war bloß eine Erneuerung dieser ersten Natur der Menschen, wenn die Heiligen der alten Zeiten so große Dinge thaten, wenn, nachdem Adam anfänglich den Thieren die Namen gegeben hatte, die mit ihrem Wesen einerlei waren, Noah solche in die Arche zu sich rief, oder Mose dem rothen Meer gebot, sich von einander zu theilen."

Diese magischen Formeln der Seherin bestanden aus noch viel tiefer liegenden Wort- und Zahlzeichen, als ihre gewöhnliche Sprache des Innern, und kamen wahrscheinlich denjenigen, auch magischen, Zahlzeichen nah, mit denen sie einmal den Tag ihres Todes unwillkürlich berechnete. (S. Taf. 6, Nr. 5.)

Immer war in diesen Formeln das Gute über das Böse gestellt. So bediente sie sich z. E. (s. Taf. 5, Proben ihrer innern Schrift) der Zeichen Nr. 25 als Amulet gegen nervöse Kopfschmerzen. Hier ist nun das untenstehende Zahl- und Schriftzeichen b die Schmerzen erregend, das obenstehende a dieselben aufhebend. Wurde dieses untenstehende Zeichen b ohne das darüberstehende a als Amulet gegeben, so wurde dadurch gerade Kopfschmerz erregt, nur mit dem darüberstehenden a in Verbindung wurde er gehoben.

Die Zeichen Nr. 26 (s. dieselbe Tabelle) dienten einer Säugenden, deren Kind die Brust durchaus nicht annehmen wollte, mit dem besten und schnellsten Erfolg als Amulet.

Die obenstehenden Zahl- und Schriftzeichen a bedeuteten in diesem Falle:

„Gott der Herr hilft durch seinen Sohn.“

Die untern b aber waren gleichsam eine Besprechung des Bösen.

Die Zeichen 27 wurden von ihr als Amulet gegen eine Kardialgie verordnet.

Diese magischen Wort- und Zahlzeichen nach eigenem Gutdünken zu geben, war ihr nicht möglich, sie enthielten Krankheiten und Heilung zugleich, und zu ihnen wurde ihr, gleichsam wie von einer innern Mechanik, der sie nicht widerstehen konnte, nach innern Gesetzen, die Hand geführt. (S. auch den Artikel: innere Sprache.)

Diesen ähnliche magische Zeichen finden wir auch in der alten Magie, wo sie wahrscheinlich aus gleichem innerm Schauen hervorgingen. Man vergleiche die Pneumatologia occulta von Salamanca und Fausts Höllenzwang.

Die Seherin machte bei der Wahl der Amulete einen Unterschied zwischen Rücken und Herzgrube. Andere Zahl- und Schriftzeichen gebrauchte sie zu den Amuleten, die sie auf den Rücken, andere zu denen, die sie auf die Herzgrube hängen ließ. Bei Krankheiten, die mehr vom Gehirn und dem Rückenmark ausgingen, und wenn der Kranke mehr Gehirn- als Gefühlsleben hatte, ließ sie das Amulet auf den Rücken, ging die Krankheit mehr vom sympathischen System aus, so ließ sie das Amulet auf die Herzgrube hängen. Es könnte damit auch zusammenhängen, daß die Rückenseite des menschlichen Körpers wirklich mehr die solare (antimagnetische), die Vorderseite die tellurische (magnetische) Fläche des Menschen ist.

Wir sehen den Ursprung der Amulete und Talismane (letzteres ist selbst ein arabischer Name) wieder im Orient, der Wiege des Menschengeschlechtes.

Noch jetzt werden dort und auch bei uns unter dem Volke zu den sogenannten sympathetischen (oder magischen, auch magnetischen) Heilungen, Kräuter und Wurzeln, mit oder ohne beschriebene Zettel, genommen, wo jene Vegetabilien gemeiniglich bei besonderem Stande der Gestirne und Zusammenkunft gewisser Planeten gesammelt werden; auch ist nicht gleichgültig, wer sie wählt und welche Hand das Amulet bereitet. Voller Glaube und kindliche Hingebung ist auch hier Bedingung, wie bei jedem magisch oder magnetisch wirkenden Mittel.

„Um magisch wirken zu können," sagte Frau H., „dazu gehört der vollkommenste Glaube an das Unsichtbare. Diese Einwirkung ist eine Seelenkraft, die durch den Geist unterstützt wird. Es gibt aber auch ein anderes magisches Einwirken, das nicht von dem Geist unterstützt wird, von dem ich schweige."

Hierüber spricht sich Eschenmayer in seinen Mysterien folgendermaßen aus:

„Amulet — ein entsetzliches Wort in unserem Jahrhundert, wo die Vernunft so nahe daran ist, einen allgemeinen Sieg über alle Finsternisse, besonders des Mittelalters, davon zu tragen. Das Hervorrufen solcher Mittel wie Amulete, Teufelsbann, Segensprecherei, sympathetische und magische Dinge, beweisen allein schon den Unsinn dieser Geschichte und zum mindesten den Wahnsinn dieser Seherin. Wie konnten wissenschaftliche und gebildete Menschen sich so weit verirren?" So lautet die Sprache der Recensenten.

Es gibt dreierlei Potenzen für die Heilbestrebungen: Naturpotenzen, organisch-geistige Potenzen und rein-geistige Potenzen.

Ist der Leib krank und in Mißverhältniß gezogen, so kommt der Arzt mit dem großen Apparate von Metallen, Erden, Salzen, Wurzeln, Kräutern, Rinden und allerlei thierischen Substanzen, und heilt. Wie viele Materialien sind zusammengehäuft in Büchern und Apotheken! Tausend Erfahrungen sprechen für erprobte Mittel. Sie sind alle gekannt, die auf einzelne Organe wie auf ganze Systeme wirken. Und wie sehr ist der innere Entstehungsprozeß fast aller Krankheiten erkannt, und fast bei jedem Schritte, den er thut, auch durch das passende Heilmittel gehemmt, bis endlich die gestörte thierische Oekonomie durch einen Retroprozeß wieder zur Gesundheit zurückkehrt! Wie Vieles gehört jetzt zu einem rationellen Arzte, der sich alle die Naturschätze aufschließen will! — Wer möchte alles dieß bestreiten? —

Aber es gibt auch organisch-geistige Potenzen; und dieß ist eben der leidige Magnetismus, der, weil er in tausend Geschichten umherspukt, nun nicht mehr sich abweisen läßt.

Der ganzen Apotheke wird hier die Kraft der menschlichen

Hand zur Seite gestellt, und gar viele Geschichten beweisen, daß wo jene nichts half, diese half. Hiezu gehört aber nicht bloß ein rationeller Arzt, sondern auch ein guter und gemüthlicher Mensch. Es ist nicht bloß die organische Einwirkung der menschlichen Hand, sondern die zugleich psychische des ganzen Menschen, was heilend wirkt. Aber dennoch gibt es noch eine höhere Heilart, es ist die rein geistige oder magische.

Das geistige Wort in und mit dem Namen Jesu Christi ist das magische Heilmittel, das uns Petrus in der Apostelgeschichte 3, 2—15 auf eine unwidersprechliche Weise lehrte. Ihr werdet es nie kennen und begreifen; alle Kraft ist von euch genommen und ist den Einfältigen gegeben, die es in der Armuth ihres Geistes, aber in der Fülle ihres Glaubens, zu jeder Stunde ausüben.

Hiezu kommt noch, daß ein weit geistigerer Sinn in Worten verhüllt liegt, die einer höhern Sprache zugehören, als unserer armseligen Begriffssprache, und wovon Poiret sagt:

„Der Mensch hat das Wort nicht bloß zu dem Ende empfangen, um Seinesgleichen seine Gedanken mitzutheilen. Er konnte ursprünglich die ganze sichtbare Welt durch die geheimnißreiche Kraft und Wirkung des Wortes beherrschen, als Wort und Sache noch Eins und Dasselbe waren.“

Von einer solchen Sprache redet auch unsere Seherin nicht nur auf eine bestimmte Weise, sondern sie zeichnet auch aus innerer Anschauung (s. unten) ihre Charaktere hin. Sollte es denn nicht eine Sprache geben, welche die Potenzen und Gradationen der Naturdinge eben so in den Charakteren und Wörtern ausdrückte, wie die schaffende Natur, so daß bei Hören und Lesen des Wortes zugleich auch alle die wesentlichen Eigenschaften der Dinge selbst zur Vorstellung gelangen? Eine Sprache in schematischen und bildlichen Charakteren aufgenommen, müßte ganze Systeme in wenigen Wörtern umfassen, und somit kann es auch magische Wörter geben, die nicht nur den Sinn, sondern auch die Kraft des Heiligen in sich enthalten; und nun, was ist ein Amulet Anderes, als eine heilige, mit der Kraft und dem Namen des wahren Glaubens ausströmende Ziffer oder Natureigenschaft? Nicht im Worte als Ziffer, nicht im Produkte, sey es Wurzel, Kraut oder Metall, liegt die

Wirkung. Ihr freilich möget eure Denkzettel so breit und so lang machen als einst die Pharisäer, ihr wirket nichts und werdet nichts wirken, weil ihr keinen Glauben habt, und weil der Name Jesus Christus nur ein gleichgültiger Lippenhauch aus eurem Munde ist.

Am besten spricht die Seherin selbst sich hierüber aus, wenn sie sagt:

„Um magisch wirken zu können, dazu gehört der vollkommenste Glaube an das Unsichtbare. Diese Einwirkung ist eine Seelenkraft, die durch den Geist unterstützt wird. Es gibt aber auch ein magisches Einwirken, das nicht von dem Geiste unterstützt wird, von dem ich schweige.“

Das letztere ist das Entgegengesetzte böser Art und kommt bei solchen Menschen vor, die sich, wie die Seherin sagt, den bösen Geistern unterwerfen. Das Evangelium redet vielfältig davon, aber die Vernünftlinge lachen darüber.

Was nun die Thatsachen betrifft, so sprechen sie alle für die Wirksamkeit der Amulete, welche die Seherin verordnete. Am auffallendsten sind aber die Thatsachen, welche in der zweiten Abtheilung erzählt sind. Wenn ihr zweifelt, so gehet hin und prüfet; die Oerter, die Personen, die es betrifft, und die Zeugen sind dort alle genannt.

Glaubet ihr aber nicht, wenn es von Allen bezeugt ist, so würdet ihr auch nicht glauben, wenn ein Todter auferstände und euch die Wahrheit bekräftigte.

Magnetische Manipulation und magnetischer Schlaf.

Die magnetische Manipulation, durch die Frau H. wenigstens eine Zeit lang wieder so gehoben wurde, daß es schien, als sey durch diesen Einfluß wirklich stärkere Bindung ihres Nervengeistes bewirkt worden, gab dieselbe gemeiniglich selbst so an: Zuerst sieben Striche mit den ausgereckten Fingern beider Hände, von der Stirngegend an rückwärts nach den Ohren und über die Seiten des Halses hinab (wodurch, wie sie sagte, auch auf das kleine Gehirn eingewirkt werde) über die Seiten der Brust bis an das Sonnengeflecht. Dann drei Striche von der Stirne über den Hals und die Arme bis an das Ende der Mittelfinger,

und drei eben so bis an die Kniee. Alle mußten ohne Berührung des Körpers geschehen. Nach Umständen änderte sie Zahl und Weise der Striche, und meistens fanden sie nur bis ans Sonnengeflecht statt. Später wurde sie auf die Art magnetisirt, wie ihr Schutzgeist (s. oben) es ihr bei einer Erscheinung angab und sie magnetisirte. Gegenstriche erweckten sie immer oder waren ihr widrig. Ganz verkehrt und ihre Nerven wie verschränkend wirkten auf die Striche, die man mit gekreuzten Händen oder Fingern über sie machte, so daß die rechte Seite des Magnetisirenden auch ihre rechte, seine linke auch ihre linke berührte, was auch für eine bestimmte Polarität der zwei verschiedenen Körperseiten spricht. Jedesmal, wenn sie in wirklichen magnetischen Schlaf verfiel, hatte sie ihre Arme auf der Bettdecke ausgestreckt und gekreuzt. Dann brachte sie dieselben gekreuzt über die Brust und betete leise. So auch betete sie am Ende des Schlafes mit auf der Brust gekreuzten Armen, wie man im Oriente betet. So viele magnetische Striche ihr anfangs des magnetischen Schlafes (der jedesmal Abends 7 Uhr statt fand) gegeben wurden, so viele einzelne Schüttlungen gab es ihr vor dem Erwachen durch den ganzen Körper. Sie ließ sich immer durch einen Bergkrystall, den man ihr in die Hand gab, erwecken. Diesen legte sie, war sie im ganz schlafwachen Zustande, auf die Herzgrube; war sie nur im halbwachen Zustande, so ließ sie ihn nur in der Hand liegen, bis es ihr jene Erschütterungen gab.

Den gleichen magnetischen Einfluß, wie ich, hatte auch meine Frau auf sie, die in meiner Abwesenheit oft meine Stelle als Magnetiseur bei ihr vertrat. Sie schrieb diese gleiche Wirkung dem zu, daß meine Frau die gleiche Kraft, die von mir auf sie wirke, durch mich an sich habe.

Hielten sich mehrere Menschen an den Händen, von denen ich, ihr unbewußt, der Letzte war, so mußten ihre Hände, Arme und dann der ganze Körper der Hand folgen, die sie als erste in der Reihe berührte. Trat ich aus der Verbindung, oder berührte sie diese Person allein, so war dieß nicht der Fall.

Gleiche Folge aber mußte sie der ersten Hand leisten, wenn statt meiner meine Frau als letztes Glied, auch von ihr nicht gesehen, in die Kette trat.

Allein vermochte sowohl ich, als meine Frau, sie, wie gegen alle Gesetze der Schwerkraft, hielten wir unsere Finger an die ihrigen und war sie vorher sich nicht aufzurichten fähig, weit in die Höhe zu ziehen.

Als sie nach Verfluß des regelmäßigen Magnetisirens nicht mehr Abends 7 Uhr für gewöhnlich schlief, dachte sie, wenn diese Stunde schlug, doch viel heller, obgleich, wie sie sagte, mit der Seele, und sprach auch leichter und besser als sonst.

Sie sagte in einer solchen Stunde: „Es ist mir nun ganz leicht, ich fühle von meinem Kopfe nichts, nur etwas von der Magengrube fühle ich, das aber nicht unangenehm ist. Periodisch fühle ich von Händen und Füßen gar nichts. Ich sehe mit geschlossenen Augen meine Finger, und meine Hand, und würde ich nachdenken, so würde ich sehen, was ich wollte, aber ich fühle dieses Denken auf der Herzgrube und muß es gehen lassen. Es ist mir, als müsse ich zu Jedem Du sagen." Sie aß Suppe mit geschlossenen Augen und sagte: „Ich finde mit dem Löffel Alles auf dem Teller, was ich will, weiß wo es liegt, weiß aber nicht, ob ich es sehe oder ob ich es fühle, auch alle die andern Gegenstände weiß ich nicht, ob ich sie sehe oder fühle." Sie beklagte sich oft, daß wenn sie außer dem Bette sey, sie auf einmal das Gefühl erhalte, als schlafe ihr Gehirn ein; sie fühle von dem Gehirn und dann bald auch vom ganzen Leibe nichts mehr, und es bleibe ihr nur noch ein Bewußtseyn wie von der Herzgrube aus, sie könne deßwegen nie lange auf seyn.

Oeffnete ich ihr im halbwachen Zustande durch ein paar Gegenstriche die Augenlider, so sah sie durchaus keinen Gegenstand als mich. Ihre Pupillen blieben ganz unbeweglich. Es war ihr ganz beängstigend, daß sie sonst keinen Gegenstand sah, sie sagte aber, sie wisse nicht, ob sie mich sehe oder fühle.

Erwachte sie aus magnetischem Schlaf und man sagte ihr sogleich, was sie in demselben gesprochen, so wirkte es auf sie sehr schädlich, und oft fiel sie dadurch wieder in magnetischen Schlaf. Als ich dieß einmal gethan hatte, wurde sie halbwach und schrieb auf ein Blatt:

„Mein Arzt, ich bitte dich,
Daß du, wenn ich erwache,
Mit mir doch nimmer also sprichst.

Die Ahnung meines Geistes
Ist wach in mir.
Dann denk' ich nach so lange
Bis es mir gänzlich bange;
Ich such' etwas und find' es nicht,
Weil ich's nur hab' im halbschlafwachen Licht."

Man sagte mir, daß ihr Bruder, mit dem sie in früherer Periode durch Handauflegen bei Krämpfen in magnetischen Rapport kam, sie durch das Wort: »Optinipoga«, das in ihrer innern Sprache „du mußt schlafen" heißt, war sie wach, schlafend machen konnte. Ich versuchte es von da an öfters, und sie mußte darauf immer sogleich einschlafen. Dieses Wort, von jemand Anderm zu ihr gesprochen, hatte nicht diese Wirkung. Auch mußte sie nicht schlafen, sagte ich dieses Wort zu ihr in gewöhnlicher Sprache. Sie sagte darüber: es wirke in jener Sprache magisch.

Um die Anziehung der magnetischen Kraft zu vermehren, trank Frau H. öfters einen Trank von Haselnußstaude.

Die magnetischen Krämpfe.

Das Hauptbestreben des Innern der Frau H., um ihren Zustand zu bessern, ging immer, besonders so oft ein Gefäßleiden, ein fieberhafter Zustand sich einstellte, auf Hervorrufung heftiger Krämpfe, die dann immer eine wohlthätige Krise verursachten und das Gefäßleiden hoben.

Dazu bediente sie sich oft heftiger Mittel. So verordnete sie sich einmal, als ein fieberhafter Zustand bei ihr eingetreten war, man solle ihr, sobald sie eine Stunde lang ohne Krampf sey, ihre Finger in einen halben Schoppen Essig tauchen, in dem drei Lorbeerblätter und ein Stahl sey, worauf jedesmal sich ein eine halbe Stunde langer Krampf einstelle. Dieß mußte von Morgens sieben Uhr bis Abends sieben Uhr fortgesetzt werden. Sobald sie eine Minute lang den Finger in diesem Essig hatte, fühlte sie zuerst Krämpfe im Unterleib und Kreuz, nachher kam ein Druck im Kopf und dann Schlaf, und hierauf brachen jedesmal die fürchterlichsten allgemeinen Krämpfe aus. Das Fieber wich, aber der durch die Fingerspitzen eingesogene Essig theilte sich auch dem ganzen Körper mit, sie bekam Durchfall.

Der Essig, sagte sie, wirkt auf mein Blut, der Stahl auf meine Nerven, und die Lorbeerblätter erhalten das Hellsehen.

Durch ein Versehen wurde am andern Tage mit dem Essig, in den sie die Finger gehalten hatte, geräuchert, ohne daß sie es wußte, und die allerfürchterlichsten Krämpfe brachen wieder an ihr aus.

Die Krämpfe brachen an ihr zu jeder Tageszeit, hauptsächlich aber vor der Stunde des magnetischen Schlafes aus, und dann waren sie magnetischer Art, sie hörte in ihnen nur mich sprechen. So fürchterlich sie auch oft waren, so daß sie gar keine Beschreibung zulassen (ihre Gesichtszüge wechselten oft in ihnen von denen der tiefsten Verzweiflung der Hölle bis zum höchsten Entzücken der Seligkeit), so dienten sie ihr immer zur Erleichterung. Je heftiger die Krämpfe vor dem magnetischen Schlafe waren, desto hellsehender wurde sie in ihm. Hauptsächlich in den magnetischen Krämpfen lag ein sichtbarer Rhythmus.

„Ein jeder Krampf," sagte sie (und dieß wird man weiter unten besser verstehen lernen), „hat seine eigene Berechnung, eine jede Bewegung hat ihre Zahl. Zieht sich der Krampf auf die Brust, so darf ich nur sieben Bewegungen machen, und der Krampf muß aufhören, oder ich muß mich selbst magnetisiren. Hab' ich ihn in dem Kopf, so darf ich dreimal sieben Bewegungen machen, und ist er im Arme, Fuß oder sonst getheilt in dem Körper, so darf ich siebenmal sieben Bewegungen machen. Sind aber die Bewegungen gemacht und der Krampf wird nicht gestillt, so muß ich mich selbst magnetisiren, bei einem Halskrampf fünfmal, bei einem Brustkrampf eben so oft, bei einem Kopfkrampf dreimal. Es liegt in mir, ich muß es thun, ich weiß, daß ich es thue, halte es aber nur wie eine andere Bewegung im Krampfe für den Krampf."

Gab sie sich, besonders in den Halskrämpfen, die sie sehr fürchtete, im halbwachen Zustand selbst magnetische Striche, was sie immer schwächte, so mußte ich ihr meistens so viel Striche, als sie sich gab, nachgeben.

„Auch die Krämpfe, die von meinem Kreuz ausgehen, muß man stillen", sagte sie. „Sie durchlaufen vom Kreuze aus den Unterleib und kommen dann den Hals herauf in den Kopf, wo sie die Gehirnnerven schwächen. Die Krämpfe, die vom Magen

ausgehen, schaden mir weniger, sie toben auch mehr aus. Die Nerven in meinem Kreuz, wo die Krämpfe stecken, sehe ich wie zusammengeschnürt. Sie werden immer mehr zusammengezogen, so entsteht Spannung, und dann kommt ein Krampf. Es ist in diesen Nerven etwas, das sich auf Ein Plätzchen hinzieht, es ist die Nervenkraft, aber nicht der Nervengeist. Wie kann sich diese auf einmal so auf Ein Plätzchen absondern? Nur dieses Plätzchen ist noch im Nerven lebend, das Uebrige des Nerven ist wie abgestorben. Dieses Plätzchen ist zusammengeschrumpft und dicker als der übrige abgestorbene Nerve."

Die Krämpfe wurden ihr gemeiniglich durch Auflegung der Hand auf Kopf und Herzgrube gestillt, entweder von mir oder meiner Frau, in unserer Abwesenheit durch ein magnetisirtes Tuch oder durch magnetisirten gelben Schwamm (Zunder). Durch einen Ton mit einer Mundharmonika war ich auch fähig, ihr augenblicklich die furchtbarsten Krämpfe zu stillen, aber sie kam hierauf in halbwachen Zustand, aus dem sie dann erst durch Bergkrystall erweckt werden mußte. Dieß konnte auch vermittelst Berührung mit einer Haselnußstaude geschehen, sie verfiel aber auch hier aus dem Krampf in halbwachen Zustand. Auch mit Schwerspath konnte man ihr, wenigstens partiell, krampfhafte Verkrümmungen der Glieder heben. (Siehe die mineralogischen Versuche.)

Der Nervenstimmer.

(S. Taf. 8.)

Als nach den starken Rückfällen der Frau H. nach dem Tode ihres Vaters auch die gelindeste magnetische Manipulation zu reizend einwirkte, glaubte man, es werde die Wirkung eines magnetischen Baquets für ihr Nervensystem am passendsten seyn. Eiserne Leiter konnten aber hier, wie voraus zu sehen war, nicht angewendet werden, auch konnte die Füllung des Baquets nicht siderisch seyn. Im Schlafe ordnete Frau H. eine Füllung mit Chamillen, Malven und Wasser an, und ließ den sonst metallischen perpendikulären Leiter von Eichenholz machen und ein Dreieck von gleichem Holze an die von ihm ausgehende wollene Schnur befestigen, dessen Spitze sie beim Gebrauche auf die Herzgrube brachte.

ar
Nc
zu
so
in
ist
di
P
ist
ur

S
m
T
ei
ar
hi
B
B
ar
E
B
B

ih
re
m
E
ar
fil
C
sd
vo
be
bi

Aber auch diese vegetabilische Füllung war auf sie von zu starker Wirkung. Die Masse schien zu groß zu seyn. Der Erfolg war jedesmal Ermattung und Lähmungszustand. Da man sich von Anwendung eines Baquets noch das Meiste versprach und Frau H. selbst ihre letzte Hoffnung darauf gesetzt hatte, so wurde sie, als diese fehlschlug, sehr betrübt.

Da geschah es in einer Nacht, daß sie in einen Traum verfiel, in dem sie über diesen gescheiterten Versuch bitter weinte. In diesem Traume trat ihre Führerin zu ihr und hielt ihr an einem ledernen Bande eine Maschine vor, während sie sprach: „Warum ließest du dieses nicht schon vor sechs Jahren machen, jetzt wärest du gesund?!"

Frau H. entgegnete nichts, sondern betrachtete nur, was ihr ihre Führerin vorhielt, und als sie Morgens erwachte, zeichnete sie es (wie es Taf. 8 gegeben ist) aufs Papier. Aus der frühern Krankheitsgeschichte der Frau H. wird man sich erinnern, daß ihr gleich zu Anfang ihrer Krankheit im Traume eine Maschine und deren Verfertigung und Gebrauch, als Bedingung ihres Gesundwerdens, erschien, daß sie dieselbe auch schon damals aufs Papier zeichnete, aber ihrem Gefühle keine Folge gegeben wurde. Auch noch später kam ihr einigemal wieder diese Maschine vor, aber seit vier Jahren hatte sie sie bis auf jene Nacht völlig vergessen.

Diese Maschine, wie sie aus der inneren Anschauung der Frau H. hervorging, besteht (s. Taf. 8.) aus Folgendem:

a. b. c. ist ein gleichseitiges Dreieck von Zwetschgenholz, jede Seite mißt einen Schuh sieben Zoll. Durch noch eine Seite, die von der Spitze des Dreieckes durch seine Mitte läuft c. c. wird es in zwei gleiche Theile getheilt.

d. d. ist ein beweglicher Stahlstift, wo dieses Dreieck mit dem zu beschreibenden Glascylinder an den an diesen hängenden Glasfläschen an den vom Gestell e. e. e. aufsteigenden spitzen Leitern f. f. frei hin und her zu bewegen ist.

g. ist ein wollener Leiter, der im Innern dieses ganzen Dreieckes, das eine Höhlung hat (s. Fig. B.), herumläuft und bei dessen Spitze a. zu Tage kommt. Dieser wollene Leiter ist an verschiedenen Orten mit stählernen Kettchen h. h. h. h. in Verbindung gesetzt, die zu ihm durch das Holz des Dreieckes in die Höhlung, in der er liegt, laufen.

Unter diesem Dreieck ist 1 Schuh, 7 Zoll langer, 3 Zoll weiter, hohler Cylinder von Glas i. i. angebracht. Er hat oben und unten drei Löcher k. k. k., die gleichweit von einander entfernt sind und die Größe eines Dreibatzenstückes haben.

Ueberdieß sind auf den ganzen Körper des Cylinders noch 27 ganz kleine Löchlein vertheilt. Derselbe ist auf einer Seite geschlossen, auf der andern hat er eine Oeffnung zur Füllung. Er ist durch hölzerne Schienen l. l. mit durchlaufenden Stahlstiften an die untere Seite des Dreiecks befestigt, und wird, je nach der innern Ansicht der Schlafwachen, mit verschiedenen Kräutern gefüllt, in unserm Falle mit Chamillen und Johanniskraut. Den drei großen untern Löchern dieses Cylinders k. k. k. entsprechen drei Glasflaschen o. o. o., von denen jede einen Schoppen enthält. In unserm Falle wurden sie mit Flußwasser, einem Loth Rehleder und einem eisernen Nagel gefüllt, in andern Fällen kann dazu irgend ein Mineralwasser, auch Erde mit Wasser u. s. w., je nach der Ansicht der Schlafwachen, gewählt werden. Die Ausdünstung des Wassers, besonders wenn jenes Dreieck durch die Anziehung des wollenen Leiters an seiner Spitze mit dem Cylinder und den Flaschen in Bewegung gesetzt wird, wirkt alsdann durch die zwei Oeffnungen k. k. k. auf die Kräuter im Cylinder. Durch diesen und die Kräuter in ihm laufen (die mittlere Oeffnung ausgenommen) die mit dem wollenen Leiter im Dreiecke in Verbindung stehenden Stahlkettchen. Alle Kraft, die in diesem Baquet entwickelt wird, geht von den Stahlkettchen aus in den wollenen Leiter und concentrirt sich in der Spitze des Dreieckes, aus welcher der Leiter, der von dem Kranken in die Hand genommen oder an einen besonders leidenden Theil gebracht wird, zu Tage läuft. Die Höhe des Gestelles der Maschine, vom Fuße bis zum Glascylinder, ist 2 Schuh, 1 Zoll. Das Dreieck mit dem Cylinder und den Flaschen kann auch aus dem Gestelle genommen und frei an die Decke des Zimmers aufgehängt werden, wodurch seine Wirkung vermehrt wird. Vermehrt wird auch dessen Wirkung durch die Bewegung des Dreieckes und auch dadurch, daß das Ganze mit dem Gestelle auf Glasplatten gestellt wird. Der wollene Leiter mußte von Zeit zu Zeit mit 7, die Maschine und auch das Wasser in Flaschen mit 14 Strichen magnetisirt werden. Bis zum Gebrauche durfte die

Maschine, die mit einem seidenen Tuch bedeckt wurde, Niemand berühren.

Beim Gebrauche (nach oben angegebener Füllung, die aber auch öfters abgeändert wurde) nahm Frau H. den (fünf Ellen langen) wollenen Leiter in die linke Hand, der nach ihrem Gefühle auch bald an diesen, bald an jenen Theil ihres Körpers gebracht wurde, während sie immer auf die Spitze des Dreieckes unverwandt hinsah. Dann erhielt sie jedesmal sichtbare Erschütterungen wie von einem galvanischen Apparate, worauf mehr oder weniger heftige Krämpfe an ihr ausbrachen, nach denen sie sich immer wieder stärker fühlte. Sie sagte: „Ich fühle jedesmal nach dem Gebrauche dieser Maschine meine Nerven wieder wie geladen."

Sie gebrauchte sie täglich drei- bis fünfmal, aber nur wenige Minuten lang bis zum Ausbruch von Krämpfen. Sie nannte diese Maschine Nervenstimmer.[1]

Frau H. hatte von dieser Maschine einmal folgende Erscheinung, die ich hier mit ihren eigenen Worten gebe.

„Vom 10. auf den 11. September (1828) Nachts 12 Uhr, als ich in einem Zustande war, den ich weder Wachen noch Schlafen nennen kann, hatte ich folgende Erscheinung. Auf einmal kam es mir vor, als setzte sich ein Vogel auf meine linke Achsel. Ich schlug die Augen auf und setzte mich hin, was ich sonst nie kann (was mir aber ein Beweis ist, daß sie sich im magnetischen Zustande befand). Ich schaute nun nach diesem Vogel, aber im Augenblick wich er und setzte sich vor mich hin auf meine Bettdecke. Ich sah ihn an und er mich. Er hatte die Größe einer Taube, aber ich kann ihn keine Taube heißen. Er hatte zwei gegen einander stehende Blättchen in dem Schnabel, auf denen ich Zahlen sah, die ich aber nicht mehr weiß. Ich nahm ihn in die Hand, da ergriff mich Todesfurcht, und ich ließ ihn fahren, und siehe! da lief er meiner Maschine zu. In der Angst rief ich der neben mir liegenden Wärterin, die aber nicht aus dem Schlafe kam. Hierauf sah ich den Tisch, auf dem meine Maschine steht, zu mir herschweben und zwei

[1] Dieß könnte man griechisch mit Nevroarmozon (die Narrheit der Gelehrten nachzumachen) geben.



lichte Gestalten zur Thüre hereintreten. Die eine (jene Lichtgestalt, der verstorbene St. P. T.) trug einen Lorbeerbaum, die andere (ihre Führerin) einen Feigenbaum, die sie neben die Maschine stellten. Den Leiter der Maschine wanden sie um die Bäume und gaben mir ihn in die Hand. Hierauf bekam ich Kraft, sie zu fragen, warum das geschehe? Ich erhielt die Antwort: „„Wir haben dir nur dieß zu sagen, daß bis den 20. dieß eine gewisse von dir entfernte Person (sie wurde benannt) Mittags 12 Uhr, knieend vor einem Feigenbaum für dich beten soll, dann hast du den Leiter, um solche Bäume gewickelt, so in die Hand zu nehmen, wie wir ihn dir gaben."" Noch wurde mir Mehreres gesagt, was ich dann in dieser Stunde thun soll, was ich aber Niemand sagen darf. Hierauf schlief ich ein und erwachte um 3 Uhr, wo ich von all diesem nichts mehr sah."

Was der Traum von ihr begehrte, wurde befolgt. Sie gebrauchte an jenem Tage die Maschine auf die vorgeschriebene Weise, und auch von Jenem wurde das Gebet nach Vorschrift verrichtet, wobei er, wie er mir nachher schrieb, eine besondere Kraft von dem Feigenbaume in sich einströmen fühlte. Der Erfolg war ein sehr auffallendes Fortschreiten in der Besserung der Frau H. Offenbar wurde in jener Maschine durch die Vegetabilien, das Glas, Wasser, Eisen, Leder und Wolle, ein galvanisch-magnetischer Proceß eingeleitet, wodurch den von dem Nervengeiste so leicht wieder entladenen Nerven der Frau H. ein Lebensstoff zugeführt wurde, den sie aber freilich bald wieder nach einiger Bewegung oder sonstigem Verbrauch verlor und dann immer wieder von neuem aufnehmen mußte. Auch dieß war allerdings nur ein entlehntes, nicht aus der Kraft der eigenen Organe geschöpftes Leben, wodurch sie aber doch mehr zu größerer Unabhängigkeit von den Menschen und einer mehr anscheinenden Selbstständigkeit kam, womit in ihrer Lage schon viel gewonnen war.

Es ist möglich, daß eine solche galvanisch-magnetische Vorrichtung, mit veränderter Füllung, andern nervenschwachen, mit Krämpfen behafteten Menschen, die sich schon etwas dem magnetischen Zustand nähern, auch von größerer und bleibender Wirksamkeit seyn könnte, und auch die Wiederherstellung der Frau H. (hätte sie diese Vorrichtung bei ihrem ersten Erschauen

zu Anfang ihrer Krankheit in Anwendung gebracht) wohl hätte schneller bezwecken können: denn gewiß ist ein oft mehr stillerer, schwächerer, galvanischer Einfluß, der nicht rein metallisch ist, sondern mehr vegetabilischer und thierischer Art, in manchen Fällen von größerem Nutzen, als eine gewaltsame, stärkere, elektrische Einwirkung. Ennemoser fand, daß galvanische Einwirkungen von der Voltaischen Säule aus auf magnetische Personen äußerst widrig wirkten. Hingegen kann man durch mildere galvanische Zubereitungen aller Art für den Kranken die wohlthätigsten Reize neu erschaffen.

Dr. Lomatsch goß nur einige Tropfen Salzauflösung oder andere Flüssigkeit in ein kleines Medicingläschen und versiegelte es, indem er auch an beiden Seiten des Bauches dieses Fläschchens und am Boden kleine Pünktchen von Siegelack anbrachte. Diese, nur eine kurze Weile leicht in der Hand gehalten, verbreiteten bald über den ganzen Arm und Körper eine sehr bedeutende Wärme und klangen ganz besonders an die leidenden Stellen an. Er selbst hob sich, lediglich dadurch, eine sehr langwierige Verstopfung, und auch Ennemoser sah durch Auflegen solcher ganz kleinen Flaschen bei Kranken sehr heilsame und besonders auflösende Wirkungen. „Man sieht," sagte er daher, „wie aus einem so kleinen galvanischen Werkzeuge bedeutende Wirkungen erfolgen, und wie man die Kräfte der Natur auf eine einfache Art gar nicht anzuwenden versteht."

Eine, übrigens wohl sehr stark wirkende Vorrichtung, die Elektricität, Galvanismus und Magnetismus zu vereinigen schien, und die aus gleichem innerem Schauen hervorging, ist durch C. Römer's historische Darstellung einer Somnambulen bekannt. Auch Ennemoser spricht, in seiner Geschichte des Magnetismus (S. 72), von einer unter seiner Behandlung stehenden Schlafwachen, die sich in Erfindung und Angabe solcher Maschinen für verschiedene Kranke sehr auszeichnete.

Heilversuche an Andern.

Auch an diese Schlafwache geschahen von Kranken aller Art Anforderungen, ihnen Heilmittel aus ihrem Innern zu verschaffen, aber ihre eigene Gesundheit erforderte, nur wenige zuzulassen, und auch bei ihr zeigte die Erfahrung, daß sie, wie ich das Gleiche bei andern Schlafwachen erfuhr, ihre Mittel meistens auf einen gleichen somnambulen Zustand berechnete, auf einen Zustand, wo der Körper, bei mehr oder weniger entbundenem Nervengeiste, auch mehr oder weniger getödtet ist und schon das innere eigene Schauen keine Störungen, namentlich durch keine fremdartigen, unnatürlichen Nahrungsmittel zuläßt. Nur in solchen Zuständen des entbundenen Nervengeistes, im magnetischen Leben, kann das einfachste Mittel die ihm eingepflanzte Eigenschaft äußern und Wunder wirken.

In dieser Beziehung sagte eine frühere Schlafwache zu mir: „Der magnetische Zustand läßt mich nichts Widernatürliches genießen. Seitdem ich magnetisch bin, ekelt mir vor all den Speisen, die meinen Zustand, der jetzt einfach ist, nicht angemessen sind. Fleisch und Backwerk sind mir zum Ekel, Milch und Aepfel sind das Einzige, was für mich tauglich ist. In solchen Zuständen wirkt Alles schnell, weil es nach seinen Naturkräften wirken kann und das Körperliche gebunden ist, daß es nicht so entgegenstrebt; es wirkt Alles wie die Nahrung im Paradiese. Wie sollen so sieben Johannisblumen in einem Menschen magisch wirken können, der sie in einen Magen auf Fleisch oder auf, alle Leidenschaften aufreizenden, Wein hinunter läßt? Das ist unmöglich, und daher möchten diese Mittel selten bei solchen anschlagen, die nicht natürlich zu leben wissen.“ [1] Auch die Bestimmung der Mittel nach Zahl und Stunden ist für das gewöhnliche Leben

[1] S. meine Geschichte zweier Somnambulen. S. 370.

oft ein Hinderniß, das man leicht zu umgehen sucht und nicht bedenkt, wie viel von ihm bei dieser magischen Heilungsweise abhängt.

„Wüßte man," sagte jene Somnambule zu mir, „im gewöhnlichen Leben nur die Stunden und die Zahlen zu treffen, man könnte mit dem geringsten Heilmittel die schwersten Krankheiten heilen."

Auch fester Glaube ist bei solchen magisch wirkenden Mitteln Bedingung, ohne die sie nicht wirken, und wie selten ist dieser, oder wie leicht wird er wankend gemacht. — Wo aber ein Kranker sich selbst mehr oder weniger in magnetischem Kreise befindet, in Krankheiten mehr psychischer Art, wie unten ein besonders auffallender Fall angeführt ist, da fand ich Verordnungen, die aus innerem Schauen Schlafwacher hervorgingen, oft von großem Erfolge.

Ein anderer Fall psychischer Art, wo durch solches Schauen auch Heilung erfolgte, ist nachstehender:

Ein Mann hier zu W. hatte schon zum drittenmal das sogenannte delirium tremens (einen Wahnsinn der Säufer), und als er selbst durch die stärksten Gaben von Opium, dem sonst einzigen Hülfsmittel, nicht mehr znr Ruhe gebracht werden konnte, verordnete ihm Frau H. im schlafwachen Zustande: 5 Löffel voll Lindenblüthe mit 17 Löffel von siedendem Wasser anzubrühen, darunter, so lange es noch warm ist, eine Drachme Castoreum mit 5 Löffel voll Birkensaft zu mischen und dieß von Morgens 7 Uhr bis Abends 7 Uhr auszutrinken.

Dabei gab sie in ihrer pythischen Begeisterung folgenden Spruch:

„Er ist nicht der Herr mehr
Von Händen und Füßen,
Sie zittern, sie wanken
Wie Hirn und Gedanken.
Doch soll er nicht zagen,
Ich muß ihm was sagen:
Muß sagen, daß er dieß trinke aus!
Dann wird es ihm besser,
Kann schlafen, kann essen
Und geht aus dem Haus!"

Und es war auch dem so. Nachdem der Verwirrte diesen Trank getrunken, verfiel er in den lang entbehrten Schlaf, den

kein Opium mehr in ihm hervorbrachte, erwachte nach einem Tag und war wieder gesund.

Gefühle der Seherin für Krankheitsgefühle Anderer im anscheinend wachen Zustande.

Für die Krankheiten Anderer besaß Frau H. ein so außerordentliches Gefühl, daß sie bei Annäherung eines Kranken, schon ohne dessen Berührung, aber noch mehr nach derselben, sogleich die gleichen Gefühle an Ort und Stelle, wo sie der Kranke fühlte, ohne daß sich dieser vorher ihr mündlich mitgetheilt hatte, fühlte, und zum größten Erstaunen des Kranken ihm alle seine Leiden aufs genaueste sagen konnte.

Meistens fühlte sie neben der physischen Beschaffenheit eines Menschen auch die psychische, und namentlich auch die augenblickliche innere Stimmung von Trauer, Freude u. s. w.; das Physische ging auf ihren Leib, das Psychische auf ihre Seele über.

„Diese Thatsachen," sagt Eschenmayer in seinen Mysterien, „können alle bezeugt werden. Auch ich bin Zeuge, denn sie errieth bei mir und einem Freunde durch bloße Berührung an der Hand den körperlichen Zustand genau. Diese Erscheinungen, so häufig sie auch bei Somnambulen vorkommen, bleiben immer merkwürdig. Denn da wir nicht annehmen können, daß an der Hand oder an irgend einem Theil des Körpers sich der ganze Complex einer Leibesconstitution concentrirte, um dann in dem erhöhten Gefühl der Somnambule das Mißverhältniß des Einzelnen zum Ganzen angeben zu können, so wird es sehr wahrscheinlich, daß es ein Durchfühlen ist bis in die Nervenmittelpunkte. Es entsteht gleichsam eine Nervenpolarität, in welcher die Correlate gleicher Organe sich suchen, so daß das schadhafte Organ des Befühlten sogleich sich in dem gleichen Organ der befühlenden Somnambule nachbildet, woraus diese den Zustand der Person jedesmal erräth; das Gefühl ist der indifferente Leiter zweier sich mittheilenden gleichnamigen Pole."

Hierüber wären Beispiele in Menge anzuführen, es mögen aber nur folgende eine Stelle finden.

Durch Auflegen meines Armes auf einen harten Stuhl schlief mein Arm bis an die Hand ein, und ich hatte in ihm

die bekannte Empfindung von Ameisenlaufen. Während dieses Gefühls in meinem Arme gab ich Frau H., ohne etwas davon zu sagen, die Hand desselben Armes, und bat sie, mir nun zu sagen, was sie in meinem Arme fühle. Kaum nach Berührung derselben sagte sie: ich fühle nichts, als daß mir Hand und Arm einschläft und ich Stiche in denselben erhalte.

Frau H. berührte den Unterleib einer Frau: die am Bandwurm litt (ohne daß Frau H. es wußte) mit der linken Hand. Als sie dieselbe auf eine Stelle brachte, die hart und kugelförmig ausgedehnt war, so fühlte sie von ihrer Hand aus durch den Arm in den Magen und von da in den Bauch eine sonderbare, von ihr nicht zu benennende, widrige Empfindung strömen. Diese fühlte sie lange in der Herzgrube bis in den Hals, von da kam sie in den Kopf und verursachte ihr alsdann Trübsinn und düstere Gedanken. Diese Einwirkung verschwand erst, nachdem sie Thee von Johanniskraut getrunken und sich durch Steinmark künstlich einen heftigen Krampf erzeugt hatte.

Sie berührte einer Frau, die mit einem Kopfleiden behaftet war, den Kopf, und zwar auf dem Wirbel. Sie bekam hierauf ein betäubendes Gefühl, das sich von ihrem Oberkopfe über die Schläfe auf die Zunge erstreckte und ihr auf derselben eine Empfindung von Lähmung verursachte. Die leidende Frau sagte ihr ihr Leiden nicht ausführlich, sie hatte aber von demselben durchaus das gleiche Gefühl.

An einem Abend kam Frau Dekan Burk von Göppingen (sie war uns völlig unbekannt) zu uns. Die Frau stellte die Bitte an mich: sie von Frau H. in wachem Zustande wegen eines Schmerzens, den sie in der Gegend der Leber habe, befühlen zu lassen, aber sonst sagte sie mir von ihren Krankheitsumständen durchaus nichts.

Um nicht unfreundlich zu erscheinen, führte ich sie zu Frau H. Diese befühlte ihren Unterleib, wurde äußerst roth und sagte: sie fühle Herzklopfen und Schmerzen in der Lebergegend; was ihr aber sehr ängstlich sey, das sey, daß sie auf einmal aus ihrem rechten Auge fast gar nichts mehr sehe. Frau B. erstaunte und sagte: sie sehe schon seit vielen Jahren auf dem rechten Auge fast gar nichts mehr, ein Fehler, von dem sie mir nichts gesagt habe, da sie wohl wisse, daß dieß ein altes, unheilbares Uebel

sey. Man sah ihrem Auge auch den Fehler ohne genauere Untersuchung, da er eine Lähmung des Sehnerven war, durchaus nicht an.

Frau H. aber behielt mehrere Tage lang eine völlige Verdunkelung in diesem Auge, und seine Pupille war, wie beim schwarzen Staare, ganz reizlos geworden. Sie erhielt die Sehkraft auf demselben nur dadurch nach und nach wieder, daß ihr Menschen mit gesunden Augen mehrere Minuten lang fest in das verdunkelte Auge sehen mußten.

Am 5. September (1827) Abends gab ich Frau H. ein Band in die Hand, auf welchem der Name einer kranken Frau (mir aber, wie ihre Krankheit, völlig unbekannt) eingenäht war, wahrscheinlich von dieser selbst, und das dieselbe vor seiner Absendung berührt oder an sich getragen hatte; es war von einer Frau M. in U. Kaum hatte aber Frau H. dieses Band einige Minuten in der Hand gehalten, bekam sie große Uebelkeit, Ekel, Würgen und das heftigste Erbrechen. Hierauf fühlte sie Schmerzen, besonders im Knochen des linken Fußes, Bangigkeit auf der Brust und einen besondern Reiz im Zäpfchen.

Ekel und fürchterliches Würgen dauerte fort, man mußte ihr mehrmals die Hand, in der sie das Band gehalten, waschen; aber nichts fruchtete; sie verfiel zuletzt in völlige Erstarrung und Scheintod. Nur durch viele Lorbeere, die ich ihr in die Hand drückte, kam sie endlich aus dieser Erstarrung in halbwachen Zustand und verordnete sich in diesem ein Blasenpflaster über den ganzen Magen und reichlichen Trank von Chamillenthee. Das Blasenpflaster, das dick aufgestrichen war und sogleich aufgelegt wurde, auch die ganze Nacht lag, röthete aber nicht einmal die Haut; sie brachte die ganze Nacht in Erstarrung und Todeskälte zu, und erholte sich erst nach einigen Tagen nach und nach wieder.

Abends um 6 Uhr, als ich den schwäbischen Merkur erhielt, las ich die Todesanzeige von der Frau, der dieses Band angehörte, in dieser Zeitung. Nach dieser war Frau M. schon mehrere Tage, ehe der Frau H. jenes Band in die Hand gegeben wurde, zur Erde bestattet worden.

Frau H. wurde offenbar durch dieses von jener Frau getragene oder berührte Band noch in eine Verbindung mit ihrem

Körper, der aber nun Leiche und im Grabe war (durch den Nervengeist), gebracht, daher ihr Ekel und Scheintod. Wäre sie im hellschlafwachen Zustand gewesen, hätte sie wohl diese Frau wirklich als Leiche im Grabe gesehen.

Van Helmont erzählt von einer gichtischen Frau, die immer starke Gichtanfälle bekam, wenn sie sich auf einen Sessel setzte, auf welchem ihr seit fünf Jahren verstorbener Bruder gesessen hatte.

Heilung der Frau Gräfin von Maldeghem durch die Seherin.

Da hier nur die Thatsache in geschichtlicher Treue sprechen kann, so soll auch nur solche mit jener hier gegeben werden.

Am 28. März 1828 kam Hr. Graf v. M. von N. zu mir, mit folgendem Brief seines Arztes, des Hrn. Medicinalrathes Dr. Endres von Ulm.

„Der Ueberbringer dieses Briefes ist der Hr. Graf von Maldeghem von Niederstotzingen. Er hörte von einer schlafwachen Kranken, die in Ihrer Behandlung steht, und daß diese auch für andere Personen schon Heilmittel angegeben. Dieß bewog den Herrn Grafen diese Reise zu unternehmen, und einen Rath für seine Frau Gemahlin zu erbitten. Da der Hr. Graf Sie selbst spricht, so berühre ich die Krankheitsgeschichte dieser Dame nur kurz.

„Die erste Anlage zu ihren gegenwärtigen psychischen Störungen empfing die Frau Gräfin schon vor der Geburt noch im Mutterleib. Als ihre Frau Mutter, die noch jetzt lebende Frau Fürstin von W., mit dieser ihrer Tochter schwanger war, hatte ihr Mann, der damalige regierende Fürst v. W., das Unglück, von einem österreichischen Streifcommando verkannt und vor seinem Schlosse zusammengehauen zu werden. Jedermann glaubte, die Frau Fürstin werde eine Fehlgeburt haben, allein zum allgemeinen Erstaunen erfolgte im achten Monate die Niederkunft zwar glücklich, aber das Kind, die jetzige Gräfin von M., trug das Bild ihres getödteten Vaters in den Zügen ihres Angesichtes. Lange behielt das Kind diese Todtenfarbe, und man hatte Furcht, daß sie bleiben möchte. Endlich aber verschwand sie, und man bemerkte an der jungen Gräfin keine weitere Spur mehr davon.

„Dagegen aber entwickelte sich allmählig eine höchst reizbare Stimmung des Nervensystemes, und es scheint, daß das Gangliensystem bei dieser Dame von ihrer frühesten Jugend bis zu ihrer vollkommenen Entwicklung eine mächtige Rolle gespielt habe. Mit dem neunten Jahre ihres Alters kam sie in ein Kloster und wurde dort bis in ihr 18. Jahr erzogen. In ihrem 23. Jahr vermählte sie sich mit dem Herrn Grafen von M. Sie lebten mehrere Jahre glücklich mit einander, und ihr jetziges psychisches Leiden datirt sich von dem zweiten Wochenbette.

„Die Frau Gräfin hat einen sehr gebildeten Verstand, ihre Urtheile sind oft scharf und treffend. Sie ist sehr religiös und ihr ganzes Benehmen im hohen Grade edel und liebenswürdig. Ihr Gemüthszustand ist ein wachendes Traumleben.

„Sie hat drei fixe Ideen, die gleichsam den Kreis bilden, in dem sich alle ihre Traumbilder bewegen, nämlich 1) Zweifel an der Persönlichkeit ihres Mannes und ihrer Kinder. 2) Erwartung, oder vielmehr heiße Sehnsucht nach einer Umwandlung ihres Wesens. 3) Erwartung einer überirdischen Erscheinung, durch welche ihre Verwandlung bewirkt werden soll. Die ersten Grundbegriffe ihrer Phantasie haben aber indessen viele und mannichfaltige Modifikationen und Variationen angenommen, was Ihnen Alles der Herr Graf v. M. mündlich mittheilen wird."

Diese mündlichen Mittheilungen bestanden, neben der Bestätigung des Angeführten, noch ungefähr in Folgendem:

In ihrem sechsten Jahre schlief die Gräfin eines Tages in einem blühenden Mohnfelde ein, und lag in demselben, von ihrer Wärterin unbeachtet gelassen, einen halben Tag lang im tiefsten Schlaf. Als sie endlich mit Gewalt erweckt wurde, blieb ihr die Erinnerung so sehr getrübt, daß sie ihre Wärterin und Geschwister nur noch dunkel als ihr angehörend erkannte, auch lange an der Wirklichkeit ihr sonst ganz bekannt gewesener Personen und Dinge zweifelte. Obgleich dieser Zustand nur im minderen Grade länger andauerte, so wurde er doch bei Veranlassungen, wo das Gemüthsleben mehr in Anspruch genommen wurde, bei einer wahrscheinlich schon von Geburt aus gegebenen Anlage, immer wieder unverkennbar hervorgerufen, und dieß geschah hauptsächlich, als die Gräfin im neunten Jahre von ihrer Heimath nach Wien, der Erziehung wegen, in ein Frauenkloster gebracht

wurde. Auch hier konnte sie oft zu keiner klaren Ueberzeugung kommen, ob ihr ganzes Seyn und Thun Wirklichkeit oder Traum sey. Dieser abnorme psychische Zustand war noch in ihr, als sie schon zur Jungfrau herangewachsen mit dem Grafen v. M. eine Verbindung einging. Auch da wurde sie oft von dem Gedanken gemartert: „Es sey doch nicht gewiß, ob der vor ihr stehende Graf wirklich auch derjenige sey, der ihr zum Gatten angetraut worden." Diese und andere Zweifel suchte sie aber vor der Außenwelt so viel als möglich zu verbergen und nur in sich zu tragen, bis am 31. Oktober 1827 in der vierten Woche einer Niederkunft, sie, nach einer psychischen Erschütterung, aufs heftigste in ihr hervorbrachen und sie in ein Traumleben zurücktrat, das die Aerzte anfänglich Hirnentzündung und nachher Wahnsinn nannten. Ihre Hauptidee in diesem Traumleben war auch nun: sie sey gestorben und rettungslos verdammt, sie durchwandere finstere Klüfte, Bergwerke, unterirdische Gänge, wo sie Qualen aller Art erleide.

Ihr bekannte, sonst von ihr geliebte Menschen erschienen ihr in Gestalt von Thieren, namentlich der von Bären, und ihr Gatte und Kinder ließen sie völlig kalt, da sie ihr nur als Abbilder von der Wirklichkeit erschienen, die für sie nicht mehr existirte.

So konnte man ihr auch nicht begreiflich machen, daß das Gut N., auf dem sie lebte, und in das sie ehemals so große Freude setzte, noch ihr angehöre; sie behauptete, was sie sehe sey nicht ihr N., es sey nur das Bild davon. Dabei hielt sie sich (sie, die so sehr lieblich ist) für ein Scheusal, vor dem alle Menschen zurückschrecken oder sich in Spott ergießen, wie sie auch immer sie schimpfende Stimmen zu vernehmen glaubte, weßwegen sie auch ihr Gesicht beständig vor den Menschen verbarg und allen Umgang mit ihnen floh.

Nachdem verschiedene Mittel gegen dieses Leiden vergebens gebraucht worden, machte der Graf mit seiner unglücklichen Gattin auf ärztliches Anrathen eine Reise durch Deutschland; aber alle Gegenstände auf derselben gestalteten sich ihr in solcher Zerrüttung zum qualvollsten Traume. Merkwürdig ist, daß die Gräfin von Anfang der Krankheit in lichten Augenblicken immer äußerte, es müsse und werde ihr einst Hülfe auf einmal, wie

durch einen Blitzstrahl kommen, und die könne ihr kein Arzt, sondern nur ihr Gatte bringen.

In diesem Glauben und mit diesen Erzählungen kam der Graf hierher, und that mir seine Wünsche in Hinsicht der Schlafwachen kund.

Ich äußerte mich frei, wie ich, wenigstens in körperlichen Leiden, und zwar aus den Gründen, die ich schon oben anführte, noch wenig Hülfe von Verordnungen Schlafwacher gesehen, daß aber das Leiden der Gräfin, das mir mehr zwischen magnetischem Traumzustand und Manie zu stehen schien, als daß ich es für wirkliche Manie halten könne, hier vielleicht eine Ausnahme mache, und daß in jedem Fall interessant wäre, wenigstens zu vernehmen, was das in so außerordentlichem Gefühlsleben und vielleicht in ähnlichen Kreisen des Innern begriffene Weib über diesen Zustand seiner Gattin äußere.

Der Graf begab sich nun mit mir zu Frau H., und erzählte ihr seine Angelegenheit, an der sie großen Theil nahm, und auch im wachen Zustande äußerte, daß sie die Gräfin mehr in einem regellosen magnetischen Zustand als in wirklichem Wahnsinn befangen glaube.

Schlafwach, wo sie der Graf auch um Heilmittel bat, äußerte sie sich wörtlich also: „Ich fühle sie im Traumringe (siehe die unten erklärten Kreise der Seherin), aber in einem eingesperrten, fixirten Zustande. Sie muß in diesen Ring weiter hinein und muß in ihm ungebunden seyn können, oder noch besser heraus, in die Außenwelt. Im erstern Falle wird sie magnetisch und ist dann leichter zu heilen, im zweiten Falle wird sie sogleich gesund. Ich fühle in ihr die Zahl drei, und aus dieser müssen die Verordnungen für sie hervorgehen. Neun Tage lang muß sie dreimal drei Lorbeerblätter in einem Amulet anhängen, es darf ihr aber nicht gesagt werden, woraus das Amulet besteht. Neun Tage mußt du ihr (sagte sie zum Grafen) dreimal des Tages, jedesmal eine Viertelstunde lang, die linke Hand auf die Herzgrube legen, und zwar so, daß die Fingerspitzen deiner linken Hand auf die Herzgrube kommen. Die rechte Hand muß auf die Stirne. Kommt sie in diesen neun Tagen in Schlaf, so ist es gut; ist es nicht, so ist sie immer nur beruhigend zu behandeln. In diesen neun Tagen hat sie sich von Allem zu

enthalten, was nur im geringsten arzneilich wirkt, besonders vor allen aufreizenden Nahrungsmitteln und Gewürzen. Täglich hat sie dreimal drei Eßlöffel voll Johannisthee zu nehmen, der aus fünf Blumen und neun Eßlöffeln voll Wasser bereitet wurde. Würde dieser Thee stärker gemacht werden, so würde er schwächer auf sie wirken. An keinem Mittwoche darfst du mit dem Auflegen der Hände anfangen, aber jedesmal muß es Morgens 9 Uhr geschehen. Um dieselbe Minute, wo du ihr die Hände auflegst, schlafe ich hier ein, da darf man mich aber um nichts fragen, ich werde auch nicht sprechen, — ich bete für sie."

Am 31. reiste Hr. Graf v. M. von hier ab, und fing mit seiner Gemahlin zu U., wo sie sich befand, und das 30 Stunden von hier entfernt ist, am 3. April, Morgens 9 Uhr (wie ich erst nachher von ihm erfuhr), die Kur an.

Am 3. April, Morgens 9 Uhr, verfiel Frau H. auch, was sonst zu dieser Zeit nie geschah, in magnetischen Schlaf, sprach aber nichts, sondern hatte die Hände, wie sonst bei stillem, innerm Gebete, kreuzweise über die Brust gefaltet.

Von da fing auch in Frau H. ein besonderes Gefühl an, das sie immer auf die Gräfin v. M. bezog. Dieß blieb sich gleich bis zum 7. Von da an steigerte es sich, sie konnte es aber nicht mit Worten näher ausdrücken, bis Mittwoch den 9., wo es Mittags an diesem Tage so hoch stieg, daß sie oft sagte: „Ich weiß mir gar nicht mehr zu helfen." — An diesem Tage, 6 Uhr Abends, rief sie laut: „Werfet alle eure Sorgen auf den Herrn, denn er sorget für euch." Sogleich nach diesem Ruf sagte sie: „Ich sah so eben einen Lichtstrahl, aus diesem trat ein Bild, bis ich es aber genau aufzufassen versuchte, war es wieder verschwunden. Ich weiß nicht, was das ist, aber ich mußte dabei aufs innigste an die Gräfin denken und meine, es sey eine Veränderung mit ihr vorgegangen." — Dieß Gefühl für dieselbe blieb ihr, jedoch mit mehr Ruhe, bis Freitag den 11., an welchem Tage sie Morgens noch einmal schlief. Abends hatte sie wieder das Gefühl, als sey eine Veränderung mit der Gräfin vorgegangen, dann aber nahm jenes Gefühl für dieselbe wieder ab.

Am 14. erhielt ich von dem Grafen v. M. folgende Zeilen:

U., den 11. April 1828.

„Schreiben Sie mir doch sobald als möglich: ob am Mittwoch den 9. April, 6 Uhr Abends, Sie bei der Frau H. nichts Besonderes bemerkt haben, oder was sonst mit ihr in Beziehung auf meine Frau geschehen ist. Ich frage nicht umsonst und erwarte mit Medicinalrath E. Ihre Antwort mit Sehnsucht.“

G. v. M.

Ich konnte dem Grafen nichts erwiedern, als was ich vom 9. April, 6 Uhr Abends, von Frau H. in Beziehung auf die Gräfin in meinem Tagebuche notirt hatte, was ich oben angab, und von dem auch noch Andere Zeugen waren. Am 18. Morgens behauptete Frau H. das Gefühl zu haben, daß die Gräfin noch heute komme. Abends kam auch Hr. Graf v. M. wirklich mit seiner Gemahlin hier an. Er erzählte, daß er sechs Tage lang die seiner Frau vorgeschriebene Kur fortgesetzt, ohne daß sich in ihren Umständen etwas Merkliches verändert. Am siebenten Tage aber, Mittwoch Abends nach 6 Uhr, habe ihn seine Frau aus einer Gesellschaft, in der er gerade gewesen, berufen, und Folgendes eröffnet:

Schlag 6 Uhr habe sie auf-einmal aufs innigste an jene Frau denken müssen, und sey von da an nun wie gezwungen, dem Grafen zu sagen, was sie eigentlich in diesen Zustand gebracht, was sie noch keiner Seele gesagt und was auch dem Grafen unbekannt war. Von nun an, und namentlich nach dieser Eröffnung an den Grafen, seyen die vorigen Verwirrungen weg gewesen, und die Gräfin wie aus einer Traumwelt in die Wirklichkeit versetzt worden. Sie habe nun den Grafen nnd ihre Kinder wieder als die wirklichen erkannt, und auch wieder nach ihrem Gute N. zu reisen begehrt. Ein großes Verlangen habe sie dabei aber auch nach jener Frau ergriffen, weßwegen der Graf nun mit ihr hierher gekommen.

Der sehr vortreffliche Arzt des Grafen schrieb mir dabei sehr wahr:

„Der Schlagbaum scheint nunmehr niedergerissen zu seyn, der die Gräfin von der wirklichen Welt trennte und in eine Welt voll Träume versetzt hatte. Ihre fixen Ideen sind größtentheils niedergegangen, nur die Nachklänge von ihnen sind noch im Bewußtseyn vorhanden, diese aber kommen oft sehr laut, doch

nicht anhaltend. Unter welchen Umständen diese Veränderungen (wie durch Zauber) erfolgt sind, wird Ihnen der Graf selbst erzählen.... Nur Ein Stein liegt noch im Wege, und bevor dieser nicht hinweggeräumt ist, kann ich mich nicht entschließen, an die Vollendung dieser Kur zu glauben, dieser Stein ist die Religion, die in dem Herzen dieser verehrungswürdigen Dame noch nicht wieder aufgegangen ist; sie fühlt sich in ihrem Herzen noch zu kalt und glaubt, daß ihr Gemüthszustand noch nicht diejenige Festigkeit habe, um von diesen heiligen Geheimnissen, wie sie in der katholischen Kirche vorgeschrieben sind, Gebrauch machen zu können. Dieß Gefühl von Kälte hat sie auch in Beziehung auf ihre Kinder und Umgebungen. Da der Glaube, daß sie gestorben und rettungslos verdammt sey, eine der Hauptideen ihrer Verirrung ausmachte, so finde ich es natürlich, daß dieser Wahn nur durch einen lebendigen Glauben an die Barmherzigkeit Gottes, an die Verdienste unseres Heilandes und unsere Erlösung durch ihn, und endlich durch den Gebrauch der heiligen Sacramente vollkommen ausgelöscht und zum Schweigen gebracht werden kann."

Diese Ansicht war auch die völlig wahre. Die Gräfin sprach nun von ihrem frühern Leben als einer Verwirrung, in der sie gewesen, ganz klar, erzählte sehr häufig ihre bunten Träume in ihm, und wie sie sich nun wieder in einem mehr wachen Leben befinde; allein oft noch konnte sie sagen: „Ich weiß doch noch nicht ganz bestimmt, ob dieß mein Karl (der Graf) auch wirklich ist, und weiß es nur bestimmt, wenn ich ihn am Arme berühre und da seine Narbe fühle." (Der Graf hatte von einer Hiebwunde eine Narbe im Arme.)

Oft sagte sie auch: „Ich hörte wohl, daß man mich so eben wieder schimpfte." Auch hörte sie noch hie und da Stimmen, die ihren Namen riefen; und so fromme Gesinnungen sie auch äußerte, so vermochte sie doch noch nicht, sich zum Gebete zu wenden, und noch unmöglicher war es ihr, eine Kirche zu betreten.

Das Bestreben der Frau H., die von der Gräfin im wachen und schlafwachen Zustande häufig besucht wurde, ging nun auch hauptsächlich dahin, in dem Herzen der Leidenden wieder das Licht des Glaubens und Vertrauens anzufachen, welches nur durch

Gebet geschehen konnte. Daher fragte sie dieselbe schon bei ihrem ersten Besuch im magnetischen Schlafe: „Wenn ich mit dir bete, willst du mit mir beten? Ich werde nie etwas gegen deinen Glauben mit dir beten, das fürchte nicht!“ (Frau H. war lutherischer, die Gräfin katholischer Confession.)

Was die Gräfin bisher keinem Geistlichen that, versprach sie dieser Frau, an die sie auch, wie durch unsichtbare Bande, immer mehr geknüpft wurde. Die weiteren Verordnungen der Frau H. bestanden in fernerem Handauflegen durch den Grafen zu gewissen Stunden des Tages und in wohlberechneten psychischen Aufgaben; z. E. die Gräfin solle von ¾ auf 10 Uhr bis 10 Uhr Morgens kein Wort von sich selbst sprechen, und dieses vor der Hand sieben Tage lang thun. Ferner solle sie, so oft ihr „so ein Gedanke“ komme, an sieben Tropfen Mandelöl, worunter ein Tropfen Rosmarinöl, riechen. So oft sie vermeine, es rufe oder schimpfe eine Stimme, soll sie bei sich sprechen: „Vater im Himmel, du hörest diese Stimme, nimm sie weg von mir,“ und soll dann an das Gehörte durchaus nicht weiter denken. Oft soll sie beten: „Eröffne, o Vater, mein Herz, daß ich Glauben und Vertrauen habe!“

Als die Gräfin fragte: „Wie kann ich denn aber diese beunruhigenden Gedanken vergessen?“ antwortete sie ihr: „Vergessen wirst du sie nicht, aber bald wirst du sie mit andern Augen ansehen.“

Sieben Tage lang betete nun Frau H. im schlafwachen Zustande mit der Gräfin Schlag 7 Uhr Abends verschlossen, allein, während die obigen Verordnungen, worunter auch Gebrauch von Johannisthee und Tragung eines Amulets von Lorbeerblättern war, pünktlich befolgt wurden. Glaube und Vertrauen, und damit die innere Ruhe, wuchsen bei der Gräfin immer mehr, wiewohl noch nicht Alles gehoben zu seyn schien.

Dieß geschah aber wiederum auf einmal wie durch einen Zauberschlag. Montags den 28. früh halb 5 Uhr erwachte die Gräfin im Bette, kleidete sich an und erweckte das ganze Haus mit der freudigen Erklärung, daß nun auf einmal auch die letzte Wolke in ihr verschwunden und sie nun aus einem viele Jahre lang mehr oder weniger in ihr geherrschten Traumleben getreten und jetzt völlig genesen sey.

Eine so schnelle, völlige Umwandlung war mir mehr verdächtig als erfreulich, und ich konnte mich nicht so verstellen, daß die Gräfin diese Zweifel nicht in meinem Innern las. Denn sie sagte: „Ich weiß, was Sie befürchten, aber es ist ohne Grund, ich bin und bleibe von nun an gesund," und — so war es auch; keine Spur des früheren Leidens wurde mehr sichtbar. Frau H. ließ nun das Amulet von Lorbeer mit einem von Johannisblumen und Haselnußstaude verwechseln, verordnete der Gräfin stärkende Kräuter auf den Unterleib und gab ihr auch noch einige andere magische Vorschriften, die sie (um sie nicht unkräftig zu machen) nicht sagen durfte.

Am 29. sagte Frau H. im magnetischen Schlafe zu ihr: „Freitags kannst du wohl in die Frühkirche gehen, was willst du thun? willst du nicht Gott danken, daß es in dir besser ist, das mußt du thun, das thust du auch gern."

Die Gräfin fuhr am besagten Morgen zur Kirche, das erstemal seit ihrem Erkranken, und fand sich durch Dank gegen Gott, den sie in vertrauungsvollem Gebete ergoß, äußerst gestärkt und erheitert.

Das stille Beten mit der Gräfin setzte Frau H. jedesmal Abends 7 Uhr in ihrem schlafwachen Zustande, wo ihr Gesicht wahrhaft wie in Verklärung leuchtete, bis zum 9. Mai fort und gab ihr am 10. noch folgende Verordnungen:

„Wenn du in dein Haus trittst, mußt du ein Amulet anhängen von drei Stückchen asa foetida, drei Johannisblumen und drei Messerspitzen voll Sand. Alle drei Wochen mußt du dieses frisch bereiten und das alte in ein fließendes Wasser werfen lassen. Alles, was dich hindert, mußt du von dir nehmen, und das kann nur durch Gebet geschehen, das aber wird von nun an allein aus dir, aus deinem eigenen Innersten strömen."

Am 12. Mai verließ uns die Gräfin völlig gesund, und ist es jetzt nach achtzehn Jahren noch.

Erkenne hier, sinniger Leser, die Macht geistiger Correspondenz, des Gebetes und kindlichen Glaubens!!

„Schwerlich existirt seit der Zeit des Magnetismus," sagt Eschenmayer in den Mysterien, „eine Geschichte, die in einem

so reinen Fluß der Erscheinungen verlief, und uns eine so sehr magnetisch-psychische, ja magisch-religiöse Kraft darbietet."

Ich hörte sie aus dem Munde der Frau Gräfin selbst erzählen, mit einer solchen Ueberzeugung von der Seherin geheilt zu seyn, daß darüber wohl kein Zweifel mehr seyn kann. Diese einzige Geschichte läßt uns einen solchen Blick in das Reich geistiger Correspondenzen thun, daß alle unsere elenden Einwürfe, die aus Naturgesetzen genommen sind, wie Seifenblasen verschwinden. Diese psychische Steigerung, welche die Seherin mit der Frau Gräfin vornahm, übertrifft weit unsere Psychiatrie. Gebet und Glaube war der Zielpunkt, wohin die Seherin die Gräfin von Stufe zu Stufe führte, bis endlich der Nebel zerriß, der dieses herrliche Gemüth so lange in Finsterniß einhüllte. Mit dem ersten Gebet, das aus freiem Gemüth sich gen Himmel erhob, war die Genesung vollendet.

Mein Freund Kerner setzt am Schlusse dieser einzigen Geschichte die Mahnungsworte hin: Erkenne hier, Mensch! die Macht geistiger Correspondenz, Gebets und kindlichen Glaubens!! Ach, Freund! sie erkennen es nicht, sie wissen auch nicht von ferne, was geistige Correspondenz ist, sie fühlen nicht, was Gebet und kindlicher Glaube ist. Hochtrabend fahren sie mit ihren nichtigen Vernunftformeln daher, und wähnen den Saum des Universums damit zu erfassen, und am Ende ist es nichts als eine taube Nuß, nämlich ihr Absolutes.

... Mit keiner Geschichte ist inzwischen so viel Frivolität getrieben worden als mit dieser, und keine bedarf mehr des sittlichen Ernstes, als diese. Einen religiösen somnambulen Wahnsinn beliebten sie diese Geschichte zu nennen. Wem sollen wir dieses Geschlecht vergleichen? Sie sind gleich den Kindern, die auf dem Markte sitzen und den Alten zurufen: Wir pfeifen, warum tanzet ihr nicht, wir klagen, warum weinet ihr nicht? So muß sich die Weisheit rechtfertigen lassen von ihren Kindern."

Die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes der Seherin und ihrer Gefühle in ihnen.

Der magnetische Zustand der Frau H. theilte sich in vier Grade:

1) In den, in welchem sie immer war, in dem sie wach zu seyn schien, aber es doch nicht war, in den ersten Grad eines Lebens im Innern. Sie sagte, daß in diesem Zustande manche Menschen seyen, bei denen man an nichts Magnetisches denke, und die es selbst nicht wissen.

2) In den magnetischen Traum. In diesem Zustande, behauptete sie, befänden sich manche Menschen, die man für wahnsinnig halte (s. die obige Geschichte), aber in ihm dann in keiner freien Bewegung wie sie, sondern wie eingesperrt seyen.

3) In den Zustand, den ich den halbwachen nannte, und der sich besonders dadurch zu erkennen gab, daß sie in ihm jene Sprache ihres Innern sprach und schrieb, von der unten noch besonders die Rede seyn wird.

Sie sagte: „Ich schreibe und spreche diese Sprache dann, wenn mein Geist sich mehr an die Seele schließt, wenn ich freier bin, im halbwachen Zustande; wachend kann ich es nicht, mein Körper will wachend nichts davon.“

4) In den schlafwachen Zustand, wo sie in den tiefsten Kreis ihres Innersten trat, hell sah, Verordnungen machte.

Aber zwischen diesem dritten und vierten schien mir noch ein anderer magnetischer Zustand, und zwar der kataleptische zu liegen, in welchem sie in Erstarrung fiel und Kälte empfand.

Unten sind diese Zustände alle durch ihre eigene Zeichnung und Erklärung näher erläutert. Früher sagte sie über dieselben Folgendes: „Im halbwachen Zustande denke ich nur mit meinem

kleinen Gehirne, vom großen fühle ich nichts, es muß schlafen. In diesem Zustande kann ich mehr mit der Seele denken, sie denkt heller als im ganz wachen Zustande, und der Geist hat auf sie zugleich mehr Einfluß, als wenn ich wachend bin, ich fühle ihn immer etwas von der Herzgrube aus. Im ganz schlafwachen Zustande hat mein Geist die Oberhand, ich fühle zwar auch die Seele, aber die Oberhand hat der Geist. Wenn ich ganz hellschlafwachend bin, denke ich ganz nur aus meiner Herzgrube mit dem Geist. Im ganz wachen Zustande fühlt man den Geist nur ganz wenig, nur etwas. Aber den Menschen, wie er in dieser Welt ist, muß die Seele am meisten regieren. Wenn die Menschen alle nur geistig sprächen, der Geist freien Spielraum hätte, was wäre das! Der Geist kann hinüber blicken, die Seele nicht so, und in dem Leben, das wir jetzt auf der Erde leben, darf der Mensch nicht hinüberblicken, nicht wissen, was künftig sey, daher muß die Seele im gewöhnlichen Zustande mehr wirken." Dieß sprach sie schlafwach. Als sie später wach war, gab ich ihr diesen Reim:

„Ist's die Seele, ist's der Geist,
Was den Menschen hier regieret?
Sage! wer von beiden führet
Uns auf Erden allermeist?"

Als sie ihn gelesen hatte, sagte sie unbefangen: „Das weiß ich nicht! Seele und Geist wird wohl ein und dasselbe seyn, sie sind allerdings Eins — aber ich brauch' es ja auch nicht zu wissen."

„Mein großes Gehirn," sagte sie auch einmal halbwach, „fühle ich im ganz schlafwachen Zustande immer wenig, ich mag nachsinnen, wie ich will. Ich fühle bei einem starken Athemzug eine Bewegung des großen Gehirns. Ich fühle aber zum Denken nichts." Einmal sagte sie: „Ich fühle die Seele in den Nerven, die ich jetzt alle ganz hell sehe. Ich muß aber noch mit Bestimmtheit wissen, ob die Seele nur über die Nerven schwebt, und wie es ihr nach dem Tode der Nerven geht."

Nach fernerem Schauen in sich sagte sie hierauf: „Die Seele gibt den Geistern das Körperlichschwebende, sie lebt mit dem Geiste fort und bildet nach dem Tode um ihn einen schwebenden Körper."

Einmal forderte sie, das einzigemal, ein Arzneimittel im magnetischen Schlaf und sagte dann: „Ich fühle, was ich da nehme, nicht wie wenn ich wach wäre, aber seine Wirkung ist größer, es stärkt mich mehr, als wenn ich es wach genommen hätte, weil in diesem Zustande mein Geist und meine Seele weniger unterdrückt sind, freier sind, und dann kann es mehr wirken. Ist die Seele so unterdrückt, kann ein Heilmittel nie so große Wirkung thun. Jetzt habe ich von der Arznei den Geschmack im Munde; wenn ich aufwache, habe ich ihn nicht, weil das nur mein Körper fühlt, meine Nerven dann wieder eine andere Richtung erhalten."

Der magnetische Traum.

Der magnetische Traum war bei der Seherin mehr ein Zustand des wirklichen Traumlebens. Sie sagte: „Er ist nahe am schlafwachen Zustand und daher gewiß nie ohne Bedeutung, aber er geht doch mehr vom Gehirn aus und zeigt mehr ein Wiederkehren zum Gehirn an." Jedesmal nach dem Erwachen nach solchem blieb ihr gegenwärtig, was sie in ihm geträumt hatte, was im halbwachen Zustand und hellen Schlafwachen nicht der Fall war. Sie sprach in demselben meistens laut und hatte in ihm auch eine sehr ausdrucksvolle Mimik. Sie führte oft den Traum dramatisch selbst auf und sprach langsam und oft ganz rhythmisch. Oft lag zwischen ihren Reden die Antwort eines Andern, wo sie dann inne hielt. Ich führe hier nur zwei kurze Träume der Art, die ihr nachgeschrieben wurden, an.

Da sie den ersten sehr langsam sprach und zwischen hinein die Handlungen mimisch aufführte, so konnte ich und ihre Schwester ihn ihr bequem nachschreiben. [1] Er ist folgender.

Sie richtete sich mit geschlossenen Augen im Bette auf und sprach:

„Wie bin ich so traurig!
Die Hoffnung will sinken,

[1] Es ist dieß das einzige längere Gedicht, das die Seherin im magnetischen Traume sprach. Ich und ihre Schwester schrieben es ihr zugleich nach, was wohl geschehen konnte, da sie es zugleich mimisch aufführte und sehr ausdrucksvoll und langsam sprach.

Nichts kann mich erheitern,
Nichts kann mich erfreun!
Warum? o ich fühle
Die Schwäche des Körpers!
Doch will ich nicht zagen,
Du Vater der Liebe,
Hör' an meine Klagen!
Ich weiß, daß du hörest
Ein kindliches Flehn.

Nun bog sie sich mit kreuzweise über die Brust gelegten Armen etwas nieder.

Hier lieg' ich betend
Vor dir, Allerbarmer,
Ich Arme, ich Kranke,
Ich Schwache, ich Kranke,
Du nimmst den gehorsamen
Kindern den Schmerz,
Du bist der Allwissende,
Siehest mein Herz.

Hebt die Hände auf und richtet die geschlossenen Augen aufwärts.

Ist die Prüfung erstanden,
So dürfen sie fröhlich
Nach Jenseits hinwandeln.
O Hinblick, du froher,
Nach schöner Vollendung
Im Hause des Friedens!
Wie will ich dir danken,
O Vater! o Wonne
Der hoffenden Seligkeit!

Sie setzt sich.

Ich setze mich hin —

Pause.

Und gewunden wird mir
Ein Lorbeerkranz ums Haupt.
Ich werde weit hingeführt
An geistiger Hand:
An deiner Hand —

Sie machte eine Bewegung, als legte sie ihre Hand in eine andere.

Fühle ich himmlische Ruhe.
Geistiges Leben
Bindet sich an geistiges Leben.
Führe mich hin, du geistiges, liebliches Wesen!

Sie macht Bewegungen, als ginge sie.

Du führest mich fort,
Ich weiß nicht wohin.
Es wird mir so leicht,

Bewegt sich wie schwebend.

Es wird mir so wohl!
O mir wird so klar und rein
Wie der Quelle hier im Hain;
Führe mich ferner nur hin!

Sucht sich wie zu halten.

Ich lasse dich nicht!
Fasse dich fest!
O! wo komme ich hin?
Wie freu' ich mich über
Die göttlichen Blumen,
Die bricht man nicht ab! —
Doch, laß mich dieß Pflänzchen,
Dieß leuchtende, sehn!

Im höchsten Entzücken.

Wo bin ich? was seh' ich?
Ein himmlisches Kind! [1]

Pause.

O ist es denn Täuschung!
O halt' ich mich fest denn
An deiner Hand?

Pause.

Du gibst mir zur Antwort:
Ein Kind, welches athme,
Von dir nun ein himmlisches
Göttliches Wort.

Pause.

Dieß Kind nehm' ich mit mir!
O darf es mit mir gehn?
Und darf es nicht gehen,
Geh' ich nicht!!

Bewegung, als fiele sie.

O Führerin! halt mich!
Es hebt, es umschwebt mich
Ein himmlisches Land!

[1] Wahrscheinlich ihr verstorbenes Kind.

Pause.

O Führerin,
Laß mich in diesem!
Du gibst mir zur Antwort:
Das kann ich nicht thun!
So muß ich denn weiter;
Und ach dieses himmlische
Kind darf nicht mit?

Pause.

Ich thu' es nun gerne,
Mitnehm' ich die Freude,
Bei ihm einst zu ruhn.

Bewegung, als ginge sie weiter.

Du führest mich weiter,
Du sagst: nehm' in Acht dich
Auf diesem so schmalen,
So schwankenden Steg!

Zagend.

Jetzt bin ich an diesem —
Wie komm' ich hinüber?

Bewegung mit dem Arm.

Ich halte mich an dich!

Freudig.

O glücklich! die Prüfung
Ist nun überstanden,
Wie muß ich dir danken,
Mein Vater! mein Gott!

Pause.

O siehe die Blinden,
Die Waisen, die Kranken,
Sie irren, sie schmachten!
Du führest mich wieder
Ins irdische Haus.
Du sagst mir, ich müsse
Jetzt wieder zurücke.

O nun, so umschwebe
Mich, himmlisches Bild!
Und laß mich oft fühlen
Wie licht du, wie mild!

Ich danke dir, Führerin!
Auch für diese Stunde
Erquickender Ruh.

Flöß' oft in das Herz mir,
Was Jesus gesprochen
Im Leben und Tode,
So werd' ich nie zagen,
Wird's licht seyn und leicht mir.

Sie erwachte.

Als sie erwacht war, wußte sie sich ihrer Führerin, der schönen Gegend, in die sie geführt wurde, der lichten Gestalt ihres verstorbenen Kindes, daß ihr ein Lorbeerkranz ums Haupt gewunden wurde u. s. w., aus dem Traume zu erinnern, daß sie aber den Traum laut und so wie er hier oben wörtlich ihr nachgeschrieben wurde, aussprach, das wußte sie nicht.

Ein anderer Traum magnetischer Art, den sie nach dem Erwachen mir erzählte, ist folgender:

„In der vorigen Nacht ging ich im Traume in einem Walde. In ihm waren viele Anlagen, Blumen und Lorbeerbäume. Sie gingen auch in diesem Walde. Sie entfernten sich von mir, um ein Kraut zu suchen, und ich befand mich nun allein in dem Walde. Nun zeigte sich mir ein Schaf, das ein hölzernes Kreuz auf dem Rücken trug, das ging vor mir her und sah mich oft an, als wollte es mit mir reden. Ich wand einen Kranz von Immergrün und Lorbeer. Auf einmal entstand ein Gebrüll und ich sah unter einem Baume sechs Wölfe, auf den Baum aber hatten Sie sich mit blutender Hand gerettet. Da nahm ich, um mich doch mit etwas zu vertheidigen, dem Lamme das Kreuz von dem Rücken, da sprang das Lamm vorwärts und die Wölfe flohen."

Ein anderer Traum der Art, den sie laut sprach, und den ihr eine Verwandte nachschrieb, ist folgender:

„Wo bin ich? Was sehe ich? Schlaf' ich oder wach' ich? Ich träume. Ja, in meinem Traumring steh' ich! Warum muß ich hier seyn, hier auf dieser öden Erde? Nichts als Erde ist um mich! Kalt, schauervoll ist es mir! Kaum kann ich stehen, ich zittere, ich bebe! Kein Sterblicher ist um mich, kein Gras noch Blume sehe ich! Was ist's? Ist's ein Grab? Nein! es ist mein Erdenleben. Herr! mein Gott, ich rufe zu dir und schreie um Hülfe. Allerheiligster Vater! laß deine Gnade und Barmherzigkeit über mich leuchten, hilf mir, o Herr, um deines Sohnes Jesu Christi willen, der sein Blut für alle Sünder

vergossen, also auch für mich. Ja, zu dir nahe ich mich, du bist's allein, der mir helfen kann; ich lege mich in deine Seitenwunde, und da ruhe ich — (Pause.) Ja! durch deine Wunden kann ich geheilt werden; sprich nur Ein Wort, so werde ich gesund. Du hast gesagt: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken." Du hast mich erquickt! Sanft wird mir mein Joch, leicht zu tragen mir die Last, aber nur durch deines Geistes Kraft. Nun lege ich mich hin auf die Erde aus Schwäche meines Körpers. Liegen muß ich! Ganz in der Ferne seh' ich ein Thor — was ist es? Es ist ein Garten. Könnte ich doch hinüberkommen, wer hilft mir? Was sehe ich? meine Führerin kommt, ich bitte sie: hebe mich auf, führe mich dorthin, wo ich diesen Garten sehe, führe mich hinüber über diese Erde, gib mir deine Hand und laß mich hier nicht liegen! Sie spricht: da mußt du bleiben. — So laß mich doch nur etwas sehen! Du zeigst mir Blumen! Was bedeuten sie? Du sprichst: sie sind dein ganzes Ich. Sag' mir, was sind die Blätter dieser Blumen? — Die Blätter sind deine Vergangenheit. — Was bedeutet diese blaue Blume, diese blaue Blume mit den unzählbar vielen Blättern? — Sie ist das Bild der Fortdauer und der ewigen Seligkeit. — Sage mir, was ist die grüne Blume, die so klein ist, so wenig Blättchen hat? — Sie ist die Hoffnung. — Hab' ich so wenig Hoffnung vor mir liegen, weil diese Blume so klein ist? — Klein ist sie zwar die Blume, doch in ihr liegt ein großer Keim. — Sage mir, was ist die dritte Blume, in der so Verschiedenes liegt, sie, die Farben aller Art hat, was spricht sie, diese Blume? — Sie ist deine gegenwärtige Lage. — — — Verschwunden sind sie diese Blumen und mit ihnen meine Führerin. Verschwunden ist Alles, und nichts hab' ich vor mir als diese öde Erde! Einsam muß ich wieder liegen, matt und bleich wieder auf's neue fortkämpfen! Aus der tiefsten Tiefe meines Herzens rufe ich zu dir und schreie um Hülfe, um Gnade und Erbarmen!"

Diese magnetischen Träume unterschieden sich von gewöhnlichen auch dadurch, daß sie immer ein sinniges, oft sehr poetisches Gemälde waren, und nie in ihnen ein Gewirre bunter Bilder, wie in gewöhnlichen Träumen, durch einander schwebte, auch daß sie, wurden sie in einer Nacht abgebrochen, sich in der

andern Nacht gerade da wieder fortsetzten, wo sie in jener Nacht geendet hatten, und daß die Träumende durch Rufen und Rütteln nicht aus ihnen zu erwecken war.

Nähere Aeußerungen der Seherin über die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes.

Ueber die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes sprach sich Frau H. wörtlich also aus: „Der sogenannte schlafwache Zustand ist das Leben oder die Wirksamkeit des innern Menschen, und in ihm liegt ein Beweis des Fortlebens und Wiedersehens. Es ist die innere Thätigkeit des Menschen, die beim natürlichen, gesunden Menschen gleichsam schläft. Hauptsächlich schläft dieses innere Leben bei solchen, die das Leben so zu sagen im Gehirne haben, die nur selten von ihrem Gefühl oder ihrer innern Stimme etwas annehmen, welche doch, achtet man recht auf sie, der richtige Leiter im menschlichen Leben ist. Der schlafwache Zustand, der durch die magnetische Bestreichung hervorgebracht wird, ist ein sicheres Heilmittel: denn im Hellschlafwachen tritt der innere Mensch ganz hervor und durchschaut den äußern, welches aber weder im Schlafe noch im Traume geschieht: denn das ist das hellste Wachen, weil der innere geistige Mensch da ungebunden und frei von dem Körper lebt. Daher möchte ich das Schlafwachen lieber Hervortreten des innern Menschen, oder des Menschen geistiges Wachseyn nennen. Dieses geistige Wachseyn findet aber nur in den Augenblicken statt, wo sich das Schlafende in sich verliert, oder aus sich geht. In diesen Momenten ist alsdann der Geist ganz frei und kann sich von der Seele und dem Leibe trennen und gehen, wohin er will, gleich einem Lichtstrahl. Dann ist das Schlafende gewiß auch zu nichts Ungöttlichem fähig, wäre auch seine Seele mehr oder weniger unrein, gewiß kann es dann weder lügen noch täuschen. Diesen Grad möchte ich den dritten Grad des Hellsehens nennen.

Der zweite Grad des Schlafwachens ist ein minderer. Es ist ein Hervortreten des ganz innern Menschen von Seele und von Geist zugleich, nicht von Geist allein wie im dritten Grade. Es ist aber ein niederer Grad, weil sich hier die Seele mit

dem Geiste wieder vereinigt, also der Mensch auch nicht mehr in dem Grade des so rein geistigen Sehens ist, da die Seele doch mehr oder weniger unrein ist: denn ganz rein möchte wohl keine Seele zu finden seyn.

Den niedersten, den ersten Grad des Schlafwachens, möchte ich einen gesteigerten Zustand des Nervenlebens nennen, einen Zustand, der doch mehr oder weniger auch im gewöhnlichen Leben vorkommt. Er ist dem Ahnungsvermögen gleichzustellen, das doch gewiß viele Menschen haben. Aber bei einem Schlafwachen tritt dieser Zustand, hauptsächlich durch die magnetische Einwirkung, stärker hervor und wird dann geregelter.

Im ganz geregelten Zustande hat die Seele mehr ihren Sitzpunkt im Gehirne, der Geist mehr auf der Herzgrube. In den magnetischen Zuständen nähert sich der Sitzpunkt der Seele mehr oder weniger dem des Geistes. Die Seele hat aber bei Menschen, die nur im Aeußern leben, das Uebergewicht über den Geist. Im magnetischen Zustande, und wo der Mensch mehr im Innern lebt, ist der Geist überwiegender und freier, und wird auch die Seele ihm ähnlicher, ihm befreundeter, und gleichsam selbst mehr zum Geiste; wo aber der Geist sich von der Seele, die doch nie seine Reinheit völlig erlangt, ganz befreien kann, da tritt (wie oben gesagt) des Menschen höchstes geistiges Wachseyn ein.

Man wird noch später unten finden, daß zwischen einem solchen Freiwerden des Geistes von der Seele im magnetischen Zustand und zwischen einem Freiwerden des Geistes von der Seele im Momente des Sterbens eine große Verschiedenheit ist, die ich hier noch nicht berühre.

Noch genügender, nicht nur für das magnetische, sondern überhaupt für das innere Leben, als diese hier gegebenen Aeußerungen über die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes, werden aber dem sinnigen Leser nachstehende Zeichnungen und Eröffnungen unserer Seherin seyn, die zwar aus Störungen ihres innern und magnetischen Lebens, aber zu großen Aufschlüssen für ein solches hervorgingen.

Der Sonnenkreis und der Lebenskreis.

Lage der Seherin, in welcher diese Kreise aus ihr hervorgingen.

Nach vielen Erschütterungen, die das magnetische Leben der Frau H. von der Außenwelt erleiden mußte, erklärte dieselbe am 18. Oktober 1827, als sie sich durch 21 Lorbeere schlafwach gemacht hatte: daß sie am andern Tage Abends 7 Uhr zum letztenmal in hellschlafwachen Zustand kommen werde, und da werde sie hierauf mehr für's äußere Leben erwachen, es werde ihr dann die vergangene Zeit wie ein Traum vorkommen, wir werden ihr alle fremd seyn, ihr Blick werde natürlicher werden. Ich fragte: „Erscheinen alsdann die Geister nicht mehr bei dir?" Sie sagte: „Das hängt nicht von meinem schlafwachen Zustand ab, sie erscheinen wie immer, aber sie werden mir neu seyn, und ich werde über ihr Erscheinen erschrecken."

In der Nacht bekam sie die heftigsten Kopfschmerzen, sie fühlte ein beständiges Zerren in Kopf und Brust und eine äußerste Schwäche im Magen. Sie sagte: „Es war die ganze Nacht wie im Kampf in mir, als stritten zwei mit einander. Das Eine sagte zu mir: du bist in Weinsberg, das Andere: du bist in Löwenstein; auch wurden die Gegenstände um mich mir das einemal durchaus fremd, das anderemal wieder bekannt."

Am 19. Morgens fiel es ihr äußerst schwer in gewöhnlicher Sprache und nicht hochdeutsch zu sprechen, und nicht zu Jedem Du zu sagen. Sie sagte: „Es ist mir, als sollte ich meine Seele verlieren, oder als wollte jetzt etwas in mir absterben."

Am 19. Oktober, Abends 7 Uhr, verfiel sie, nach vorangegangenen sieben magnetischen Strichen, in völlig schlafwachen Zustand, und sprach nach stillem Gebet: „Ich fühle in mir, daß ich heute aus einem langen Traum erwache. Wie lange dauerte dieser Traum? Von dem Augenblick an, wo, als ich hieher kam,

du so mit mir zanktest,[1] und ich nun glaubte, es sey kein Mensch mehr um mich. Ich hatte immer meine Gedanken auf Menschenhülfe gesetzt, weil ich immer von Menschen und von bekannten und verwandten Menschen umgeben war. Nun sah ich mich von allen Menschen völlig verlassen, ich ging in mein Innerstes zurück, ich lebte seit dieser Zeit nie mehr, auch nicht eine Stunde lang mehr, auf der Erde, und schien ich auch noch so wach zu seyn. Wie schrecklich wird es mir seyn, wenn ich erwache, ich werde sogleich sagen: „Ich habe von vielen Menschen geträumt. Alle diese Menschen stellen sich mir im Augenblicke der Reihe nach wie in einem Traume vor."

„In neun Wochen fünf Tagen, Morgens halb 5 Uhr, werde ich wieder halbwach.[2] Alles, was ich um diese Zeit voriges Jahr fühlte, fühle ich jetzt wieder im mindern Grade auf den Tag hin. Die Erscheinung von Geistern hängt mit meinem somnambulen Zustande nicht zusammen, ich werde erschrecken, sehe ich jetzt die Geister im wachen Zustande, ich werde auch die, die jetzt schon lange kommen, um ihre Namen fragen, und Alles wiederfragen. Ich werde Geister immer sehen. Ich fühle jetzt hauptsächlich in meinen Sehnerven und in meinen angegriffenen Nerven überhaupt, daß ich durch sie fähig bin, Geister zu sehen. So beschaffene Sehnerven haben aber auch Gesunde, die dann auch Geister sehen. Ist aber der übrige Körper vollends so gesteigert, wie der meinige, so sieht man sie leichter. Ich sehe mehr, als ich sage, ich sehe ganz in die Geisterwelt hinein. Man darf mir kein Wort sagen, daß ich so lange schlief, aber es ist nothwendig, daß man mir etwas von den Geistern sagt, ich erschrecke zu sehr. Du kannst es mir jetzt nicht mehr so sagen, das soll mein Oheim thun. Er soll sagen: es sey doch ein möglicher Fall, daß auch hier Geister zu mir kommen könnten, und dann werden sie mir wie ein Traum einfallen. Ich fühle mich jetzt in der Nacht, wo ich hieher kam. Ich werde sogleich nach meinem Erwachen nach meiner Schwester Amalie, die dazumal

[1] Wo ich ihr mit harten Ausdrücken sagte: sie dürfe nicht mehr schlafen (s. oben).

[2] Sie gab später an, daß dieß der Moment sey, wo sie vor zwei Jahren, eine Viertelstunde nach ihrer Niederkunft, wieder in einen besondern Nervenzustand gekommen.

bei mir war, rufen.“ Sie machte sich nun noch Verordnungen und sprach dann: „Ich möchte mich jetzt gerne wecken, aber ich habe bange auf die Zeit, wo ich erwache.“

Sie betete nun, nachdem sie die Arme kreuzweise über die Brust gelegt hatte, und ließ sich dann durch den Bergkrystall erwecken.

Als sie erwachte, war es das Erste, daß sie nach ihrer Schwester Amalie rief, um ihr einen langen Traum zu erzählen. Alle Umstehenden, gingen sie auch noch so oft in dieser Zeit mit ihr um, waren ihr unbekannt, sie erkannte nur noch diejenigen, die sie vor oder am 28. Oktober 1826 gesehen hatte. Sie verwunderte sich aber äußerst über ihren so gebesserten körperlichen Zustand, daß sie kräftiger sey, keinen Friesel mehr habe u. s. w. Die Nacht über war es ihr sehr unheimlich zu Muthe, weil sie sich in ihr Zimmer und die neue Lage gar nicht zu finden wußte. Morgens war sie beinahe gar nicht zu beruhigen. Jemand sagte ihr, sie habe durch ein Schlafpulver, das ihr der Arzt ihrer Heilung wegen gegeben, den Winter und Sommer über geschlafen. Dieß machte sie aber noch unruhiger, sie weinte beständig und klagte, daß sie einen Winter und Sommer sollte hier gewesen seyn, und daß dieß nun Alles ein Traum sey.

Sie erzählte auch klagend, daß sie heute Nacht einen großen Schrecken gehabt. Nach 1 Uhr sey auf Einmal eine Gestalt ins Zimmer getreten und habe sich vor ihr Bett gestellt, es sey ein Mann gewesen, und der habe zu ihr gesagt: „Sage mir etwas Beruhigendes.“ Sie sey äußerst erschrocken und habe gesagt: „Was er denn von ihr wolle?“ Da habe er erwiedert: „Er habe ihr ja dieß schon gesagt, er sey ja schon öfters bei ihr gewesen u. s. w.“ Sie machte dann noch die fernere Erzählung, die in der Zusammenstellung der Geistererscheinungen zu lesen ist.

In den nächsten Tagen war sie immer sehr trauernd und oft wie in Verzweiflung, weil sie sich in ihr neues Leben gar nicht zu finden wußte. Es wurde der Fehler begangen, daß Unberufene ihr von ihrem magnetischen Leben zu viel gesagt hatten, es ergriff sie nun wie ein Heimweh, und sie wollte durchaus nicht mehr hier bleiben.

Menschen, mit denen sie in diesem Jahre den genauesten Umgang hatte, erkannte sie, besonders der Stimme nach, gar

nicht mehr, wohl aber stieg in ihr eine schwache Erinnerung an dieselben auf, blickte sie in ihre Augen. Sie sagte: „Das Sehen kommt mir geistiger vor als das Hören. Es scheint mir, als habe das Hören gar keinen Eindruck auf mich gemacht, wohl aber das Sehen. Ich kann mich aus diesem langen Traume keiner Sache erinnern, als hätte ich sie gehört, wohl aber als hätte ich sie gesehen. Ich weiß es mehr durch die Augen als durch die Ohren. Selbst bei dem, was ich hörte, kommt mir vor, als hätte ich es gesehen. Meine Ohren kommen mir in diesem langen Traume wie verstopft vor. Kommt mir der Gedanke, ich hätte etwas gehört, so wird es mir ganz bange, und ich muß denken: nein, ich habe es nur gesehen."

Wie vom Hören hatte sie auch vom Fühlen, Schmecken und Riechen keine Erinnerung mehr.

Unter allen Blumen konnte sie sich nur noch des Eindrucks der Aurikeln erinnern, aber auch da war es ihr, als hätte sie dieselben nur durch das Auge gerochen.

Ihr Aussehen ist dem Blicke nach kein anderes als vor ihrem Erwachen, ihr Auge hat den gleichen Stechblick, nur ihre Stimme ist schwächer, auch vermag sie weniger lang aus dem Bette zu seyn als vorher, die Füße tragen sie weniger. Mineralien und Pflanzen haben dieselbe Wirkung auf sie wie früher, aber mein magnetischer Einfluß auf sie ist ganz verschwunden, ihre Hände folgen nun, streiche ich über dieselben, nicht mehr wie früher unwillkürlich den meinigen.

Von allen Gedichten, die ihr in der vergangenen Zeit vorgelesen wurden, erinnerte sie sich nur des Klagegesanges der Frauen des Asan Aga von Goethe.

Aus allem und auch aus der Erklärung, die sie von ihrem vorigen Zustande gibt, geht hervor, daß sie noch nicht aus dem zwar zerrissenen magnetischen Kreise getreten ist, und daß sie wohl noch einmal erwachen wird.

Die Kreise selbst.

Am dritten Tage entwarf Frau H. eine Zeichnung von zwei Kreisen, wie sie (Taf. 1) zu sehen ist. Sie entwarf diese ganze Zeichnung selbst in unglaublich kurzer Zeit, und gebrauchte zu

den mehreren hundert Punkten, in die diese Kreise getheilt werden mußten, keinen Zirkel oder sonstiges Instrument. Sie machte das Ganze mit freier Hand und fehlte nicht um einen Punkt. Bei dieser Arbeit kam sie mir wie eine Spinne vor, die auch ohne sichtbares Instrument ihre künstlichen Kreise macht.

Sobald sie sich eines Zirkels bedienen wollte, den ich ihr, weil ich ihr das Geschäft dadurch zu erleichtern glaubte, anbot, machte sie Fehler. Ueber diese Kreise sprach sie sich nach und nach also erklärend aus. Ich gebrauche durchaus ihre eigenen Worte ohne allen Zusatz.

1. Sonnenkreis.

„Ich fühle die Zeit, wo ich eingeschlafen bin, bis dahin, wo ich erwachte, und noch die übrigen Theile (diese Zustände sollte man aber weder Einschlafen noch Erwachen heißen) wie einen Ring, der von der Herzgrube ausgeht und sich über die Brust verbreitet und da gegen die linke Seite hin wie befestigt ist. Dieser Ring liegt mir ganz schwer da und thut mir weh (er kratzt mich). Er gibt mir in seinem äußeren Kreise das Gefühl wie von Nerven. Es kommt mir aber vor, als sey auf den Nerven in dem Umkreise wo ich jenen Ring fühle, noch etwas, das höher als Nerve ist, das mir das Gefühl von jenem Ringe gibt, und das ich Nervengeist nennen möchte. Ich fühle unter diesem Ringe noch fünf solche Ringe, und über ihm noch einen leeren, ich will aber jetzt nur von diesem sechsten sprechen. Dieser Ring hat zwölf Theile, und in diesen sehe ich die Haupteindrücke von dem, was mir in dieser Zeit begegnete. Er hat ganz die Größe von dem Ringe, den ich hier zeichnete, und so viele Punkte und Abschnitte in seinem Umkreise.

Mehr nach innen in diesem Ringe liegt noch ein kleinerer, der aber mehrere Hauptabtheilungen als der große, und zwar $13\frac{3}{4}$ Abtheilungen hat, und von diesem hinaus ging meine Rechnung in den großen Ring über. [1]

Außerhalb des großen Ringes liegt mir der wirkliche helle Tag und die Menschen, und ich sehe vor den verschiedenen Abschnitten deren mehr oder weniger. Ich bilde diese Menschen

[1] Von diesem unten.

am liebsten als Häkchen ab. Ich fühle den Geist von allen Menschen, mit denen ich Umgang hatte, aber von ihrem Körper fühle und weiß ich nichts, nichts von ihrem Namen u. s. w. So kann ich mir Sie (sagte sie zu mir) auch durchaus nicht als Mensch, als Körper denken, Sie am allerwenigsten; ich fühle Sie immer als blaue Flamme auf dem äußern Ringe jenen Punkten zu, immerwährend im Kreise gehen und mit Ihnen Ihre Frau im gleichen Kreise, aber diese in menschlicher Gestalt und etwas mehr nach außen, bis ich sie vor Ihnen an dem bezeichneten Punkte[1] aus dem Kreise treten und Sie allein fortgehen sehe, bis auf den Punkt, wo ich erwachte. Von jenem Punkte dieses Austrittes an sehe ich Ihre Frau nur noch hie und da, aber auf der äußersten Kreislinie erscheinen. In der Zeit, wo ich nun ohne jene blaue Flamme im Ringe lebe, ist es mir, als kämen nur hie und da noch kleine blaue Flämmchen herein, die Sie darstellen.

Dieser äußere Ring mit der in ihm kreisenden blauen Flamme kommt mir wie eine Mauer vor, durch die nichts an mich konnte. Im Ringe selbst bin ich. Denke ich, ich sey außer diesem Kreise, so ist es mir fürchterlich, und mich befällt eine Angst; denke ich mich aber frei im Kreise, so bekomme ich wie ein Heimweh. Aber ich meine, ich könne jetzt besser aus dem Kreise zu den Menschen heraussehen als sonst, aber nicht herausgehen und nicht in die Ringe des Centrums, wo ich sonst hinflüchtete, wenn es mir bange wurde.

Es kommt mir vor, als sey ich jetzt eingesperrt im Ringe, da wo er offen ist, wo die blaue Flamme aufhört, und da ist es mir nicht wohl, da kann ich nicht bleiben. Ich habe das Gefühl, als könne ich in jenem Raume um keinen Punkt weiter, als wie der Tag mich schiebt, immer nur um einen Punkt vorwärts. Mittags 12 Uhr und Nachts 12 Uhr fühle ich etwas Besonderes in mir, da werde ich jedesmal um die Hälfte eines Punktes hinausgerückt. Nur Mittags 12 Uhr und Nachts 12 Uhr werde ich so geschoben; die andere Zeit bleibe ich ganz

[1] Jener Punkt ist richtig bezeichnet: denn gerade zu dieser Zeit mußte meine Frau wegen Unpäßlichkeit aufhören, ihr durch magnetische Einwirkung, die wir auf sie fast in gleichem Grade äußerten, die Krämpfe zu stillen.

fest auf einem Punkt, was mir ein ganz eigenes Wehgefühl verursacht.

Sonst konnte ich in diesem Zirkel hin, wohin ich wollte. Je nachdem von außen her etwas an mich kam, konnte ich mich bald dahin, bald dorthin in dem großen Kreise flüchten. Es war mir dann, als wäre ich immer so einem nach dem Centrum gehenden Strahl nach als wie ein Blitz in dieses Centrum geeilt. Im ersten Ringe des Centrums (mir ist es, als ständen darüber sieben Sterne) war es mir wohl, ich sprach in die Welt hinein, in der ich gewesen, und dann hörten Sie es allein, ich fühlte nur, daß Sie es hörten."

(Ich sagte ihr, daß sich dieß nicht so verhalte, sie sey von Jedem gehört worden, aber ich nur von ihr. Sie erwiederte: „Mir war es eben so, als hätten nur Sie mich gehört.") „Im zweiten Ringe[1] war es mir kalt und schaudernd, es muß eine kalte Welt seyn. Da sprach ich nie, ich schwamm nur wie darüber hin, und ein paarmal sah ich hinein. Was ich da gesehen, weiß ich nicht mehr, ich fürchte mich, wenn ich daran denke. Da ist es fürchterlich kalt und arg. Dieser Ring hat das Licht des Mondes."

Noch später drückte sie sich über den Ring mit den Sternen und jenen Ring mit dem Licht des Mondes also aus: „Diese Sterne sind und bedeuten nichts Anderes als Sterne, wie der Ring, wo ich die Kälte fühle, nichts Anderes als der wirkliche Mond ist. Man denke sich aber nicht, als wären (wie es in der Zeichnung zu seyn scheint) jene Sterne der Außenwelt näher als der Mond, sie sind höher als er, der Mond liegt tiefer. Jene Sterne sind Wohnungen Seliger niedern Grades.

Jener kalte Ring (Mond) ist die Wohnung Solcher, die selig werden, wohin Viele aus dem Mittelreiche kommen, aber dieses Gefühl habe ich nur von einer Seite, der rechten Seite dieses Ringes. Der dritte Ring ist sonnenhell, aber sein Mittelpunkt ist noch heller als die Sonne. In ihm sah ich eine nicht zu durchschauende Tiefe, die je tiefer, desto heller war, in die ich selbst nie kam, nur hineinschauen durfte, und diese möchte ich die Gnadensonne nennen. Es kam mir vor, als schauten in

[1] Die Ringe sind von außen nach innen gezählt.

diese Tiefe noch viele andere Geister mit mir und bestehe Alles was da lebt und webt aus Fünkchen aus dieser Tiefe. Sah ich da hinein, so kam es mir vor, als hätte ich sogleich wieder herumgesehen und aus dem Ringe hinausgesprochen, aber da hörte mich kein Mensch als Sie, hier noch viel weniger als im ersten Ringe. In jener Klarheit dieses innersten Ringes, aber auch nicht in seinem Mittelpunkte, sah ich immer meine Führerin, und von da aus sind auch die Verordnungen gekommen, wie? weiß ich nicht mehr. Wollte ich in den mittlern Ring, so mußte ich immer auf seiner rechten Seite hinein. Die linke Seite konnte ich dann nicht sehen, wenigstens fühlte ich nichts von ihr. Wollte ich überhaupt in diese drei Ringe des Centrums und war irgend wo anders im großen Ringe, so mußte ich mich immer in den Monat, Tag, Stunde, Minute und Sekunde, in denen ich war, vorher wieder begeben, indem ich jene Tage, Stunde u. s. w., die vorwärts oder rückwärts waren, wieder durchlief und von da aus in geradem Strahl in diese Ringe eintreten. Nur in den größern Ring, der die drei kleinern Ringe weit umgibt, konnte ich, wie ich wollte, von allen Seiten, und dieser größere Ring ist der Traumring. In ihm sehe ich mit dem Zwischenreich zugleich das Thierseelenreich, jedoch so, daß letzteres unter dem ersteren liegt. Ich meine, diesen Ring hätten hauptsächlich die Thiere in sich. Der innere Raum im ganz großen Ringe und in dem Traumringe ist heller als unser Tag, aber es ist in ihnen eine ganz andere, eine gleichförmigere Helle ohne Licht und Schatten.

In allen diesen Ringen konnte ich rückwärts und vorwärts, wie ich wollte, und konnte so sehen was geschah und was geschehen wird. Auch in die andern fünf Ringe, von denen mir jeder auch ein Jahr zu umfassen scheint, und die unter diesen liegen, konnte ich zurückgehen. Nun fühle ich mich aber in jenem Zwischenraum eingeschlossen, kann nicht rückwärts und habe vorwärts nur ein banges Gefühl von einem Punkte. (Sie bezeichnete denselben. Es ist der 7. November.) Trat ich aus den kleinern Ringen wieder in die größern, so wußte ich nicht mehr, was ich in ihnen gesprochen hatte, oder wie es mir war, bis ich wieder in dieselben kehrte, aber was mit mir in den großen Ringen vorgegangen, wußte ich, und so wußte ich

auch im großen Ringe, was mit mir im Traumringe vorgegangen.[1]

Ist eine Schlafwache in dem Grade schlafwach, daß sie in den Mittelpunkt des Sonnenkreises sieht, so ist sie in den Augenblicken, wo sie das Schauen hat, bestimmt weder einer Lüge noch Täuschung fähig; denn da ist sie rein geistig; denn nur der Geist gehet allein aus ihr, und die Seele bleibt mit all ihren Sünden zurück in dem Körper. Der Geist kann sich im schlafwachen Zustande ganz frei machen, hiemit auch von Sünden, die der Seele eigenthümlich sind.

Ein Verstorbener ist nicht rein geistig, denn er nimmt bei seinem Hinscheiden seine Seele, wie auch die Sünden mit, das aber bei einer Schlafwachen nicht der Fall ist, sonst würde sie nie mehr erwachen. Ist aber eine Schlafwache in dem Grade schlafwach, daß sie nur bis an die bezeichneten Sterne kommt, und der Geist sich dort noch mit der Seele vereinigt hat, so kann die Schlafwache, wenn der Grund in ihr zum Wahren und Göttlichen nicht vorherrschend ist, durch ihren ungebundenen Willen lügen und täuschen, auch kann sie vom Einfluß der Außenwelt zu listigen Worten gerathen, wenn sie durch Fragen und Proben zu sehr angegriffen wird. Doch soll man sich hier keine teuflische List und Bosheit denken, es sind nur ausweichende Worte, die aber von der Schlafenden keineswegs gebilligt werden können; denn auch dieses ist Sünde und wird ihr zur Sünde gerechnet, indem sie ihren freien Willen hat.

Noch fühle ich auf diesem sechsten Ring einen siebenten leeren (ein kommendes Jahr) liegen, von dem ich aber fühle, daß er nicht wie die andern ist; denn an diesem fühle ich den letzten Strich der Abtheilungen, der mir eigentlich weh thut, in den Mittelpunkt gerade laufend, was ich in mir immer bei je einem siebenten Ringe sehe, wo sich mein Sonnenkreis jedesmal schließt und wieder neue sieben Jahre anfangen.

[1] Dieß war allerdings ganz richtig. In den kleinern Ringen, das heißt im tiefern somnambulen Leben, wußte sie den wachern Zustand (den großen Ring); kam sie aber wieder in den großen Ring, den wachen Zustand, wußte sie nichts mehr von dem somnambulen Leben, den kleinern Ringen. Des magnetischen Traums (Traumrings) erinnerte sie sich aber im wachern Zustand (im großen Ring).

Alle sieben Jahre fallen bei mir diese sieben Sonnenkreise ab, und ihr ganzer Inhalt wird mit einer Ziffer auf einen Punkt gesetzt, in der dann der Inhalt aller Stunden, Minuten und Sekunden von den sieben Jahren enthalten ist. So kann man nach dem Tode in einer Zahl das ganze Leben überschauen.

Auch in diesen siebenten leeren Ring konnte ich. Würden in dem sechsten Ringe die Striche gerade auf den Mittelpunkt zulaufen, so müßte ich sterben. Außer dem großen Ringe, bei den Menschen, kann ich mir keine Geister denken; die Geister (das Zwischenreich) sind im Ringe innen, und es ist mir schauerlich, daß ich mit ihnen jetzt noch allein im Ringe leben muß. Diese drei Ringe im Centrum und auch der Traumring und der große Ring bewegten sich immerwährend ganz langsam.

In jeder Hauptabtheilung des großen Ringes (Monat) sehe ich noch solche drei kleine Ringe, wie in der Mitte des großen Ringes sind, und in diese sehe ich Strahlen von dem Mittelpunkte des innern Ringes, in dem ich die Zahl 7 sehe, auslaufen, welche die Zahl von Krämpfen, magnetischen Strichen, welche ich erhalten mußte, wie auch das mir für jeden Monat nöthige Behauchen, Anblasen und Handauflegen bezeichneten, was ich dann Alles voraussah und angeben konnte. Das Behauchen sah ich im innersten Ring und zwar in dessen linker, dem Centrum zugekehrter Hälfte. Das Anblasen sah ich auch im innersten Ring, aber in dessen nach außen gekehrter Hälfte. Im zweiten Ringe, in dessen linker Hälfte, sah ich die linke Hand, die mir beim Handauflegen auf den Magen, und in dessen rechter Hälfte die rechte Hand, die mir auf den Kopf gelegt werden sollte. Die magnetischen Striche sah ich in der linken Hälfte des äußersten Ringes, und in dessen rechter Hälfte sah ich die Krämpfe, die aber immer wieder ihre Zahlen hatten. In dem Mittelpunkte des innersten Ringes sah ich die Zahl 7, von der aus Alles ging.

In dem großen Ringe sah ich auch viele Strahlen nach auswärts gehen, (die ich alle hier bezeichnete); es sind Schläfe, von denen ich das Gefühl habe, als wären sie mir von keinem Nutzen gewesen, als wären sie mehr für die Außenwelt, die Menschen, gewesen, oder wäre ich sonst in ihnen gestört worden.

(Sowohl diese braunen, nach außen gehenden, als die andern rothen und grünen Strahlen, die den Ringen im Mittelpunkt zugehen, bezeichnen, ganz übereinstimmend mit dem Tagebuch, die magnetischen Schläfe, und namentlich die braunen, die in die Außenwelt gehen, Schläfe, in denen sie durch irgend etwas beunruhigt oder gestört wurde.)

„Solcher in die Außenwelt gehender Schläfe, wo mir jedesmal ein Tag verloren ging, sehe ich 36 im Ringe, da wo ich sie bezeichne, und noch eine Reihe von 40 noch besonderer mir in die Außenwelt gefallener, verlorener Tage, die ich ebenfalls hier auf dem Ringe, und zwar mit Strichen, welche Häkchen haben, bezeichne.“

Noch machte sie die unten gegebene Erklärung für auf den Ring gemachte, in verschiedene Tage fallende Zeichen, als für Punkte, von denen sie das Gefühl hatte, wie sie es dort aussprach. Sie versicherte aber, daß sie noch eine Menge Punkte und Striche in diesen Kreisen sehe, die aber auf dem Papier keinen Platz mehr finden, und die sie nur im ersten Tage ihres Erwachens, jetzt aber nicht mehr hätte mit Sicherheit angeben können.

So sah sie noch viele Punkte im großen Umkreise für Stunden, Minuten und Sekunden, noch eine ungeheure Anzahl von Strahlen, die nur in den äußersten Ring im Centrum des großen Ringes gingen, und die halbwache Zustände bezeichneten; auch die Anzahl der Krämpfe und magnetischen Striche, Handauflegen, Behauchungen, wußte sie nun nicht mehr mit Sicherheit anzugeben, weßwegen sie in den zwölf Ringen nur angedeutet werden konnten, da sie ja überdieß der großen Zahl wegen in diesen Ringen gar keinen Raum gefunden hätten.

Oft wiederholte sie: daß dieser Ring zugleich unser Sonnenkreis sey, den jeder Mensch auf dem sogleich zu beschreibenden Kreise, dem Lebenskreise, der Seele, trage, wie sie dieß auch unten bei ihren Eröffnungen über das Schauen näher aussprach.

2. Lebenskreis.

Wie schon früher angeführt wurde, sah die Seherin, aber mehr nach innen von jenem Ringe (Sonnenkreis), noch einen etwas kleinern liegen, der aber, statt 12, ihr 13¾ Abtheilungen

hatte, und den sie immerwährenden Lebensring und auch oft ihre Seele nannte. Auch von diesem verfertigte sie eine Zeichnung und sprach über ihn Folgendes:

„Unter jenem großen Ringe (Sonnenkreis) sehe ich einen ebenfalls großen Ring liegen, der aber doch um etwas kleiner als jener ist und 13¾ Abtheilungen hat. Diesen Kreis fühle ich nicht so schwer als wie jenen, und nicht so auf den Nerven laufend, sondern wie Luft, wie Geist, in mir liegen. Im Mittelpunkt dieses Kreises aber sitzt etwas, das Zahlen und Worte setzt, und das ist der Geist. Wie im Sonnenzirkel diese Welt liegt, so liegt in diesem Lebenszirkel (Seele) eine ganz andere, höhere, daher die Ahnungen, die in einem jeden Menschen von einer höhern Welt liegen. Wie auf dem äußern Ring, dem Sonnenring, ich meine Gefühle von jeder Abtheilung mit gewöhnlichen Worten aussprach, so sehe ich sie auf diesem innern Ringe (von dem ich sie deutsch auf den andern übertrug) als Zahl und Zeichen stehen. Die Schriftzeichen sind auch zugleich Zahlen. Von dem Mittelpunkte des innersten Ringes, von den drei kleinern in diesem Ringe, ging meine Rechnung aus.

Von dort aus schaut der Geist in den Mittelpunkt des Sonnenkreises hinein. Auch die Seele schaut und fühlt aus dem Gebiete ihres Lebenskreises in das gleiche Gebiet des Sonnenkreises hinein, welches, je nachdem sie sich vom Geiste hat ziehen lassen, eine höhere oder niedrere Stufe des Mittelreiches bezeichnet. Auch der Leib, und zwar das Bleibende in ihm, der Nervengeist, wirkt aus dem Gebiete seines Lebenskreises in das gleiche Gebiet seines Sonnenkreises. Der Mittelpunkt des Lebenskreises ist der Sitz des Geistes, und in ihm ist er an seiner rechten Stelle, im Wahren. Der erste Kreis um den Mittelpunkt ist ein Ziehen der durch den Leib beherrschten Seele; der Geist bleibt jedoch noch rein, wenn er innerhalb des ersten Kreises weilt. Tritt er aber auf den Umkreis des ersten Kreises, so fängt er an unrein zu werden. Der zweite Kreis bedeutet schon eine anfangende Trübung des Geistes in Beziehung des Guten, jedoch so, daß er noch im Stande ist, aus sich zum Bessern zurückzukehren.

Der dritte Kreis bedeutet einen verminderten Grad des Guten, aber noch im Uebergange, so daß es seiner Freiheit noch

hingegeben ist, ganz in den innern Kreis zurückzukehren. Der dritte ist zugleich der letzte des Geistes. Da sehe ich die Zahlen, von denen aus meine Rechnung ging, ich sehe immer die Zahl 10 und 17. Die eine Zahl, und zwar der Zehner, ist eine beständige bei jedem Menschen und zugleich die irdische Zahl, vermittelst welcher der Geist in die Außenwelt gehen kann.

Die zweite Zahl, der Siebenzehner, ist keine beständige, und kann bei jedem Menschen verschieden seyn, ist aber zugleich die innere Zahl und zugleich die himmlische. Beide Zahlen sind aber immer vereinigt in der Rechnung, die das Himmlische und Irdische zugleich angeht.

Ist es aber etwas, das nicht vom Irdischen stammt, so genügt zur Rechnung schon die himmlische Zahl. Beide Grundzahlen sind zugleich auch Grundworte. In der Zahl 10, die jedem Menschen eigen ist, liegt das Grundwort für den Menschen als Mensch und für sein Verhältniß als Mensch mit der Außenwelt. In der andern Zahl, die bei jedem Menschen wieder eine andere seyn kann, liegt das Wort der Bestimmung für diesen Einzelnen und dessen inneres Leben, das er nach dem Tode mitnimmt.

Man lege aber hierein nicht den Glauben, daß ein Mensch, der Böses that, durch diese Grundzahl schon im Voraus dazu bestimmt worden sey, sie verhindert in ihm nicht die Wahl des Bösen oder Guten. Ja, überwiegt das Böse, das zu thun und zu unterlassen im freien Willen des Menschen steht, diese Grundzahl, so verliert er dieselbe, und er ist alsdann dem Bösen und seinen Folgen durch eigenen Willen nun auch völlig anheimgestellt.

Was außer den Kreisen des Geistes liegt, gehört in diesen Lebenskreis zum Kreise der Seele, und diese ist sowohl mit dem Geiste als mit dem Körper verbunden. Läßt sich die Seele von dem Geiste ziehen, so entsteht das Uebergewicht des Guten; wird sie aber mehr vom Leibe und der Welt gezogen, so entsteht das Uebergewicht vom Falschen und Bösen. So lange die Seele in Gesinnung und That innerhalb des Lebenskreises bleibt, ist auch der Geist in seiner eigentlichen Sphäre. Wie sie aber, vom Leib und der Welt gezogen, ihren Kreis verläßt, so zieht sie auch den Geist aus seinen Kreisen. Wie aber die Seele ganz in die

Sinnlichkeit und Welt versunken ist, so zieht sie auch den Geist ganz aus seiner Sphäre. Im ersten Zustande bleibt der Geist noch mit dem Heiligen und Göttlichen verbunden, im zweiten aber fällt er davon ab. In diesen Zuständen sind eben solche Gradverschiedenheiten wie in den Kreisen. Die auf die Geistessphäre schief auffallenden Striche (Radien) bedeuten die Bewegung in Schneckenlinien (Spirallinien), so daß die Thätigkeit des Geistes ohne Stillstand ist. Würden diese Linien (Radien) den Mittelpunkt treffen, so würde die Kraft des Geistes ruhen, wie es bei allen denjenigen ist, deren Seelen sich zu sehr ins Irdische versenkt haben. In diesem Lebenskreis werden alle Leiden und Thaten in leiblicher und moralischer Hinsicht während der Lebensdauer eines Menschen eingetragen, und zwar so, daß das Böse mehr dem Umkreise, das Gute mehr den Kreisen des Geistes zufällt. Jene Zahlen 10 und 17 dienten mir, um den ganzen Monat mit durchzurechnen.

Alles, auf einen Tag, Stunde und Sekunde hinaus, bekam da seine Zahl. Kam ein Mensch, der üblen Einfluß auf mich hatte u. s. w., so wurde ihm eine Zahl gesetzt, ob ich es wußte oder nicht, auch wenn ich wachte. Die Zahl setzte sich selbst. Die Zahlen wurden dann im Innern alle Abend 7 Uhr zusammengezählt, und jeder Tag notirt, und am Ende des Monats wurde Alles, was gut und schädlich war, zusammengezählt und abgezogen und wieder notirt. Was schädlich war, fiel auf den Sonnentag über. Der Sonnentag durfte nicht mehr Zahlen als der Mondstag haben. Kamen drei bis vier Tage zusammen, daß die Zahl zu groß war, so fiel der Tag hinaus. Was nun Widriges in diesem Monat übrig war, wurde immer in dem nächsten Monat mitgenommen, so auch das Gute, wofern es das Widrige überstieg, welches Letztere aber nie geschah. Es ist schon viel, wenn die Zahl vom Guten den Tag so erfüllt, daß nichts Schlimmes herauskommt. Nur vom ersten Monat, wo ich hierher kam, fühlte ich nichts Widriges, nichts, das nicht erfüllt worden wäre, aber einen Ueberschuß vom Guten hatte ich da auch nicht. Die erste Hälfte des Monats rechnete ich mit dem Siebenzehner, die andere Hälfte mit dem Zehner. Ich rechnete immer in den Krämpfen am meisten. Ich hatte zur zweiten Hälfte des Monats andere Zahlen als zur ersten Hälfte.

Kamen die Zahlen nach der Rechnung im gewöhnlichen Leben gerade heraus (was mir ungerad war), so war es mir schädlich, umgekehrt gut, und je weniger Zahlen gebraucht werden durften, je besser war es. Die äußern Zahlen, die von diesem immerwährenden Lebensring auf den Sonnenring übergingen, sind den gewöhnlichen ähnlichere Zahlen, weil sie gleichsam in die Außenwelt übergehen müssen, die innern Zahlen, die mit Worten verbunden sind, sind andere von ihnen ganz verschiedene Zahlen.[1] Mit diesen äußersten Zahlen kann ich nur bis 700 rechnen; kann aber auf 7000 rechnen mit den gleichen Zahlen, was aber meine höchste Zahl ist, wenn ich solchen Punkte und Striche beifüge, oder aus ihnen dadurch gleichsam andere Ziffern mache. Hätte ich diese Zahlen nicht gehabt, so hätte ich mit der Außenwelt in keine Gemeinschaft kommen können. Mit diesen ging die Rechnung nach außen. (Diese und ihre andern Zahlen werden besonders erläutert werden.)

Es ist jedem Menschen eine Zahl gesetzt, mit der er auslangen muß. Jedem ist die Zahl 10 gesetzt, aber neben dieser irgend eine andere. Mir ist nun einmal 10 und 17 gesetzt. Diese Zahl ist für mich bestimmt, daß sie ganz gerade ausgehen soll, aber, von der Außenwelt kann manches kommen, das macht, daß diese Zahl ungerade ausgeht, was mir dann schädlich ist. Kommen von der Außenwelt so arge Dinge, daß sie diese Zahl ganz übersteigen, noch so viel ausmachen, so ist es des Menschen Tod. Wem diese Zahl durch gar nichts gestört wird, der erreicht das höchste Lebensalter. Ich fühle, daß für jede Sünde, jeden bösen Willen, Gedanken, dem Menschen auch eine Zahl im Innern gesetzt wird; das Innere im Menschen notirt das, der Geist, der nichts Böses duldet, thut das, und nach dem Erwachen (dem Tode) im Mittelreiche, wo man gerade so isolirt dasteht, wie ich jetzt, und auch die Punkte so fühlt, wie ich jetzt, liegt dann Alles klar vor einem, und ist dann der eigene Geist des Menschen der Richter. Es ist mir auch, als hätte jeder Mensch solchen Ring von der Geburt an in sich und auch solche Zahlen und solche Sprache, aber Zahlen und Sprache sind nicht bei Allen gleich. Ich meine, solche Ringe gehen durch die ganze

[1] Siehe die Zahlentabelle.

Natur, durch Alles was da lebt und webt, durch die ganze Schöpfung, von deren Anfang an.

Ich mußte an jenem Tage erwachen, weil dieser Ring (Lebenskreis) an demselben ein Ende hatte, um $2\frac{3}{4}$ Monate früher, als der Sonnenkreis ablief. Hätte er gelangt, bis das Jahr um gewesen, wäre es besser für mich. Aber durch die Störung von der Außenwelt (s. die widrigen Striche) langte er nicht mehr. Diese erreichten die Zahl von 7000, das Höchste meiner magnetischen Grundzahl, zu bald, und ein neuer Lebensring fing an, was mir eine ganz widrige Empfindung macht und mir nicht gut ist, weil ich nun schon vom andern Jahr herunterlebe und ich immer sorgen muß, daß mir das nächste Jahr nicht noch mehr fehle. Ich glaube, daß wenn aus diesem Lebensringe 77 Tage und so viel Stunden, als ich verlor, verloren gehen, jedesmal ein neues Jahr in diesem Ringe anfangen muß, sey man im Sonnenring, wo man wolle. Im Sonnenjahre bleiben dann immer so viele Tage und Stunden übrig.

Ich verliere, wie gesagt, diese Tage in diesem innern Ring (dem Lebensring) durch die Außenwelt. Was man aber durch die Außenwelt verliert, ist Gewinn für das Innere, bessert den innern Menschen, Kreuz, Jammer u. s. w., und dadurch verlor ich zwar zuerst die Tage im innern Ring (Lebensring), da sie aber für diesen Ring (inneres Leben) kein Verlust sind, sondern eigentlich mehr Gewinn, so werden sie nun in den Sonnenring übergetragen und gehen da ab am wirklichen Leben. Der Lebensring bewegt sich viel schneller als der Sonnenring. Andere Personen, die zu viele Tage verlieren, die ihnen am Leben abgezogen werden, und die sich dann auch so eingesperrt und isolirt dastehen fühlen, wie ich mich in jenem Abschnitte, können leicht melancholisch und wahnsinnig werden oder sterben.

In dem Lebenskreis fallen $3\frac{3}{4}$ Monate weg, die zusammen 74 Tage betragen. In dem Sonnenkreis fallen 67 Tage weg, und zugleich in 77 Tagen einzelne Stunden, die zusammen 7 Tage betragen. Diese habe ich (sagte sie) in der Zeichnung mit dreierlei Zeichen bezeichnet (△ ○ □). Ein Theil ○ 35, ein Theil △ 15; ein Theil □ 25. Der Theil 15 bekommt $33\frac{9}{15}$ Stunden Verlust, der Theil 35 — 56 Stunden und der Theil 25 — $78\frac{6}{15}$

Stunden. 168 Stunden sind 7 Tage. Es sind dann im Lebenskreis 74 Tage und im Sonnenkreis 74. Die Stunden im Sonnenkreis betragen dann 7 Tage, gerade so viel, als man ohne Schaden verlieren darf. Dieser Lebensring ist das innere Leben, und dieses währt fort in Ewigkeit; hingegen gibt es nach dem Tode keinen Sonnenkreis mehr."

Sie legte den gezeichneten Sonnenkreis in der Lage auf die Brust, in der sie ihn in sich liegen fühlte. Die Mitte vom April lag auf der Herzgrube, und der Tag, an dem sie erwachte, mitten auf der Brust gegen den Hals hin. Das Ende des Decembers, wo die erste magnetische Behandlung von mir statt fand, und der Anfang vom Januar lagen dem Herzen zu, und der Juli auf der entgegengesetzten rechten Seite. Legte man ihr die Zeichnung anders, so fühlte sie dieß, ohne es zu sehen, sogleich, und sie drehte sie so lange, bis sie jene Lage bekam.

So lange sie nun seit ihrem sogenannten Erwachen in jenen Raum eingesperrt war, fand nie ein magnetischer Schlaf oder halbwacher Zustand mehr statt, aber doch konnte sie nicht das Gefühl verläugnen, daß sie auch jetzt nicht in einem natürlichen Zustande sey. Sie klagte immer über das widrige Gefühl, in diesem engen Raume sich eingeschlossen zu fühlen, und sich nun, treffe sie etwas Unangenehmes, nicht mehr in das Licht der innern Kreise flüchten zu können. Vor dem Einschlafen habe sie dieß widrige Gefühl, als sey sie nur in die zwei Ecke (so nannte sie immer jene zwei Abtheilungen) eingesperrt. So wie sie einschlafen wolle, müsse sie sich wie heben, damit sie gleichsam in dem leeren Eck liegen bleibe, nicht hinaus- oder zurückfalle. Oft legte sie die Bibel auf die Brust, wodurch sie, wie sie sagte, Linderung der widrigen Empfindung bekomme, die ihr der Ring in der Brust oder vielmehr ihre eingesperrte Lage in ihm verursachte.

Ein Wohlmeinender äußerte: dieß sey die Bibel nach Art der Heiden als Fetisch betrachtet und zeuge von einem krassen, unchristlichen Glauben, wenigstens sey es einfältig zu nennen. Ich aber kann es nicht für anstößig finden, wenn ein Mensch in irgend einer Noth (vorausgesetzt, daß er ohnedieß glaubend

ist) sich die Bibel aufs Herz legt. So kann man das Bildniß irgend eines Lieben aufs Herz legen, und es wird Trost gewähren, aber ich möchte es deßwegen doch nicht *Fetisch* nennen. Warum sollte einer betrübten Seele ein Kreuz, das sie auf der Brust trägt, nicht den Schmerz mindern? Gott! wie selig ist der Mensch, der diesen Glauben hat! Man nenne einen solchen Menschen einfältig, aber in *dem* Sinne, in dem Jesus dieses Wort gebrauchte. Und eine Schlafwache, die das geschriebene Wort fühlt (mit dem Herzen liest), warum sollte diese in ihrem Schmerz nicht Linderung fühlen, legt sie sich dieses heilige Buch aufs Herz? [1]

Eines Morgens fand ich Frau H. in Thränen, und sie sagte mir: sie sey um Mitternacht wach geworden, da sey ihre verstorbene Großmutter (ihre Führerin) zu ihr gekommen, und habe gesagt: Erschrecke nicht, ich bin deine Führerin, du bist zu früh erwacht! Dann habe sie ihr auf Kopf und Brust die Hände gelegt und sey wieder verschwunden. In ihrem früheren Zustande sprach sie nur gezwungen von ihrer Führerin, jetzt sprach sie frei, aber sehr angegriffen, davon, wußte aber auch nicht, daß sie diese Erscheinung früher schon öfters gehabt.

Im Gefühle dieser Empfindung von Gefangenseyn schrieb sie folgende Verse:

„Vater, bin ich ganz erwacht
Aus meinem Schlummer?
Vater, dein Kind ist müd' gemacht
Von seinem Kummer!
O nimm ihm doch dieß schmerzliche Gefühl,
Führ' es zum Ziel!
Ja, Vater, du allein kannst wissen,
Was mich in meiner Brust so schmerzt,
Du kennst das Licht, das ich muß missen,
Das Licht, das mich gemacht beherzt.
Doch nun bin ich in engem Raum
Und spreche wie von einem Traum.
Wie gern, wie gern wär' ich da draußen,
Ach könnt' ich doch ertragen diese Luft!
Die Wellen muß ich hören brausen,
Bis kommt mein Vater, der mich ruft:

[1] Es gab Menschen, die diese meine Aeußerung „wahren *Jesuitismus*" nannten. Sie sollen sie so nennen, *sie bleibt dennoch wahr*.

Nun komm, mein Kind!
Es ist jetzt hell da außen,
Es weht dich an ein sanfter Wind."

So dichtete sie auch auf den Lebenskreis folgenden Vers:

„Dich Lebenskreis, dich werd' ich wieder finden,
Wenn ich durch alle Kreise bin,
Dann wird nicht fehlen auch das kleinste Pünktchen,
Das ich verloren jetzt nach meinem Sinn.
Dann wird es ganz mir helle werden;
Aus jenem Mittelpunkte steigt ein Licht,
Das wird erleuchten, ob auf Erden
Ich hab' erfüllet meine Pflicht.
Auch nicht das Kleinste wird verschwinden,
Was eingetragen in den Kreis.
Und alle Zahl und Zeichen wird man finden,
Die ich jetzt noch so forschend nimmer weiß." [1]

Die zu diesen Kreisen gehörende Erklärung auch der Einzelnzeichen.

Zu ihrer Zeichnung des Sonnenkreises und Lebenskreises gab Frau H. auch Erklärungen für die Einzelnzeichen an, die ich mit Anderem hier beifüge.

Sonnenkreis.

Was außer diesem (in zwölf Theile getheilten) Ringe liegt, ist die Außenwelt, der helle Tag.

Die Häkchen außer diesem Ringe, die vor jeder Abtheilung (Monat) liegen, bedeuten die Menschen, die während dieses magnetischen Jahres zu ihr kamen und meistens, ihr zu großem Hinderniß, ihrem Schlafe beiwohnten.

Im Januar und Februar sah sie eine größere Anzahl derselben, die in den ferneren Monaten abnahmen, was auch wirklich so war.

Gegen den alleräußersten Ring dieses Kreises hin füllt die Rechnung, die jeden Monat von dem Lebensring auf den

[1] Man nannte die Verse der Seherin „überflüssig Poesie, Spielerei." Ich äußerte mich schon oben über die Poesie Magnetischer, und diese Poesie der Seherin ist gerade so überflüssig, ist gerade eine solche Spielerei, wie die Poesie irgend eines Dichters.

Sonnenring überging; es sind Zahlen, die den gewöhnlichen mehr gleichen, als die in ihr Inneres gehenden Zahlen im Lebensringe. Sie enthalten den Ueberschuß des Schädlichen in jedem Monat und erreichten im Oktober, wo sie erwachte, die ihr gegebene höchste magnetische Grundzahl von 7000. Daher da nothwendig das magnetische Band zerriß.

Dieses zu frühe Erschöpftwerden dieser Grundzahl liegt in den vielen Tagen und Stunden, wo für das somnambule Leben der Frau H. nicht zu verhindernde Störungen statt fanden, und die sie hier alle mit besondern Zeichen bemerkte.

Nach außen gehende braune Striche bedeuten Schläfe, die für sie verloren gingen, von denen sie das Gefühl hat, daß sie für die Außenwelt, für die Menschen und nicht für sie waren. Tage mit einzelnen Zeichen von Quadrätchen, Dreieckchen und Scheibchen, sind solche, aus denen ihr gewisse einzelne Stunden verloren gingen, und endlich sieht man vierzig Tage mit Häkchen, die ihr völlig verloren gingen.

Die vier schwarzen ovalen Knöpfe im Umkreise bedeuten Vierteljahrsabschnitte. Der größere von diesen vier ovalen Knöpfen ist ihr der Ort, wo der Ring von der Herzgrube ausgeht, und das ist der Monat März und April. Zwischen dem äußern und dem nach ihm liegenden Ringe läuft eine blaue Wellenlinie, die ihr das magnetische, die von der Außenwelt abschließende (isolirende) magnetische Fluidum (auch den Magnetiseur selbst) bezeichnet. Diese Linie ist an ihrem Anfange (dem ersten Tage der magnetischen Behandlung) mit $\overset{M}{+}$ und ebenso an ihrem Ende, wo das magnetische Band zerriß, und der Tag ihres sogenannten Erwachens war, mit $\overset{M}{+}$ bezeichnet. Die von dem Tage der magnetischen Behandlung an neben dieser blauen Linie laufende gelbe Linie, die aber viel früher als die blaue aus dem Kreise tritt ($\underline{M}$), bezeichnete ihr meine Frau, die gleichen magnetischen Einfluß wie ich auf sie hatte, ihr die Krämpfe wie ich durch Behauchen und Handauflegen stillte, bis dahin, wo die Linie aus dem Kreise tritt.

Der Kreis nach diesen farbigen Wellenlinien enthält 365 Punkte, welche die Tage des Jahres bezeichnen, von denen jeder siebente, rothe Punkt, ein mit ihr in engerer Beziehung als die

andern stehender Siebentag ist, was sich auch auf die Siebenzahl bezieht, von der aus ihre ganze innere Rechnung ging.

Die von diesem Ringe aus in gleichen Zwischenräumen auf den äußern kleinen Ring im Mittelpunkte schief (nicht gerade) auffallenden Radien theilen diesen Ring in 12 Theile, Monate.

In je einen solchen Zwischenraum schrieb sie mit deutschen Worten, als Uebersetzung aus ihrer innern Sprache, wie sie sich auf ihrem Lebensringe (s. den andern Ring) in Zahl und Wort setzten, die Eindrücke, wie sie sich von einem jeden Monat in ihr gestalteten und ihr noch blieben. Wie sie aber sagte, waren diese auf dem Lebensringe in jener innern Sprache viel wahrer ausgedrückt, und jene Ausdrücke in der gewöhnlichen Sprache gegen die Sprache des Innern ungesalzen.

In diesem Ringe selbst nun war ihr magnetisches Leben und die Geisterwelt, und zwar das Mittel- oder Zwischenreich. Die rothen Striche, die von der Peripherie dieses Ringes aus, theils bis zum ersten, seltener bis zum zweiten, am häufigsten aber bis in den dritten Ring (der um das Centrum geht) laufen, bezeichnen (dem Tagebuche ganz gemäß) ihre magnetischen Schläfe auf den Tag hin.

Jener Strich, der bis in den ersten Ring geht, bezeichnet halbwachen Zustand. Diese halbwachen Zustände kommen bei ihr am meisten vor und zwar so oft, daß für sie im Ringe gar kein Raum gefunden worden wäre, weßwegen sie dieselben lieber ganz wegließ und nur *diesen* anführte, der unten mit drei gelben Punkten bezeichnet ist, von welchem sie das Gefühl hat, daß er eine ganze Nacht lang andauerte und von *Johanniskäfern* herrührte, die ich ihr in die linke Hand gegeben hatte.

Diejenigen Striche, die in den zweiten Ring, der ums Centrum liegt, laufen, und deren zwei sind (durch blaue Farbe und unten durch das Bild des Mondes bezeichnet), sind solche magnetische Zustände oder Schläfe, von denen sie Gefühl von Kälte und Erstarrung, und als sey sie im Mond gewesen, hatte.

Diejenigen Striche, deren am meisten sind, die in den dritten Ring, aber nicht bis ins Centrum desselben laufen, sind *hellschlafwache* Zustände, wo sie in das Innerste versetzt wurde. Vom Anfange ihres Hieherkommens bis dahin, wo die erste magnetische Behandlung statt fand, bezeichnete sie dieselben

mit grüner Farbe, und dieses sind diejenigen Schläfe, in welchen ich noch gar keine Rücksicht auf Alles, was sie in denselben sprach (namentlich noch nicht auf ihre Verordnungen in ihnen) nahm, weil ich sie nicht in, sondern aus dem magnetischen Zustande bringen wollte. Sie sagte: „Von diesen habe ich das Gefühl, als wären sie nicht für meinen Körper, sondern einzig für meinen Geist gewesen."

Die besondern Zeichen im Innern dieses Ringes bedeuten Folgendes:

⊕ (mit Kreuz) Ist der Tag ihres Hieherkommens, an dem sie sich in das Innerste zurückflüchtete.

⊕ (grün) bezeichnen Lebensabschnitte, wo ihr wieder ein neues Leben aufging.

⊖ (braun) sind Lebensabschnitte, die sie für sich bestimmt sah, von denen sie aber das Gefühl hatte, als wären sie nicht erfüllt worden; sie thuen ihr weh, sie fühle an ihrer Stelle im Ring in der Brust wie einen Druck.

◎ (7. Novbr.) bezeichnete zum voraus einen Punkt, auf den es ihr sogleich nach dem Erwachen sehr bange war.

An diesem Tage, um 6 Uhr Abends, bekam sie magnetische Krämpfe, und so oft sie aus denselben zu sich kam, meinte sie immer, sie sey in Kürnbach, wie vor zwei Jahren. Sie fühlte, daß sie Gefahr laufe, in einen Zustand zu kommen, wo ihr die Erinnerung von zwei Jahren verschwinden und sie meinen würde, sie sey noch da, wo sie vor zwei Jahren gewesen, was ihr unerträglich seyn würde. Da erschien ihr ihre Führerin und sagte: damit das nicht geschehe, müsse ihr Schlag 7 Uhr ein Amulet angehängt werden, auf welchem das stehe, was sie mit den Schriftzeichen ihrer Natursprache und auch zur Verständigung mit deutschen Buchstaben niederschrieb; es hieß mit letztern **Elohim Majda Djonem.** Sie sagte: „Ich kann mich auch jetzt in dem Ringe nicht regen. Ich bin nicht magnetisch, aber beständig sagt mir Jemand, was ich spreche. Dieß heutige (es war wieder ein Lebensabschnitt) sollte nicht seyn, es sollte erst in einem Jahre seyn."

Schlag 7 Uhr wurde ihr das verlangte Amulet umgehängt.

Sie erwachte, wußte aber von Allem, was sie gesprochen, nichts, sondern meinte zwei Stunden lang fest geschlafen zu haben.

Ein grüner, mit einem Anker bezeichneter, in den innersten Ring laufender Strich (14. Mai). Hier hatte sie ein besonderes Gefühl von Wehmuth. Im Tagebuch finde ich, daß sie hier ihr Schutzgeist magnetisirte.

☾☾ Zwei Halbmonde und blaue Strahlen am 23. April und 26. Mai. bezeichnen zwei Schläfe, von denen sie das Gefühl hatte, daß sie nur in den zweiten Ring, in den Mondsring, reichten.

⊕□ Ein Schlaf, von dem sie das Gefühl hatte, als wäre kurze Minuten nach dem Erwachen Alles wieder aus ihr heraus.

Nach dem Tagebuch ist das der Schlaf, vor dem sie auf sie sehr sonderbar wirkendes Fleisch von einem welschen Hahnen gegessen.

29. Mai. Von diesem Punkte hatte sie das Gefühl, als wäre hier ihr etwas Schädliches zugestoßen.

Nach dem Tagebuch fuhr sie an diesem Tage aus, was ihr sechs Tage lang Krämpfe im Unterleibe zuzog.

17 schwarze Kreuze am 6. Junius. Gefühl, daß ihr hier zwölf Stunden verloren gegangen.

Nach dem Tagebuch ist dieß der Tag, an dem ihr der schwarze Geist siebenzehn Mal erschienen war.

† 19. Oktober bezeichnet den Tag ihres sogenannten Erwachens.

13. Junius. Gefühl, daß ihr an diesem Punkt ihr Bruder im Sarg erschienen.

Φ 25. Januar. Aengstliches Gefühl von einer Gefahr, die hier ihrem Bruder gedroht.

Nach dem Tagebuch ist dieß der Tag, an dem ihr ein Fuchs als warnendes Bild erschien.

× 20. Februar. Ein in die Außenwelt gehender brauner Strich mit einem Kreuzchen. Hier hatte sie das Gefühl von einem ihr besonders unnütz gewesenen magnetischen Schlafe.

Nach dem Tagebuch ist dieß ein Schlaf, zu dem eine ganze Menge Menschen kam, wovon einige allerlei Fragen an sie machten.

6. März. Brauner Strich mit Kreuz unten. Von diesem Punkt hatte sie ein äußerst widriges Gefühl.

Nach dem Tagebuch war hier ein sehr gestörter Schlaf durch die Anwesenheit eines betrunkenen widrigen Menschen.

8. März. Diesen Punkt bezeichnete sie mit zwei Blümchen.

Es ist dieß nach dem Tagebuch der Tag, an dem ihr ihr verstorbenes und ihr lebendes Kind erschienen war.

✠ 4. April. Beängstigendes Gefühl.

An diesem Tage fand hier die Hinrichtung eines Mörders statt, was sie sehr angriff.

5. Mai. Ein kleines Kreuzchen und ein gleiches im äußersten Ringe des Centrums.

Hier fühlte sie die Nacht, in der sie ihre Schwester vor dem Einfluß des schwarzen Geistes schützend, im halbwachen Zustande neben derselben sah. Sie sagte: sie fühle diese Geister von dem ersten Ringe (dem äußersten des Centrums) aus, und fühle, daß sie aus diesem zu ihnen gesprochen. (S. zweite Abtheil.)

⁝ 10. Junius (drei Punkte). Gefühl von sehr langem magnetischen Schlaf.

Nach dem Tagebuch ist dieß der Tag, an dem ich ihr drei Johanniskäferchen in die linke Hand gab, worauf sie die ganze Nacht magnetisch schlief.

† 28. Junius. Hier fühlte sie Wehmuth und Sehnsucht.

† Nach dem Tagebuch ist dieß der Tag, an dem die Geister von ihr Abschied nahmen.

† 6. Julius. Hier fühlte sie ein ängstliches Gefühl und Gefühl von Kälte im zweiten Ring.

Nach dem Tagebuch ist dieß der magnetische Schlaf, in dem sie den Tod des St. P. S.... voraussagte, und denselben zum voraus im Monde ahnete, also in diesem Schlaf auch im Mondsringe war.

Der größere Ring, auf welchem die zwölf kleinern dreifachen Ringe sind, ist der Traumring, der erste tiefere magnetische

Zustand, auf welchen alsdann die höhern drei Grade, jene drei innern, um das Centrum laufenden drei Ringe folgen. Und zwar bedeutet der erstere Ring (über dem sieben Sterne stehen) den halbwachen Zustand (schon einen tiefern magnetischen Zustand als den magnetischen Traum). Der zweite Ring, von dem sie das Gefühl von Kälte und Erstarrung hat, und der ihr als der Mond erschien, schien mir dem Aeußern nach immer kataleptischer Zustand zu seyn, der dritte Ring aber ist der höchste Grad von magnetischem Zustand, das allerinnerste Leben. Die zwölf dreifachen Ringe auf dem Traumringe bezeichnen die magnetischen Kreise (eigentlich die Thore, durch die sie erst in das Innerste einging), in denen sie zum innersten Schauen (durch magnetische Manipulation und Krämpfe) erst vorbereitet werden mußte. In jedem Ringe befinden sich die gleichen Zahlen. Die innere Zahl 017 (heißt 10 17) ist die ihr gesetzte Zahl.

Die Zahl 1 bezeichnet den Ort, wo sie das Behauchen fühlte, 2 das Anblasen, 3 beim Handauflegen die linke, 4 die rechte Hand, 5 die Striche und 6 die Krämpfe. Im Traumring ist ihr mit dem Zwischenreich auch noch das Thierseelenreich, jedoch so, daß letzteres unter ersteres zu liegen kommt. Die Farben, mit denen sie die einzelnen Striche und Zeichen in diesem Ringe machte, wählte sie alle selbst und mit Bedeutung aus.

Der Lebenskreis.

Dieser Ring hat 13¾ Abtheilungen. Die fremden Charaktere zwischen ihnen bedeuten in ihrer innern Sprache das Aehnliche, was sie auf dem Sonnenkreise zwischen den einzelnen Monaten aus dieser innern, aber tiefern Sprache in die gewöhnliche Sprache übersetzte. Sie enthalten Zahl und Wort zugleich.

Aehnliche größere Charaktere außer dem Kreise dieses Ringes sind Monatzeichen.

Im Mittelpunkte dieses Kreises ist der Geist, und die drei um ihn liegenden Ringe sind sein Gebiet. Um den dritten Ring liegen die Grundzahlen 7 und 10 (mit ihren innern Zahlencharakteren), von denen aus ihre Rechnung auf den Sonnenring (siehe die Zahlen im Umkreise des Sonnenringes) überging. Außer diesen Ringen ist das Gebiet der Seele. Der Ring der Peripherie ist der Leib und das Sinnenleben. Außerhalb dieser Peripherie ist die sinnliche Welt.

Die sieben Sonnenkreise.

(S. Tabelle Nr. 2.)

Wie Frau H. nach ihrem sogenannten Erwachen jene vollständige Zeichnung über einen Jahreskreis ihres magnetischen Lebens entwarf, so entwarf sie auch (aber dieses nur als Skizze) einen Cyclus von 7 Sonnenkreisen, welche die 7 Jahre ihres magnetischen Lebens (von denen das siebente 1827 am Christtage seinen Anfang nahm) umfassen. Da 7 die Grundzahl ist, die sie von der Natur erhielt, so ist auch immer je das siebente Jahr bei ihr ein Stufenjahr. In diesem siebenten Sonnenkreise sieht sie denjenigen Radius, der den letzten Monat dieses Jahres bezeichnet, nicht schief auf die Kreise im Centrum auffallen, sondern geradezu in den Mittelpunkt laufen und damit die Bewegung in Spirallinien aufhören. [1]

Dies ist, wie sie sagte, immer bei ihr je in einem siebenten Jahre der Fall. Sie gab an, daß dieses siebente Jahr mit den sechs andern vorangegangenen in besondere Beziehung trete und in sich eine Recapitulation derselben (in Beziehung ihrer körperlichen Zustände) vornehme, was auch, ungeachtet jener Störung durch den Tod ihres Vaters und des dadurch veranlaßten Abfalls des Sonnenkreises (siehe den siebenten Sonnenkreis) wirklich statt fand. Alle 7 Jahre fallen bei ihr diese Sonnenkreise ab, und ihr ganzer Inhalt wird mit Einer Ziffer auf Einen Punkt gesetzt.

Die gemachte Zeichnung ist hier im Kleinen gegeben. Sie wäre im Stande gewesen, eine eben so ausführliche Zeichnung von diesen sechs Jahren zu machen, als sie eine von dem Einen machte; allein da es sie doch vielleicht Anstrengung gekostet hätte, gab ich es nicht zu und begnügte mich an der hier von ihr gegebenen Skizze.

Der siebente Sonnenkreis wurde von ihr noch später besonders entworfen. (Siehe Tafel 3.)

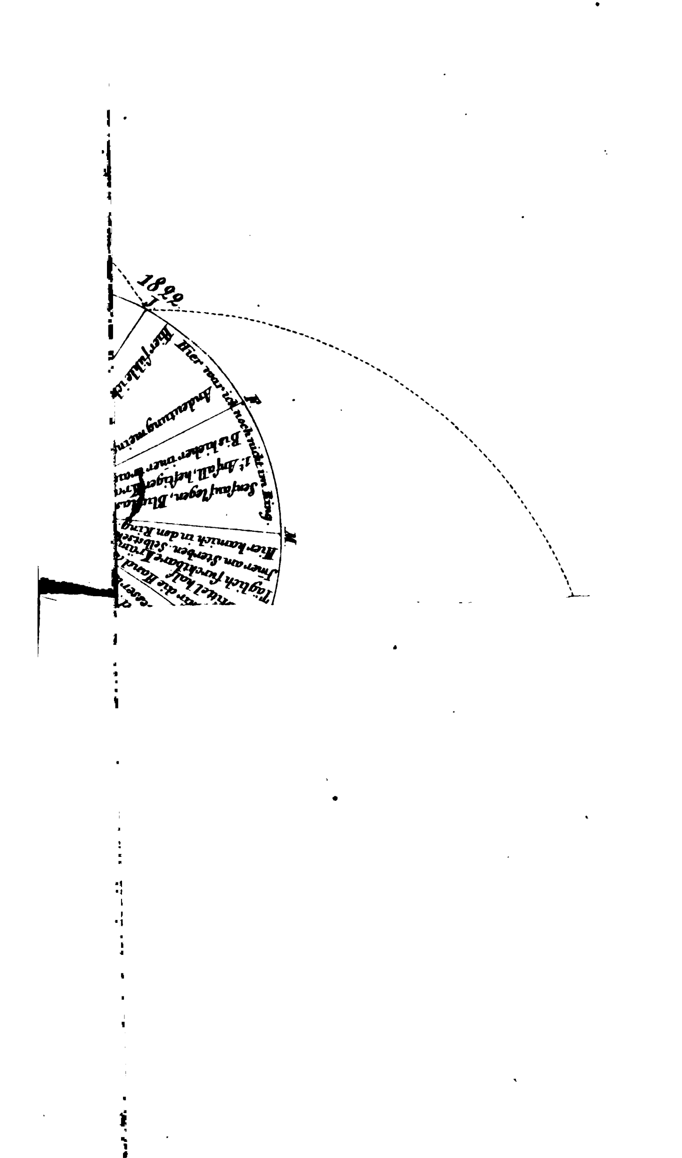
Die innere Sprache.

(S. Tabelle Nr. 3.)

In ihrem halbwachen Zustande sprach Frau H., wie schon erwähnt, öfters eine Sprache, die einer orientalischen Sprache

[1] S. unten den siebenten Sonnenkreis.

Tab 2.



ähnlich zu seyn schien. Sie sagte im halbschlafwachen Zustande, diese Sprache liege von Natur in ihr, und es sey eine Sprache, ähnlich der, die zu Zeiten Jakobs gesprochen worden, in jedem Menschen liege eine ähnliche Sprache. Diese Sprache liege in den innern Zahlen des Menschen; in ihr (da sie zur innern Zahl den Zehner und den Siebenzehner habe) in diesen Zahlen Zehn und Siebenzehn. Aus diesen gehe in ihr die Schrift mit den Zahlen hervor, weil Schrift und Zahl immer mit einander verbunden seyen. So seyen auch ihre Zahlen Zehn und Siebenzehn zugleich Grundworte fürs äußere und fürs innere Leben. (Siehe auch oben.)

Diese Sprache war äußerst sonorisch. Sie blieb sich in ihren Ausdrücken für das, was sie in ihr sagen wollte, ganz consequent, so daß Menschen, die längere Zeit um sie waren, sie nach und nach verstehen lernten. Sie sagte öfters: in dieser Sprache könnte sie ihre innersten Gefühle ganz ausdrücken, und sie müsse, wenn sie etwas deutsch sagen wolle, es erst aus dieser ihrer innern Sprache übertragen; sie denke diese Sprache aber nicht mit dem Kopfe, sie komme eben so aus ihr hervor, es sey keine Sprache des Kopfes, sondern eine des innern Lebens, das von der Herzgrube ausgehe. Daher konnte sie Namen, Würden u. s. w., die sie in jener Sprache nicht fand, auch nur schwer oder gar nicht aussprechen, und sie mußte sich in diesem Falle jener nach der Außenwelt gehenden Zahlen bedienen, in die sie jene Worte übertrug.

Sie konnte sie nur im halbwachen Zustande sprechen und schreiben, im wachen wußte sie von dieser Sprache durchaus nichts. Auch nur während sie schrieb, wußte sie die Bedeutung der Worte, blieb sich aber in deren Schreibung immer völlig consequent.

Sollte das Wort für eine Sache in dieser Sprache aus ihr hervorgehen, ohne daß es innere Anregung war, wenn man sie bloß darnach fragte, so mußte sie die Sache vorher ansehen, und dann löste sich aus ihr das Wort. Sie sagte dann: In diesem Wort liegt nun auch zugleich Werth und Eigenschaft dieser Sache, was im gewöhnlichen Worte nicht liegt. So gab sie auch Personen in dieser ihrer innern Sprache Namen, in denen dann zugleich Werth und Eigenschaft der Person lag.

So hieß ihr z. E. der Name Emelachan: „Dein Geist ist ruhig und still, deine Seele ist zart, dein Fleisch und Blut ist stark, leicht brausen die beiden wie die Wellen im Meer, dann spricht das Zarte in dir: komm und beruhige dich!"

Sprachkenner fanden in dieser Sprache auch wirklich hie und da den koptischen, arabischen und hebräischen Worten ähnliche Worte. Das Wort Elschaddai, das sie öfters für Gott gebrauchte, heißt im Hebräischen der Selbstgenügsame, oder Allmächtige. Das Wort dalmachan scheint arabisch zu seyn. Die Redensart bianachli, die sie allein auf ihrem Lebensringe noch auszusprechen wußte, und auf dem Sonnenringe mit widrigem Gefühl übersetzte, heißt nach dem Hebräischen: ich bin in Seufzen."

Ich setze noch folgende Worte und Redensarten aus dieser ihrer innern Sprache hieher: Handacadi — Arzt. Alentana — Frauenzimmer. Chlann — Glas. Schmado — Mond. Nohin — nein. Nochiane — Nachtigall. Bianna fina — vielfarbige Blume. Moz — wie. Toï — was. O pasqua non ti bjat handacadi — willst du mir nicht die Hand geben, Arzt? O mia criss — ich bin. O mia da — ich habe. Un — zwei. Jo — hundert. Quin — dreißig. Bona finto girro — man soll fortgehen.

Girro danin chado — man soll dableiben. Optini poga — du mußt schlafen. Mo li orato — ich ruhe. O minio pachadastin — ich bin eingeschlafen.

Posi anin cotta — der Ring wird voll. Elohim Majda Djonem — gebrauchte sie in ein Amulet und steht auf der Tabelle mit ihren Schriftzeichen geschrieben.

Die Schriftzeichen dieser Sprache waren ihr immer mit Zahlen verbunden. Sie sagte: „Will ich diese in mir liegende Sprache schreiben, ohne dadurch etwas Tieferes, etwas, das mich recht innig angeht, auszudrücken, so schreibe ich sie ohne Zahlzeichen, aber ich brauche alsdann längere Worte und muß mehr Häkchen machen. Das Wort, zu dem ich kein Zahlzeichen setze, ist mir von weniger Bedeutung, es drückt wohl das Wort aus, aber ohne tiefern Sinn. Gott ohne Zahlzeichen heißt mir schlechtweg nur Gott, aber mit Zahlzeichen drückt es mir das ganze Wesen Gottes aus, es wird durch die Zahlen gleichsam

a n

4.

5. 7.

16. 11. 10.

9

erleuchtet, man wird in seine Tiefe eingeführt. Die Zahlen ohne Schriftzeichen sind mir im Grunde heiliger als die Worte, aber zu unbedeutendern Sachen braucht man keine Zahl, zum ganzen Vollständigen aber muß ich mich der Schriftzeichen in Verbindung mit den Zahlen bedienen."

Ein vollständiges ABC von dieser Sprache konnte sie nicht angeben. Sie sagte: es sey oft ein einzelner Buchstabe auch zugleich ein ganzes Wort. Einzelne Buchstaben sind auf der Tabelle bemerkt. Jeder Buchstabe aber war ihr auch gleichsam eine Zahl, aber eine andere unbedeutendere, die erst durch andere darüber und darunter gesetzte erhöht werden mußte. Sie hatte öfters im schlafwachen Zustande gesagt, daß eine ähnliche Sprache auch die Geister sprechen, ja, sie sprach einigemal mit ihnen wider ihren Willen, als wäre sie im somnambulen Zustand in dieser Sprache. Sie sagte im ganz schlafwachen Zustand: „Obgleich die Geister die Gedanken lesen und keine Sprache nöthig haben, so gehört diese Sprache doch zur Seele, die Seele nimmt sie hinüber, weil die Seele den Menschen regiert und dort seinen Körper bildet. Sie sprechen sie immer nur nach ihren Geisteskräften; denn es geht doch immer stufenweise auch dort. Mit der Seele geht diese Sprache über, wenn sie für den Geist einen schwebenden Körper bildet." (Hierüber siehe das Weitere unten.)

Erklärung der Tabelle ihrer innern Schrift.

(S. Tafel 5.)

1. Einzelne Buchstaben.
2. Gott mit und Gott ohne Zahlzeichen.
3. Vater mit und Vater ohne Zahlzeichen.
4. heißt: Dein denke ich ewig.
5. Segensvoll werde mein Jahr!
6. unerklärt gebliebene Schrift.
7. heißt: Hilf mir aus meinem Jammer!
8. und zwar Wort 1) heißt: deine Wege der Wahrheit, 2) und der Liebe, 3) Güte und Größe, 4) sind unerforschlich, 5) o Jehovah! 6) und 7) wunderbar ist dein Rath, 8) und 9) heilig und kräftig 10) ist deine Stärke durch deinen 11)

Sohn, 12) den du uns 13) gegeben hast. 14) Du hast uns 15) durch ihn erlöset, 16) ewig Hallelujah.

9. 1) Keine Stunde, 2) o Herr! 3) soll an mir 4) vorbeigehen, wo ich 5) dir nicht danke.
10. Heißt: Mein Freund, du hast Vieles an mir gethan.
11. Ist ein magisches Wort, dessen sie sich zu einem Amulet bediente, und das in ihrer Sprache: Elohim Majda Djonem heißt.
12. 1) aus der Tiefe deines Innersten 2) strömt hervor, 3) was war 4) und was ist: 5) Heiligkeit und Wahrheit, 6) Liebe gegen den Nächsten und Tugend, 7) Sünden, 8) Reue 9) und Vergebung.
13. Ich lebe.
14. Welt.
15. Bianachli steht auf dem Lebensringe und heißt: Ich bin in Seufzen, oder wie es auf dem Sonnenring ausgedrückt ist: widriges Gefühl.
16. heißt Ungeduld.
17. heißt lichna.
18. ist ihr Name.
19. Posi anin cotta, oder: der Ring ist voll.
20. Gib mir Trost, denn meine Zeit ist um.
23. unerklärt gebliebene Schrift.
24. mein Ehegatte. (Der übrigen Zeichen Bedeutung siehe unten.)

Die innern Zahlen.

(S. Tabelle 6.)

Schon in frühern magnetischen Schläfen äußerte sich Frau H., daß im innern Leben Alles Zahl und Berechnung sey. Sie rechnete immer, am meisten in den Krämpfen, die selbst ihre Zahlen hatten. Was sie hierüber nach ihrem sogenannten Erwachen angab, ist schon angeführt und wiederhole ich nicht.

Zur Vervollständigung desselben aber gebe ich hier Bild und Wesen ihrer innern Zahlen, wie sie dieselben fühlte und sich nach ihrem sogenannten Erwachen für die Außenwelt (wenn auch wahrscheinlich nur unvollständig) selbst mittheilen konnte.

Eine Ansicht derselben ist auf beiliegender Tabelle 6 gegeben.

eichen

8 7 6 5 4 3 2 1

Diese Zahlen theilen sich in verschiedene Reihen, und si
konnte hauptsächlich von zweien Auskunft geben, nämlich vo
der Reihe (Nr. 1, 2 und 3), mit der sie in die Außenwelt rech-
nete, und von der Reihe (Nr. 4a und b), mit der sie in ih
Inneres rechnete. Auch diese Zahlen werden, wie die Wort
ihrer innern Sprache, und wie die Sprachen des Orients, im-
mer von der Rechten zur Linken gelesen. Mit diesen Zahle
Nr. 1 konnte sie nur bis auf 700 rechnen, aber dann bi
auf 7000, was sie als das **Maximum** ihrer magnetische
Grundzahl angab, wenn sie ihnen Punkte und Striche beifügte
und dadurch aus ihnen andere Ziffern machte, wie die Zahle
Nr. 2 zeigen, daß solche höhere Zahlen für die Außenwelt sin
und die hier zugleich als Erklärung der Zahlen für jeden Mona
im äußern Kreise des Sonnenringes (es sind eben dieselben) die-
nen können.

Als Beispiel eines Zahlenausdruckes mit der Zahlenreih
Nr. 1 diene z. E. 51 ˥ ˥̣ ˥̇ ⊤̇ ⊤̇ welches gleich 283 ist, nämlich

⊤̇ = 100.

⊤̇ = 100.

˥ ˥̇ = 61.

1̣ ˥̣ = 17.

5 = 5.

283.

Allein dieser Zahlen, die sie in die Außenwelt bedurfte, b
diente sie sich auch, um Namen und Worte, die sie nicht in ihre
Natursprache fand, namentlich conventionelle, in ihrem somnam
bulen Zustande herauszubringen, und sie wurden in ihr de
deutschen ABC so zugetheilt, wie Nr. 3 zu sehen ist. So übe
setzte sie z. B. den Namen **Carl** in ihrem Innern also:

1 5 1 0

ℒ ℛ 𝒬 ℰ

Diese Zahl 1 ₰ 1 0 kürzte sich ihr aber ab und zwar so:

0 = 10.
₰ = 37.
1 = 1.
1 = 1.
} 49.

Und diese Zahl veränderte sich ihr wieder in 52, nämlich z = 44 + 5 = 49. Die Zahl 49 drückte sich ihr aber dann auch in einem Zeichen aus, das Carl hieß, nämlich also:

[Zeichen], dieß ist zusammengesetzt aus [Zeichen] 10 : 37.

Einer andern Zahlenreihe bediente sie sich aber für Berechnungen, die nicht in die Außenwelt, sondern in ihr inneres Leben gingen, deren Aussehen von dem der eben benannten Zahlen sehr abwich, ein mystischeres war. Sie finden sich auf der gleichen Tabelle unter Nr. 4a und b, und dieß sind diejenigen Zahlen, die mit ihrer innern Schriftsprache in tiefer Verbindung stehen und immer den Worten zur Erhöhung und Erleuchtung beigegeben wurden. Außer dieser Zahlenreihe schien aber in ihr eine noch viel tiefere und höhere zu liegen, deren Offenbarung aber nicht in ihrer Macht lag. Ich weiß darüber nur Folgendes. Sie beschäftigte sich einmal, um ihren Namen in eine Zahl überzusetzen, als sie plötzlich äußerst erschüttert wurde und in Thränen ausbrach. Ich fragte sie um die Ursache, und sie sagte mir: „Als sie sich so beschäftigt habe, ihren Namen in eine Zahl überzusetzen, sey ihr plötzlich ein viel tieferes inneres Zahlengeheimniß aufgegangen, wodurch sie, ohne ihren Willen, in ihrem Namen sogleich auch Zahl und Stunde ihres Todes gefunden, aber nun schon wieder, zu ihrem Glück, verloren habe. Sie könne mir nur noch davon diese zwei Zahlen hinsetzen. Die Bedeutung der einen sey zur rechten Hälfte Leben, zur linken Tod." Sie finden sich auf der Tabelle unter Nr. 5. Durch einen Strich, den ich durch die Hälfte der einen Zahl machte, bezeichnete ich den Scheidungspunkt, bis wohin sie Tod und bis wohin sie Leben bedeutet. Ich sagte ihr, daß ich nie glauben werde, daß es möglich sey, sich oder Andern aus dem Namen die Zeit des

chnung

Todes herauszurechnen, da sagte sie ganz ernst: „Sterben Sie nur einmal, und dann werden Sie sehen, daß das möglich ist."

Eine Probe von der täglichen innern Rechnung.

(S. Tabelle Nr. 7.)

Die Tabelle 7 gibt uns eine Anschauung ihrer täglichen innern Rechnung, wo sie sagte: „Alles auf jeden Tag, Stunde und Sekunde hinaus bekommt seine Zahl, und diese Zahl ist zugleich Wort. Es wird im Innern die Zahl gesetzt, ohne daß ich es weiß, auch wenn ich wache. Die Zahl setzt sich selbst. Diese Zahlen werden dann im Innern alle Abend 7 Uhr zusammengezählt und jeden Tag notirt, und am Ende des Monats wird Alles, was gut und schädlich war, zusammengezählt und abgezogen und wieder notirt. Was nun Widriges in dem Monat übrig ist, wird immer in den nächsten Monat mitgenommen, so auch das Gute, wofern es das Widrige übersteigt u. s. w.

Alle 7 Jahre, wo bei mir ein Stufenjahr eintritt, und die sieben Sonnenkreise abfallen, wird dann ihr ganzer Inhalt mit Einer Ziffer auf Einen Punkt gesetzt, in der dann alle Stunden, Minuten und Sekunden enthalten sind, und dieser Punkt oder diese Ziffer wird dann auf den neuen Cyklus von 7 Jahren übergetragen. So kann man nach dem Tode in Einer Zahl das ganze Leben überschauen."

Was ihr nun sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht den Tag über begegnete, das bekam im Innern Zahl und Wort, und darüber wurde alle Abend 7 Uhr, wo sie in ihre magnetischen Kreise einging, Rechnung gehalten.

Die hier gegebene Probe erstreckt sich aber nur auf das Körperliche, und zwar vom 18 bis 30 November 1827.

Als sie Abends den 18 November gegen 7 Uhr Krämpfe gehabt und aus diesen zu sich gekommen war, sagte sie, sie sehe die Zahlen, die sich heute in ihrem Innern gesetzt, es sey ihr, als wären sie während des Krampfes zusammengezählt worden. Bis heute zählte sie die Zahl 110, sey nun 3 Tage in der Zehenzahl in der andern Hälfte des Monats; und in diesen 3 Tagen habe sie gerade einen Zehner Ueberschuß. Die 100 kommen seit ihrem Erwachen her und werden nun alle Tage hinausgeschoben und mitgezählt.

In zwei Zwischenräumen von Krämpfen zählte sie heute die Zahl 32. Die Zahlen setzten sich immer in einzelnen Zahlen, z. E. 32 so: 9. 5. 6. 5. 6. 1, aber in ihren innern Zahlzeichen, wie sie auf der Tabelle bemerkt sind. Davon ließ sie 10 als Ueberschuß zu den 100 setzen. Am 19. Abends setzten sich nach Krämpfen die Zahlen 9. 9. 3. 1 oder 22.

Am 20. setzten sich die Zahlen: 3. 7. 4. 5. 9. 3. 9. 2. 1. 2 oder 45, und sie ließ auf den morgenden Tag zu dem Hunderter die Zahlen: 10. 9. 5 oder 24 als schädlichen Ueberschuß übertragen.

Sie sagte, 21 Zahlen seyen die wohlthätigen, Eine dürfe man ohne Nachtheil verlieren, was aber über 22 sey, das sey der schädliche Ueberschuß und müsse immer nachgetragen werden. Daher zog sie immer von der Summe der Zahlen, die sie am Abend zusammenrechnete, 21 oder 22 ab, und trug dann das, was übrig blieb, als schädlichen Ueberschuß auf den andern Tag über, wie z. E. jetzt in den folgenden Tagen.

Am 21. setzten sich die Zahlen: 4. 5. 2. 9. 10. 6. 3. 6, und es wurden 24 übergetragen.

Am 22. setzten sich die Zahlen: 4. 5. 8. 10. 7. 2. 3 = 39, und es wurden 17 übergetragen.

Am 23. setzten sich die Zahlen: 6. 6. 3. 4. 9. 2. 10. 5. 2. 6. 6. 2. 6 = 67. Uebertrag 45.

Am 24. die Zahlen: 9. 2. 4. 6. 1. 9. 5 = 36. Uebertrag = 14.

Am 25.: 5. 8. 3. 7. 2. 4. 6. 6. 5 = 46. Uebertrag 24.

Am 26.: 9. 5. 4. 7. 2. 8. 10. 4. 5. 1. 3. 2. 6. 2. 6. 2 = 76. Uebertrag 54.

Am 27.: 3. 2. 7. 4. 2. 4. 6. 3. 9. 2. 2. 6. 9. 10. 3. 6. 2 = 80. Uebertrag 58.

Am 28.: 6. 5. 9. 2. 10. 6. 3. 6. 2. 1. 7 5. 2. 3. 2. 5. 2. 1 = 77. Uebertrag 55.

Am 29.: 4. 2. 5. 2. 3. 2. 7. 2. 3. 5. 6. 2. 9. 6. 2. 7. 6. 6. 2 = 81. Uebertrag = 59.

Am 30.: 5. 4. 2. 3. 9. 1. 2. 7. 5. 9. 2. 4. 9. 2. 5. 3. 2. 6. 7. 9. 5. 6. 2. 1. 6. 3. 6 = 125. Uebertrag = 103.

Die Summe des schädlichen Ueberschusses von diesem ganzen Monat aber betrug 565. Mit diesen Zahlen in Verbindung

setzte sich zugleich auch jeden Abend das Wort für den Tag, was sie aber nur bei den Tagen 23., 25., 26., 27., 28. und 29. November anzugeben fähig war.

Sie sagte hierüber auch noch: „Die Zahlen, die mir von einem ganzen Sonnenmonat schädlich waren, werden immer bei Anfang eines neuen Monats auf den nächsten Tag in diesen übergetragen, und an jedem Tage die schädliche Zahl dazu gezählt und übergetragen, bis der Monat ein Ende hat, dann wird die ganze große Zahl vom ganzen Monat in den Sonnenkreis gesetzt, und ist dann der Lebenskreis abgelaufen, so werden dann die Zahlen vom ganzen Jahr eingetheilt und berechnet, wie viele Stunden es sind, und wie viele Tage verloren gingen. Diese Tage verliere ich im Lebensringe zuerst. Da aber der Lebensring kein Ende nimmt, so gehen die Tage hier nicht ab, sondern bloß im Sonnenkreise, in diesem werde ich um so viel Tage verkürzt und muß um so viel bälder sterben.

Wie aber für das Leibliche, so wird auch für das Geistige im Innern Zahl und Wort gesetzt und täglich übergetragen, und es überschaut der Mensch einmal in Einer Ziffer sein ganzes Leben."

Das Schauen.

Ueber das Schauen drückte sich die Seherin mit Hinweisung auf jene Kreise also aus:

„Der Sonnenzirkel (Kreis) ist die Welt, unser Sonnenkreis, und diesen hat jeder Mensch in sich auf dem Lebenszirkel (Kreis) der Seele. Wie im Sonnenzirkel diese Welt liegt, so liegt im Lebenszirkel eine ganz andere höhere, daher die Ahnungen, die in einem jeden Menschen von einer höhern Welt liegen. Im Schauen tritt der Geist aus dem Lebenszirkel (Lebenskreis) heraus und in das Centrum des Sonnenkreises hinein, und da ist dann dasjenige Schauen, was die Menschen fassen und begreifen können, dem Menschen aber jetzt dunkler wurde, als es ihm ehemals war. Hier schaut der Mensch dann die Welt, in der er ist, in ihrem eigentlichsten Wesen, ohne Schleier und Scheidewand zwischen ihm und den Dingen, welcher Schleier und Scheidewand sich sonst zwischen ihn und dieselben stellt. Schaut der

Geist länger in dieses Centrum des Sonnenkreises, so schaut er, aber nur wie ein Blitzstrahl, zugleich von diesem Centrum auch in das Centrum des Lebenskreises. Dieses letztere Schauen nimmt der Geist mit sich in seinen Sitzpunkt im Lebenszirkel und trägt es aber dann in diesem, ohne es aussprechen zu können, ohne Bewußtseyn, nur wie eine Ahnung da in sich. Dieses Schauen, das viel tiefer ist, als das bloß im Centrum des Lebenszirkels, das der Geist wohl auffassen, aber nicht von sich geben kann, hat der Geist nur, wenn er in den Sonnenzirkel geht und von dem Centrum desselben in das Centrum des Lebenszirkels, sein eigenes Centrum, sieht, er hat es nie bloß in seinem Centrum. In diesem seinem eigenen Centrum sieht er wohl nichts Anderes, als eine andere höhere Welt, die wir nicht begreifen und nicht fassen, die der Mensch aber eben so im Lebenszirkel in sich trägt, wie er die Welt, in der er lebt, im Sonnenzirkel in sich trägt. Daher in jedem Menschen, wie schon gesagt, die Ahnungen von einer solchen höhern Welt. Ein Somnambules kann kein anderes Schauen aussprechen als dasjenige im Centrum des Sonnenkreises, und das bezieht sich allein auf unsern Sonnenkreis, auf Sonne, Mond, Erde und sonstige Planeten, aufs Mittelreich, das in unserm Luftraum ist u. s. w. Das tiefere Schauen im Centrum des Lebenszirkels hat noch keine Somnambule ausgesprochen.

Bei der Trennung des Geistes von der Seele im Tode (siehe unten über Trennung des Geistes im Sterben) könnte es der Geist der Seele noch aussprechen, wäre er nicht so unmächtig gemacht."

Trennung des Geistes im Sterben.

Zur Zeit, als die Seherin jenen Strich nur einen Tag vor sich voraus hatte und dann auch nicht weiter als einen Tag vorausschauen konnte, kam sie hie und da in einen magnetischen Zustand, wo sie nachher sagte: „Ich ging durch den Sonnenring und den unter ihm liegenden Lebensring hindurch, unter dem Ringe heraus und dann auf der andern Seite jenes Striches, den ich wie einen Schlagbaum auf mir liegen fühle, wieder über dem Sonnenringe, wodurch ich den Strich umging, hinein,

und dann konnte ich die Tage sehen, die nach diesem Striche liegen. Dieser mein Austritt unter dem Sonnenringe ist aber immer ein Sterben, und so ist es im Tode. Bin ich gesund und trete ich aus dem Ring einmal ins rechte Leben heraus, so trete ich über dem Ring, nicht unter dem Ring heraus.

Bei einem solchen Austritt von unten ist mein Geist weder in der Herzgrube noch im Gehirne, er ist dann geschieden von der Seele, und weiß gar nichts, als daß der Körper mit der Seele daliegt. In diesem Zustande sprechen Geist und Seele mit einander wie zwei verschiedene Personen. Von der ganzen übrigen Welt weiß aber da der Geist gar nichts, einzig nur von sich selbst, alles Uebrige geht ihn nichts an.

Der Geist kann sich da auch von gar nichts Geistigem unterhalten, sondern nur von dem ihn selbst angehenden Körper, weil er von allem Andern nichts weiß. In diesem geschiedenen Zustande (und ich meine, daß in einem gleichen simpelhafte Personen seyen) könnte der Geist z. E. fragen: was ist das? und die Seele antwortete: mein Arm, mein Kopf und dergleichen.

Der Geist, der sich jetzt von Seele und Nervengeist geschieden, ist geschwächt und leer und ohne Einfluß, ohne die mindeste Verbindung mehr mit ihnen. Die Erfahrung einer solchen Trennung des Geistes von der Seele habe ich in Momenten dieses magnetischen Zustandes, aber ich weiß, daß die gleiche Lage, das gleiche Streben des Geistes auch im Momente des Todes statt hat. In diesem Momente tritt der Geist auch so heraus ohne Seele und Nervengeist. Er tritt da durchs Centrum des Sonnenkreises, mitten durch den Lebenskreis, durch die Seele hindurch und heraus.

Dieses Durchgehen durch die Seele findet beim Geiste sonst nie bei seinem Heraustreten statt, als im Sterben und in jenem besondern magnetischen Zustande, den ich mit dem Sterben vergleiche. Durch dieses Durchgehen durch die Seele geht alsdann im Geiste etwas Besonderes vor, was macht, daß er dann so unmächtig ist. Was dieses ist, fühle ich, kann es aber nicht aussprechen. Tritt nun der Geist so hinaus, so kann er nicht in sein magnetisches Centrum, weil der Sonnenkreis abfiel, und ohne die Seele auch nicht in den andern Zustand. Der so herausgetretene Geist ist dem Sterbenden nah und ferne, es findet

für ihn kein Raum statt. Er weiß nun wohl noch, daß die Seele zu ihm gehört, hat aber nicht das Vermögen, sie an sich zu ziehen, kann nichts dazu thun, muß nur warten. In diesem Augenblick weiß der Mensch auch nicht, was ferner geschieht. Das jetzt Kommende ist ihm verborgen, und in diesem Moment kann er sich auch nicht aussprechen. Der Geist steht nach dieser Trennung auch deßwegen so unmächtig da, damit kein Weiterschauen desselben ins Künftige statt finde, das er der Seele mittheilen und diese aussprechen könnte, was nun einmal nicht seyn soll. Daß Menschen um die Zeit des baldigen Sterbens (aber nicht im Moment des Sterbens, von welchem hier allein die Rede ist) oft schon sagten: sie wissen nun gewiß, daß ein anderes Leben sey und dergleichen, kommt daher: daß in dieser Zeit die Seele vom Gehirn und seinen Einrichtungen getrennt wird, welches ihnen im Leben, als die Seele noch in ihnen war, die in sie von der Natur eingepflanzte Hoffnung und Aussicht verdunkelte (wegstritt), welches Eingepflanzte aber nun nach der Scheidung der Seele vom Gehirne wieder klar in ihr hervortritt.

Hat nun der Geist sich losgemacht, so tritt in der Seele der unwiderstehliche Trieb ein, sich auch zu lösen, sie fühlt, daß sie ohne den Geist nicht mehr seyn kann, sie muß heraus, und dieß ist nun ihr einziges Geschäft. Der Mensch kann da sprechen, aber verwirrt. Alle Kräfte wollen nun herrschen, weil der Geist sein Reich verlassen. Dieß ist ein Moment großer Verlassenheit: denn der Geist, bleibt er der Seele gleich nahe, kann auf sie nicht einwirken, und die Seele ist auch nicht mehr mit ihm, sondern nur mit dieser Ablösung beschäftigt. Dieß ist der Moment des Todeskampfes, wo aber, statt des nun unmächtigen Geistes, selige Geister der Seele beistehen. Diese Lösung der Seele vom Leibe geschieht auch schneller oder langsamer (bei natürlichem Tode), je nachdem die Seele sich vom Irdischen schwerer oder leichter losmachen kann.

Im Momente, wo diese Lösung geschah, nicht früher, suchen und vereinigen sich nun Geist und Seele mehr oder weniger: denn wenn die Seele das Wüste, was an ihr ist, vollends ablegte, ist sie so rein wie der Geist, sie ist seine Hülle, aber als der allerreinste Lichtstrahl. In diesem Momente steht dann auch dem Geiste das vergangene Leben in Einer Zahl und

Wort da, und ist er am Orte seiner Bestimmung nach dieser Zahl und Wort."

Vom Nervengeist.

Die Seherin drückte sich zu verschiedenen Zeiten über das Geistige auf den Nerven, was sie Nervengeist nannte, also aus:

„Es kommt mir vor," sagte sie schon bei Erklärung ihres Sonnenkreises, „als sey auf den Nerven, in dem Umkreis, wo ich jenen Ring fühle, noch etwas, das höher als Nerve ist, das mir das Gefühl von jenem Ringe gibt, und das ich Nervengeist nennen möchte."

„Durch diesen Nervengeist," sagte sie später, „ist die Seele mit dem Leib und der Leib mit der Welt verbunden. Bei mir wird der Nervengeist so leicht von der Seele und den Nerven lose, und dieß macht hauptsächlich meinen ungewöhnlichen Zustand. Dieser Nervengeist geht mit der Seele (ist sie nicht ganz die reine eines Seligen) nach dem Tode über und ist unzerstörbar. Durch ihn bildet die Seele eine ätherische Hülle um den Geist. Er ist nach dem Tode noch eines Wachsthumes fähig, und durch ihn bringen die Geister des Zwischenreichs, in Verbindung mit einem besondern Stoffe, den er aus der Luft anzieht, Töne hervor, durch welche sie sich den Menschen hörbar machen können; auch sind sie durch ihn im Stande, die Schwerkraft in den Körpern aufzuheben, so daß sie also solche von der Stelle zu rücken oder zu heben, zu werfen u. s. w. fähig sind, auch vermögen sie durch ihn sich dem Menschen fühlbar zu machen. Ein Mensch, der in einem ganz reinen, seligen Zustande stirbt, das aber nur wenigen Menschen wird, nimmt diesen Nervengeist nicht mit hinüber, bei diesem bleibt er, aber auch unzerstörbar, im Körper zurück, und bildet alsdann nach der allgemeinen Auferstehung, wo er sich mit der Seele wieder vereinigt, den neuen, reinen, ätherischen Leib. Selige Geister, denen dieser Nervengeist nicht anhängt, können sich nicht hörbar machen, spuken nicht. Unselige Geister sind dieß am meisten zu thun fähig. Je reiner des Verstorbenen Seele wird auf höhern Stufen des Zwischenreichs, desto mehr verliert sie diesen Nervengeist, der immer wieder zur Erde kehrt."

Bemerkungen über diese Kreise und über einige sonstige Eröffnungen der Seherin.

Bei all diesen hier niedergeschriebenen Eröffnungen unserer Seherin bediente ich mich immer ihrer eigenen Worte, sie sind ganz ihr Eigenthum und enthalten nicht den mindesten Zusatz, weder von mir noch von Andern. Nachdem ich sie nun so treu mit ihren Worten gegeben, sey mir erlaubt, besonders auch über jene Kreise und was in ihren Bereich gehört, meine eigenen Ansichten und Erklärungen in Folgendem auszusprechen.

1. Der Sonnenkreis und der Lebenskreis.

Betrachten wir diesen sogenannten Sonnenkreis zuerst nur in individueller magnetischer Beziehung, so sehen wir, daß er hauptsächlich verschiedene Zustände in Hinsicht auf das magnetische Leben bezeichnet, in welchem Tieferes als im wachen Leben aufgeschlossen ist. Was über den äußern Ring fällt, wäre dann natürliches Wachen und Hinausgehen in die Sinnenwelt. Der Ring selbst bezeichnete den Umfang des Gefühllebens, welches dann, gesteigert durch den Magnetismus (der durch die blaue Wellenlinie bezeichnet ist), in den zweiten Ring, als den ersten Grad des Somnambulismus, überging. Zwischen diesem Ring und dem weiter gegen die Mitte zu liegenden läge das Hellsehen und der Aufgang der Geisterwelt. Auf dem gegen die Mitte liegenden größern Ringe, dem Traumringe, lägen kleine Kreise, welche Zahlen enthalten, womit die magnetischen Krisen alle berechnet werden.

Innerhalb der Sterne wäre die stärkste Concentration der Seele, aus welcher alle die Verordnungen und Divinationen hervordringen. Jene Sterne und der Ring, der der Seherin der Mond zu seyn scheint, sind ihr zugleich die Wohnung der Halbseligen, während ihr im Traumring das Thierseelenreich, das Zwischenreich aber, nämlich die Wohnung der noch unseligen Geister, in jenem Traumringe, doch höher als das Thierseelenreich und in jenem großen Ringe erscheint. In der Tiefe jenes Mittelpunktes aber, durchschauend durch diesen Sonnenkreis in das Centrum des Lebenskreises (den Sitz des Geistes), geht ihr

die Gnadensonne auf, ist ihr die Wohnung der Seligen und der Urborn alles Lebens, wo sie unaussprechliche Dinge schaute, die noch keine Menschenzunge, und somit auch sie nicht, zu sagen vermochte.

Eine allgemeinere und tiefere Bedeutung erhält aber dieser Kreis dadurch, daß die Seherin sagt: „Der Sonnenzirkel ist unser Sonnenkreis, und diesen trägt jeder Mensch in sich auf dem Lebenszirkel, der Seele.

In den Zuständen des Innern, und namentlich im magnetischen Zustand, werden dem Menschen mehr oder weniger diese Kreise, oder was in ihnen liegt, offenbar, gehen sie auch nicht immer in dieser Klarheit und diesem gerundeten Bilde auf."

Den Lebenszirkel, der ihr die Seele ist, legte sie auch unter den Sonnenkreis, so daß dieser Sonnenkreis auf ihm gleichsam als in einem Spiegel erscheint, und das ist, was schon van Helmont und was auch Leibnitz aussprachen: „Die Seele ist ein Spiegel des Weltalls."

Offenbar ist dieser Sonnenkreis der Seherin das dem Menschen eingeborne Sonnensystem, der Kreis, der den Menschen hier hauptsächlich angeht, und mit dem er hier in inniger Naturverbindung steht.

Der zweite leichtere, geistigere Kreis, auf dem der Sonnenkreis sich spiegelt, ist der Seherin der Kreis der Seele und des Geistes, dem sie im Centrum desselben seinen Sitz anweist. So lange Seele und Geist an diesen Körper, und damit auch an den in ihm liegenden Sonnenkreis gebunden sind, stehen sie mit ihm in einem besondern Wechselverhältniß, in einem Naturnexus, welchen der Geist, wenn er (im Schauen) in das Centrum des Sonnenzirkels tritt, hauptsächlich inne wird.

Da erblickt der Geist alsdann die Welt in allen ihren Gesetzen, Gleichungen und Proportionen, welche allen in Raum und Zeit eingebildeten Dingen eingepflanzt sind, oder, mit andern Worten: es geht ihm da ein Erkennen unsers Sonnensystems mit allen seinen auf die Dinge und den Menschen Bezug habenden Verbindungen und Einflüssen auf. Alles Typische dieses Sonnensystems, die ganze Mathematik seiner Natur, das in sie eingepflanzte Zahlenverhältniß, wird ihm da mehr oder weniger offenbar, und er findet dessen Beziehung und Anwendung auf alle Dinge und auch auf seine Hülle, den Leib.

„Hier schaut," sagte die Seherin, „der Mensch dann die Welt, in der er ist, in ihrem eigentlichsten Wesen, ohne Schleier und Scheidewand, zwischen ihm und den Dingen, welcher Schleier und Scheidewand sich sonst zwischen ihn und dieselbe stellt. Aber dieses Schauen ist dem Menschen jetzt dunkler geworden, als es ihm ehemals war."

Dieses Schauen wurde dem Menschen dunkel, als es aus den Centris seiner Kreise wich. Nun versteht der Mensch die Natursprache der Dinge nicht mehr, Zahl und Namen gingen ihm verloren, und er muß sich mit mühsamen Experimenten abgeben, um nur ein bischen von ihren Eigenschaften herauszufinden. Wären wir noch in jenen Centris, so würden wir mit dem Namen des Dings die Zahl und mit der Zahl die Eigenschaft und den Werth desselben, im allgemeinen Naturzusammenhang durchschauen, wie unsere Seherin im magnetischen Zustande die Eigenschaften der Dinge schon bei der Berührung durchfühlte und dem Dinge aus ihrer Natursprache einen seinen Werth und Eigenschaften umfassenden Namen schöpfte.

Wenn Schubert sagt: „Das, was bei uns Wissenschaft ist, war in jener ältesten Zeit mehr Offenbarung eines höhern Geistes an den Menschen," so heißt das nach unserer Seherin: „Es war einmal der Geist des Menschen auch im gewöhnlichen Leben fähig, in das Centrum des in jeder Menschenseele liegenden Sonnenkreises zu treten und die Welt, in der er war, in ihrem eigentlichsten Wesen ohne Schleier und Scheidewand zwischen ihm und den Dingen zu schauen, welches Schauen ihm später, als er immer mehr und mehr aus jenen Centris wich, verloren ging, ihm jetzt aber nur noch einzeln in magnetischen und andern Zuständen, wo der Geist wieder in jene Mittelpunkte kehrt, hervortritt."

Daher kommen wohl auch all die nur aus einem innigen Erschauen der tiefsten Naturverhältnisse und der wahrsten Eigenschaften der Dinge hervorgehenden Aussprüche und Verordnungen Schlafwacher, und das auf jede andere Art unerklärliche Wissen alter Völker. So hat das Zeitmaß des Hellsehens Analogie mit uralten Zahlensystemen, namentlich mit den Zahlen, die in den Büchern Mosis so oft vorkommen, und auf religiöse Gegenstände, angewandt, als heilige Zahlen erscheinen, z. B. 3. 7. 40, ferner

Aehnlichkeit, mit denen die Propheten die Zukunft verkündigen, wie z. B. die mystische Zeitrechnung Daniels von den 70 Wochen.[1] So sehen wir im höchsten Alterthume namentlich astronomische Arbeiten, denen nur aus den tiefsten Naturverhältnissen entlehnte Zahlen, wie wir sie im magnetischen Schauen finden, zu Grunde liegen. Jene astronomischen Tafeln der Indier, die sich auf die Schiefe der Ekliptik beziehen, waren schon vor mehr als 6000 Jahren genau, und die spätern Zeiten haben die Abweichung derselben von der Wahrheit nicht mehr zu berichtigen vermocht. Uralte indische Gedichte sprachen von den Naturkräften der Pflanzen, von der Bedeutung ihrer Gestalt und Farben, von dem Geiste der Steine und Metalle.[2]

So schreibt sich jene Lehre der alten Magie offenbar von einer Urzeit her, wo der Geist des Menschen noch mehr dem Mittelpunkt jener Kreise zugerückt war. Daher, wie bei Magnetischen, in dieser alten Magie die Erkenntniß der Zeit und Zahl, Werth und Kraft des Gebets und des lebendigen Worts. Und so zeigte sich bei unserer Seherin eine Sprache und Rechnung des Innern, wie nur eine ähnliche in Völkern sich kund gibt, welche die ersten des Menschengeschlechts sind. Gewiß ging das System alter Philosophen auch nur aus einer solchen innern Naturanschauung hervor, und war wohl Plato vor Allen in einer solchen. Wie große Aehnlichkeit hat das Pythagoräische Zahlensystem, so viel wir von ihm wissen, mit der innern Zahlenmystik Schlafwacher und namentlich unserer Seherin! Wie sehr werden wir an jene Kreise und innere Zahlenmystik gemahnt, wenn wir in Plato lesen: „Die Seele ist unsterblich und hat einen arithmetischen Anfang, so wie der Leib einen geometrischen hat. Sie ist das Bild eines überall vertheilten Geistes; hat selbst Bewegung und durchdringt von der Mitte aus den ganzen Körper rund herum. Sie ist aber nach übereinstimmenden Zwischenräumen getheilt und macht gleichsam zwei mit einander verbundene Kreise." Den einen nennt Plato die Bewegung der Seele (was der Lebenszirkel unserer Seherin), den andern nennt er die Bewegung des Alls und der Irrsterne (was der

[1] Passavant, Untersuchung über den Magnetismus. S. 164.

[2] S. Schubert, Ansichten.

Sonnenzirkel unserer Seherin ist). „Auf diese Art," sagt Plato, „ist die Seele in Verbindung mit außen gesetzt, erkennt was ist und besteht harmonisch, weil sie in sich selbst die Elemente nach einer bestimmten Harmonie hat."

So dient nach Plato die Kenntniß der Naturzahlen zur Untersuchung des Guten und Schönen. Er preist denjenigen glücklich, der die geistigen Zahlen versteht, und den mächtigen Einfluß erkennt, welchen das Gerade und Ungerade auf die Erzeugung und die Kräfte der Wesen hat. „Ohne dieses Geschenk der Gottheit," sagt er, „kennt man weder die menschliche Natur noch ihrem göttlichen und sterblichen Theil, noch den Grund der wahren Religion. Die Zahlen sind die Ursachen der Weltharmonie und der Erzeugung aller Dinge. Wen daher seine Zahl verläßt, der verliert alle Gemeinschaft mit dem Guten und wird allen Unregelmäßigkeiten zu Theil."

Dieß ist das Gleiche, was unsere Seherin, die den Plato nicht einmal dem Namen nach kennt, sagt: „Ueberwiegt das Böse, das zu thun und zu unterlassen, im freien Willen des Menschen steht, diese Grundzahl, so verliert er dieselbe, und er ist alsdann dem Bösen und seinen Folgen durch eigenen Willen auch völlig anheimgestellt." Der Sinn der Pythagoräischen Zahlenlehre ist, daß die Zahlen die Elemente aller Dinge und selbst aller Wissenschaften sind; er wandte die Zahlen aber auch auf die Geisterwelt an und löste somit Räthsel, die der jetzigen Arithmetik völlig unbekannt sind. Man vergleiche hiemit so manche Aeußerungen unserer Seherin.

Auch neuere Seher ahneten eine besondere Zahlenmystik in der Natur. „Die Zahlen," sagt S. Martin, „sind nichts Anderes als eine Uebersetzung der Wahrheiten und Gesetze, deren Grundtext in Gott, dem Menschen und der Natur enthalten ist." Und Novalis schreibt: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß in der Natur auch eine wunderbare Zahlenmystik statt finde: ist nicht Alles voll Bedeutung, Symmetrie, Anspielung und seltsamem Zusammenhang?"

Es ist sehr zu bedauern, daß jene innere Zahlenmystik unserer Seherin, wie auch die mit ihr verbundene Sprache, so sehr sie sich Mühe gab, auch Andere darüber zu verständigen, dennoch zum größten Theil für uns verloren ging, oder unverständlich

blieb, da sie einzig nur aus innerer Anschauung hervorging, die wir in äußeren Kreisen Lebende nur schwer zu fassen vermögen.

Auch in Swedenborg, von dem unsere Seherin nicht das Mindeste weiß, finden wir eine Anmahnung an diese Kreise. „Daß das Böse und Falsche," sagt dieser Seher, „seinen Sitz im natürlichen Gemüthe (in mente naturali, was der Sonnenzirkel unserer Seherin wäre) hat, kommt daher, daß dieses Gemüth eine Welt im Kleinen oder im Bilde ist (in forma seu in imagine mundus), das geistliche Gemüth oder (was der Lebenszirkel unserer Seherin wäre) ein Himmel im Kleinen oder im Bilde (in forma seu in imagine coelum), und im Himmel das Böse nicht wohnen kann. Beide Gemüther sind in Kreise ausgebogen."

So setzte unsere Seherin eine Naturwelt in den Sonnenkreis und eine höhere geistigere Welt in den Lebenskreis.

Auch dieser Seher nimmt eine höhere als die uns sichtbare Sonne (die Gnadensonne unserer Seherin) an, wenn er sagt: „Ueber dem Engelhimmel ist die Sonne, die reine Liebe: sie erscheint feurig wie die Sonne der Welt. Die Wärme dieser Sonne gibt den Menschen und Engeln Willen und Liebe. Das Licht, Verstand und Weisheit, was daraus entsteht, heißt geistlich. Was aber aus der Sonne der Welt entsteht, heißt natürlich und enthält das Leben. Die Ausdehnung des Lebensmittelpunktes ist die geistliche Welt, diese besteht durch ihre Sonne: und die Ausdehnung des natürlichen Mittelpunktes ist die natürliche Welt, welche ebenfalls durch ihre Sonne besteht. Das Feuer der Sonne der Welt oder der Natur kommt aus der Sonne des Engelhimmels her, welches die göttliche Liebe ist, die zunächst von Gott ausgeht, welcher sich in ihrer Mitte befindet."

Eschenmayer schrieb mir nach jenen Mittheilungen der Seherin:

„Es gibt zweierlei Sonnen, eine, die wir sehen, die unsern Tag erhellt und Alles ans Licht bringt, aber dafür sich auf den Kreis unseres Planetensystems beschränkt, das nur ein Tropfen des Oceans ist. Es gibt aber auch eine Centralsonne, die wir nicht sehen, die uns dunkel läßt, aber eben in dieser Dunkelheit erst die Unermeßlichkeit der Gestirnwelt öffnet, eine Sonne, von der alle Gestirne, auch das unsrige, ihr Licht empfangen, und die eben so gewiß ist als unsere Sonne.

So verhält sich das Wissen zum Glauben.

Unsere Tagessonne ist das Wissen, welches zwar Alles ans Licht bringt und genau unterscheiden läßt, aber sich doch nur auf den Tropfen im Ocean beschränkt. Die Centralsonne ist der Glaube, er läßt uns in der Dunkelheit, und wir können nichts Einzelnes durch ihn unterscheiden, aber er unterrichtet uns doch von der unermeßlichen Tiefe der Gottheit und von dem verschwindenden Werthe unseres eigenen Systems so gewiß, als das Wissen uns von uns selbst Kunde gibt. Das Evangelium ist das Buch der Gestirne, das wir nur in der Nacht des Glaubens lesen können, aber uns doch die Unermeßlichkeit öffnet und von der Gewißheit einer Centralsonne unterrichtet. Die Philosophie ist das Buch unserer Sonne, das wir in der Tageshelle unseres Wissens zwar lesen, aber weiter nichts vernehmen, als was auf den Tropfen des Oceans beschränkt ist. Und so sehen wir auch, wie das Wissen den Glauben und die Philosophie das Evangelium beständig überdeckt. Je stärker die Tageshelle des Wissens und die Sonne der Philosophie uns leuchtet, desto mehr bleibt uns die Unermeßlichkeit der Gestirnwelt und die Centralsonne verdunkelt. Je dunkler aber die Tageshelle des Wissens und die Sonne der Philosophie wird, desto mehr leuchtet die Gestirnwelt und die Centralsonne des Evangeliums in die Nacht des Glaubens herein, und wir vernehmen jetzt erst den Reichthum des Universums, gegen die Armuth unsers Planeten gehalten. Der ewige Irrthum ist, daß wir das, was uns von der Tagessonne bekannt ist, auf die Centralsonne anwenden wollen, die doch, da sie die Sonne aller Sonnen ist, eine ganz andere Natur haben muß, und daß wir die Analyse vom Tropfen des Oceans gebrauchen, um den ganzen Ocean zu messen. Was ist denn der höchste menschliche Begriff vom Absoluten? Ist er denn mehr als ein Tropfen von der Fülle der Gottheit?"

Eine Stelle in Ennemosers vortrefflicher Geschichte des Magnetismus, die ich hier anzuführen mich nicht enthalten kann, wurde mir bei ihrer Durchlesung auch eine lebendige Mahnung an diese Kreise unserer Seherin. Sie ist folgende:

„Stellt man sich die Welt und alles darin Befindliche in einer Kreisgestalt vor, wie dieser Kreis in der Natur selbst wahr und gegründet ist, so ist darin weder Anfang noch Ende, sie ist

unbegränzt, und Vergangenheit und Zukunft ist darin eingeschlossen. (So sagte unsere Seherin: Ich konnte in diesem Kreise vor- und rückwärts, und sehen was war und was kam.) Die ganze Welt ist mit Licht durchstrahlt und hell erleuchtet, und der Mensch selbst ist der Spiegel des göttlichen Abglanzes. (Nach unserer Seherin hieße das: Die Seele des Menschen ist der Spiegel des Alls.) In diesem Spiegel (der Seele) werden alle Gegenstände gesammelt, wenn er nicht mit dem dunkeln Nebelhauch des irdischen Dunstes überzogen wird. Der innere Sinn ist das im Menschen brennende Licht (der Geist), welches aber wegen der dicken Hülle des Körpers nicht immer durchzuscheinen vermag und nur bei gewissen innern Regungen, wie das Feuer der Erde, an gewissen Punkten hervorbricht; das heißt nur bei gewissen Menschen, nicht am ganzen Stamme der Menschheit, entwickelt sich der innere Sinn nach außen, so wie das Feuer der Erde nicht überall, sondern nur an gewissen Bergen hervorbricht. — Einst wird die ganze Erde auf allen Punkten durch das innere Feuer sich erhellen, aber auch der ganze Menschenstamm wird die dicke Hülle von sich werfen und in dem allgemeinen Lichte aufgelöst werden.

Der Mensch an irgend einem Punkte dieser hellen unendlichen Kugel ist immer, wo er auch sey, in der Mitte; er selbst ist der hellste Punkt des ganzen Kreises, er erleuchtet sich selbst den Kreis. Allein dieses innere Licht wird von dem äußern fast immer überscheint; weil es zu viel nach außen an die Sinne und ihre Lust gewandt ist, so bleibt es von innen finster; wo es draußen so schimmert, da ist es innen nicht hell. Dieß ist schon so unter allen Menschen erkennbar: wer gar zu sehr nach äußerem Schmuck rennt, die Pracht liebt und sich nach außen nicht schön und glänzend genug zeigen kann, bei dem ist es von innen nicht richtig. Christus selbst vergleicht sie (Matth. 23, 27.) den übertünchten Gräbern: „Von außen sind sie schön aufgeputzt und mit herrlichen Blumen geziert, von innen ist es moderndes Gebein und voll Unflaths." Je mehr er sich nun von der verfinsternden Hülle entledigt, desto mehr werden die Gegenstände ihm sichtbar erscheinen. Dieses Entledigen der Hülle geschieht aber nur dadurch, das der Mensch in sich gekehrt durch Frömmigkeit und mit reiner Seele zu Gott, dem wahren Lichte, sich

wendet, nachdem er allen äußern Glanz der Sinne und die Weltzerstreuung aufgehoben, oder wenn in kranken Zuständen der Lebensfunke von außen nach innen sich zieht und zu verlöschen droht, um in die allgemeine Flamme zurückzusinken, oder wenn das Licht einmal entzündet, wie in einer gesäuberten Lampe heller und heller fortleuchtet, so lange ihm das Oel, die Nahrung, nicht gebricht.

Und gerade so zeigt es uns die Geschichte und die Erfahrung. Die Propheten des Alterthums haben nur aus Frömmigkeit, mit Gott im Bunde und durch Verachtung der Weltherrlichkeit und des sinnlichen Lustlebens der Zeiten Ereignisse zum voraus verkündet. Solche prophetische, in Gott lebende Menschen hat es durch alle Zeiten herauf gegeben, und sie werden auch niemals fehlen, die ihres Geistes Meister sind. Und die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan (Paulus, 1ster Brief an die Korinther 14, 32.). Zweitens: in Krankheiten, und meistens in schweren, am alleröftesten aber kurz vor dem Tode, ist es eine alte Erfahrung, daß Menschen genau sich die Todesstunde voraussagen, oft aber auch andere sehr weit hergeholte Beziehungen und Nebenumstände den Umstehenden enträthseln (weil sich, nach unserer Seherin, hier der Geist wieder vor seinem Austreten den Centris nähert). Drittens sehen wir bei magnetisch Hellsehenden diesen Zustand oft gar nicht mehr vergehen, so lange nur die magnetische Anregung nicht fehlt, wenn auch die Gesundheit völlig wieder hergestellt ist.

Um das Bezeichnen der Zeitabschnitte einigermaßen zu vergleichen, und um begreiflich zu machen, wie Hellsehende in einem solchen lichten Kreise auch die Zeit immer so genau bestimmen, so beachte man nur, daß ihnen auf der geraden Linie von ihnen als dem Mittelpunkt aus bis zum Gegenstand des Gesichtes, wie fern er auch sey, allezeit die sie am meisten angehenden oder auf sie Bezug habenden Ereignisse als hellere, besondere oder eigenthümliche Punkte hervortreten müssen; sie sehen den Knoten an dem Faden, der an sie besonders geknüpft ist. (Man betrachte in dem Sonnenkreise unserer Seherin die auf sie besonders Bezug habenden, auch besonders ausgezeichneten Punkte.) Daher sehen sie auch besonders im Schlafwachen nur noch, was auf ihre Krankheit Bezug hat; sie wissen nur den Tag einer eintretenden

Krise, nicht aber, ob morgen Regen oder Sonnenschein seyn werde, oder wie groß und schön das chinesische Reich sey!"

Gehen wir nun auf einige Einzelnheiten des Sonnenkreises unserer Seherin zurück, so ist bemerkenswerth, daß sie jenem Ringe, den sie Traumring hieß, auch noch eine Beziehung auf die Thiere ertheilte und in ihn das Thierseelenreich setzte. Nach ihr bewegt sich das Thier hauptsächlich in diesem Traumringe, und es ist auch wahr, daß die Thiere mehr oder weniger als in einem Traumleben begriffen anzunehmen sind. Die Seherin setzte um diesen Ring (in jenen 12 kleinen Kreisen, welche Zahlen in sich enthalten, womit die magnetischen Krisen alle berechnet werden), als wäre er zugleich Repräsentant des Gangliensystems, auch ihren magnetischen Instinkt, die Sympathien und Antipathien und Voraussagungen, die eben im Thierreiche und namentlich im Reiche der Vögel und der vom Gangliensysteme so sehr beherrschten Insekten so hervorspringend sind.

Hier könnte auch bemerkt werden, daß vielleicht ebendaher Thiere (z. E. Pferde, Hunde) noch weniger isolirter als Menschen von der Geisterwelt sind, Annäherungen aus ihr noch leichter als Menschen fühlen.

Auch das Kindesalter und dann wieder das Greisenalter scheint vorzüglich in diesem Kreise zu leben. Es ist in dieser Beziehung merkwürdig, daß die Träume des Greisenalters, wie auch dessen waches Leben (das doch auch nur ein Traumleben ist) hauptsächlich wieder zur Kindheit zurückkehren: die meisten Träume Veralteter sind von der Kindheit. Dieß könnte dahin deuten: daß der Mensch in die innern Kreise, von denen er naturgemäß ausging, zuletzt wieder zurückkehrt, bis er im seligen Tode wieder in das verlorne Centrum tritt.

Auch die Kindheit des Menschengeschlechtes lebte mehr in diesem Kreise, daher, wie oben schon bezeichnet, ihr dem Schlafwachen mehr ähnliches inneres Leben und Wissen.

In gleichem Kreise lebt der wahre Heilende und der Dichter, und in dem dem Centrum noch näher liegenden der Seher, wie diese drei im Alterthume auch (in Apollo) den gleichen Gott hatten.

Außen um den Traumring zeichnete die Seherin diejenige Stufe des Mittelreiches, die der Erde näher und also niederer ist, in der die Seelen ihr oft selbst unter den Thierseelen stehen.

Eine höhere Stufe des Mittelreiches ist ihr die im Traumringe, unter der aber, jedoch tiefer hinab, das Thierseelenreich liegt. Dieß könnte damit zusammenhängen, daß solche Geister aus niederer Stufe des Mittelreichs oft ganz thierisch, ja selbst oft in Leibern von Thieren erscheinen. Ganz unter das äußere Mittelreich setzt die Seherin die Hölle. Der so feste Glaube aller Völker an einen Himmel, ein Zwischenreich (Hades) und eine Hölle ließe sich auch daraus erklären, daß jene Zustände im Sonnenkreise sind, die von Natur aus auf jeder Menschenseele (dem Lebenszirkel) wie auf einem Spiegel erscheint, der jedem in das Innere kehrenden Menschen in stärkerer oder schwächerer Hellheit hervortritt.

Wie diesem Sonnenkreise der Naturwelt im Menschen, gab die Seherin auch dem Lebenskreise der Seele, auf die sie jene Naturwelt legte, eine Kreisform. Beide Kreise brachte sie in ein besonders typisches Wechselverhältniß, was in ihren eigenen früheren Erklärungen und in denen von Eschenmayer näher bezeichnet ist, und ich, um nicht zu viel zu wiederholen, hier nicht berühre.

Warum die Seherin jenen Lebenskreis, die Seele, in 13¾ Theile theilte, ihm also die Eintheilung des Mondes gab, konnte sie später nicht mehr angeben. Gewiß aber liegt auch hierin eine tiefe Bedeutung. Daß das Psychische im Menschen, wie wir namentlich in psychischen Krankheiten sehen, so sehr dem Einflusse dieses Gestirnes unterworfen ist, würde, wüßten wir die Ursache jener Eintheilung, vielleicht auch eine Beziehung finden. Außer dieser Naturwelt, wovon der Mensch den Eindruck im Centrum seines innern Sonnenkreises trägt, gibt es aber, nach unserer Seherin, für den Geist noch eine höhere und so zu sagen innerste Welt, die in seinem eigenen Centrum (dem Centrum des Lebenskreises) liegt.

So lange der Geist in seinem Centrum ruht (im Centrum des Lebenskreises), sieht er aus jener Region bloß heraus, aber nicht hinein. Wie er aber vom Centrum des Sonnenkreises einen Lichtstrahl dahin sendet, so erhellt sich ihm wie ein Blitz jene höhere innere Welt, und er nimmt nun ihr Andenken wie eine Ahnung in sich auf, findet aber keine Worte, sie auszusprechen. Dieß ist, wie Jakob Böhm sagt: „Davon kann ich's

nicht weiter bringen als vom Herzen ins Hirn, vor den fürstlichen Strahl der Sinne, da wird es in den Vesten des Himmels verschlossen und geht nicht wieder zurück durch die Quellgeister in die Mutter des Herzens, daß es könnte auf die Zunge kommen; so dieß geschähe, wollte ich's mündlich sagen und derselben verkündigen. Will es daher in seinem Himmel lassen stehen und nach meinen Gaben schreiben. Der Seelen nach sehe ich's wohl, aber die Veste des Himmels ist dazwischen, in welcher sich die Seele verbirgt und alldaselbst ihre Strahlen vom Lichte Gottes (vom Geiste der im Centrum sitzt) empfähet, gehet derowegen durch die Veste des Himmels, wie es wetterleuchtet (Blitze eines Schauens, einer Erleuchtung, für die sich keine Worte finden), aber ganz sanfte gleich einer lieblichen Wonne.“ [1]

Jener Lichtstrahl, den die Seele ins Centrum des Lebenskreises sendet, ist der religiöse Lichtstrahl aus höherer Sphäre, der unsere Seele füllt, und diese Fülle auf alles Andere ergießt, so daß wir die ganze Welt in einem ganz andern Lichte betrachten, als wir es aus der Nebelhöhle unseres sinnlichen und sündlichen Seelenlebens zu thun vermögen. Ins Heilige aber, wohin jener Lichtstrahl geht, gibt es nur ein verhülltes (mystisches) Schauen, und dieses verhüllte Schauen ist der Glaube, der zwar schon alle Kraft der Wahrheit in sich trägt, aber verhüllt wie die Blume in der Knospe. Dieses verhüllte Schauen wird jenseits für den, der es hat, einst ein offenes Werden, und dann wird sich der Glaube, wie Paulus will, in ein Schauen verwandeln, und aus der Knospe wird sich die Lichtblume entfalten, und dieß ist Christus.

Die innere Sprache.

Unsere Seherin füllte nicht nur das Innere ihres Lebenskreises mit einer Schrift aus, die einer orientalischen nahe zu kommen scheint, sondern sie sprach auch eine solche Sprache, wie oben ausführlicher angegeben wurde, in halbwachem Zustande, und nannte sie die Sprache des Innern.

Sie sagte zugleich, daß ein einziges Zeichen dieser Sprache,

[1] Siehe J. Böhms Aurora. 28. Cap.

oder ein Wort, oft mehr bedeute als ganze Reihen von Charakteren in unserer Sprache, und daß man nach dem Tode in einem einzigen solchen Zeichen sein ganzes Leben überschauen könne.

Wir finden schon, nicht nur bei Menschen, die durch schlafwachen Zustand in ihr Innerstes geführt wurden, sondern auch bei andern Gottbegeisterten (z. E. bei Jakob Böhm und andern Sehern), daß sie für das, was sie in ihrem Innersten fühlten und ausdrücken wollten, keine Worte fanden; sie mühten sich ab, selbst Worte zu erfinden, die aber auch wohl noch weit nicht ausdrückten, was sie fühlten, was sich ihnen offenbarte, und die uns oft auch nur halbverständlich blieben. So erfand Jakob Böhm eine Reihe eigener Worte. Auch im Kinde gehen oft für seine Empfindungen eigene Worte auf, die es oft nur spät und ungern mit erlernten äußern vertauscht.

Auch im wachen Zustande genügte unserer Seherin der Ausdruck für viele Dinge nicht, und sie konnte öfters sagen: es ist mir fast unmöglich, dieß so zu benennen, ich möchte es so gerne anders heißen.

Auch eine früher von mir beobachtete Somnambule (siehe meine Geschichte zweier Somnambulen S. 258) mühte sich oft ab, das auszusprechen, was sie im Innern nicht in unserer Sprache, sondern in der Natursprache lese. Oft sagte sie: „Könnte doch Jemand in der Natursprache mit mir sprechen!"

Mayers Seherin sagt: „Im Magnetismus befindet sich der Mensch in einem Zustande, der mit seinem ursprünglichen Aehnlichkeit hat, entdeckt Alles, was in der Natur ist, und kann vermittelst seines Geistes auch geistige Wahrnehmungen dabei machen und davon reden. Doch gibt es gewisse Dinge, die durch Worte nicht ausgedrückt und Andern nicht verständlich gemacht werden können. Daher entstehen zuweilen scheinbare Widersprüche, wenn Personen in Krisis sich über einerlei Sache verschieden ausdrücken, besonders wenn sie von etwas Unsichtbarem Rechenschaft geben wollen." Die gewöhnliche Sprache reicht da nicht mehr hin.

In der Geschichte einer Somnambulen zu Johanngeorgenstadt (Archiv für den thierischen Magnetismus 8r Bd. 1s St.) kommt ebenfalls ein Beispiel einer eigenthümlichen Sprache vor. In derselben hieß ni monarto, der Hund, na blamiria, die Braut, ni blamiochor, der Bräutigam, na clemos, die Katze.

Clemor tona in diu aswinor bedeutet: Weil ich dich liebe, zanke ich mit dir.

Es ist dieß nichts Anderes als das Abmühen, in diesem Zustande des Innern, die verlorne Sprache der Seele zu finden.

Wir sehen in dieser von unserer Seherin zu Tage geförderten Sprache des Innern sehr viel Uebereinstimmendes mit den Sprachen des Orients, und dieß gewiß nur daher, weil jene Sprachen der Länder, wo die Wiege des Menschengeschlechtes war, gewiß auch die Ueberbleibsel der Ursprache des gefallenen Menschen sind. Unsere jetzige Sprache ist für den Zustand des Innern und seine Empfindungen nicht zureichend, sie ist, wie eine tiefe Seherin sagte, „laut, aber wenig Ausdruck darin."

So ist auch Menschen im innern Zustande unmöglich, sich conventioneller Titel und Namen der Außenwelt, und namentlich der Anrede mit Sie, zu bedienen. „Lieber wollte ich sterben," sagte Frau H. schlafwachend, „als Jemand anders als mit Du anreden."

„Die Empfindungen unserer Seele," sagt Mayers Seherin, „sind schwer auszudrücken. Empfindungen sind Sprache, und so wie der Mensch durch den Fall an Auge und Ohr gelitten hat, so auch an Verständniß der Sprache seiner Empfindungen. Ein jeder Mensch soll diese Sprache in sich, in seinem Innern, aufsuchen; nur wenige aber geben darauf Acht. Jede Empfindung muß eine eigene Figur haben, und diese vermögen wir nicht mehr auszudrücken.

Das Abmühen, jene Figuren für ihre Empfindungen hervorzubringen, erzeugte bei Frau H. jene Schrift, wie jene Zeichnung von Kreisen. Unsere Sprache ist Sprache der Convention und des intellectuellen Lebens, und man findet in ihr wohl nur schwere Worte für Dinge und Gefühle, die aus ganz andern Kreisen hervorgehen.

Wie sicher Frau H. dieser Sprache ihres Innern war, dafür könnte wohl auch Folgendes sprechen.

Sie hatte schon ein Jahr lang den Lebenskreis mit seinen Charakteren (s. Taf. 1) nicht mehr angesehen, da brachte ich ihr den hier lithographirten. Sie las die Charaktere auf ihm, und bemerkte sogleich ein Zeichen, das einen Punkt zu viel hatte. Sie hatte das Original nicht zur Vergleichung, ich brachte es

herbei und fand, daß sie wirklich recht hatte. Ich fragte sie, ob ich den Punkt nun solle wegstreichen lassen, sie aber sagte, ich solle den Fehler nur lassen, es verstehe diese Charaktere doch kein Mensch, als sie.

Folgende Mittheilung von Hrn. Eschenmayer über diesen Gegenstand wird dem sinnigen Leser genügen.

„Unsere Seherin zeichnete in den Lebenskreis die uns ganz unbekannten Charaktere einer Natursprache ein, und sprach diese Sprache auch sonst im magnetischen Zustand in Worten, von welchen der Sprachverständige nur Annäherungen in den Sprachen des Orientes findet.

Sie sagte ferner (in Beziehung auf jenen Lebenskreis), daß diese Charaktere hauptsächlich den bleibenden moralischen Werth oder Unwerth enthielten, in einer Sprache, welche der Seele sich erst nach dem Tode ganz aufschließe, und vermittelst welcher jeder Mensch in sich selbst lesen werde, wie der ganze Verlauf seines Lebens in Gesinnung und Handlung beschaffen war. Wir dürfen wohl annehmen, daß in einer solchen Sprache ein einziger Charakter einen ganzen Cyklus von Jahren umfasse, und in der Seele ein geistiges Abbild des Lebens erwecke und zur Wiedererinnerung bringe. Unsere conventionellen Sprachen sind todt, und nehmen gleichfalls Theil an dem Zustande unserer verlorenen Integrität; wenn sie die Geschichte eines Lebens schildern, so geschieht kaum in tausend Blättern, was die innere Sprache in wenig Abbildern lebendig und anschaulich vor die Seele führt. Diese innere Sprache ist zugleich eine Kraft, die mit den Thaten aufs innigste verbunden ist, und je nach dem moralischen Werth oder Unwerth einen verschiedenen Zug bildet. Auf der einen Seite lebt in ihren Charakteren die Energie der moralischen Schwere, die aus den bösen Neigungen, Leidenschaften, Begierden und überhaupt allen Lastern und Bosheiten die Sündenschuld und Sündenlast zusammensetzt; auf der andern Seite lebt in ihnen die Energie des moralischen Lichts, welche in den guten Neigungen, Gesinnungen und Thaten, überhaupt allen Pflichten, Rechten und Tugenden besteht.

Wo nun das Uebergewicht hinfällt, sey es auf die Seite des Verdienstes im Guten oder der Schuld im Bösen, dahin wird auch die Seele gezogen, entweder aufwärts gegen den

Himmel, oder abwärts gegen die Hölle, und jeder Zug richtet sich in Höhe und Tiefe genau nach der Größe des Uebergewichts. Das Reich des moralischen Lichtes und der moralischen Schwere ist geistiger Art, und alle Wesen darin leben in geistiger Mittheilung, wobei Raum und Zeit nur die niedersten Elemente bilden, indem die Gemeinschaft in unermeßbarer Geschwindigkeit geschieht und nicht nur Gedanken, sondern selbst Systeme in bildlicher Darstellung erscheinen und angeschaut werden. Wahrheit, Schönheit und Tugend glänzen wie drei Sterne, durch welche der Geist das Heilige anschaut. Dieß ist die innere Sprache der Geisterwelt.

Aber es gibt auch eine äußere, wie Tiedge sagt: „Gott spricht durch die Natur, der Mensch durch seine That." Die Sprache Gottes ist die Schöpfung. Jedem Dinge ist sein Name gegeben und mit dem Namen sein Werth, d. h. seine Zahl und Eigenschaft. Das Universum gleicht einem Zahlensystem, in welchem jedem Dinge gleich der Ziffer sein Werth durch die Stelle, die es darin einnimmt, angewiesen ist. Dem rein erschaffenen Menschen war die Macht gegeben, jedes Ding an seinem Namen und an dem Namen seinen Werth und seine Eigenschaften zu erkennen und in jedem System der Dinge die Gesetze und Gleichungen anzuschauen. So vermochte der Mensch vereint mit der Natur zu leben und ihre stumme Sprache zu verstehen, aber sein Abfall in die Sünde verdunkelte Alles. Die Natur fing an, seine Feindin zu werden und durch die mannichfaltigsten Störungen sein Leben zu gefährden, ja endlich zu verzehren; denn auch der Leib, der der Tempel des Geistes hätte seyn sollen, verlor seine Integrität und ergab sich der Welt. Jetzt hat der Mensch unzählige Beobachtungen und Experimente nöthig, um die Eigenschaften der Dinge zu finden, und doch versteht er sie nicht, und noch hat er kaum einige Grundlinien ihres Systems entdeckt.

„Verlassen von jener Ursprache und Urschrift schöpft er jedem Dinge einen willkürlichen Namen, der mit dem innern Werthe der Dinge gar keine Beziehung hat. Eine stumme, aber reelle Sprache hat übrigens das potenzirte Nerven- und Gefühlsleben, wenn es, wie es bei unserer Seherin der Fall war, die Eigenschaften der Mineralien und Pflanzen schon bei der Berührung

empfindet, und die gleichen Erschütterungen davon empfängt, als wenn sie an die innern Organe und an das innere Nervensystem gebracht würden. Ohne Zweifel gab es eine Originalsprache, welche, je näher wir auf die Urbildung des Menschengeschlechtes zurückgehen, desto reiner war und mit dem gleichen Worte und Sinne sich fortpflanzte, sich aber immer mehr verwirrte und vervielfältigte, je mehr der Mensch von dem Stande der Integrität abwich. Es kann hier jedes Ding und jeder Begriff nur ein vollständig passendes Wort und Zeichen geben, so daß Jeder, der das Wort nennen hört und das Zeichen erblickt, sogleich den nämlichen Sinn damit verbindet. Die tiefern Sprachforscher geben an, daß die hebräische Sprache eine der Sprößlinge sey, welche der allgemeinen Muttersprache noch am meisten gleich geblieben.

Wohl gibt es auch eine Ideensprache, welche alle Grundbegriffe eines Systems in ein Schema bringt, aus welchem derjenige, der die darin enthaltene Idee anschaut, das ganze System zu entwickeln versteht. Einst wird der wissenschaftliche Geist in lauter Schematen zu uns reden. Von diesem Gesichtspunkt aus können wir das Bestreben unserer Seherin beurtheilen, die in ihr liegende Sprache und Schrift, so wie den ganzen Entwurf der beiden Kreise, uns mitzutheilen.

Ueberhaupt ist das magnetische Leben, das im Fühlen und Anschauen das wieder vereint, was wir im Denken und Wissen getrennt haben, ein Versuch, sich wenigstens auf Momente in den Stand der Integrität zu versetzen, von dem wir abgewichen sind, und eine Erinnerung an den Verlust, den der Geist erlitten hat. Wer dieses Leben in seiner wahren Fülle begreift und sich durch Erfahrung überzeugt, daß die moralische und religiöse Seite ein constantes Phänomen der höhern Grade desselben ist, und wer sich nicht durch einseitig medicinische, psychische, philosophische und selbst dogmatische Theorien hindern läßt, in das Innere dieses Seelenlebens einzudringen, der wird keine Wunder darin suchen, sondern nur das Integrat des Geistes in seinem freien Schaffen darin erkennen, was freilich höher liegt, als die alte und neue Scholastik zu fassen vermag."

Trennung des Geistes im Sterben nach Frau H.

(S. die Aeußerungen der Seherin hierüber oben.)

Durch den Leib ist der Nervengeist mit der Welt, durch den Nervengeist die Seele mit dem Leib, durch die Seele der (intellectuelle) Geist mit dem Nervengeist und durch den Geist das Göttliche mit der Seele vermittelt.

So zieht sich durch beständige Vermittelungen ein gemeinschaftliches Band vom untersten bis zum höchsten Gliede hindurch.

Hätte sich der Mensch im Besitze der Centra gehalten, so würde der Geist, durch die Fülle der Offenbarung erleuchtet, auch seine Seele befruchten, der Leib würde ein Tempel des Geistes seyn, und selbst im Naturstäubchen würde die Abspiegelung des göttlichen Daseyns nicht fehlen. Gott würde Alles in Allem seyn, und der Mensch würde alle Dinge in Gott erschauen, wie Malebranche sagt. So aber ist Alles im Menschen verdunkelt worden durch den Fall in die Sünde und durch die Herabwürdigung seiner ganzen Natur, welche dem Tode anheimfiel. Darum ist jetzt auch eine Trennung des Geistes und der Seele von dem Leibe nothwendig geworden, damit eine Reinigung und Läuterung von der Sünde stattfinden möge. Die Art, wie sie sich trennen, hat die Seherin (s. oben) aus ihrem Insichschauen angegeben.

Ist die Hülle faul und morsch und nahe am Einsturz, so ist ohne Zweifel der Geist das Erste, was sich scheidet, weil er jedenfalls von der Sünde unabhängiger ist als die Seele. Je mehr aber die Seele in den Leib und die Welt sich eingewöhnt hat, desto schwerer löst sie sich und will ihr Indigenat um keinen Preis fahren lassen, bis sie muß. Hier mag es seyn, daß der Geist ganz verlassen und öde wird, und zwar um so verlassener und öder, je weniger er während des Lebens von der göttlichen Aetherquelle geschöpft hat. Von der Seele halb getrennt und halb noch an ihr hängend steht er eigentlich brodlos da, indem ihm alle Nahrung, die er sonst aus der Seele, die Seele aus dem Leib und der Leib aus der Welt schöpfte, ganz entzogen ist. Rathlos muß er warten, bis auch die Seele sich abgelöst hat, um seine Wanderung zu beginnen. Hier mag es seyn, wo der Fromme und Gottlose ihre entgegengesetzten Richtungen erhalten.

zieht die Seele ihre Sündenlast hinab an den Ort der Unglückseligen, der nach einem steten Geistergesetze dem Maß ihrer Schwere angemessen ist, so zieht sie auch den Geist mit hinab, der, weil er nach Plato seine Flügel gelähmt hat, ihr nothgedrungen folgen muß.

Ist hingegen der Geist von jenem göttlichen Lichtstrahl erfüllt und während des Lebens mit der höhern Welt in Verbindung geblieben, so sind ihm die Flügel wieder gewachsen, und er zieht die losgerissene Seele mit sich hinauf an den Ort der Seligen, der, nach dem gleichen Geistergesetz dem Maaß des christlichen Aethers angemessen ist.

Der Nervengeist bleibt unverändert mit der Seele vereint (nach der Seherin aber nur da, wo die Seele nicht in völliger Reinheit hinübergeht), weil er weder durch eine psychische noch eine andere organische Kraft (nach der Seherin dieß selbst, wenn er in der Hülle zurückbleibt) zerstörbar ist. Bleibt er mit der Seele, so nimmt er die Farbe und Gestalt der Seele an. Ist die Seele von Sünden entstellt, so scheint sie durch das plastische Luftbild des Nervengeistes hindurch, wie ein Scheusal. Ist der christliche Aether durch den Geist in ihr vorherrschend (in welchem Falle aber nach unserer Seherin gar kein oder nur wenig Nervengeist mit der Seele übergegangen wäre), so erscheint sie in engelreiner Schönheit und Milde.

So mag es einen Himmel geben für die Gerechten und Heiligen und eine Hölle für die Ungerechten und Gottlosen, aber der größte Theil der Menschen scheint doch nach dem Tode im Zwischenreich hängen zu bleiben.

Was die Seherin bei jenen Aeußerungen über das Sterben noch von dem über und unter dem Striche Aus- und Eingehen des Geistes in den Kreisen sagte, scheint sich so zu erklären:

So lange die Radien schief auf den Centralkreis auffallen, ist die innere Kreisbewegung nicht gehemmt. Wie aber der Strich gerade aufs Centrum trifft, so scheint eine Stockung einzutreten, die außer dem Stufenjahr zum Tode führt. Nun fiel der Sonnenkreis in diesem Jahre bei Frau H. beinahe um sieben Monate früher ab, als er sollte, und daher drohte der geradegehende Strich beständig den Tod.

Endlich stieg ein neuer Sonnenkreis auf, während übrigens

der geradegehende Strich immer noch stehen blieb, und von Tag zu Tag fortgeschoben werden mußte, und nach der Vermuthung der Frau H. bis zum Ausgang des Jahres auf ihr lasten wird. Durch diesen Strich ist der freie und gerade Aus- und Eingang des Geistes in die beiden Centra der Kreise gehemmt, und es blieb also nichts übrig, als daß der Geist unter dem Striche herausging, um auf der andern Seite wieder über dem Striche einzugehen, wodurch das Voraussehen der Tage, die über dem Striche lagen, wieder möglich wurde, und das Angstgefühl des Todes sich verminderte. Im Tode fällt der Sonnenkreis ab, und kein neuer steigt mehr herauf, daher verliert der Geist seinen festen Standpunkt an der objektiven Welt und hat kein Bleiben mehr, sein Austritt mitten durch die Seele trennet auch ihr festes Band mit dem Leib, und darum löst sie sich ab, um sich wieder, und zwar auf immer, mit dem Geiste zu vereinigen. Der Nervengeist umgibt (da wo die Seele nicht völlige Reinheit hat, was wohl selten ist) wie ein Luftbild die Seele und die Seele den Geist, und in diesem Zustande verharren sie nach Maßgabe ihres moralischen Werthes oder Unwerthes nach der Schrift bis zur Wiederauferstehung, wo die plastische Kraft des Nervengeistes wieder fähig gemacht wird, einen Leib, aber einen unverweslichen, anzuziehen.

Eschenmayers Erklärung dieser Kreise.

Als Frau H. die Zeichnungen jener Cirkel ganz vollendet und was hier niedergeschrieben ist, zu ihrer Auslegung mir zu Papier gegeben hatte, nahm Hr. Professor v. Eschenmayer, auf meine Bitte, Einsicht von den Zeichnungen, las das von Frau H. mir darüber in die Feder Diktirte, oben Gegebene, und besprach sich noch selbst mit ihr, worauf er mir nachstehenden Aufsatz, der eine Erklärung dieser ihrer Zeichnungen und Eröffnungen in einem mehr religiös-philosophischen Sinne enthält, mittheilte und sich hierüber selbst so aussprach:

„In den letzten Monaten des magnetischen Jahres 1827 beschäftigte sich Frau H. mit Kreisen, die sie aus innerer Beschauung auf das Papier zeichnete. Ihre Erklärungen darüber wurden bald so anziehend, daß Jeder, der sie hörte, tiefe Wahrheit

darin ahnete. Auf wiederholte Aufforderung meines Freundes Kerner benutzte ich die Christfeiertage, um die Erklärungen (wie sie hier früher gegeben sind) aus ihrem Munde selbst zu vernehmen, die ich dann, nach Hause gekommen, in nachstehenden Zusammenhang brachte.

Den Aufsatz schickte ich unverweilt der Frau H. zu, um ihn zu berichtigen, was sie auch, so weit es ihr leidender Zustand gestattete, wirklich that, wie aus mehreren Antworten erhellt über Fragen, wo ich noch im Zweifel war. Sie schrieb mir vom 4. Februar d. J. Folgendes: „Wie sehr freut es mich, daß Sie die Kreise und meine Erklärung so gut auffaßten. Was ich zu bemerken hatte, setzte Hr. Dr. Kerner bei, wie Sie finden werden. Es freut mich unendlich, daß Sie den wahren Werth der Kreise, nämlich den religiösen, erkannt haben, den Werth, der uns ewig unvertilgbar bleibt."

Was die philosophischen Reflexionen betrifft, die ich in diese Erklärung einstreute, so sind sie natürlich nicht von Frau H., sondern von mir. Aber sie schienen mir ganz ungezwungene Folgerungen aus den fruchtbaren Sätzen zu seyn, welche ich von ihr vernahm. Die Hauptmomente der Erklärung liegen schon in der Figur selbst, von welcher ich früher gar keine Ahnung hatte. [1]

I. Lebenskreis.

(S. Taf. 1.)

Dieser Kreis ist der innere und auch nach dem Tode noch fortdauernde; er ist in $13^3/_4$ Segmente abgetheilt, welche Mondsmonate bezeichnen. Seine Fächer sind durch Charaktere ausgefüllt, welche orientalischen zu gleichen scheinen, und welche Zahl und Wort (Werth und Eigenschaft) zugleich enthalten.

Innerhalb des Kreises liegen drei Gebiete, welche durch die wesentlichen Bestandtheile der Persönlichkeit, nämlich Geist, Seele und Leib unterschieden sind.

[1] Nur Oberflächlichkeit und Unwissenheit konnte die Behauptung aufwerfen: jene Sprache des Innern, so wie diese Kreise seyen von ihrem Magnetiseur (sie wurde damals gar nicht magnetisirt) oder von Eschenmayer auf sie übergegangen.

In dem Mittelpunkte ist der Geist mit dem Wahren, Schönen und Guten. Die drei um ihn liegenden Ringe gehören zu seinem Gebiet. (Sind nicht etwa der erste Ring mehr dem Guten, der zweite mehr dem Schönen, der dritte mehr dem Wahren gewidmet?)

Auf diese Frage erwiederte Frau H.: „So lange der Geist seinen Sitz im Innersten hat, so ist das Wahre nie ohne das Schöne und Gute. Wird er aber aus seinen Ringen gezogen, so trennt sich das Schöne und Gute in den äußern Ringen, aber das Wahre bleibt unvollkommen zurück."

Um den dritten Ring liegt ein Zahlenkreis, der in lauter Ziffern von 7 und 10 besteht. Zehn ist die bei allen Menschen constante Zahl (Decimalsystem), womit der Geist in seine Außenwelt rechnet, 7 hingegen ist nicht constant, gilt hier nur für die Individualität dieser Person, und ist zugleich die Zahl, womit der Geist nach innen rechnet. Was hier 7 ist, kann in andern Personen 3. 5. 9. seyn, woraus dann die zusammengesetzten Zahlen 13. 15. 17. 19. entstehen.

Außer diesen Ringen liegt das Gebiet der Seele mit allen ihren Vermögen, Kräften und Funktionen, durch welche sie das, was im Geiste nur als Idee gegeben ist, nämlich das Wahre, Schöne und Gute, in Produkte, nämlich Begriffe, Gefühle, Bestreben verarbeitet und in sich niederlegt.

Durch das Gebiet der Seele zieht sich wieder ein Ring, welcher die dem Geiste zuliegende und höhere Region der Seele von der dem Leibe und der Sinnenwelt zuliegenden und niedern Region der Seele absondert.

(Liegen nicht in der höhern Region auch die höhern Seelenvermögen, wie z. B. Vernunft, Phantasie und obere Begehrungsvermögen, und in der untern Region die untern Seelenvermögen, wie z. B. das Vorstellungsvermögen, die Einbildungskraft und das niedere Begehrungsvermögen? — Bezeichnet nicht der Ring selbst die Linie des Bewußtseyns sowohl dessen, was der Seele von der Außenwelt zugeführt wird, als dessen, was sie in ihrem Innern selbst producirt? — Fällt nicht in diese Mittellinie das Denken (Verstand), das Fühlen (Gefühlsvermögen) und das Wollen (Gemüth), und zwar so, daß alle drei wie in Einen Brennpunkt vereinigt, das Ich des Bewußtseyns bilden,

welches die Strahlen der höhern und niedern Region der Seele immer zugleich auffaßt und in sich verknüpft?)

Auf diese Fragen erwiederte Frau H.: „In den Kreis der Seele gehören wohl noch mehr als das Ausgesprochene, das geistige Gebiet derselben lasse sich noch viel weiter theilen, aber sie könne es nicht besonders benennen."

Die Ringe in der Peripherie des Kreises bezeichnen den Leib und das organische Sinnenleben, welche theils zum Bestand der äußern Erscheinung in Raum und Zeit, theils zum Einwirken in die Außenwelt und zum Empfangen ihrer Eindrücke nothwendig sind.

Was über den ganzen Kreis hinausliegt, ist die sinnliche Außenwelt, mit welcher die Seele in allen ihren Funktionen in einem beständigen Verkehr steht.

Verhältniß der drei Bestandtheile von Geist, Seele und Leib zu einander.

So lange der Geist im Sitze seiner Herrschaft thätig ist, so steht das Wahre, Schöne und Gute in voller Harmonie in ihm. Die Seele bleibt in ihrem vollkommensten Gleichgewichte; alle ihre Produkte, die aus dem Denken, Fühlen und Wollen hervorgehen und durch ihre Vermögen erzeugt werden, nehmen Antheil an jener Harmonie des Geistes, im Wahren, Schönen und Guten. Die obere Region der Seele beherrscht die untere, und der Verkehr, den die Seele mit dem Leib und durch diesen mit der Welt hat, ist so geordnet und im Ebenmaaß, daß die Gesundheit des Körpers, der Seele und des Geistes gänzlich ungestört bleibt.

Um dieses Gleichgewicht zu erhalten, ist der Seele die Freiheit verliehen, deren Prinzip ursprünglich von Gott dem Geiste eingepflanzt und für das irdische Daseyn mitgegeben ist. Das Prinzip der Freiheit wird in die Seele vom Geiste reflektirt und geht im Willen als wirkliche Freiheit in seinem Wollen und Handeln hervor, und es ist nun ganz Sache der menschlichen Seele, von der Freiheit einen guten oder einen schlimmen Gebrauch zu machen. Der gute Gebrauch ist, wenn sich die Seele beständig mit dem Wahren, Schönen und Guten des Geistes im Einklang zu erhalten sucht und ihr Sinnenleben sammt der Welt

beherrscht. Der schlimme Gebrauch ist, wenn sie den Leidenschaften, Begierden, Reizen, Wünschen und Genüssen, welche aus dem Leibe und der Welt stammen, sich hingibt und zuletzt von denselben unterjocht wird, wodurch allmählich das Wahre in Irrthum, das Schöne in Mißgestalt und das Gute in Böses übergeht.

Das Verhältniß wird daher folgendes seyn: Wird die Seele von dem Sinnenleben und der Außenwelt gezogen, so zieht sie auch den Geist aus seinen Ringen. Er verläßt den Mittelpunkt seiner Herrschaft und folgt fremden Antrieben. Je nachdem die Seele sich mehr oder weniger verleiblicht und verweltlicht, je nachdem wird auch der Geist mehr oder weniger getrübt. Wird der Geist aus dem ersten Ring gezogen, so wird das Gute schon mit Bösem gemischt, und das Wollen folgt nicht mehr rein den Sittengesetzen. Wird er auch aus dem zweiten Ringe gezogen, so wird das Schöne schon mit Häßlichem vermischt, und das Gefühl wird unrein und verdorben. Wird er zuletzt auch aus dem dritten Ringe gezogen, so kommt Irrthum und Thorheit an die Stelle der Wahrheit. Der Geist hat alsdann seine Sphäre verlassen, seine Kraft ist gelähmt, seine Strahlen leuchten nicht mehr der Seele, und er wird von der Seele unterjocht. Aber auf gleiche Weise wird die Seele vom Leibe und der Welt unterjocht, ihr höheres Gebiet wird ganz verdunkelt, und alle die untern Mächte gewinnen das Uebergewicht. Endlich wird die Seele auch aus ihrer Sphäre heraus und in den Leib und die Welt hinein gezogen, und dann ist statt Wahrheit lauter Trug, statt Schönheit schnöde Sinnenlust und statt Tugend Lüge und Bosheit in den Menschen gekommen, und er wird gänzlich von der Selbstsucht beherrscht. (Liegen nicht gewissen Geistes- und Gemüthskrankheiten ähnliche Zustände zum Grunde?) Auf diese Frage erwiederte Frau H.: „Allerdings! Die Irren sind solche, deren Geist von der Seele und dem Körper gefangen genommen ist. Die Cretinen sind solche, die den Geist halbgebunden in sich herumtragen.“

Ist der Geist aus seiner Sphäre und die Seele aus der ihrigen verrückt und Alles gleichsam verleiblicht und verweltlicht, so wird es dem Menschen ungemein schwer, aus sich selbst wieder in dieselbe zurückzukehren, und es ist nur noch ein Weg offen, das ist die Religion, und nur noch ein Band zieht nach oben, das ist der Glaube.

Die zwei einander am meisten entgegengesetzten Mächte sind einerseits das Heilige und Christus, und andererseits die Sünde und der Fürst der Welt. Mit jenem steht der Geist allein in Verbindung durch den Glauben, mit diesem steht die verleiblichte Seele in Verbindung durch die Lust der Sünde. Zwischen beiden Mächten aber steht der Mensch frei und kann sich seine Richtung nach Oben oder nach Unten selbst bestimmen. Eine Ermahnung und Ermunterung zur Richtung nach Oben hat er durch das Wort des Herrn, das ihm täglich gepredigt wird. Einen Zug nach Unten hat er an dem Reiz der Welt, durch welchen der Fürst der Welt die Menschen verführt. Aber der Mensch steht frei in der Mitte und kann den Ausschlag geben, welcher Zug von beiden es gewinnen soll, Christus oder der Fürst der Welt, der Glaube oder die Macht der Sünde. Wo der Glaube ist, da wird der Geist geheiligt durch die Gemeinschaft mit Christo, und Alles ist in der vollkommensten Harmonie und Ordnung, der Geist bleibt unerschütterlich in dem Mittelpunkt seiner Herrschaft und kann nie verrückt werden. Wo aber Unglaube ist, da wird der Geist in die Sünde fortgerissen durch die Gemeinschaft mit dem Fürsten der Welt, und Alles löst sich auf in Disharmonie und Verwirrung. Der Geist wird aus seiner Sphäre verrückt und kann nie wieder in dieselbe zurückkehren, wenn nicht auf dem Wege der Gnade Glauben, Gebet und Buße in ihm erweckt wird.

Dieß sind eigene Grundzüge, welche in dem Verhältniß der drei Kräfte, nämlich des Geistes, der Seele und des Leibes, zu einander liegen.

Noch muß bei dem Lebenskreis bemerkt werden, daß die Radien aus der Peripherie alle schief auf dem äußern Ring des Geistes auffallen, und wie Tangentialkräfte zu wirken scheinen, so daß der Kreislauf des Geistes beständig in Thätigkeit erhalten wird, wodurch auch die Seele und durch sie der Körper in immerwährende Erregung gesetzt wird. Würden die Radien auf den Mittelpunkt treffen, so würde der Kreislauf des Geistes aufhören und mit ihm der ganze Lebenskreis stille stehen, und dieß wäre der Tod. Die Tangentialkraft würde durch die Achse gehen und die Peripherie hörte auf, sich zu bewegen.

II. Sonnenkreis.

(S. Taf. 1.)

Dieser Kreis ist der äußere und veränderliche, der mit jedem Jahre zu Ende geht. Er ist mit dem Jahre in 365 Tage abgetheilt und die Tage in 12 Monate. In diesen Kreis fallen alle Ereignisse, welche die Seele stündlich, täglich, wöchentlich, monatlich, jährlich, theils aus ihrem eigenen Vermögen erzeugt, theils aus der Außenwelt empfängt. Jeder Mensch hat einen Sonnenkreis und füllt ihn jährlich körperlich und geistig aus. Welche Einflüsse und Störungen von innen und außen in den Körper wirken, welche Vorstellungen und Begriffe, Bilder und Gefühle, Begierden und Neigungen in der Seele erwachen und vor das Bewußtseyn als wirkliche Produkte treten — Alles wird eingetragen in den Sonnenkreis.

Der Sonnenkreis hat zweierlei Werthe: 1) einen physischen und 2) einen moralischen.

Physischer Werth.

Jeder Mensch empfängt mit Zeugung und Geburt eine Kraft, welche das Gesetz seiner Entwicklung und seiner Lebensdauer enthält und durch eine bestimmte, ihm gleichsam eingegebene Zahl ausgedrückt wird. Wirken keine nachtheiligen Einflüsse, sowohl von der Seele als von der Außenwelt aus, auf den Körper, so erreicht der Mensch das natürliche Lebensziel, welches nach der ihm angebornen Zahl bestimmt ist. Wirken hingegen Störungen, sowohl von außen als von innen, auf den Körper, so wird jene Zahl bälder erschöpft und das Lebensziel verkürzt. Der Mensch hat täglich einen Verbrauch von Lebenskraft, die auch täglich wieder ersetzt wird, während jedoch der körperliche Organismus, besonders vom mittlern Alter an, an Energie und Receptivität abnimmt und sich allmählich verlebt. Höher als die eingeborne Zahl kann das Leben nicht reichen, aber verkürzt kann es werden und wird es auch in den meisten Fällen. Die eingeborne Zahl des ganzen Lebensalters läßt sich aber zerfällen in die Zahlen, welche jedem Tage, jedem Monat und jedem Jahr, und jedem Cyklus von Jahren zukommen. Wird nun im Leben selbst nur jene Zahl verbraucht, welche dem Tag, Monat, Jahr und dem Cyklus von Jahren zugeschrieben ist, so ist keine

Störung vorhanden, und der Mensch erreicht das natürliche Alter. Wird hingegen durch widrige Einflüsse von außen und innen mehr Kraft verbraucht, als der Wiederersatz beträgt, so häuft sich allmählig in der thierischen Oekonomie ein Verlust an, und die eingeborne Zahl des Lebens wird bälder erschöpft, d. h. das Leben wird abgekürzt. Alle die Leidenschaften, Gemüthsaffekte, Schwelgereien bewirken einen solchen Verlust in der thierischen Oekonomie, und ein tödtliches Fieber erschöpft die eingeborne Zahl, welche sonst auf so viele Jahre ausgereicht hätte, auf einmal.

Betrachten wir nun den Sonnenkreis, so kann, wenn einmal die Zahlen bekannt sind, ein täglicher, monatlicher, jährlicher Verlust berechnet und in denselben eingetragen werden, so daß die Abkürzung des natürlichen Lebensziels daraus ersichtlich wird. Dieß ist jedoch eine Rechnung, welche dem gewöhnlichen Zustande unserer Seele verhüllt bleibt, aber demjenigen Auge, das tiefer blickt in sein Inneres, aufgeschlossen daliegt.

Moralischer Werth.

Wie die physischen Ereignisse in Beziehung auf den Körper in den Sonnenkreis eingetragen werden, so werden auch die moralischen Ereignisse in Beziehung auf die Seele täglich, monatlich und jährlich darin aufgezeichnet. Der Mensch denkt, fühlt, will und handelt unaufhörlich, und jede Sekunde ist durch Gedanken, Gefühle, Triebe, Wünsche und Genüsse ausgefüllt. Hundert Veranlassungen hat der Mensch täglich, Gutes zu thun: unterläßt er es, so ist das seine Schuld; thut er es, so ist das sein Verdienst.

Aber nicht nur das Unterlassen des Guten ist eine Schuld, eine viel größere ist das Thun des Bösen. Alles dieß wird eingetragen in den Sonnenkreis, und es gibt mithin einen moralischen Verlust und Gewinn, der, weil er für die Ewigkeit dauert, weit wichtiger ist, als der physische Calcul, der mit dem Leben ein Ende hat. Für die physische Lebensdauer ist eine Zahl gesetzt, für den moralischen Werth oder Unwerth gibt es keine Zahl, weil er auch nach dem Tode noch fortdauert, und weil jede Vervollkommnung, die aus der Freiheit stammt, über alle endliche Zahl erhaben ist. Demnach findet eine Compensation zwischen

Gutem und Bösem, zwischen Verdienst und Schuld statt, welche, wenn wir den Ablauf des jährlichen Sonnenkreises als den Termin der Abrechnung ansehen, in bestimmten Charakteren der Natursprache, die Wort und Zahl zugleich enthalten, von dem äußern Sonnenkreis, der jedes Jahr abfällt, in den innern und auch nach dem Tode noch fortdauernden Lebenskreis eingetragen werden. Es liegt in jedem Menschen eine Natursprache, welche von der gewöhnlichen Begriffs- und Bildersprache ganz verschieden ist, aber eine solche Reichhaltigkeit hat, daß der ganze Lebenslauf eines Menschen in wenigen Charakteren aufgefaßt wird. Diese Natursprache schließt sich dem Menschen erst nach dem Tode auf, und er erkennt in jenen Charakteren all sein Thun und Lassen, was in den Lebenskreis eingetragen ist, aufs genaueste.

Da an dem moralischen Werth oder Unwerth Alles liegt, weil nach demselben die Zurechnung und die vielen Grade von Seligkeit oder Unseligkeit bestimmt werden, so liegt an der physischen Dauer nicht mehr so viel, sobald ihre Abkürzung durch innere Leiden und äußere Bedrängniß mit einem moralischen Gewinn verbunden ist. Denn eben diese Prüfungen läutern und reinigen die Seele, und es entsteht ein moralischer Gewinn, während die physische Dauer einen Verlust erleidet, aber um so schlimmer steht es mit denen, welche durch Laster und Schwelgerei sich das Leben verkürzen, weil zugleich ein moralischer Verlust damit verbunden ist.

Jeder Mensch nimmt die Abrechnung, mit feurigen Ziffern in sein Herz geschrieben, hinüber in eine andere Welt, er entziffert sich selbst, und wehe ihm, wenn sein moralischer Unwerth größer war als sein moralischer Werth — und er in seinen Sünden ohne Buße starb und die Gnade Gottes im Glauben an Christum anzuflehen versäumt hatte.

Erklärung des beschriebenen Sonnenkreises.

Dieser Kreis beschreibt das letzte magnetische Jahr vom Christtag 1826 bis zum Christtag 1827, wo er, wie Frau H. sagte, abfiel und einem neuen Platz machte, nachdem Alles davon, was einen bleibenden Werth hatte, in den Lebenskreis eingetragen war.

Der Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Wachen und

magnetischen Wachen ist wohl der, wie zwischen dem Begriffsleben und Gefühlsleben. In jenem wird der Mensch von der Objektivität in Anspruch genommen, und er bildet seinen intellektuellen, politischen, physischen und moralischen Verkehr mit der Natur und der Menschheit aus; in diesem wird der Mensch von der Objektivität abgelenkt, und sein Streben geht nach innen in die Tiefen des geistigen Lebens. In jenem wird die geistige Kraft zersplittert in der Außenwelt, in diesem wird sie in einem Brennpunkt gesammelt, der das gesammte Gebiet erhellt. In jenem treten die Produkte der verschiedenen Seelenvermögen schon fertig vor das Bewußtseyn, in diesem schließt sich die Produktivität des Geistes auf und läßt uns einen Blick in die Zahlenmystik thun, mit welcher der Geist seine Produkte schafft.

Wir hören gewöhnlich die Somnambulen sagen: „Ich fühle es, ich schaue es an," aber nie, „ich begreife, urtheile und erschließe es." Was sie uns mittheilen, ist nicht Gegenstand einer durch Begriffe vermittelnden Erkenntniß, sondern ein unmittelbares Innewerden im Schauen und Fühlen; wenn die Somnambule eine Zahl ausspricht, so schaut sie dieselbe in ihrem Innern an; die Zahl tritt gleichsam aus dem eingebornen Zahlensystem wie durch eine innere Bewegung einzeln vor das Bewußtseyn und steht unter allen im hellen Lichte da. Wenn die Somnambule von einer Natursprache redet, so schaut sie die Charaktere derselben, fühlt ihre Bedeutung und copirt sie aus dem Original ab. Wenn sich die Somnambule Verordnungen macht, so erhellen sich ihr die Eigenschaften der Dinge, aber nur Eine oder einige stimmen mit dem innern gefühlten Bedürfniß zusammen, und diese werden gewählt. Wenn die Somnambule die Zeit, Frequenz und Heftigkeit ihrer Krisen voraussagt, so schaut sie ihre innere organische Typik an, nach welcher alle die Abschnitte schon vorher bestimmt sind.

In allen diesen Zuständen ist demnach keine geregelte Erkenntniß in Begriffen, aber eben so ist auch die Willensseite unthätig geworden. Sinn und Trieb verlieren den Werth und die Herrschaft, welchen sie im gewöhnlichen wachenden Leben haben; Alles ist ins Gefühl übergegangen und in ihm harmonisch geworden. Wahres und Gutes reflektirt sich im Gefühl des Schönen, während Gedanken und Begierden zurücktreten.

Der Unterschied zwischen dem natürlichen und dem magnetischen Wachen scheint kurz darin zu bestehen: das natürliche ist ein äußeres Freiwerden, aber ein inneres Gebundenseyn, das magnetische ein äußeres Gebundenseyn, aber ein inneres Freiwerden.

Und nun wollen wir den magnetischen Sonnenkreis näher betrachten.

A. Der äußerste peripherische Ring bedeutet den Anfang des Gefühllebens, gleichsam einen Abschluß von der Objektivität und ein Zurückgehen ins Centrum.

Um diesen Zustand zu erzeugen, mag allerdings eine eigenthümliche Stimmung des Nervensystems und eine eigenthümliche Fassung der Seele erfordert werden: denn im gewöhnlichen Wachen geht der Mensch mit Sinn und Trieb, mit Gedanke und Begierde frei in die Objektivität hinaus, aber um so weniger in sich selbst zurück: im magnetischen Wachen ist der Mensch nach außen gebunden, aber desto mehr frei, um in seine innere Tiefe einzudringen.

B. Der in der Mitte zwischen den äußern peripherischen Ringen sich hindurchziehende blaue Ring bezeichnet das magnetische Band, das durch die wirkliche Anwendung des Magnetismus um die Person gelegt wurde. Frau H. nennt dieses Band die magnetische Mauer, welche zwischen ihr und der Außenwelt die Scheidewand mache. Dieses Band umgibt aber nicht den ganzen Sonnenkreis, wovon die Bedeutung später vorkommen wird.

C. Der zweite peripherische Ring ist in 365 Tage und 12 Monate abgetheilt, und von ihm aus gehen alle Radien gegen den Mittelpunkt. Von ihm geht, bewirkt durch den magnetischen Rapport, der Somnambulismus aus und nimmt seine Richtung gegen das Innere des Gefühllebens. In die verschiedenen Fächer, welche die Radien dieses Ringes bilden, sind im Allgemeinen die Ereignisse des magnetischen Lebens und seiner Störungen eingetragen, wie sie in der Folge der Monate dieses magnetischen Jahres vorfielen. Am Ende jedes Monats ist eine Zahl ausgeworfen, welche die Summe der Störungen angibt, und von Monat zu Monat sich immer mehr anhäuft, bis sie ein Maximum erreicht, das in der eingebornen Zahl des Individuums seinen Grund hat.

Das Verständniß dieser Zahlen hängt mit einer Rechnung zusammen, wovon später die Rede seyn wird.

D. Zwischen dem zweiten und peripherischen Ring und dem mehr der Mitte zu liegenden Ring, zeichnet Frau H. ringsum ihre Geisterwelt hin. Die Geistererscheinungen, mit welchen Frau H. fast täglich und zwar ohne magnetisirt zu werden, in Verbindung stand, bilden in diesem magnetischen Leben eine so eigenthümliche Epoche, daß bis jetzt keine ähnliche Geschichte bekannt ist, und wo sich auch Spuren davon finden, da sind es nur vorübergehende und ganz leise Andeutungen. Der tägliche Umgang der Frau H. mit so vielen für uns unsichtbaren Wesen, die sich zu ihr hindrängten, und aus dem Zwischenreich, wie sie es nennt, aufstiegen, um durch Gebet wieder ihre Aufrichtung zu Christus und Erlösung durch ihn zu erlangen, bildet einen eigenen Abschnitt in dieser Geschichte.

E. Der mehr der Mitte zu liegende Ring ist besetzt von lauter kleinen Kreisen, welche in die Fächer der Monate eingetragen sind. In der Mitte dieser kleinen Kreise liegt die Zahl 10 als diejenige, womit jeder Mensch nach außen rechnet, und die Zahl 7 als diejenige, womit Frau H. nach innen rechnet, und die bei dem Menschen verschieden seyn kann. Die übrigen Zahlen beziehen sich auf die magnetischen Manipulationen. Diese kleinen Kreise bezeichnen nach Frau H. die Krämpfe oder magnetischen Krisen, durch welche sie nach magnetischen Strichen von dem äußern magnetischen Kreise, wohin ihre Geisterwelt fällt, in den innern magnetischen Kreis jedesmal eindrang. Erst hier öffnete sich die Tiefe des Gefühllebens im magnetischen Rapport, im Hellsehen, in den Sympathien und Antipathien, in den Verordnungen für sich und Andere, in den Divinationen, in dem Versetzen ihrer Sinne an entfernte Orte und überhaupt in allen den Erscheinungen, welche dem höhern Grade des Somnambulismus eigen sind.

F. Die drei um den Mittelpunkt liegenden Kreise sind ringsum mit Sternchen besetzt. (Soll das nicht anzeigen, daß hier der geistige Himmel liege?)

Auf diese Frage erwiederte Frau H., diese Sterne sind und bedeuten nichts Anderes als Sterne.

Merkwürdig ist, daß Frau H. angibt, daß sie im Eindringen

in die innern Ringe jedesmal im mittlern eine Art Schauer und Kälte empfunden und sich beeilt habe, über ihn wegzukommen. Von diesem Ringe gab sie nachher noch näher an, daß es der wirkliche Mond sey. Nur dürfe man nicht denken, als wären (wie es in der Zeichnung scheine) jene Sterne der Außenwelt näher als der Mond, sie seyen vielmehr höher als er. Diese Sterne seyen Wohnungen der Seligen, aber nur solcher, die noch keinen hohen Grad erreicht haben. Jener kalte Ring (Mond) sey die Wohnung solcher, die erst selig werden; dahin kommen Viele aus dem Mittelreiche. Wer einmal dort sey, würde selig. Aber es sey sonderbar, dieß Gefühl habe sie nur von der rechten Seite dieses Ringes.

G. Aus dem Mittelpunkte des Sonnenkreises, in welches sich der Geist versetzt, schaut derselbe rückwärts in das Centrum des Lebenskreises, in welchen Frau H. die Gnadensonne setzt. Hinter dieser Sonne und über ihr liegt in unaussprechlicher Schönheit die Wohnung der Seligen, welchen Christus sein Reich beschieden hat. Aber hiehin vermögen sterbliche Augen nicht zu schauen; es ist nur der Glanz, der herüberstrahlt in das geistige Auge, das sich wegwenden muß, will es nicht erblinden.

Rechnung.

Der erwähnte Sonnenkreis bildet das magnetische Jahr 1827. Es finden sich aber viele Zahlen in ihm, die wir nach den Angaben von Frau H. in eine Rechnung bringen können, wobei ich bloß bemerke, daß die Brüche weggelassen sind, weil sie nach Frau H. keinen Werth bei den Störungen haben.

In dem Sonnenkreis finden sich 67 Tage, in welchen das magnetische Band aufhörte, und Frau H. bälder erwachte, als der Kreis geschlossen war. Sie kam auch wirklich wieder mit der Außenwelt mehr in Berührung, hatte wenig Erinnerung von dem vorangegangenen magnetischen Zustand und noch weniger von den Personen, mit denen sie während der Zeit in Verbindung stand; selbst ihr Arzt und Magnetiseur war ihr fremd geworden. Dagegen klagte sie über Beklemmung, und besonders über eine kratzende Empfindung auf der Brust, welches von Cirkeln herrühre, die sie in der Brust zu haben glaube. Sie konnte

sich am besten dadurch erleichtern, daß sie das, was in ihr lag, auf Papier zeichnete, und so entstanden die beiden Kreise mit all den angegebenen Charakteren. (Dringt sich hier nicht der Gedanke auf, daß das magnetische Leben hier eine andere Richtung genommen habe, und daß die Lüftung des magnetischen Bandes gerade dazu dienlich war, das, was in tiefer Selbstbeschauung in ihr lag, an den Tag zu geben und ihrer Umgebung mitzutheilen?) Die Schuld des zu frühen Erwachens setzt sie in die Störungen, welche die Zahl von 7000 bälder erreichten, als das magnetische Jahr geschlossen war. Die Zahl von 7000 gibt sie als das Maximum ihrer magnetischen, oder auch magischen Grundzahl an. Sie mußte erwachen, sobald die Zahl erschöpft war, weil ihr magnetisches Leben keinen weitern Ueberschuß ertragen konnte. Auch sagte sie, daß es ein großes Glück sey, daß die Sache diese Wendung genommen habe, denn sie hätte in Wahnsinn durch diese zu frühe Abrechnung verfallen können. Nach der Angabe verhält es sich mit den Störungen während der Monate auf folgende Weise.

Monat:									
1ster.	2ter.	3ter.	4ter.	5ter.	6ter.	7ter.	8ter.	9ter.	10ter.
0.	100.	570.	790.	1010.	1375.	1925.	3088.	5011.	7000.

Noch im 10ten Monat war die Zahl voll, und damit war der magnetische Heilungsprozeß abgebrochen.

Die Hauptsache scheint darauf hinauszugehen, daß die Summe der Lebenskraft den Störungen, wären sie in größere Zeiträume vertheilt worden, immer noch gewachsen gewesen wäre und noch mit der magnetischen Heilung hätte bestehen können. So aber wurde die Zahl der Störungen in einen zu kurzen Zeitraum hineindrängt, so daß die Lebenskraft nicht mehr im Stande war, das magnetische Gleichgewicht zu halten, und so wie ihr Maximum erschöpft war, aus dem magnetischen Verband herauszutreten genöthigt wurde. Frau H. zeichnete die herausgefallenen zwei ganzen Tage und vergeblichen Schläfe in dem Sonnenkreis dadurch aus, daß sie die Striche über die Peripherie verlängerte. Diejenigen, die ein Häkchen oben haben, nennt sie besonders widrige Tage. Diejenigen Tage, wovon nur Stunden verloren gingen, sind durch solche Striche bezeichnet, welche oben Dreiecke,

Quadrätchen oder Scheibchen haben. Sie berechnete den gesammten Verlust auf 2¾ Mondsmonate. Sie betragen, den Mondsmonat zu 27 Tage und 7 Stunden (wobei aber die Stunden als Brüche wegfallen) berechnet, 74 Tage. Nun finden sich bei der Abzählung der Dreiecke, Quadrätchen und Scheibchen 77 Tage, wovor aber nur Stunden verloren gingen. Diese 77 Tage sind nach den Zeichen abgetheilt in 15, 25, 37, zusammen 77. Da nun der gesammte Verlust 74 Tage beträgt, so fehlen zu den 67 ganzen herausgefallenen Tagen nur noch 7 Tage, und diese müssen nun in den herausgefallenen Stunden liegen. Sieben Tage geben 168 Stunden, wovon Frau H. angab, daß sie ebenfalls nach den Zeichen, nämlich Dreieck u. s. w. in 3, 5, 7 Theile einzutheilen seyen, woraus sich die Zahlen 33⁹⁄₁₅, 56, 78⁶⁄₁₅, zusammen 168 Stunden, geben.

Der in 2¾ Mondsmonaten bestehende Zeitraum ist nun der Verlust, welcher an der ursprünglichen Zahl der Lebensdauer abgezogen werden muß, d. h. die Lebenskraft erfährt während des magnetischen Sonnenjahres durch die Störungen einen nicht wieder zu ersetzenden Schaden von 77 Tagen.

Man fühlt in dieser Rechnung eine Wahrheit, die der magnetischen Behandlung sehr wichtig werden muß: denn gerade in dem Zustande, wo die Lebenskraft am regsamsten ist, oder, wenn man will, der Nervengeist in seiner Freiheit erscheint und die außerordentlichen Phänomene darbietet, muß jede Störung von weit größeren Folgen seyn, als im gewöhnlichen Zustande.

Verhältniß des Lebenskreises zum Sonnenkreis.

Frau H. gab über dieses Verhältniß Folgendes an:

„Der Sonnencirkel ist die Welt, und das Bleibende davon „nimmt jeder Mensch in den Lebenscirkel der Seele auf. Wie „im Sonnencirkel diese Welt liegt, so liegt im Lebenscirkel eine „ganz andere und zwar höhere; daher auch die Ahnungen, die „im Menschen von einer andern Welt liegen. Im Schauen tritt „der Geist aus dem Lebenscirkel heraus und in den Sonnenkreis „hinein, und da ist alsdann dasjenige Schauen, was dem Men„schen noch faßliche und begreifliche Dinge darbietet. Dieses „Schauen ist aber dem Menschen dunkler geworden, als es ihm „ehemals (im Zustande seiner Integrität) war. In dem Centrum

„des Sonnenkreises, wenn es dem Geiste gelingt, aus seinem „Centrum sich dahin zu versetzen, schaut der Mensch die Welt, „in der er ist, in ihrem eigentlichsten Wesen ohne Schleier und „Scheidewand, die sich sonst (im Abfalle) zwischen ihn und die „Dinge stellen. Schaut der Geist länger in dieses Centrum des „Sonnenkreises, so schaut er, aber nur wie ein Blitzstrahl, zu- „gleich auch zurück in das Centrum des Lebenskreises. Das, was „sich in diesem letztern Schauen offenbart, nimmt der Geist mit „sich in seinen Sitzpunkt im Lebenscirkel, und trägt es ohne „deutliches Bewußtseyn (ohne Unterscheidung der aufgefaßten „Dinge) nur wie eine Ahnung in sich. Dieses letztere Schauen „geht viel tiefer als das erstere in die Welt hinaus, aber der „Geist hat es nur, wenn er zuerst in das Centrum des Sonnen- „kreises sich versetzt, und von da aus in sein Centrum des Le- „benskreises zurückschaut, er hat es nie, wenn er bloß in seinem „Centrum bleibt. Das Centrum des Lebenscirkels muß noch „etwas Anderes seyn, als der Geist, weil der Geist ja hinein- „schaut, wenn er heraus ist. Dieß ist eben die andere, höhere „und innerste Welt, die wir nicht begreifen und nicht fassen, die „aber der Mensch ebenso in sich trägt, wie er die äußere Welt „in sich trägt, in der er lebt. Daher rühren in jedem Menschen „(der nicht zu sehr in die äußere Welt versunken ist) die Ahnun- „gen von jener höhern Welt. In dem Mittelpunkt dieser inner- „sten und höhern Welt, in welche der Geist zurückblickt, liegt „die Gnadensonne, und von da aus winke ihr auch ihre Führe- „rin zu. Hinter dieser Sonne und über ihr liegt in unaussprech- „licher Schönheit die Wohnung der Seligen, die man aber nur „im Durchsehen durch die Gnadensonne gewahr wird. Dieß ist „das Unendliche und Heilige, was der Mensch (als Blick) im- „mer in sich habe.

„Anders verhält sich das Schauen in das Mittelreich, dieses „liegt ganz im Sonnenkreise, der bei allen Menschen gleich ist. „Der Grund, warum so wenige Menschen das (objektive) Geister- „reich fühlen und schauen, liegt darin, daß ihr Geist nicht geschickt „ist, sich im Schauen ins Centrum des Sonnenkreises zu versetzen. „Magnetische Personen können dieß am meisten, und daher sehen sie „auch am meisten ins Geisterreich. Das Zwischenreich erblickt man, „ohne in jene Gnadensonne zu schauen, im Sonnenkreis selbst.

„Wie nun der Geist aus seinem Gebiete des Lebenscirkels „in den Sonnenkreis schaut, so fühlt auch die Seele aus ihrem „Gebiet in das gleiche Gebiet des Sonnenkreises hinein, welches, „je nachdem sie sich vom Geiste hat ziehen lassen, eine höhere „oder niedere Stufe des Mittelreichs bezeichnet."

„Auch der Leib, und zwar das Bleibende in ihm, nämlich „der Nervengeist, wirkt aus dem Gebiete seines Lebenskreises in „das gleiche Gebiet seines Sonnenkreises hinein."

Die angegebenen Sätze bieten nicht nur dem Psychologen, sondern überhaupt dem Philosophen mannigfaltigen Stoff zum Nachdenken dar, und verdienen eine Erläuterung.

Die Hauptfunktion des Geistes ist das Schauen, und zwar ein doppeltes, erstlich das, wenn er sich in das Centrum des Sonnenkreises versetzt, und zweitens ein reflexives von dem Centrum des Sonnenkreises in das Centrum des Lebenskreises. Dieses Schauen, sagt Frau H., ist dem Menschen dunkler geworden, als es ihm ehemals war. Das wahre Schauen geht nur aus den Mittelpunkten der beiden Kreise aus. Ist hingegen der Geist aus dem Centrum seines Lebenskreises herabgezogen, oder gar aus seinem Kreise gewichen, so vermag er auch nicht mehr in das Centrum des Sonnenkreises zu schauen, und das Schauen ist überhaupt dunkler geworden.

Der Zustand der Integrität des Geistes ist theils der Besitz von der Harmonie der Ideen des Wahren, Schönen und Guten, theils sein Schauen in das Centrum des Sonnenkreises und durch dieses in die objektiven Weltordnungen, theils sein reflexives Schauen in das Centrum des Lebenskreises, in welchem, wie Frau H. sich ausdrückt, die Gnadensonne leuchtet und eine höhere Welt uns mit Ahnungen füllt, — mit Ahnungen, die uns das Heilige, das Reich der Gnade und Liebe und das selige Leben wie aus dunkler Ferne näher bringen.

Im Zustande des Abfalls ist der Geist nicht mehr im Besitze jener Harmonie. Die Ideen sind wie prismatisch gebrochen, so daß das, was die Seele durch das Denken des Wahren, durch das Fühlen des Schönen und durch das Wollen des Guten erzeugt, nur vereinzelt dasteht. Nur der Einstrahl (Brennpunkt) der Ideen, ins Heilige erhoben, ist das ächte Licht, das nicht erborgt ist. Wird es gebrochen, so wird es, wie das physische

Licht, wenn es durchs Prisma geht, farbig und trübe, und darum verdunkelt sich auch das Schauen desselben.

Ebenso verhält es sich im Zustande des Abfalls mit dem Schauen des Geistes in die objektive Welt. Dadurch, daß der Geist aus dem Centrum des Lebenskreises gewichen ist, hat er auch sein Schauen in das Centrum des Sonnenkreises verloren, und der Mensch vermag nicht mehr die Welt in ihrem eigentlichsten Wesen ohne Schleier und Scheidewand, wie Frau H. sich ausdrückt, anzuschauen.

Die objektive Welt besteht aus drei Weltordnungen. Die erste ist die physische oder die Welt der Sphären vom kleinsten Weltkörper bis zum Naturcentrum hinauf. Ihr liegt ein Gesetzesplan zum Grunde, der vom Reiche der Schwere bis zum Reiche des Lichts, und selbst bis zur höchsten Quelle des allgegenwärtigen Aethers, einen vollständigen Dynamismus in den Potenzen und einen vollständigen Mechanismus in dem Rhythmus der Bewegungen darstellt. Sie ist ein Zusammenhang in einem System von lauter an sich geistigen Gleichungen, Proportionen und Verhältnissen, wovon jedes einzelne Ding eines oder das andere für sich nimmt, wie in einem Zahlensystem, in welchem jede Ziffer ihren Werth von der Stelle erhält, welche ihr darin angewiesen wird. Wenn die Idee der Wahrheit, wie sie in den Gesetzen des Denkens erscheint, eine objektive Gestalt annimmt, so muß sie sich in dem Gesetzesplan einer physischen Weltordnung oder in dem Reiche der Bewegung darstellen.

Die zweite Weltordnung ist die organische oder das Reich lebendiger Formen. Diese Ordnung besteht nicht sowohl in Gesetzen als vielmehr in plastischen Typen. Eine Plastik ist etwas Anderes als eine Dynamik und Mechanik. Ein Typus ist gleichsam eine Sammlung von Gesetzen, die sich in einander aufgelöst haben. Das freie Princip des Schönen, das im Leben herrscht, öffnet die Sphäre der Gesetze, so daß das Erste das Zweite und das Zweite das Dritte u. s. w. in sich aufnimmt und zu einem gemeinschaftlichen Typus vereint. So entsteht die Fülle des Lebens, während das Reich der Bewegung nur an den todten Massen seine Kräfte übt. Jedem Dinge in dieser Ordnung kommt ein eigener plastischer Typus zu, der in der specifischen Lebensform sich ausdrückt. Wenn die Idee der Schönheit, wie

sie in den Typen des Fühlens erscheint, eine objektive Gestalt annimmt, so muß sie sich in der plastischen Typik einer organischen Weltordnung und im Reiche des Lebens darstellen. Zu dem geometrischen Verstande, der das objektivirte Wahre im Reiche der Bewegung ausmißt und ordnet, gesellt sich noch die Fülle des Gefühlsvermögens, welches das objectivirte Schöne im Reiche des Lebens erfüllt.

Die dritte Weltordnung ist die moralische oder das Reich der Zwecke. Diese Ordnung besteht nicht in Gesetzen der Bewegung, auch nicht in den Typen des Lebens, sondern in dem in Handlungen frei aufgegebenen System von Grundsätzen. Der freie Grundsatz hat Stoff und Form abgeworfen und lebt im geistigen Reiche der Weltgeschichte. In diese Ordnung gehören die politischen und socialen Verhältnisse, die Sitten, Rechte, Verfassungen, Gebräuche, Gewohnheiten und der äußere Cultus. In ihnen regt und bewegt sich das freie Spiel der Kräfte, das nur dann, wenn es die Gränzen des göttlichen Plans, welcher der Menschheit vorgezeichnet ist, überschreitet, durch die höhere Compensationsmethode der Vorsehung in das rechte Geleise zurückgewiesen wird. Jedem Zeitalter und jedem Volke kommt eine eigene Aufgabe aus dem frei gewordenen System der Grundsätze zu, welche in dem specifischen Leben der Weltgeschichte gelöst werden muß. Wenn die Idee der Tugend, wie sie in den Grundsätzen des Wollens erscheint, eine objektive Gestalt annimmt, so muß sie sich in dem System einer moralischen Weltordnung darstellen.

Und nun können wir aus den obigen Sätzen weiter folgern. Würde der Geist in seiner Integrität in das Centrum des Sonnenkreises schauen, so würde er nicht nur die drei Weltordnungen in ihrem eigentlichsten Wesen ohne Schleier und Scheidewand erblicken, sondern er würde auch in jedem Dinge entweder eine besondere Gleichung, wenn es zur physischen Ordnung gehört, oder seinen besondern Typus, wenn es zur organischen gehört, oder seinen besondern Grundsatz, wenn es zur moralischen gehört, darin erkennen.

Aber so ist es nun nicht mehr nach dem Abfalle. Da der Geist von dem Centrum seines Lebenskreises gewichen ist, so vermag er auch nicht mehr in das Centrum des Sonnenkreises

zu schauen, worin jene Prototypen liegen, die das objektiv Wahre, Schöne und Gute in sich enthalten. Die Wolke des Scheinlebens hat sich dazwischen gestellt wie eine Scheidewand, ein Schleier verbirgt das Licht, und das Schauen ist dunkel geworden. Der Geist hat, wie Plato sagt, seine Flügel verloren und wird mit der Seele in den Leib und die Welt herabgezogen. Verloren in die tausendfarbigen Bilder der Sinnenwelt bleibt ihm das Wahre, das nur in ihren Gesetzen und Gleichungen liegt, unbekannt; versunken in die Lüste, Reize und Genüsse des Lebens, hat er das Schöne, das nur im reinen Wohlgefallen an den Typen besteht, außer Auge gesetzt, und preisgegeben den Leidenschaften der Ehr-, Ruhm- und Gewinnsucht, verkennt er das Gute in dem frei aufgegebenen System der Grundsätze. Nichts ist ihm übrig geblieben als das Streben, sich wieder zu erheben oder, wie Plato sagt, die Flügel wieder zu gewinnen.

Auf gleiche Weise verhält es sich auch mit dem reflexiven Schauen des Geistes, welches den Menschen mit den Ahnungen des Heiligen und Seligen erfüllt. Die Gnadensonne ist dem Geiste untergegangen, oder er ist vielmehr unter ihren Horizont gesunken; das Heilige zieht der Mensch in seine Begriffe, Gefühle und Bestrebungen herab, und fängt das Göttliche zu construiren an, als wäre es ein Vernunftprincip.

Hieraus ist auch der Irrthum ersichtlich, welchen die neuere Scholastik in dem Satz behauptet, „daß das Wirkliche auch zugleich das Wahre sey." Die Wahrheit gibt uns nur das Schauen des Geistes in seine Mittelpunkte, wo die Gesetze der Bewegung, die Typen des Lebens und die Grundsätze der Handlungen erkannt werden, und die Ahnungen des Heiligen uns erfüllen. Die Wirklichkeit hingegen ist durch die Wolke des Scheinlebens überzogen, die uns mit ihrem Farbenspiel ergötzt, zu Lust und Genuß einladet und in ein System von Lügen und Verkehrtheiten verwickelt, welche in der Geschichte sehr wirklich, aber auch sehr unwahr sind.

Und nun mögen einige Winke für die gesammte Philosophie hier ihren Platz finden.

Das Wechselverhältniß der beiden Kreise ist ein inneres, der Geist versetzt sich von einem Centrum in das andere, seine Hauptfunktion ist das Schauen, und zwar sowohl in das

Centrum des Sonnenkreises, wo die Prototypen der drei Weltordnungen liegen und durch sie die Dinge in ihrem Wesen erkannt werden, als auch rückwärts in das Centrum des Sonnenkreises, wo die Gnadensonne liegt. Der Geist steht zwar allezeit in der Fülle der Offenbarung, aber er erkennt sie nicht, erst in seinem reflexiven Schauen erblickt er die Gnadensonne und wird erfüllt von den Ahnungen einer höhern Welt.

Ist hingegen der Geist aus seinem Centrum gewichen, oder gar aus seinen Kreisen gezogen, so tritt an die Stelle des Schauens das Wissen. Alles Wissen aber ist Stückwerk, wie Paulus sagt, und kann das Schauen nicht ersetzen. Dennoch aber bleibt im Geiste das Bestreben zurück, wieder zum Schauen zu gelangen. Der Ausdruck dieses Strebens ist die wahre Philosophie, und sie bleibt wahr, so lange sie sich nicht mit ihrem Wissen beruhigt und nie stille steht, um sich mit der Fülle der Offenbarung zu vereinigen.

Es gibt aber auch eine falsche Philosophie, welche dieses Streben nicht in sich hat, vielmehr sich selbst genügt und eine Gränze um ihr Wissen zieht. Ihr Aufsteigen vom Bedingten zum Unbedingten, vom Mittelbaren zum Unmittelbaren, vom Eins zum All, von den Folgen zum letzten Grunde, von den Wirkungen zur Endursache u. s. w. ist nichts Anderes als das Zurückführen aller subjektiven und objektiven Richtungen der Seele auf einen Anfangspunkt, der, weil er nicht selbst in die Linie der Richtungen fallen kann, sondern außer allen Richtungen liegen muß, eine entgegengesetzte Natur annimmt, — es ist nichts Anderes als ein Aufsuchen einer Urkategorie, welche die Kategorien aus sich zeugt und ableitet, nichts Anderes als ein Anschließen des logischen Verstandes an die Metaphysik der Vernunft.

Eben so sind alle die Prädicate, welche das Wissen auf das höchste Wesen überträgt, nichts Anderes als ein Potenziren des Selbst ins Unendliche oder ein Erheben des Eins zur Kategorie der Allheit. Der aus seinem wahren Centrum verrückte und in der Endlichkeit befangene Geist baut sich ein falsches Centrum im Absoluten, und dieß ist der finstere Schwerpunkt, um den sich die alte wie die neue Scholastik in ewigen Kreisen bewegt. Die wahre Philosophie ist diejenige, die zum Heiligen aufstrebt und

ihr höchstes Centrum dahin setzt, wo Licht, Luft, Leben und Liebe ausströmt, und dieß ist durch die Gnadensonne am besten bezeichnet; aber dahin gelangt der Geist nur, wenn sich sein Wissen in Schauen auflöst. Die falsche Philosophie hingegen ist diejenige, die ihren Gleichgewichtspunkt im Wissen sucht und um dasselbe eine Gränze zieht. Das Absolute ist nichts Anderes als die Potenz des Selbsts, das sein Bild ins Universum hinauswirft, sich ins Unendliche vergrößert, seine Einheit zur Allheit steigert, alle Schranken in sich aufgehoben wähnt und sich selbst zum Gotte constituirt, so daß zwischen dem in der Endlichkeit befangenen Selbst und dem göttlichen Selbst kein anderer Unterschied mehr übrig bleibt, als der zwischen Relation und Absolutheit. Unser empirisches Selbst ist die relative Einheit von Wissen und Seyn, und die Potenz des Selbsts ist die absolute Einheit von Wissen und Seyn, und so gebären sich in der falschen Philosophie alle die Relationen aus, die aus dem Ich genommen sind, nämlich an Sich, In Sich, Aus Sich, für Sich u. s. w., welche auf eine völlig unanständige und nichtige Weise auf göttliche Dinge übertragen werden. Dieß ist der Vernunftgötzendienst, der die Potenz des Selbsts anbetet, und, indem er im Wissen sein Centrum festsetzt, sich von der Fülle der Offenbarung ausschließt, aus dem Verbande der höhern Geisterwelt heraustritt, und weder in Glauben noch Liebe seine Führer zum wahren Gott erkennt.

Plato sagt: „Die Seele sey vor ihrem Zeitleben mit ihren „Urbildern, nämlich den Ideen des Wahren, Schönen und Gu„ten, vereinigt gewesen, sey nachher von ihnen abgefallen, strebe „aber, wieder zu denselben zurückzukehren.“ Fast auf gleiche Weise lehrt die heilige Schrift: „Der Mensch sey rein aus der „Hand Gottes hervorgegangen, sey auch nachher abgefallen, könne „aber, insofern er an der allgemeinen Vermittlung und Erlösung „Theil nehme, zu jener Reinheit zurückkehren.“ Als die Ursache des Abfalls gibt die Schrift die Sünde an, welche nach und nach ein solches Uebergewicht erhielt, daß der Geist nicht nur aus seinem Centrum, sondern auch aus den Kreisen desselben gezogen und in die Welt versenkt wurde, so daß die Anbetung des Einen, Ewigen, lebendigen Gottes in tausend Fragmente der Naturwelt und tausend Idole der Menschenwelt zersplittert wurde.

Wahrheit und Sünde sind zwei ewig sich fliehende Pole, darum können wir uns der Erkenntniß der Wahrheit nicht anders nähern, als indem wir uns von der Sünde entfernen. Es gibt nur Ein System der Wahrheit, zu welchem alle Geister ihre Richtung nehmen und allen Herzen die Wege gebahnt werden müssen, und dieß ist das ewige Wort der Wahrheit, oder das Evangelium. Je mehr wir uns dem Evangelium nähern, desto mehr lernen wir auch die Wahrheit erkennen. Christus sagt: „Wer den Willen meines Vaters im Himmel thun will (den ich „euch offenbare), der wird inne werden, ob meine Lehre von „Gott ist, oder ob ich von mir selbst rede." Das Thun des göttlichen Willens ist die Rückkehr zum Centrum des Geistes, und nur von da aus kann die Wahrheit erkannt werden, die von Gott kommt. Alle diejenigen aber, die in ihrem Wissen den Mittelpunkt suchen, reden von sich selbst und stecken im Irrthum. Durch das „Vonsichreden" meint Christus nichts Anderes als den Eigendünkel der Philosophie im Gegensatze gegen das geoffenbarte Wort der Wahrheit. Nur von derjenigen Philosophie, welche nichts für sich seyn will, sondern alle Kräfte aufbietet und alle Kenntnisse sammelt, um dem Evangelium zu dienen, kann man sagen, daß sie die Liebe zur Wahrheit angenommen habe. Es gibt freilich mehrere Gattungen von Wahrheiten, welche die Philosophie nicht genug unterscheidet: erstlich ein physisch-, mathematisch-, logisch Wahres, das sich im Verstand erzeugt, aber die unterste Stelle einnimmt; zweitens ein Wahres im Schönen, das sich im Gefühl erzeugt und schon inniger ist; drittens ein Wahres im Guten, das im freien Wollen sich erzeugt und edler ist als beide vorhergehende. Aber das Vortrefflichste von allen ist das Wahre im Heiligen, d. i. das göttliche Wort, in welchem der Geist der Wahrheit selbst wohnt. Halten wir nun die Systeme der alten und neuen Scholastik mit diesen Gattungen von Wahrheit zusammen, so finden wir, daß hauptsächlich die Logik des Verstandes mit seinen Kategorien und die Metaphysik der Vernunft mit ihren abstrakten Formeln sich eingenistet haben, und in der untersten Region der Wahrheit sich umhertrieben. Darum ist auch das Schicksal der Systeme ein beständiger Cyklus seit 2000 Jahren; sie treiben das Werk des Sisyphus, denn wie sie ihr Wissen auf den Culminationspunkt

niedergesetzt haben, fällt es wieder herab, um aufs neue hinaufgewälzt zu werden. Diese Systeme, die das falsche Centrum des Absoluten zu ihrem Götzen machen, treiben bloß ein Wechselspiel ihres gefallenen Geistes mit seinem potenzirten Bilde.

Wie nun der Geist ein doppeltes Schauen und die Harmonie der Ideen besitzt, so kommen der Seele die drei Funktionen: Denken, Fühlen und Wollen zu. Die niederste Funktion ist das Denken, und alle die Philosophen, welche den reinen Gedanken oder die reine Form zu denken, wie z. B. im Satze der Identität, des Widerstreits und der Vermittelung zu oberst stellen, stehen auf der niedersten Stufe, indem sie gerade das, was die Kraft, die Fülle und das Leben in den Gedanken bringt, über seiner Form vergessen. Licht, Lust, Leben und Liebe sind nicht Erzeugnisse des Denkens, sie haben eine höhere Quelle im Menschen und beseelen erst den Gedanken. Wäre die Transcendenz des freien Princips und des geistigen Schauens nicht zu sehr verkannt und nicht immer das immanente Gesetz und das Wissen über jenes hinaufgestellt worden, so würde die Philosophie der göttlichen Dinge schon längst einen andern Charakter gewonnen und nicht an den leeren Vernunftformeln und jenen Relationen hängen geblieben seyn.

Im Zustande der Integrität der Seele dienen die drei Funktionen Denken, Fühlen und Wollen nur dem Geist. Er ist ihr leitender Genius, und darum wird alles Gedachte den Principien, alles Gefühlte den Idealen und alles Gewollte den sittlichen Grundsätzen zugeführt, und alle vereinigen sich in dem höhern Centrum des Geistes, wo das Wahre, Schöne und Gute im Heiligen widerstrahlt.

Im Zustande des Abfalls der Seele hingegen lösten sich jene Funktionen vom Centrum des Geistes ab, jede will für sich etwas seyn und sucht ihren eigenen Schwerpunkt. Dadurch kommt ein Widerstreit in dieselbe, so daß der Verstand sich vom Gefühl und Willen trennt, und das Denken und Wollen, Gesinnung und That, Erkenntniß und Handlung nie Eins werden können. Die Seele wird in den Leib und der Leib in die Welt hineingezogen, und die niedern Kräfte gewinnen das Uebergewicht über die höhern. Da alles Wahre, Schöne und Gute darin besteht, daß alle Kräfte des Menschen sich um das höhere Centrum des

Geistes bewegen, so muß eine Verkehrtheit in den Menschen kommen, sobald Verstand, Gefühlsvermögen und Wille sich von jenem Centrum losreißen und eigene Mittelpunkte in sich constituiren. Alsdann muß das Wahre in Irrthum, das Schöne in Häßliches, und das Gute in Böses verkehrt werden. Der Geist verliert den Sitz seiner Herrschaft, die Seele verleiblicht, und der Leib verweltlicht sich, und so reißt sich der ganze Mensch los von dem höhern Verbande des Geisterreichs.

Nehmen wir jetzt das gezeichnete Bild des abgefallenen Geistes und der versinnlichten Seele, wie es war und ist, in seinem ganzen Bestand auf und bedenken, daß die fortwirkende Ursache desselben die Sünde ist, so fragt sich, wie war und ist noch zu helfen, damit Geist und Seele ihre Integrität wieder erlangen? — Ich behaupte, nicht anders als durch das, was Christus uns lehrte und lehrt, nämlich durch Liebe und Glauben und die Gemeinschaft mit ihm. Der Glaube ist der mitten durch den Menschen hindurchgehende Gegenzug, der den Zug in die Sinnlichkeit und die Welt überwindet, die falschen Neigungen umkehrt, dem Wissen nicht in seine labyrinthischen Krümmungen folgt, sondern gerade hindurch alle die ineinanderlaufenden Kreise öffnet, an dem falschen Centrum des Absoluten unbekümmert vorübergeht und seine Richtung gegen die Gnadensonne nimmt, welche die Seele mit Ahnungen eines höhern Lebens füllt und dem Geist einen Blick in die Fülle der Offenbarung gewährt. Hat sich der Glaube einmal diese Bahn durch den Menschen gebrochen, dann schließen sich Denken, Fühlen und Wollen gerne an ihn an, und das Wissen der Vernunft verständigt sich mit ihm zu unerschütterlichen Ueberzeugungen, so daß Licht, Lust, Leben und Liebe wie Sprößlinge aus ihm hervorwachsen und den Menschen zum ewigen Heil vorbereiten.

Was ist die Gnadensonne Anderes als das Evangelium in dem höhern Lichte, wie es der hl. Geist dem Menschen mittheilt? Paulus sagt, wir wandeln hier im Glauben und nicht im Schauen.

Der Glaube ist wie eine verschlossene Knospe zu betrachten, die zwar schon alle Theile der herrlichen Blume, aber dem Auge noch verhüllt, in sich trägt; er hat auch alle Kraft der Wahrheit in sich, aber noch unentfaltet. Einst aber wird er sich

entfalten, und dann geht er ins Schauen über. Nur durch den Glauben ist die Rückkehr zum höhern Centrum möglich, und alle Menschen, welche sich ihrer eignen Klugheit und Weisheit anvertrauen und rühmen, weichen vom geraden Wege ab und fallen in die Macht des Irrthums und der Verblendung.

Es mag sonderbar scheinen, die vorangestellten Sätze unserer Seherin mit diesen Reflexionen in Zusammenhang zu bringen; aber es schien mir das, was sie von der Wechselwirkung der beiden Kreise und dem Verhältniß des Geistes zu denselben sagt, zu merkwürdig, als daß ich ihren wissenschaftlichen Werth hätte gleichgültig vorübergehen und ihren Contrast mit unsern gangbaren Systemen unbemerkt lassen können. Wird die Religionsphilosophie einst eine solche Grundlage aufnehmen und weiter entwickeln, so wird sie zur Ueberzeugung kommen, daß das falsche Centrum des Absoluten mit jener Gnadensonne zu vertauschen und die menschliche Weisheit vor dem Evangelium zu demüthigen, die einzige ächte Methode der Wahrheit ist.

Görres, über diese Kreise der Seherin, [1]

besonders über den Unterschied zwischen dem Schauen Magnetischer und dem Schauen Heiliger.

Dem Hellsehenden ist die innere Welt, die hinter dem Traume liegt, aufgeschlossen; er wandelt in ihr im vollen Tageslicht; in die Peripherie seines Daseyns gestellt, schaut er hin gegen seinen verhüllten Mittelpunkt; alle Strahlen der Einflüsse, die von oben in denselben fallen und durch ihn hindurch sein Inneres durchströmen, schlagen gegen ihn, der mitten in ihre Strömung, das Antlitz gegen ihren Quellpunkt hingerichtet, sich gestellt, in scharfem Wellenschlage an; sein Inneres wird ihm objektiv, und er schaut es in allen seinen Tiefen an, und blickt aus demselben hindurch in jene Strahlen hinüber in eine andere geistige Welt, aus der sie herübergeschienen. Aber in demselben Verhältniß, wie die anschauende und jede andere Thätigkeit, indem sie aus dem höchsten geistigen Mittelpunkt in den untergeordneten des Lebens herabsteigend in den Umkreis eingetreten, für die geistige Welt in ihrer Würde und Bedeutung sich geniedert hat, ist sie

[1] Aus Görres Einleitung zu Suso's Leben und Schriften.

dagegen ins gesteigerte Centrum aller natürlichen Dinge, das im Leben des Menschen beschlossen ruht, versetzt, der Naturmitte selber näher gekommen, und indem sie sich in ihr centrirt und dadurch im Naturgebiete zu höherer Würde sich gesteigert, hat sie diese Würde in sich selber aufgenommen. Dem Hellsehenden steht alsdann die Welt nicht mehr gegenständlich gegenüber, sie ist vielmehr subjektiv in ihn eingegangen; nicht hereinschauend in ihre Natur strebt er von ihrem Aeußern in ihre Mitte hineinzublicken, er schaut vielmehr wie aus ihrer Mitte heraus, und nur in die geistige hinein. Denn niedersteigend vom geistigen Centrum ist er näher zum Weltcentrum hinangestiegen; den Blick gegen jenes gerichtet, hat er diesem gleichsam den Rücken zugewendet, und empfängt seine Einflüsse, als ob sie von hinten und innen heraus in diesem Zustande gesehen, verwandelt sich daher in eine geistige; denn hinter den Schleier getreten, erblickt die Anschauung unmittelbar die Naturkräfte und Thätigkeiten, die im Naturleibe die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen erwirken, und mit den Naturgeistern knüpft sich aller Verkehr des gesteigerten Sinnes; alle Naturkräfte aber wirken durch Gegensätze; mit ihrer gesteigerten Wirksamkeit beginnt daher das Spiel der Polaritäten, das man bei Hellsehenden wahrgenommen; es greifen die Metalle ein je nach der Stelle, die sie in der gegliederten Reihenordnung ihrer Gattung vermöge ihrer einwohnenden Kräfte eingenommen; eben so ordnen sich je nach diesen Kräften die Erdarten, so daß die in sich Erstarrten erstarrend und nestelknüpfend wirken, die in sich Gelösten aber den in Krämpfen gebundenen Zauber wieder lösen; es befolgen die Strahlen des gefärbten Lichtes in ihrer Erregung die Ordnung, in der sie im Farbenbilde liegen, so daß der rothe Strahl bindet und erweckt, der violette löst und tiefer in den Schlaf und die Nachwelt hinüberdrängt, ebenso die Töne, indem die Molltöne der dunklern Farbe, die Durtöne dem Roth entsprechen; es ordnen sich in gleicher Weise auch die Pflanzen, so daß der Lorbeer gegen die innere Welt, die Haselstaude gegen die äußere Welt hindeutet; es ordnen sich endlich selbst die Menschen der Umgebung in solche, die mehr der Außenwelt, und andere, die im nähern Rapport der innern angehören. (Man sehe die Einwirkung der Metalle, Pflanzen und Menschen auf die Seherin.) Und all diese Verhältnisse

werden durch eine Art von Gemeinsinn wahrgenommen, in den alle andern Sinne aufgegangen, der dem Geistigen näher verwandt, weniger an Raum und Zeitverhältnisse gebunden ist, und weil er die Dinge nicht von außen hinein, sondern von innen heraus in ihren lebendigen Kräften und im Spiegel der geistigen Welt erschaut, durch die Undurchdringlichkeit der Materie minder gehemmt erscheint. Und da mit der geistigen Erregbarkeit und allen Sinnen auch die vitale Selbstthätigkeit sich umgewendet, daß sie nicht ferner von oben und von innen heraus ihre Anregung erhält, sondern mehr von unten herauf und von außen herein, und dafür, wie sie zuvor aus dem Geistigen in die Natur hinausgewirkt, so werden nicht bloß die eigenthümlichen Lebensbewegungen jetzt enger in die Kreise der Naturbewegungen aufgenommen, auch selbst die willkürlichen werden, wie bei den Nachtwandlern, von außen bedingt, und die Bewegungsorgane folgen passiv, gegen die Gesetze der Schwerkraft, der Hand, die sich mit ihnen in Rapport gesetzt, oder auch metallische Massen, die ihnen nahen, ziehen ihrerseits diese Massen, wie sie von ihnen gezogen werden, und selbst der ganze Körper muß bei gesteigerter Wirkung diesem Zuge folgen; denn der erhöhete Affekt und in ihm die Natur beherrscht jetzt die Leiblichkeit. Nach innen zurück ist dem schauenden Sinn eine neue geistige Welt nun aufgegangen, und sie liegt vor ihm in derselben Klarheit, wie im wachen Zustande die äußere Natur. Wie in der äußern Anschauung der Leib sich in bestimmte Lebensgebiete theilt, und so auch die Sonnenwelt sich in geordnete Kreise löst, und diese Kreise mit jenen Gebieten in einem bestimmten Verkehre stehen: so theilt sich dieser innern Betrachtung nun auch die Seele in Gebieten und die geistige Welt in Kreisen ab, die ebenfalls in geordneten Beziehungen wechselseitig sich verknüpfen. Das sind diese Kreise, mit denen jene Hellseherin, deren Zustände J. Kerner in reiner, scharfer Beobachtung aufgefaßt und mit gewissenhafter Treue geschildert hat, ihr Inneres umschrieben: jener Sonnenkreis, in dem die sichtbare Naturwelt liegt; der Lebenskreis, der der Seele angehörend, einer höhern geistigen entspricht; zwischen beiden der Traumring mit der Mittelwelt, und im Innern des seelischen Lebenskreises die drei andern, die dem Geiste angehören. Es ist ihr aber der innerste dieser drei Kreise sonnenhell, sein

Mittelpunkt aber selbst noch heller als die Sonne; in ihm sah sie eine nicht zu durchschauende Tiefe, je tiefer, um so heller, die sie die Gnadensonne nennen möchte, und von der es ihr schien, als bestehe Alles, was da lebt und webt, durch Fünkchen aus dieser Tiefe. (Man sehe der Seherin Aeußerungen hierüber.) Von dort gingen auch die Wurzelzahlen ihres Daseyns aus, in denen sie die Rechnung ihres Zustandes führte; von dort und den nächsten Kreisen kamen alle Anweisungen für ihre Heilung; von dort aus bildete sich die eigene innere Sprache, in der sie dachte und innerlich verkehrte. Man sieht leicht, der Standpunkt in dieser Perspektive liegt im innersten Mittelpunkt des Lebens und seinem Sensorium; der Augenpunkt fällt in den Mittelpunkt des Geistes, in den jenes höhere Licht hineinleuchtet, indem er von der Schauenden aufgeglänzt; im Vorgrunde und den Mittelgründen liegen die untern und die höhern Seelenvermögen, und Alles steht mit dem geistigen Kosmus eben so im Verkehr, wie der Leib durch die Sinne mit dem natürlichen.

Das bisher Gesagte setzt uns das Verhältniß, das zwischen diesen Anschauungen und denen der Heiligen besteht, ins klarste Licht. Vom Mittelpunkt des Lebens bis zum Mittelpunkt des Geistes geht das Gebiet des magnetischen Hellsehens; dieß ganze Gebiet wird dem innern aufgewachten und einwärts gewendeten Sinne objektiv, und wie er es in allen seinen Gründen und Abgründen durchforscht, so durchwirkt er die gleichfalls rückwärts gewendete Selbstthätigkeit; gerade wie im wachen Zustande umgekehrt, mit nach auswärts gewendeten Sinnen und Thätigkeiten der Leib eben so durchforscht und durchwirkt wird. Wie aber nun im letzten Zustande ein aktiver und passiver Verkehr mit den Erdelementen und ihren Kräften sich vermittelt, und darauf eine Physik sich begründet, und eben so ein optischer Verkehr mit den sichtbaren Himmelskörpern sich einleitet, auf den sich die Astronomie basirt: so erbaut sich in der andern Lebensform eine gleiche Physik im Bezuge zu den geistigen Momenten, die umher auf Erden noch lebendig wirksam sind, die dem sogenannten magnetischen Rapport ausgesetzt erscheint, und der physischen Himmelskunde tritt eine psychische gegenüber, ruhend auf jenen feinern Beziehungen, die zwischen der Seele und solchen Geistern bestehen, die, nicht mehr dem Diesseits angehörig, in die Welt

jenseits abgeschieden: Beziehungen, die nun zur Wahrnehmung gelangen. Daran knüpft sich das Durchschauen der Menschen, die den Hellsehenden nahen; der unmittelbare Gedanken- und Willensverkehr, der sich zwischen ihnen und den Assonirenden schnell vermittelt, einerseits und andrerseits das Sichselbstsehen und das Geistersehen, der Umgang mit den Schutzgeistern, das Sprechen mit den Abgeschiedenen, das Eindringen in die Zukunft, und Aehnliches was damit in Verbindung steht. Es öffnet sich daher in diesem Zustande allerdings ein anderer Himmel, aber dieser Himmel ist der unterste, der Hades und die Mittelwelt, dem Naturkreise am mittelbarsten und nächsten angehörig, weßwegen eben auch die Schutzgeister durchgängig die Laren des Hauses sind. Die Anschauungen der Hellsehenden gehören daher ganz und gar dem wissenschaftlichen Gebiete an; ihre Psychologie ist nur eine subjektive, und als solche Ergänzung der gewöhnlichen Objektiven; ihre Weltweisheit ergänzt in gleicher Weise die ordentliche der Schule, und in ihnen setzt sich nur eine Geistes- und Geisterphilosophie der Natur und Naturphilosophie entgegen. Das Thun der Somnambulen ist daher auch beinahe ausschließlich ein heilkundiges und am liebsten gegen sich selbst gewendet; darum rechnen sie und zählen sie immerfort; verordnen und fordern alle Naturkräfte gegen ihren Zustand auf, dem als einem krankhaften sie sich zu entziehen wünschen. Aber wo das Gebiet der Hellsehenden eben in ihrem tiefsten Augenpunkte seine Gränze findet, dort beginnt ein höheres, und das ist eben das der Heiligen. Jener Seherin von Prevorst war der Zugang zu allen Kreisen offen, aber in jene Tiefe, die sie die Gnadensonne nennt, kam sie nie; sie durfte nur hineinschauen, und es kam ihr vor, als schauten noch viele andere Geister mit ihr in die Tiefe; auch ihre Führerin sah sie in der Klarheit des ersten Ringes, aber noch nicht in seinem Mittelpunkt. Anderwärts setzt sie dem Gesagten merkwürdig und entscheidend hinzu: „Ein Somnambules kann kein anderes Schauen aussprechen, als dasjenige im Centrum des Sonnenkreises, und das bezieht sich allein auf unsern Sonnenkreis, auf Sonne, Mond, Erde und sonstige Planeten, aufs Mittelreich, das in unserm Luftraum ist; das tiefere Schauen im Centrum des Lebenscirkels aber

hat noch kein Somnambules ausgesprochen." Dieß Schauen im innern geistigen Kreise aber ist nun eben das Schauen der Heiligen, und ihnen allein ist es vergönnt gewesen, das dort Erschaute auszusprechen. Es sind bei ihnen keine innern und äußern Natureinflüsse, in deren Wirkungskreis sie wider Willen eingetreten und deren störende, verstimmende, einschneidende Thätigkeit die geforderte Polarisirung des untern Lebens herbeigeführt; es ist nicht die Welt, die, indem sie in scharfen Gegensätzen auf den in Harmonie geordneten Organism angegangen, die krankhafte Zersetzung in ihm hervorgerufen, und nun mit den wach gewordenen Polen fortdauernd im Rapporte bleibt, und den Willen, dessen sie sich bemeistert, nur noch enger ans Band der allgemeinen Naturnothwendigkeit anknüpft. Nein, es ist die ernste, strenge, freiwillig übernommene Ascese, aus der jene Scheidung hervorgegangen; nicht der Natur und ihren Einwirkungen hat der fromm begeisterte nothgedrungen sich hingegeben, aus freiem Willensentschlusse ist er in sich selbst bis zur tiefsten Tiefe seines innern Lebens hinabgestiegen, und nachdem er zuvor durch jene Ascese die Kraft der widerspänstigen Natur gebrochen, demüthigt er sich vor Gott und öffnet sich in unbedingter Hingebung seinen Einwirkungen. Und nun ist es auch nicht die Natur, die sich, wie dort, mit ihm in Rapport versetzt; es ist die Gottheit selber; sie ist es, die in ihm jene ewigen Pole von Licht und Liebe hervorruft, die ohne Unterlaß auf ihr tiefstes nnd innerstes Wesen deuten, und die Krankheit, die sich an diese innere Scheidung knüpft, ist keine natürliche, sondern eine heilige, mit Freiheit als Kreuz und Prüfung übernommen, und eben darum nicht bindend, sondern befreiend und vom Naturbau lösend. Und in diesem Rapport mit Gott wird die Seele von Stufe zu Stufe mehr und mehr gesteigert, und schnell über sich selbst und alle jene Kreise der Hellsehenden hinausgehoben; was diesen als der tiefste, in sich beschlossene, leuchtende Mittelpunkt erschienen, das zeigt sich nun bald als einzelner Punkt in einer Peripherie höherer Ordnung, der im Innersten ein noch höheres Centrum angehört, dessen Tiefen bei der Fortdauer der Gotteswirkung sich abermals erschließen, und den Blick in eine noch höhere Mitte gestatten, bis endlich die Seele im engsten Verkehre, dessen sie empfänglich ist, nur Gott allein noch erkennt,

und er Wohnung in ihr genommen, und seine Gedanken in sie denkt, und sie in allem seinem Willen gehorcht, der in ihrem Willen will, nachdem er ihn zuvor von allen Banden des bösen Zwangs befreit. Hier also erst öffnen sich jene tiefern Himmel, die der Naturhimmel in sich beschließt; jene drei Seelenkreise, die die Betrachtung in jenem tiefern Zustande gescheut, zeigen sich nun als die symbolischen Andeutungen jener drei höhern Zustände, in die sich uns das innere Leben der Heiligen aufgeschlossen. Alles wird zugleich kirchlich, was zuvor profan gewesen, und erhält kirchliche Weihe und Gewähr; ein anderes Heil als das leibliche wird Gegenstand der Sorge; eine höhere Rechnung beginnt, weil die Wurzelzahlen des Lebens ihre Exponenten in Gott gefunden, und um Alles mit Einem Worte auszusprechen: es ist esoterische Mystik, die sich hier begründet; im Gegensatze der exoterischen, die im Hellsehen sich gestaltet.

Der siebente Sonnenkreis.

(S. Taf. 3.)

Schon einige Tage bevor Frau H. den Tod ihres Vaters erfuhr, schon am 1. Mai 1828, sagte sie: Daß am 8. Mai etwas Besonderes mit ihr vorgehen werde, was, wisse sie aber nicht, sie hoffe, es gereiche ihr zum Besten. Nach der Nachricht von dem Tode ihres Vaters am 2. Mai (wie sie denselben voraussah, ist anderswo angegeben) hörten bei ihr die Krämpfe mehr auf, aber dessen ungeachtet trat ein stärkerer magnetischer Zustand ein, und sie wurde täglich zu öftern Malen tief schlafwach.

Am 7ten Morgen sagte sie: „Sie könne nun wieder in ihrem Sonnenkreis nicht weiter vor- und rückwärts, als nur wie der Tag sie schiebe, aber sehr oft könne sie in einem Striche in den dritten Ring gehen, wo es ihr dann wohl sey.

Durch die Verluste, die sie erlitten, und namentlich durch den schweren, den Tod ihres Vaters, laufe nun derjenige Strich, der in ihrem siebenten Lebensring im December in das Centrum hätte laufen sollen, schon am 2. Mai gerade hinein, er sey wie auf den 2. Mai vom December herübergesprungen, und habe sie nicht so viel Kraft, ihn zurückschieben zu können, so befürchte sie, das sey ihr Tod. Dadurch sey ihr siebentes Jahr abgeschnitten,

und was sie in diesem Kreis gelebt und noch hätte leben sollen, für sie verloren.

Sie befürchtete, sie werde morgen erwachen und in das Jahr zurückkommen, wo ihre Krankheit angefangen, so daß sie alsdann die Erinnerung an Alles bis auf jene Zeit verloren habe."

Am 7. wechselte den ganzen Tag bei ihr ein Zustand von verwirrtem Traumleben und Erstarrung. Einmal erschien ihr ihre Führerin und deutete auf sie und auf einen halboffenen Sarg, welches sie, das Gesicht auf eine Lebensgefahr, die ihr bevorstehe, deutend, erzählte.

Abends verfiel sie in schwachen magnetischen Schlaf, war aber in ihm nicht zu sprechen fähig. Die ganze Nacht hindurch lag sie bald in einer Schwäche, bald in kataleptischer Erstarrung.

Morgens am 8. vor 7 Uhr wurde sie auf wenige Minuten schlafwach und sagte: daß ich ihr Punkt 7 Uhr auf die Herzgrube rufen müsse: „Vergesse doch ja dieses Jahr nicht bis auf diesen Abend!" auch müsse ich ihr im gleichen Augenblicke ein Amulet um den Hals hängen, in dem geschrieben stehe: „Die heilige Dreieinigkeit Gottes stärke dich und zerstöre Alles, was nicht seyn soll." Geschehe dieß nicht, so sey ihr die Erinnerung an alle die durchlebten Jahre bis zum ersten Tage ihres Krankwerdens zurück weggestrichen, welches Gefühl sie nicht aushalten könnte.

Schon vor 7 Uhr verfiel sie in völlige Erstarrung und Scheintod. Punkt 7 Uhr rief ich ihr jene Worte auf die Herzgrube, und sie fuhr aus diesem Scheintode mit einem Schrei des Entsetzens und der Miene eines Verzweifelten sich schauerlich schüttelnd auf, fiel aber sogleich wieder in dieselbe Erstarrung zurück.

Nach einigen Minuten erwachte sie, wußte sich aber in ihre Umgebung nicht recht mehr zu finden. Sie sagte: „Wüßte ich doch nur, wohin jener Strich gekommen, ich konnte ihn nicht zurückschieben, ich fiel wie unter ihn hinunter und muß nun unter ihm durchschlüpfen. Heute Nachts 12 Uhr bin ich an diesen Strich gestoßen und jetzt (Morgens 7 Uhr) kam ich unter denselben. Ich fiel in den Lebensring hinein, den ich nicht, wie den Sonnenring, zerrissen sehe, sondern noch ganz, aber voller Zahlen. Was nach jenem Striche kommt (vom 2. Mai bis December), das ist für mich jetzt bestimmt verloren, gehört mir

nicht mehr an, ist weggeschnitten, und dieser ganze siebente Sonnenring fällt ab, und ob ein neuer beginnt, weiß ich nicht, denn ich sehe keinen Tag mehr voraus, ich sehe nur noch den heutigen Tag in ihm; denn der morgende Tag ist schon weggeschnitten. Ich muß mich auch ganz festhalten, um nicht die Erinnerung zu verlieren, und es scheint mir die Zeit meines frühern Eingesperrtseyns nun immer die nächste zu seyn."

Den 9. gab sie schlafwach an: man müsse ihr Nachts 12 Uhr, wo sie in den neuen Sonnenkreis trete, wenn sie schlafe, mit aller Macht zurufen: „Wache!" Sie war um diese Stunde völlig schwach, und beinahe kein Pulsschlag an ihr zu fühlen, sprach auch kaum noch, und als sie Punkt 12 Uhr einschlafen wollte, schrie ihr Gatte, der anwesend war, ihr „Wache" zu. Sie kam dadurch wieder mehr zu sich und fühlte sich nun im Anfange eines neuen Sonnenkreises, aber wie sie sagte, wie in einer öden, leeren Gegend, es war ihr, als hätte sie jener Strich, der in das Centrum des vorigen Sonnenkreises ging, wie in den neuen hinuntergedrückt und liege nun auf ihr. Zwei Tage lang hatte sie das Gefühl, als bliebe dieser Strich so auf ihr liegen, und würde mit jedem halben Tage mit ihr geschoben.

Am 11. ging er von ihr weg, aber nur so, daß er immer einen Tag vorauskam und sie alsdann nicht weiter als jenen Tag voraussehen konnte.

Am 15. am Himmelfahrtstage, Abends 7 Uhr verschwand ihr auf einmal das Gefühl von jenem neuen ganzen Sonnenkreise. Dagegen erhielt sie von da an auf Augenblicke, und wie stoßweise, oft wieder die Erinnerung an Dinge aus jener Zeit, für die sie das Gedächtniß verloren hatte. Sie sagte im halbwachen Zustande, daß dieß daher komme, weil sie in diesen letzten Tagen vor jener Zeit etwas erwacht sey.

Das Letzte, was sie von jenem neuen Sonnenkreise fühlte, war jener in das Centrum gehende Strich, den sie immer auf dem Mittelpunkt des unter dem Sonnenkreis liegenden Lebenskreises (also auf ihrem Geiste und so wie auf ihr selbst) liegend fühlte.

Von da an hatte sie von jenen Kreisen durchaus kein Gefühl mehr, und war ihr Alles von ihnen wie ein Traum. Es war ihr auch die Zeit, in der sie jene Kreise machte, ganz fern

gerückt und dunkel, und es schien ihr die Zeit, die aus ihrem Gedächtnisse verschwunden war, nach ihrem sogenannten Erwachen am 19. Oktober (die Zeit vom 25. November 1825 bis 19. Oktober 1827) nun näher als die letzte Zeit gerückt zu seyn; doch hatte sie dennoch nur schwache Erinnerungen aus ihr, und es schienen überhaupt sechs Jahre und fünf Monate, also die ganze Zeit ihres magnetischen Zustandes, bis dahin wo er anfing, aus ihrem Gedächtnisse mehr oder weniger verwischt zu seyn, was sie ja selbst am 8. Mai befürchtete und sich dagegen jenes Amulet verordnete, was aber diesen Uebelstand doch nicht durchaus zu heben schien.

Nach einigen Wochen glich es sich aber wieder aus, und sie bekam da auch wieder völlig die Erinnerung an die aus ihrem Gedächtniß verschwunden gewesene Zeit vom 25. November 1826 bis 19. Oktober 1827, und zwar so vollkommen, daß sie sich nun der allerunbedeutendsten Dinge aus ihr so lebendig erinnern konnte, als wären sie erst im Augenblicke geschehen. Sie waren wie ungebraucht, frisch in ihr erhalten worden.

Ein solches Verschwinden von oft bedeutenden Zeitperioden aus dem Gedächtnisse, und zwar oft mitten aus der Lebenszeit heraus, bemerkt man auch oft bei alten Leuten.

Am 20. Januar 1829 starb im Mecklenburgischen eine 112 Jahr alte Wittwe. Ihr Gedächtniß ging bis zum siebenjährigen Kriege. Von hier an bis gegen die neuere Zeit war eine bedeutende Reihe von Jahren, die ihrer Erinnerung entschwunden waren. Letztere war dagegen für die neuere Zeit vollkommen treu. (S. Schwäbischer Merkur vom 7. Februar 1829.)

Frau H. sagte auch: „Es kann ein Mensch in einem Jahre mehrere Sonnenkreise verlieren. Immer nur in einem Stufenjahre ist am Ende des Jahres so ein in den Mittelpunkt laufender Strich. Dieser nähert sich einem immer, begegnet einem in einem solchen Jahre etwas Widriges. In einem andern Jahre, das kein Stufenjahr ist, nähert sich einem bei widrigen Zufällen kein solcher Strich, ausgenommen wenn es in einem solchen Jahre dem Tode zugeht."

Schon früher in diesem siebenten Jahre (das für sie ein Stufenjahr ist) sagte sie immer, sobald sie schlimmer wurde, sie habe das Gefühl, als nähere sich ihr jener erst für den December

dieses Jahres bestimmte, in das Centrum laufende Strich, bis er dann bei der großen Störung durch den Tod ihres Vaters, wie schon oben angeführt, vom December auf den 2. Mai übersprang, und dadurch dieser ihr ganzer siebenter Sonnencirkel abfiel. Dieser Strich aber schien ihr nun auch auf dem neuen Sonnenkreise nahe zu bleiben, sie sagte, so lange bis das Jahr aus ist, das hätte verlaufen sollen.

Erklärung zum siebenten Sonnenkreise.

Frau H. gab schon früher an, daß in ihr Lebensalter ein Cyklus von sieben Jahren verflochten sey, der sich in Abstufungen so lange wiederhole, bis die Grundzahl ihres Lebens, die jeder Mensch mit der Zeugung und Geburt empfange, erschöpft sey. Jeden Cyklus zeichnet sie in sieben Kreise. Der siebente bedeutet das Stufenjahr, ist eine Rekapitulation des Ganzen und hat das Ausgezeichnete, daß am Ende desselben der Strich gerade in den Mittelpunkt läuft, während in den übrigen Jahren alle Striche schief auf die Ringe fallen, um durch diese Seitenkraft das Lebensrad (Jak. III. 6. τροχὸς γενέσεως) in Bewegung zu erhalten. Frau H. gibt an, daß der geradegehende Strich im Stufenjahr bei allen niedrigen Zufällen sich dem Mittelpunkt nähere, in den widrigen Jahren aber nur dann, wenn es dem Tode zugehe, wo der in den Mittelpunkt gehende Radius den Stillstand des Lebensrades anzeigt.

Man kann nach dieser Ansicht vier Umlaufsbewegungen annehmen: 1) eine gleichsam synodische von der Geburt bis zum natürlichen Tode, 2) eine cyklische, welche gleichsam die Knoten in der synodischen bestimmt und auf das Stufenjahr fällt, 3) einen Umlauf des jährlichen Sonnenkreises, der nach Frau H. jedes Jahr abfällt und einem neuen Platz macht, und 4) eine täglich rotirende Bewegung zwischen Schlaf und Wachen.

Die synodische Umlaufsbewegung hängt von der Kraft der Zahl ab, die jeder Mensch mit seiner Geburt empfängt.

Die cyklische scheint immer mit einer neuen Evolution der Lebenskraft verknüpft zu seyn, welche bald durch stürmische Krisen, bald durch unmerkliche Lysen hindurchgeht. Es bilden sich auch beim Menschen in Körper und Seele neue Richtungen oder

Epochen, welche die Lebenskraft auf besondere Weise in Anspruch nehmen, und nicht sowohl in quantitativen Verhältnissen als in Metamorphosen ihren Bestand zu haben scheinen.

Der jährliche Umlauf des Sonnenkreises und die täglich rotirende Bewegung scheinen mehr sich auf den quantitativen Verbrauch und Ersatz zu beziehen.

Vertheilt man nun die Summe der Kraft für die ganze Lebensdauer, so fällt allerdings auf den Tag eine bestimmte Quote, über welche die Lebensökonomie disponiren kann, ohne einen Rest zu machen.

An sich ist zwar ein täglicher Verbrauch der Lebenskraft aber auch wieder ein täglicher Ersatz. Beide compensiren sich, wenn keine Störung eintritt, bis auf ein Minimum, das zwar für den einzelnen Tag unmerklich scheint, aber doch in Jahren anwächst, bis endlich am Ende der natürlichen Lebensdauer die Zahl erschöpft ist. Immer übersteigt die Consumtion die Rente, bis das Kapital allmählig aufgezehrt wird.

Aber anders verhält es sich, wenn große Störungen eintreten. Dann wird auch das Kapital merklich angegriffen, und somit vermindern sich auch in gleichem Verhältnisse seine Renten, d. h. die Lebensdauer wird abgekürzt.

Um nun auf die Angaben der Frau H. zurückzukommen, müssen wir vorerst das gewöhnliche unmagnetische Leben von dem magnetischen unterscheiden.

In dem gewöhnlichen wird Verbrauch und Ersatz so ziemlich ausgeglichen, wenn nicht außergewöhnliche Störungen eintreten, weil der gebundene Nervengeist nur an die gewöhnlichen sowohl geistigen als thierischen Funktionen abgegeben wird, die in der Regel keine so große Intensität erfordern und den Vorrath schonen.

Ganz anders ist es im magnetischen Leben. Der freigewordene Nervengeist wird zu dem tiefern Gefühlsleben in so großer Summe verbraucht, daß der Ersatz auf dem gewöhnlichen Wege nicht mehr hinreicht. Daraus erhellt die Nothwendigkeit des magnetischen Rapports, durch welchen die Somnambulen ihre Verluste zu ersetzen suchen.

Bei Frau H. zeigten schon die gewöhnlichen Phänomene, wie z. B. das eigene Glanzfeuer des Auges, die Wahrnehmungen

der Eigenschaften aller mineralischen, vegetabilischen und
rischen Substanzen, schon bei der bloßen Berührung,
constante Geisterbesuch aus dem Zwischenreich, wie sehr die
tensität des Nervengeistes gesteigert seyn mußte, und wie
sein Gebrauch war. Nehmen wir noch hinzu, daß der G
aus Speisen und Getränken sehr sparsam war, so ist es
Wunder, warum sie, um ihr Lebensflämmchen zu unterh
aus den Atmosphären anderer gesunder und sympathisch gest
ter Menschen so begierig zu saugen suchte. Dennoch konnte
ser Ersatz nicht hinreichen; kamen nun vollends bedeutende
rungen hinzu, so mußte das Kapital ihrer Lebenskraft ang
fen werden, und nun kommen wir auf die Erläuterung
Angaben zurück.

Frau H. hatte schon bei der Darstellung ihrer Krei
Jahre 1827 nach der Kraft ihrer Zahl berechnet, daß ihr
licher Verbrauch zwischen 17 und 20 falle, und daß das
mum eines Sonnenkreises auf 7000 gesetzt sey. Sie sagt
lange diese Zahlen in ihrem Verbrauche nicht überschritten
den, würde sie selbst in ihrem magnetischen Leben keinen
theil empfinden, d. h. der Ersatz würde so ziemlich dem Verbr
gleichkommen, im andern Falle hingegen finde ein Deficit
das an der durch die Kraft der Zahl bestimmten Lebensd
d. h. an dem Kapital abgeschrieben werden müsse. Nehmen
ihre Rechnung von 1827 wieder vor uns, so findet sich, da
durch die vielfältigen Störungen verursachte Verlust durch
mählige Anhäufung schon im Oktober auf das Maximum
Zahl während eines jährlichen Sonnenkreises, nämlich auf 7
gekommen war, so daß ihr Lebenskapital einen reellen Ve
von 17 Tagen erlitt.

Die gleiche Erklärung findet nun auch für das Jahr 1
statt. Durch den Tod ihres Vaters wurde auf Einmal der V
lust so groß, daß dadurch der ganze Rest des Sonnenkreises
2. Mai bis den letzten December, mithin beinahe acht Mo
abgeschnitten, d. h. an dem Kapital ihrer Lebensdauer abgez
wurde. Die Zahl von dem Verbrauche von 7000 wurde s
am 21. Mai voll, und somit fiel auch der Sonnenkreis ab.

Was die übrigen Angaben der Frau H. betrifft, „daß
gerade Strich, der erst am Ende des siebenten cyklischen ma

(Ein:

tischen Sonnenkreises ins Centrum hätte gehen sollen, nun auf den 8. Mai herübergesprungen sey und auf ihr liege, daß sie ihn nicht zurückschieben könne und keinen Tag voraussehe, daß sie in dem neuen Sonnenkreis sich nicht orientiren könnte, daß die Erinnerungskraft für vorangegangene Perioden bald kam, bald erlosch, daß der gerade Strich auch dem neuen Sonnenkreise nahe blieb und nahe bleiben wird, bis das Jahr aus ist, daß sie in den Lebensring hineinfiel, den sie nicht so zerrissen sah, wie den Sonnenring u. s. w." — alle diese Aeußerungen lassen sich aus der großen Erschütterung erklären, den ihr magnetisches Leben durch den Tod ihres Vaters erhielt. Wäre wie bei andern Menschen ihr Nervengeist gebunden gewesen, so hätte der pathische Affekt nicht so viel Kraft wegnehmen können, als es bei dem freien Nervengeist der Fall war. Dadurch, daß der Strich gerade ins Centrum ging und auf ihr liegen blieb, statt daß er nachher in dem neuen Sonnenkreis schief auf die Ringe hätte fallen sollen, mußte freilich jenes Lebensrad in Stockungen und Schwankungen versetzt werden, woraus sich auch die beständige Todesangst und das Nichtvoraussehenkönnen der nächsten Tage erklären läßt. Der schnelle Verlust an dem Lebenskapital mußte durch die geistige und thierische Oekonomie gefühlt werden, und es mußte gleichsam ein neuer Lebenshaushalt angeordnet werden, um mit dem geringern Vermögen noch auskommen zu können.

Wer fühlt nicht die Wahrheit in allen diesen Berechnungen? Wir sagen oft von einem, der eine Widerwärtigkeit von Bedeutung auszustehen hatte, er sey um zehn Jahre älter geworden, der Umstand bringe ihn vor der Zeit unter den Boden, nehme ihm so oder so viel Jahre an seinem Leben, sey ein Nagel zu seiner Bahre und dergleichen. Den wahren Grund dieser Redensarten sieht man in der Rechnung von Frau H. durchscheinen.

Der Einschaltkreis in den siebenten Sonnenkreis.

(S. Tab. 4.)

Am 27. Januar 1829 sagte Frau H. im schlafwachen Zustande:

„Heute fallen meine sieben Sonnenkreise ab. Hätte ich in diesen sieben Jahren nicht so viel Verlust gehabt und wäre der letzte (siebente) Sonnenkreis nicht durchgeschnitten, so würde ich mit ihrem Abfallen gesund seyn. Nun bleibe ich noch so lange in diesem Nervenzustande, [1] bis jene abgeschnittenen Monate ersetzt sind. Die Monate von dem Sonnenkreis in dem ich jetzt bin, dauern bis zum 2. Mai, statt bis zum 27. December. Um diese Monate wurde ich durch jene Verluste hinausgeschoben. Vier Monate sind mir in dem Sonnenkreise abgefallen und sind mir von dem neuen hereingeschoben. Das Gefühl vom Lebenskreis behalte ich, das Gefühl vom Sonnenkreis verliere ich, d. h. in dem Fall wenn ich herauskäme und gesund würde. Die Schriftzahl von allen sieben Sonnenkreisen ist mir in den Lebenskreis, der nie abfällt, eingetragen, und würde ich herauskommen, so würde ich diesen allein noch fühlen. Vom Sonnenkreis fühle ich nur jene vier Monate. (S. Taf. 4 B.) Ich werde immer meinen, ich falle hinunter, denn diese vier Monate hängen ja nur." —

Noch später drückte sie sich hierüber im schlafwachen Zustand auch so aus:

„Die Kreise fallen bei mir im December in jedem Falle ab: denn vor sieben Jahren fingen diese sieben Kreise im December an, und weil ich sieben Jahre brauche, bis ich sie durchlaufe, fallen sie am nämlichen Tage ab. Weil durch dieses Einschieben von einem Sonnenkreis (es wurden mir aber wohl im Leben schon mehr als ein einziger eingeschoben) diese vier Monate übrig sind und bis den 2. Mai ablaufen, so fängt aber der frische Cyklus von sieben Jahren nun am 2. Mai an, und ich laufe bis dorthin allein in den wenigen Monaten. Mit dem Abfallen von den sieben Sonnenkreisen fiel auch das magnetische Leben, das ich in jenen Kreisen hatte, ab, und trat ein anderes magnetisches Leben ein, in dem es mir ein wahrer Zwang ist, mich noch auszusprechen, ich fühle mehr Körperschwere. Es ist wieder wie eine Art von Eingesperrtseyn, ich kann nicht hinter mich und nicht mehr vor mich; doch ist das gut, daß ich noch hie und da

[1] Sie war hier um das Wort verlegen und sagte, das Wort Nervenzustand drücke das auch nicht aus, was sie eigentlich sagen wolle.

bis in den Mittelpunkt vom Sonnenkreise kann. (Sie war nämlich noch fähig, hie und da hell schlafwach zu werden.) Ich fühle mich immer unter dem äußern Rande des Kreises liegen (wenigstens den dritten Theil von diesen Monaten) und den ins Centrum gehenden Strich auf mir. Der ins Centrum laufende Strich, den jedes Stufenjahr hat, der aber bei seinem Abfallen sonst wegfällt, wurde mir in die vier Monate hineingeschoben (er schob mich hinein und ich ihn), weil ich nicht die Kraft hatte, über ihn herauszukommen. Unten heraus kann ich nicht, sonst würde ich sterben, und auf den Seiten heraus auch nicht, sonst würde ich in den Lebenskreis hineinfallen und eben so gut auch sterben."

Noch später sagte sie im anscheinend wachen Zustande:

„Es kommt nun ganz darauf an, zu was sich meine Nerven eignen: ob ich, wenn ich nicht sterbe (geschähe dieß, würde ich unter den Kreis hinunterfallen), oben herauskomme, dann wäre ich auf einmal gesund, oder ob ich in den andern Lebenskreis (mit dem die neuen sieben Jahre am 2. Mai beginnen) hineinfalle, und ob ich dann in die magnetischen Kreise hinein, oder auf die erste Linie des Kreises (die äußerste Peripherie) falle; fiele ich in die magnetischen Kreise hinein, käme ich in ein verschlossenes magnetisches Leben, mein Körper aber wäre gebundener als jetzt, ich käme in ein magnetisches Leben, das in mir tiefer liegen würde und aus dem ich nicht so heraus könnte. Fiele ich aber auf die erste Linie des Kreises (die äußerste Peripherie), so wäre das das Schauerlichste, was mir geschehen könnte, ich würde simpelhaft oder wahnsinnig, ich würde nie mehr in die Welt passen, ich wäre nicht mehr in der Welt außen und nicht mehr im magnetischen Kreise, ich könnte mich geistig gar nicht mehr regen und wäre wohl auch körperlich gelähmt, ich wäre gar nichts mehr. Ich vertraue auf Gott, daß dieß nicht geschieht, und daß er mich lieber sterben läßt."

Dieß obige von der Seherin Ausgesprochene scheint, zusammengehalten mit ihren früheren Aeußerungen, folgende Erklärung zuzulassen.

Der Mensch erhält mit der Geburt eine Summe der Kraft, welche, wenn keine Störungen eintreten, sein natürliches Alter bestimmt, aber auch zugleich die Einheit der Zahl, welche die Cyklen seiner Stufenjahre enthält. Dieß gibt denn ein Lebenskapital, das bis zur vollen Mannbarkeit immer zunimmt, d. h. wo die Einnahme immer größer wird als der Verbrauch. Durch das Mannesalter ist Ersatz und Verbrauch einander gleich, dann aber nimmt das Kapital ab, bis es auf Null gesetzt wird, und dieß ist der natürliche Tod. Die Seherin ist nun gerade in dem Alter, wo Ersatz und Verbrauch sich immer compensiren sollten. Bei ihrem gesteigerten Nervenleben aber, besonders wenn Gemüthsaffekte hinzukommen, ist der Verlust größer als der Ersatz, und dieß geht vom Lebenskapital hinweg. Alle Jahre fällt zwar ein Sonnenkreis ab, dieß ist aber nur ein Theil von dem Cyklus der sieben Jahre, welcher die Einheit ihrer Zahl bildet.

Die Seherin berechnet vier Monate Verlust, und diese fehlen nun (außer den frühern Verlusten!!) an der Einheit ihres Cyklus. Daher erscheint ihr Sonnenkreis (s. Tab. 4 A und B) wie gebrochen, was sie mit den Worten auszudrücken scheint: „Diese vier Monate hängen ja nur." Zwischen dem vollendeten Cyklus und dem Anfang des neuen Cyklus schweben diese vier Monate, welche von dem neuen Sonnenkreis eingeschoben und ergänzt werden sollen.

Die Seherin nennt diesen Zustand ein Eingesperrtseyn, wo sie allein laufen müsse. Sind diese Momente durchlaufen, also bis zum 2. Mai, dann erst kann der neue Cyklus, oder die neue Einheit ihrer Zahl, beginnen. Sie fühlt sich immer noch unter dem gerade ins Centrum gehenden Strich und gibt, was merkwürdig ist, je nach dem Bestand ihrer Nervenkraft, die möglichen Fälle an, die sich für ihr organisches und geistiges Leben ereignen können.

Welcher wird wohl nun eintreten? — eine Frage, die erst der 2. Mai beantworten wird.

Dem 2. Mai ging ein magnetischer Traum der Seherin voran; sie sprach ihn wie gewöhnlich, er wurde aber nur unvollkommen nachgeschrieben:

„Ich stehe auf einem Berge, rechts möchte ich hinunter, wo das schöne mit Blumen erfüllte Thal ist, über das goldene Wölkchen ziehen... Links sehe ich nichts als Grab und Verwesung... Vor mir sehe ich nichts als die Welt in ihrer Eitelkeit... Hinter mir sehe ich Menschen, wie die Löwen und Drachen, sie streiten und kämpfen mit einander... Ich stehe auf der Spitze dieses Berges, da ist kein Gras, kein Moos... Um diesen sind noch sieben Berge... Du, meine Führerin, mit dir will ich gehen, du Heilige!... Es ist ein Fels, auf dem ich stehe, er hängt ja... Ha! das ist der Abschnitt, die vier Monate... Warum sagst du zu mir: ich soll links hinunterschauen? Da ist ja Grab und Tod!.. Rechts lächeln mir die Blumen freundlich zu — aber lieber will ich hin, wo Grab und Tod ist... Soll ich denn hinunterstürzen unter den Strich?... Du, führe mich, wohin Du willst ... o banger Traum!... Führe mich!... Soll ich denn in den Abgrund stürzen?... Mächtig bist du, stark genug... Verstehe ich dich recht oder nicht?... Muß ich stehen bleiben auf diesem Berge?... Ja! ich muß stehen bleiben, bis die Stunde da ist, doch bist du bei mir Tag und Nacht... Bist du nicht bei mir, so falle ich... O laß mich erwachen aus diesem bangen Traum!... Laß mich riechen, daß ich erwache — laß mich an diesem riechen, daß ich keine Ahnung habe und es vergesse." Es war nun, als würde ihr etwas zum Riechen dargeboten, sie roch, erwachte, und hatte von diesem Traume, gegen die sonstige Weise eines magnetischen Traumes, durchaus keine Erinnerung mehr.

Am 2. Mai, Abends 7 Uhr, verfiel sie in magnetischen Schlaf. Um diese Stunde fielen in ihr jene vier Monate ab und machten einem neuen Cyklus von sieben Sonnenkreisen Raum, von denen sie besonders den ersten fühlte.

„In diesem neuen Kreise," sprach sie, „stoße ich ganz unten an der zweiten Linie an und fiel also in den magnetischen Raum dieses Kreises. Aber dieses neue magnetische Leben ist nur ein inneres tiefes Schauen für mich. Ich kann in diesem Kreise wieder hin, wo ich will, bin ich aber tief schlafend (wie kann man es aber doch schlafen nennen!), spreche ich mich nicht aus, wie früher; aber was ich da sah und empfand, geht als wie eine Ahnung mit mir in das wache Leben über, doch wird es

auch da von mir selten ausgesprochen. Der ins Centrum laufende Strich fiel mit den vier Monaten ab, ist nicht mehr auf mir. Hab' ich aber eine heftige Gemüthsbewegung, so springt der von diesen neuen sieben Kreisen ins Centrum laufende Strich auf mich. Mein Körperliches bleibt, wie es ist, mein Körper ist lebendig todt, aber meine Seele ruhiger und freier, wie noch nie. Auf meinen Körper darf gar keine Rücksicht mehr genommen werden, kein Mensch darf sich darum eine Sorge machen, ich denke gar nicht mehr an dieses zerrissene Kleid und empfehle nur, o Vater, in deine Hände meinen Geist!"

Das war die Vorahnung ihres baldigen Todes!

Ihre sonst so ängstliche Sorge um ihren Körper fiel nun auch ganz hinweg. Zwar war dieser noch nicht fähig, organische Kraft aus sich selbst zu schöpfen, und ihr Zustand blieb, wie er es schon lange war, ein ins wache Leben getretener magnetischer; aber ihr Wesen hatte sich seit ihrem Aufenthalt hier günstig verändert, sie war hier mehr zu einer innern Klarheit und Ruhe gekommen, ihr Geist hatte hier oft, auch durch den Umgang mit manchen würdigen Menschen, Aufrichtung und Erheiterung gefunden, die in ihrem Innern fortwirkten, lag es auch nicht in ihrer Freunde Macht, Vieles, das auf ihren Körper nachtheilig in dieser Zeit einfließen mußte (wie z. E. hauptsächlich der Tod des Vaters, die Krankheiten des Kindes, kränkende Aeußerungen der Menschen u. s. w.) von ihr abzuhalten.

Sie kehrte am 5. Mai 1829 zu den Ihrigen nach Löwenstein ihrer Vollendung entgegen.

Findest du nun auch, lieber Leser, wie ich im Eingange selbst berührte, das Loos, das diesem Geschöpfe hienieden wurde, wohl als ein sehr trauriges, so wollest du doch dabei auch andrerseits nicht aus dem Auge lassen, wie Alles von Gott kommt und Alles nur zum Besten führt. Alles geschieht der Seele zu lieb, was wir freilich jetzt nicht so begreifen, und so mag auch das Seelenheil dieser Leidenden und das Anderer, die an ihm Theil nahmen, wieder gerade aus diesen ihren Leiden hervorgehen. Dafür könnten selbst sehr triftige Belege sprechen, die aber für

die Menge nicht taugen. Mögest du, freundlicher Leser, nur noch ein paar Verse annehmen, die ich in obiger Beziehung an diese Leidende richtete:

Noch liegst du, aber lass' mich dein Schicksal nicht beklagen,
Das Auge Gottes seh' ich durch deine Nächte tagen:
Denn als die Welt da draußen zerronnen dir in Nacht,
Hat sich dir jene Helle im Innern angefacht.
Da ward dir offenbaret in lichtgewobnen Kreisen
Des Innern geist'ges Weben, was Geist und Seele heißen,
Wie sie sich trennen, suchen, vereinigen im Tod,
Das Auge bricht, doch innen aufsteigt ein Morgenroth.
Wie eine Gnadensonne dem innern Auge scheint,
Hat sich das äuß're Auge in Sehnsucht trüb geweint,
Die helle Friedenstaube ob Thränenfluthen schwebt,
Das Böse sinkt als Schwere, das Gute licht sich hebt,
So konntest du ertragen der langen Krankheit Pein,
Den wilden Sturm da draußen im innern Sonnenschein,
Der Menschen harte Reden, die dich erkannten nie,
Bei sanften Flötentönen der innern Harmonie.
Und sollst du nicht genesen, bis daß dein Auge bricht,
Bleib' ihm das Licht, das leuchtend von geist'gen Sonnen spricht,
Der Faden deiner Hülle, der seid'ne, leis' zerreißt,
Und du hast nicht zu sterben, weil du schon jetzt ein Geist.

Und nun gehe du, lieber Leser, aus diesen Blättern (deren weitere Fortsetzung, war schon das Vorhergehende nicht nach deinem Sinne, ich dir zu lesen nicht zumuthe) wieder zurück in die Welt des Aeußern, wo dich der Ruf der Menge: „Was du hier lasest, ist Täuschung, oder Produkt eines kranken Gemüthes" bald übertäubt und in dir bald nur wenige Klänge mehr davon haften, die nur dann wieder lauter in dir ertönen, wenn dir die Stunde der Mitternacht in schlaflosen Nächten auf ernstem Krankenlager schlägt, oder man einem deiner Lieben zu Grabe singt.

Der Tumult auf dem Markte des Lebens ist zu groß, als daß er nicht Schwerhörenden den zarten, liebenden Ruf der Natur, unser aller Mutter, übertäubte. Aber nicht bleibt die Zeit aus, wo wir einst alle wieder dieser liebenden Mutter Rufen in vollen Accorden vernehmen, die Zeit, wo unser Herz ausgepocht und

das klappernde Rad der Außenwelt stille steht. Dann vernehmen wir auch liebende Brüder wieder, die wir sonst nicht vernahmen, alle Verwirrung ist gelöst, und wir stehen erstaunt, wie es gekommen, daß ein ganzes Menschenleben hindurch ein Himmel geistiger Accorde, uns immer freundlich rufend und mahnend, um uns erklingen konnte, ohne daß wir ihn vernahmen.

Zweite Abtheilung.

Eröffnungen über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Bemerkungen zu dieser Abtheilung

nach sechzehn Jahren.

Dieser Abschnitt führt dem Glauben an das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere das Wort und sucht es mit Thatsachen zu beweisen; was Wunder, daß er derjenige ist, der ein Heer von Gegnern sich zuzog und die Seherin bei den Aufgeklärten in großen Mißkredit brachte? Der Mensch, je hartnäckiger er in einer Gehirneinrichtung lebt, die ihn von der Welt der Geister isolirt, vermag in solcher Einrichtung Dinge nicht zu erkennen und zu entscheiden, die nun einmal in solcher nicht zu erkennen und nicht zu entscheiden sind, und so mußte der großen Zahl solcher Menschen gerade der Abschnitt dieses Bändchens zum Anstoß und Verfolgung gereichen.

Diejenigen solcher Menschen, die nicht geradezu diesen ganzen Abschnitt für Lug, Trug und Täuschung erklärten, bildeten zur Erklärung seiner Thatsachen Theorien, die gewiß gewagter und phantastischer sind als die ganze einfache naturgemäße Annahme der Möglichkeit eines Hereinragens einer Geisterwelt in die unsere.

Ich bekenne, daß solche Theorienbildungen mir so wenig gefallen, als mir gefällt, wenn auf diese Erscheinungen in der Natur sogleich religiöse Theorien gebaut werden, und ich gestehe, daß von diesem Fehler dieser Abschnitt nicht frei ist.

Ich habe später eine Reihe ähnlicher Erscheinungen, theils selbst beobachtet, theils von glaubwürdigen Personen mitgetheilt erhalten und auf naturforscherischem Wege (nicht auf religiösem) verfolgt. Dieß geschah meistens in den inzwischen erschienenen

zwölf Heften der „Blätter aus Prevorst“ und in den zwei Bänden des „Magikons,“ das noch immer in seiner Fortsetzung begriffen ist. Auch gab ich in der Schrift: „Eine Erscheinung in dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.“ den Naturforschern ein Bedenken, ohne alle Theorie, nur als Thatsache getreu und durch die glaubwürdigsten Zeugen bekräftigt, — aber noch bis jetzt erwartet es von solchen seine Lösung: denn die an diesem Phänomen auch schon hie und da versuchte elektromagnetische Theorie reicht zu dessen Erklärung noch lange nicht hin. Hier, wie auch in hundert andern ähnlichen Phänomenen, war auch keine Somnambule im Spiele (was man gegen die Realität der Erscheinungen unserer Seherin so oft aufführte), und ich mahne besonders an die Erscheinungen, die oft an gewissen Stellen, z. E. an gewissen Häusern haften, Erscheinungen, die in der Natur vorhanden sind und nicht weggestritten werden können, wissen und erkennen wir auch noch nicht ihr eigentliches Wesen.

Ich wiederhole noch einmal: „daß durch diese rationalistische Geisterfurcht, durch das fade Geschrei: im neunzehnten Jahrhundert noch an Geister zu glauben, diese so merkwürdige Nachtseite der Natur bisher der Beobachtung gänzlich entzogen wurde, indem, wo sie sich der Beobachtung auch noch so sehr aufdrang, der Beobachter sogleich scheu vor ihr zurücktrat, oder aus Furcht vor jenem Geschrei die Beobachtung in sich verschloß, oder sich dieselbe am Ende selbst mit gläsernem Gehirne wegstritt. Man will nicht den Glauben aufdringen, als sehen diese Phänomene nichts anderes als das Hereinragen Verstorbener in dieses Leben; es ist aber davon die Rede, solche Phänomene genauer als bisher geschah, zu untersuchen, wo sie als wirkliche, objektive, für sich bestehende Realitäten in der Natur werden erkannt werden.“

Wenn sich nun aber die Naturforschung noch nicht nach Wunsch an die Beobachtung dieser Phänomene machte, so hat der Abschnitt dieses Buches doch inzwischen das Verdienst, reichlichere Anregung zur Besprechung dieser Phänomene in der Natur in den verschiedensten Kreisen seit 16 Jahren gegeben zu haben; auch kam es dadurch so weit, daß hie und da auch

Naturforscher sie mit ernsteren Augen zu betrachten anfangen und ihrer nicht mehr, wie früher geschah, nur mit verächtlichem Achselzucken erwähnen.

Herr Dr. E. W. Hagen zu Erlangen schrieb in dem zweiten Bande von R. Wagners „Handbuch der Physiologie" den Artikel: Psychologie und Psychiatrie.

Was er in solchem über das Nachtleben der Seele, vorzüglich aber über Geistererscheinungen, sagte, stimmt mit unseren Ansichten und mit dem, was wir in vielen unserer Schriften aussprachen, aufs vollkommenste überein, so daß wir uns nicht enthalten können, diese wahren Worte auch den Lesern dieses Artikels mitzutheilen. Möchten sie die Naturforscher beherzigen! Derselbe schreibt also:

„Wir berühren einige weitere Erscheinungen, als das Doppeltsehen, das zweite Gesicht, die Ahnungen, die Geistererscheinungen auch nur in sofern, als wir unsere durch die Gewalt der Thatsachen uns aufgedrängte Ueberzeugung von der Realität dieser Phänomene hier offen auszusprechen uns veranlaßt fühlen. Es gehört in unsern Zeiten ein gewisser Muth dazu, dieß zu thun, weil Jeder, der sich zu dieser Ansicht bekennt, fürchten muß, man möge dieselbe entweder seiner Phantasterei oder seinem Mysticismus, oder seiner Unwissenschaftlichkeit und bornirten Leichtgläubigkeit zuschreiben. Wir trösten uns aber mit Kant, bei dem es sicherlich nicht Mangel an Wissenschaft oder Respekt vor Ammenmährchen war, wenn er die Möglichkeit dieser Dinge zugestand; auch hoffen wir in den bisherigen Abschnitten gezeigt zu haben, daß unkritisches Annehmen oder mystische Spekulation nicht entfernt unsere Sache ist. Auch wir gehörten früher zu den hartnäckigsten Gegnern eines zuweilen sich vernehmenlassenden Verkehres einer andern Welt mit der unserigen, und sind noch jetzt der Ueberzeugung, daß eine große Anzahl von Visionen, ja der überwiegend größte Theil derselben in krankhaften Zuständen der Sinnesnerven und des Gehirns ihren Grund hat (s. unsere Schrift: „Die Sinnestäuschungen, in Bezug auf Heilkunde, Psychologie und Rechtspflege. Leipzig, 1837"), und daß man immer erst nach einer strengen, die Möglichkeit subjektiver Entstehung völlig ausschließenden Kritik, eine objektive Einwirkung annehmen dürfe. Wer sich aber mit den

zahlreichen glaubwürdigen Berichten über solche Fälle bekannt macht, und sich nicht absichtlich gegen die evidentesten Beweise verhärtet, der wird sich zuletzt, wie wir, für besiegt erklären und gestehen müssen, daß viele Fälle jeder physikalischen oder pathologischen Erklärung und jedes Versuches, sie auf die Phantasie oder die Vorurtheile der Beobachter, oder gar auf Betrug zu deuten, spotten. Vornehmes Absprechen und mitleidiges Heruntersehen auf die Leute, die sich so abergläubisches Zeug aufbinden lassen, ist freilich der bequemste Weg, der Sache los zu werden; wir aber halten es dem Geiste ächter Wissenschaft schnurstraks zuwider, dergleichen Thatsachen a priori bloß deßhalb abzuläugnen, weil sich dieselben aus unseren gegenwärtigen physiologischen und physikalischen Kenntnissen nicht genügend erklären lassen. Man ist ja doch in der Wissenschaft alle Augenblicke gezwungen, zu gestehen, Dieses und Jenes seye noch höchst dunkel, dieser und jener Punkt bedürfe noch vielfältiger Forschung, und namentlich vom Gehirne bekennen Alle, daß sie noch blutwenig wüßten; wenn nun aber die Reihe an das Nachtgebiet der Natur kommt, so spreizt sich die „Wissenschaft," und wirft sich in die Brust, und behauptet, sie wisse schon so unendlich viel, sie sey schon so vollständig in die Natur aller Dinge eingedrungen, daß sie mit unzweifelhafter Gewißheit Jedermann versichern könne, an jenen Dingen sey nichts, gar nichts, es sey nach der von ihr erkannten Weltordnung ganz unmöglich, daß dergleichen existire. Wir sind weit entfernt, aus diesen unsern Ueberzeugungen irgend eine, sey es medicinische oder psychologische oder religiose Theorie zu ziehen, im Gegentheil räumen wir dem, was sich daraus ebenfalls, obwohl nur hypothetisch, folgern ließe, nicht den geringsten Einfluß weder auf unsere wissenschaftlichen Bestrebungen noch auf unsere sonstige Weltanschauung ein, deren Prinzip nie den Geist in die Fesseln von Vorurtheilen schlagen lassen wird; aber eben so entschieden glauben wir gegen jenen Terrorismus auftreten zu dürfen, welcher eine Reihe von Erscheinungen ohne Weiteres aus der Gemeinschaft der Erfahrungen excommuniciren will, weil sie der zufälligen Richtung der Wissenschaft und einer dadurch gesetzten einseitig befangenen Anschauungsweise unbequem in die Quere kommt. Das mögen Diejenigen bedenken, welche gegen dieses Gebiet

immer nur anführen, daß dergleichen ja in der Erfahrung gar keine Analogie habe, und dann doch die Erfahrungen, welche dafür sprechen, mit ihren theoretischen Gründen niederschlagen wollen. Unsere Absicht bei dieser ganzen Erörterung ist nur, darauf zu dringen, daß man sich endlich einmal bequeme, die Thatsachen nicht mehr abzuleugnen. Die Wissenschaft versinkt dadurch keineswegs in Aberglauben, der Teufel kommt nicht mehr zurück, und wir würden mit in den vordersten Reihen gegen seine Wiedereinführung fechten. Aber die Wissenschaft soll die Augen nicht vor diesen Phänomenen verschließen, sondern sie unbefangen betrachten, wie sie sich darstellen, soll aber dabei nicht wähnen, noch so wenig erforschte Dinge unter das Fachwerk der bisher gekannten Gesetze zwingen zu können, sondern damit anfangen, zu gestehen: Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Schulsystemen träumen."

Nicht vom naturforscherischen, aber von einem philosophischen Standpunkte betrachtete diesen Abschnitt am gediegensten ein nicht philosophisch-kritischer Aufsatz von Dr. Binder. Er ist in den „Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" S. 1836 zu lesen und endet mit Folgendem:

„Ueberhaupt ist über das Ganze dieser Erscheinungen die Bemerkung zu machen, daß sie wesentlich der Naturseite des Geistes, dem Gebiete der Anthropologie angehören, und über die Bestimmungen seines absoluten Lebens keine, einigermaßen bedeutende, positive, sondern nur negative Belehrungen enthalten. Gerade die auf den ersten Anblick seltsamsten und auffallendsten Bethätigungen der Geisterwelt, die in die Sphäre der sinnlichen Wahrnehmbarkeit fallenden, sind ihrem Gehalte nach die unerheblichsten, da sie einen ganz dumpfen, verstandlosen und unfreien Zustand der sich Kundgebenden verrathen. Es spuken nur diejenigen, deren Selbstgefühl und Selbstbewußtseyn im gegenwärtigen Leben fast ganz in die Natürlichkeit der unmittelbaren Empfindung versenkt, von der Roheit der sinnlichen Triebe beherrscht, der Stumpfheit eines plumpen Anstaunens der Erscheinungen verfallen blieb. Wie sie bei diesem Mangel an jeder edleren Reflexion in sich beständig in die Aeußerlichkeit hinausgerissen und von derselben dominirt waren, so zeigen sie sich noch jetzt ganz in derselben Determinirtheit, sie sind an ihr

bisher gewohntes Daseyn gebannt, das Gefühl der Abstraktion davon, in welches sie unfreiwillig gesetzt sind, äußert sich als wilder Trieb, das Verlorne festzuhalten, die Unglückseligkeit ihres Einsamseyns als die gewaltsame Noth, bei den Lebenden Aufmerken und Interesse für sich zu erwecken, was übrigens in bösem Trotze auch zur muthwilligen Quälerei werden kann; ja der Mangel an verständigem, geordnetem Denken steigert sich bis zur Verrücktheit, irgend einem materiellen Dinge, einem vergrabenen Schatze u. s. w., einer einzelnen, im Leben nicht wieder gut gemachten Sünde, die Schuld der jetzigen Elendigkeit zuzuschreiben und nur von der Aufdeckung und Entfernung von jenem, oder irgend einer beliebigen Handlung der Lebenden, in ihrem Namen Erlösung zu hoffen. Von Personen, die auch im Materiellen und dessen Habhaftwerdung die Wahrheit des Lebens hätten, aber hierin mit verständiger Reflexion verfuhren und die Glückseligkeit in ein System brachten, wird nirgendsher eine Spuckgeschichte gemeldet, sondern es ist allerdings Gesindel, wenn man mit Hegel reden will, was sich in diesem düstern Gebiete herumtreibt, und mit Recht wendet sowohl der Mensch von gesundem, natürlichem Gefühle von dieser unheimlichen Unnatürlichkeit, als der geistig gebildete von diesem geistlosen und gottverlassenen Wesen sich ab. Man findet daher in den substantiellen Gemüthern der niedern Volksklassen zwar eine ziemliche, oft mit vielem Aberglauben verbundene Bekanntschaft mit den betreffenden Vorstellungen, dieselbe ist aber in der Regel völlig unbefangener und ihr selbst gewisser Art, so daß der mit unterlaufende Aberglauben wenigstens eben so sehr das Produkt dieser Gleichgültigkeit, als eines dabei interessirten Strebens ist, gemäß dem Spruche Christi, Luk. 16, 31. Der Wissenschaft aber gebührt es, sich auch auf dieses Feld zu begeben und die hier waltende Idee zu erkennen; ihr begegnet auch hier eine lebendige Welt und ein fortgehender Sieg des Geistes über die Natur." [1]

[1] Den Lesern dieser Abtheilung empfehlen wir auch: „Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zu Wissenschaft, zur Aufklärung und zum Christenthum, von Gerber. Mergentheim 1840."

Eingang.

Mein Lieber, der du diese Blätter liesest, wärest du auch erst in der Blüthe deiner Jahre, siehe, das noch vor dir liegende Leben vergeht schnell, wie ein Traum, und dann — und dieß ist eine Frage, die unsern Weltsinn und Weltverstand so sehr wie keine unterbricht — und dann — was wird aus dir werden? wie viel wird dein Wissen, mit dem du so viel Ruhm und Ehre gesucht hast, einst auf der Wagschale wägen?

Du glaubst an eine Fortdauer des Lebens, aber gedankenlos bleibst du über die Beschaffenheit derselben. Ungerne lässest du dir bestreiten, daß dein Leben lange dauere, und widrig ist dir der Spiegel, der dir deine alternde Gestalt zeigt. Ja, du suchst durch Zerstreuungen der Außenwelt sehr gerne die Mahnung des geheimen Wächters in dir an den Schlag der ernstesten deiner Stunden, den deiner letzten, zu übertäuben.

Aber dieser Wächter in dir ist die allerbarmende Liebe, der nie zu erlöschende Funke Gottes, der, wenn wir auch noch so viel Asche und Staub um ihn sammeln, wohl unterdrückt, aber nie (weil er von Gott stammt) erlöscht werden kann. Stürze dich in alle Vergnügungen, verwickle dich in das geschäftsvollste Leben der Außenwelt, — du kannst es durch alle Zerstreuungen wohl nicht dahin bringen, daß dir nicht oft mitten in ihnen jener geheime Wächter zuruft: „Du mußt sterben!“

Wie oft hört man die Redensarten: „Ich sterbe gerne, ich fürchte den Tod nicht, er komme!“ und o wie wird bei solchen doch meistens so gar nichts gedacht!

Und droht dir der Tod nun einmal ernstlich, wie ängstlich, wie zutrauensvoll hängst du dich, Mensch, an die schwachen Künste der Welt. Ja, da kommt es, daß du dich oft mit all deinen

Hoffnungen an eine Arzneiflasche mit einer Aengstlichkeit klammerst, wie du früher kaum den höchsten Gewinn deines Lebens umfingest.

Lieber! und ergreift dich auch wirkliche Sehnsucht nach dem Tode, bist du wirklich des Lebens satt (freilich oft nur wie von einer Speise, von der du zu schnell und zu viel genossen), so treibt es dich, dieses Leben von dir zu geben, oft nur, weil in dir der Glaube ist, nach ihm nun schnell wieder ein frischeres, besseres einzunehmen.

Was mit dir war und was mit dir werden wird, wie ungerne, wie flüchtig denkest du hierüber nach, und wie vertraust du so gerne blindlings dem Glauben, es gehe deine Seele nach dem Tode, frei von allen Leiden der Erde (denn zur Hölle denkest du dich doch zu gut und deinen Richter zu gnädig), in die ewigen Wonnen himmlischer Seligkeit ein!

Diese Blätter, mein Lieber, von denen die Menge sagen muß: „sie gefallen mir nicht!" denn sie sprechen zu sehr gegen die Wünsche der Menge, möchten sie in dir, wenn auch, nach außen gegen sie Spott und Verläugnung, doch in deinem Innersten sey es auch nur ein stilles Bedenken erregen!

Wohl weiß ich, mein Lieber, daß man zu sehr die gewohnten Ansichten von Welt und Leben, Seele und Geist, Diesseits und Jenseits ändern muß, um das, was diese Blätter geben, für wahr zu halten. Ehe man dieses Opfer bringt, verwirft man lieber Alles, und hat der Zufall den glücklichen Wurf gethan. Unter solchen Umständen bleibt dem Forscher nichts übrig, als die gute Absicht und die Benutzung des Geschehenen zum Guten, und so kann er sich geruhig in seinen Mantel hüllen und dem Ungestüm Trotz bieten.

Der magnetische Mensch in seiner Annäherung zur Geisterwelt.

Betrachtest du, mein Lieber, auch nur oberflächlich, den Gang der Natur, so siehst du, wie in ihr Alles Eine zusammenhängende Kette bildet, wo das kommende Glied schon immer im vorhergehenden liegt, und überall, wenn auch oft nur leise Uebergangsstufen und Verbindungen, nirgends schroffe Uebersprünge, statt finden. So siehst du, mein Lieber, schon im niedern Steine die Pflanze, in der Pflanze das Thier, in dem Thiere den Menschen, und in diesem den höhern, unsterblichen Geist. Und gleich wie in der Raupe schon die Flügel des Schmetterlings nachzuweisen sind, so werden dir im Menschen, besonders in gewissen Zuständen seines Lebens, die Flügel einer höhern Psyche offenbar, zu der er sich nach kurzem Erdenleben entfaltet, ja, du erkennst, mein Lieber, eine höhere überirdische Welt, vor Allem in dem über Zeit und Raum gesetzten magnetischen Menschen.

Schleier und Scheidewand, die im gewöhnlichen Leben zwischen uns und der Welt der Geister stehen, sind jenem schon mehr oder weniger niedergefallen, die Isolirung ist mehr oder weniger aufgehoben.

Der magnetische Mensch ist freilich, selbst in dem ausgebildeten Grade, wie ihn diese Blätter aufweisen, auch immer nur ein unvollkommener Geist. Im Polypen, der die Uebergangsstufe von der Pflanze zum Thiere macht, siehst du ein unvollkommenes Thier, wie eine unvollkommene Pflanze, aber doch siehst du ihn, während er als Pflanze an die Erde geheftet bleibt, mit seinen Armen in die Thierwelt ragen und von dieser dir ein Zeuge seyn.

Und so siehst du auch, mein Lieber, den magnetischen Menschen, während er noch immer an den Körper und somit an die Welt der Sinne gebunden ist, mit verlängerten Fühlsfäden hinaus in eine Welt der Geister ragen und von dieser dir ein Zeuge seyn. Ein solches Bestreben, ein solches Hinüberragen in eine Welt der Geister, sehen wir auch mehr oder weniger in allen magnetischen Menschen, aber in diesem unserem Fall in einem so ausgezeichneten Grade, daß noch kein gleicher bis jetzt bekannt ist.

Du sahst, mein Lieber, in den vorigen Blättern, wie dem freigewordenen Nervengeiste jenes, gleichsam durch irgend eine Fixirung im Sterben aufgehaltenen, geisterhaften Wesens, der Geist aller Dinge fühlbar wurde, der Geist von Dingen, die uns bei gebundenem Nervengeiste völlig gleichgültig und unfühlbar sind. Du sahst, wie jenes Wesen, gleichsam selbst zum Geiste geworden, sich über Raum und Zeit setzend, aus loser Hülle zu treten und sich in Entfernungen hin kund zu geben vermochte, und warum solltest du dich dann, lieber Leser, noch verwundern, daß diesem Wesen durch das gleiche Verhältniß auch der Geist ihm so verwandter überirdischer Organisationen fühlbar wurde, für den wir, die wir für den Geist, selbst so vieler irdischen Dinge, kein Gefühl haben, isolirt sind, keine Sinne, wenigstens in dem Umfange, besitzen.

Ueberhaupt ist der Mensch nur ein Mittelglied zwischen einer höhern Potenz (selige Geister) und einer tiefern Potenz (unselige Geister), oder zwischen Engeln und Dämonen. Er steht aber nicht isolirt zwischen beiden, sondern auf mannichfache Weise in ihrer Wirkungssphäre, jedoch so, daß seine Selbstständigkeit nicht dadurch verloren geht. Freilich passen die Naturgesetze, so weit sie uns jetzt bekannt sind, nur mehr auf die Mittelsphäre, in der wir denken, fühlen und wollen, aber weniger auf die leise Verbindung mit der höhern und niedern Potenz. Wer von letztern keine Ahnung hat, läugnet sie gerade, und dieß ist ja der Fall bei all den starken Geistern, welche nichts glauben, als was sie sehen und begreifen.

Unsere Seherin zeichnete zwischen dem zweiten peripherischen Ring und dem mehr der Mitte zu liegenden Ringe des Sonnenkreises (Tab. 1) ringsherum ihre Geisterwelt hin. Es ist hier

nicht von einer Geistertheorie die Rede, auch nicht davon, ob Jemand Lust hat, diese Erscheinungen ins Capitel der Visionen zu verweisen, oder den Thatsachen zufolge, welche für die Erscheinungen Gewähr leisten, an sie zu glauben, sondern davon, ob wir in den Angaben unserer Seherin einigen Grund für sie finden.

Bei H. hat der Nervengeist (s. ihre Erklärungen hierüber in der ersten Abtheilung) eine eigene Rolle, sie fühlt bei allen Menschen gleichsam in die Atmosphäre desselben hinein und taxirt sie nach dem Gefühl, das sie davon hat. Dieser Nervengeist ist nach ihr das Bleibende des Körpers, und umgibt auch nach dem Tode die Seele wie eine ätherische Hülle. Da er die höchste organische Kraft ist, und somit auch über allen physischen Potenzen steht, so kann er weder durch eine physische und chemische, noch auch durch eine andere organische Kraft besiegt und zerstört werden, er folgt daher, wenn der Leib sich löst, dem Zuge der Seele.

Wie er während des Lebens das einzige Band ist, das den Leib und die Welt mit der Seele vermittelt, so ist er auch nach dem Tode die einzige intensive Kraft, wodurch die Seelen derjenigen, welche in das Zwischenreich verbannt sind, sich manifestiren können.

Nach ihr bildet irgend ein feines Vehikel der Luft das Werkzeug, dessen er sich wie eines Leibes bedient, wenn die Seele noch eine Rückwirkung machen will oder kann. In unserem gewöhnlichen Zustande sind unsere Sinne nicht geeignet, solche Erscheinungen aufzunehmen, so wenig als wir im Stande sind, das Prinzip, welches das Sehen und Hören in uns hervorbringt, was eben der Nervengeist zunächst ist, selbst wieder zu sehen und zu hören, indem das Subjekt sich nicht zugleich Objekt seyn kann. Aber in dem außerordentlichen Zustande des magnetischen Lebens können solche Bedingungen wohl eintreten. Der Nervengeist, der im wachenden Leben durch die Sinne und überhaupt in der objektiven Welt verbraucht wird, wird im magnetischen Leben mehr zusammengehalten und in sich selbst reflektirt, wodurch der innere Gemeinsinn (sensorium commune) eine ungewöhnliche Energie erlangt.

Es bilden sich nun Sinne aus, und wir sehen manche innere

Nervenherde zu Sinnen werden, während die nach außen führenden Sinne mehr und mehr sich verschließen. Eben so wird das Gefühlsleben der Seele gesteigert, und das Erkenntniß- wie das Willensvermögen scheinen ihre Kraft an die Gefühlsseite abgetreten zu haben.

Auf gleiche Weise nimmt auch der Geist seine Richtung gegen sein ursprüngliches Centrum, und das Wissen erhebt sich zum Schauen.

In diesem Zustande mag es seyn, daß nicht nur der Geist in die Mittelpunkte seiner Kreise sich versetzen kann, sondern daß auch das, was dem gewöhnlichen Auge verborgen bleibt, wie die Wesen des Zwischenreichs, dem magnetisch gesteigerten Sinn aufgeschlossen wird. Wenn wir das häufige Hinzudrängen jener Wesen zu Frau H., das allmählige Aufhellen ihrer dunklen Gestalten während der Gebete, welche sie täglich mit ihnen hielt, und überhaupt alle die Momente, welche sie von einem Zwischenreich angibt, nicht für eine Chimäre halten, so scheint es der Sache angemessen, wenn wir annehmen, daß aus dem potenzirten Gefühlsleben nicht nur ein neues Auge, die Geister zu unterscheiden, sich erzeugte, sondern daß auch dieses Auge wie ein helles Flämmchen leuchtete, an dem sich jene finstern Wesen zu sammeln und zu sonnen suchten. Ja vielleicht ist das magnetische Leben solcher Personen geeignet, daß eben diese verbannten Seelen durch sie hindurch einen Blick in die Gnadensonne, die für das finstere Reich gänzlich untergegangen ist, zu thun vermögen und dann eine Art Sehnsucht empfinden, sich an ihren Strahlen zu wärmen. Es ist bemerkenswerth, daß Frau H. die Gnadensonne und die Wohnung seliger Geister, so wie auch das Erscheinen ihrer Führerin und anderer reinen Lichtgestalten, in das Centrum des Sonnenkreises setzt, während sie das Erscheinen der unseligen Geister in der Mittelregion des Sonnenkreises gewahr wird. Die erste Region gehört zur Uebernatur, die zweite zur Unnatur; zwischen beiden liegt die Natur des Menschen, welche in einem solchen magnetischen Leben, wie es nun in unserer Seherin war, mit beiden in Berührung zu stehen schien.

Einige Aeußerungen der Seherin über das Geistersehen.

Das Sehen der Geister (so drückte sich unsere Seherin theils schriftlich, theils mündlich über ihr Sehen von Geistern aus) kann von Menschen, die im Gehirne, oder von solchen die auf der Herzgrube leben, momentan geschehen, aber immer geschieht es mit dem geistigen Auge durch das fleischliche.

Der Mensch kann zwar wohl mit der Seele Ahnungen und Gefühle von geistigen Dingen haben; aber nie wird es zum Schauen kommen. Wird aber der Geist durch die Seele aufgeregt, so können Ahnungen und das Sehen der Geister hervortreten, welches dann bei Menschen, die nur im Gehirne leben, momentan ist und ihnen das Gehirn sogleich wieder wegstreiten kann.

Sieht man sie aber, wie ich sie sehe, oder hat man das Leben so auf der Herzgrube, wie ich es habe, so kann man sich weder selbst dieses Sehen wegstreiten, noch kann es von Andern geschehen.

Gewiß male ich mir diese Gestalten nicht selbst aus, denn ich habe nicht die mindeste Freude an ihnen; im Gegentheil, dieses unglückselige Schauen ist mir ganz zuwider, auch denke ich nie an sie, außer ich sehe sie, oder man fragt mich über sie, welches mir aber immer leid ist: denn ich möchte so gerne von ihnen gar nicht sprechen. Leider ist mein Leben nun so beschaffen, daß meine Seele wie mein Geist in eine Geisterwelt schauen, die gleichsam auf unserer Erde ist, und somit sehe ich die Geister nicht nur einzeln, sondern oft in großer Menge von verschiedener Art, je nachdem diese abgeschiedenen Seelen sind.

Ich sehe oft viele, mit denen ich in keine Berührung komme,

und dann wieder solche, die sich zu mir wenden, mit denen ich rede, und die oft Monate lang wie in meinem Umgange bleiben. Ich sehe sie zu den verschiedensten Zeiten bei Tag und Nacht, ob Menschen da sind oder nicht. Ich bin jedesmal ganz wach, fühle nicht, daß in mir etwas Anderes vorging, oder daß dieß Sehen durch irgend etwas hervorgerufen würde. Ich sehe sie, wenn ich mich stark oder schwach fühle, wenn ich vollblütig scheine oder Blutverlust hatte, in Schmerzen und im Wohlbehagen, auch in den größten Seelenleiden oder Freuden, wenn ich zerstreut bin oder nicht, so sehe ich sie, kurz ich kann ihnen gar nicht ausweichen. Nicht daß sie immer vor mir ständen, sondern sie kommen zum Theil zu mir, wie die Menschen die mich besuchen, ich mag in einer geistigen oder körperlichen Lage seyn, in welcher ich will. Selbst wenn ich den besten, ruhigsten Schlaf habe, so wecken sie mich, wie, das weiß ich nicht, aber ich fühle, daß sie mich wecken, und daß ich nicht erwacht wäre, hätten sie, die nun vor meinem Bette stehen, und die ich nun mit wachen Augen sehe, mich nicht erweckt.

Ich machte auch die Erfahrung, daß ein Geist, der vor meinem Bette steht, mich erweckt und mir fühlbar und sichtbar ist, Andern, die in demselben Zimmer schlafen, oft (und selbst sein Begehren) im Traume kund wird; sie sprachen nach dem Erwachen von dieser Erscheinung, die sie im Traume gehabt, ohne daß ich eine Sylbe äußerte, daß ich die gleiche wachend hatte.

Während ich die Geister sehe und sie mit mir sprechen, sehe und höre ich auch andere Gegenstände, die sonst um mich sind, vermag auch alles Andere zu denken, aber meine Augen sind doch wie an ihr Bild gebannt (fixirt), so daß es mir schwer fällt, mich von ihnen mit den Augen zu wenden, ob ich es gleichwohl zu thun im Stande bin; ich komme mit ihnen wie in magnetischen Rapport.

Ihr Aussehen ist mir gleich einer dünnen Wolke, die man zu durchschauen glaubt, was wenigstens aber ich nicht kann.

Ich sah nie, daß sie einen Schatten warfen. Im Sonnen- und Mondscheine sehe ich sie heller als im Dunkeln, ob ich sie aber auch in ganz finsterer Nacht sehe, weiß ich nicht, da ich das nie erproben konnte. Durch Gegenstände, die vor sie treten, können sie mir bedeckt werden. Mit geschlossenen Augen sehe ich

sie nicht (auch nicht, wenn ich mich nicht nach ihnen umschaue), aber ich fühle ihre Gegenwart so genau, daß ich den Standpunkt, wo sie stehen, mit geschlossenen Augen, oder nicht nach ihnen schauend, angeben kann. So höre ich sie auch bei verstopften Ohren sprechen. Stehen sie sehr nahe an mir, so kann ich sie nicht ertragen, sie schwächen mich. Manche Menschen, die sie nicht sehen, fühlen sie, wenn sie in meiner Nähe sind, durch ein besonderes Gefühl auf der Herzgrube, Beengung, Anwandlung von Ohnmacht. Sie machen wie einen Gegendruck auf die Nerven. Auch Thiere fühlen ihre Nähe. Ihre Gestalt ist immer so, wie sie wohl im Leben war, nur farblos, grau; so ist auch ihre Kleidung, wie sie im Leben war oder gewesen seyn mochte, aber farblos, wie aus einer Wolke. Nur bei den hellern, bessern, sehe ich eine andere Bekleidung, immer ein langes helles Faltengewand wie mit einem Gürtel um die Mitte des Leibs. Ihre Gesichtsform ist auch wie bei Lebenden, nur auch grau und meistens traurig und düster. Die Augen sind hell, oft wie ein Feuer. Haupthaare sah ich noch nie bei einem solchen Geiste. Alle weiblichen Geister erscheinen mir in ein und derselben Kopftracht (haben sie auch über diese noch die Bedeckung, die sie im Leben trugen), in einer über die Stirne herlaufenden, alle Haare bedeckenden Verschleierung. Die bessern Geister erscheinen mir in hellerer, die bösern in dunkler Gestalt.

Ob sie sich mir nur unter dieser Gestalt sichtbar machen können, oder ob mein Auge sie nur durch diese Gestalt sehen und mein Sinn sie nur so auffassen kann, ob sie für ein geistigeres Auge nicht geistiger wären, das kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten, aber ahne es fast.

Ihr Gang ist mir wie der Gang Lebender, jedoch in so fern verschieden, als die hellern, bessern, wie schweben, die dunklern, bösern, schwer auftreten, so daß man sie zuweilen hört, und zwar nicht allein ich, sondern auch andere Menschen, die um mich sind.

Töne, außer der Sprache, bringen sie verschiedener Art zuwege, um die Aufmerksamkeit, besonders von solchen auf sich zu richten, die sie nicht zu sehen fähig sind, und was noch schwerer zu seyn scheint, die ihre Sprache nicht vernehmen können.

Diese Töne bestehen hauptsächlich in Klopfen, in Tönen als

würfe man mit Kies oder Sand, im Rauschen wie mit Papier, in Tönen als rollte man mit einer Kugel, in Schlürfen wie in Socken und Pantoffeln, in Seufzen u. s. w.

Neben diesem sind sie aber auch im Stande, selbst schwere Gegenstände zu bewegen, sie zu werfen, die Thüren hörbar auf- und zuzumachen.

Letzteres geschieht sehr oft, uud auch von solchen, die wohl ohne eine Thüre zu eröffnen durch sie oder durch die Wand kommen könnten.

Ich beobachtete, daß je dunkler ein Geist ist, desto stärkere Töne er hervorzubringen und desto mehr spukähnliche Dinge er zu treiben vermag.

Diese Töne und dieses Bewegen bringen die Geister durch die Luft und den Nervengeist hervor, welchen letztern sie mit sich hinüber nahmen.

Nie sah ich einen Geist in der gleichen Zeit, in der er irgend ein Geräusch machte, so daß ich glaube, daß sie sich nicht sichtbar und hörbar zugleich (das Sprechen ausgenommen) machen können. So sehe ich auch keinen Geist, während er die Thüre auf- und zumacht, sondern immer nur gleich nachher.

Ihre Sprache ist so verschieden wie bei den Menschen, jedoch der Ton der Stimme immer gleich, wie ein Hauchen. Bei bösern ist der Ton der Stimme stärker als bei bessern. Sie bewegen dabei wie Menschen den Mund.

Mit ihnen reden, was ich will, kann ich nicht, auch kennen sie mir nicht Alles beantworten, was ich will. Bösere Geister würden dieses mehr thun; allein vor dem Ansprechen dieser hüte ich mich.

Diese kann ich von mir und auch von Andern, durch das gesprochene oder auch geschriebene Wort (magisch), z. E. in einem Amulete, entfernen.

Oft sogen Geister, besonders dunklere, sprach ich religiöse Worte, dieselben wie in sich ein, und ich sah sie dadurch wie heller und leichter werden, wodurch ich aber sehr geschwächt wurde. Das Erscheinen seliger, lichter Geister stärkt mich und gibt mir eine ganz andere Empfindung als das unseliger. Oft fühlt' ich, daß bessern Geistern auch daher schwer fällt, irdische Fragen zu beantworten, weil sie im Irdischen so gar nicht mehr

sind, ihnen dieses so ganz fremd ist, wie es bösern Geistern schwer fällt, vom Himmlischen zu reden, ja, wie sie dieses gar nicht fähig sind zu thun, weil sie von solchem so weit stehen. Mit höhern, seligen Geistern bin ich nicht im Stande zu sprechen, höchstens kann ich an sie nur eine kurze Frage machen.

Man sagte mir zwar, daß ich mit meiner Führerin, auch einem seligen Geiste, schon oft im schlafwachen Zustande gesprochen, was ich nicht weiß; ist aber dem so, so konnte dieß nur mein Geist allein, in Momenten, wo er von der Seele getrennt war. Ist meine Seele mit dem Geiste vereint, kann ich mit seligern Geistern nicht so sprechen.

Diejenigen Geister, die meistens zu mir kommen, sind in den untern Stufen des Geisterreichs, das in unserem Luftraume ist, in einem sogenannten Zwischenreiche, wiewohl ich es, der Mißdeutungen wegen, nur ungerne mit diesem Namen benenne. Das sind Geister, deren Geist in diesem Leben, theils durch Hinziehen nach der Außenwelt, nieder blieb, theils sind es solche, die nicht im Glauben an die Erlösung durch Christum starben, oder solche, denen noch irgend ein irdischer Gedanke an die Seele im Sterben anklebte, den sie mit hinüber nahmen und der sie nun auch an diese Erdennähe bindet.

Viele Menschen, auch die nicht sogleich nach dem Tode verdammt, aber auch nicht sogleich nach dem Tode selig werden können, kommen in verschiedenen, oft hohen Stufen in dieses Reich, je nach der Reinheit ihres Geistes.

In den untersten Stufen sind diese Geister noch der Verführung des Bösen ausgesetzt, in den obern, wo sie schon zu viel göttlichen Genuß haben und die Reinheit der Seligen fühlen, nicht mehr. [1]

Man glaube aber nicht, daß dort die Besserung leichter sey als hier, denn dort geht die Besserung einzig aus sich selbst. Der Geist ist sich nun selbst anheim gestellt. Seine Grundneigung mußte heraus. Da ist keine Zerstreuung, keine Weltbeschäftigung, das ganze sündliche Leben liegt dem Geiste klar in Einem Zeichen vor Augen, und er hat nun die Wahl zwischen

[1] Daß aus diesem Mittelreiche ihr bald ein seliger, bald ein halbseliger, bald ein schwarzer Geist erscheint, ist kein Widerspruch, da sie in ihm viele Abstufungen annimmt.

Himmel und Hölle. Die in den untern Stufen, die noch die größere Schwere haben, sind in einer immerwährenden schauerlichen Dämmerung, die aus ihnen selbst hervorgeht, wo nichts ist, an dem sie ihre Augen weiden könnten. Diese Dämmerung ist nicht die des Ortes, in dem sie sind, sondern sie geht aus ihrer Seele hervor; der Sonnenkreis verschwand ihnen bei ihrem Hinscheiden, und sie haben kein Schauen mehr für unsere Erde, obgleich sie in unserem Luftraume sind. Nur durch ihre innere Besserung nimmt ihr Schauen und ihr Licht zu. Haben sie wieder Licht in ihrer Seele, dann können sie aus unserem Raum, und sie schauen auch wieder Licht. Das sind diejenigen, die meistens zu mir kommen, weil ich leider so beschaffen bin, daß sie mich sehen und fühlen, wie ich sie sehe und fühle. Sie kommen, daß ich ihnen ein Wort des Trostes sage, und ihnen durch Gebet aufhelfe.

Oder sind sie auch der irrigen Meinung, daß ihnen noch jetzt das Aufdecken einer Unthat, die auf ihrem Geiste lastet und die sie im Leben verübt, Ruhe bringen könne. In solchem Irrwahne beunruhigt sie oft mehr eine einzelne hervorspringende Unthat in ihrem Leben, als die Schlechtigkeit des ganzen. Andere kommen auch aus diesem Reiche zu mir, denen sonst noch irgend eine irdische Angelegenheit, ein Gedanke, der ihrer Seele im Sterben noch anklebte, anliegt.

Die Geister könnten sich eben so sehr an andere Menschen, welche sie sehen können, wenden, als an mich, am besten aber würden sie thun, sich an bessere, selige Geister zu wenden; aber ihre Schwere zieht sie eher noch zu Menschen als zu seligen Geistern. Ohne meinen Willen geschieht es, daß sie sich zu mir wenden, und ohne mein eignes Zuthun erblicke ich sie.

Dieses kommt nun vielen Menschen allerdings sehr unglaublich, ja einfältig vor, besonders denen, die meinen, ein Geist wisse ja doch mehr als ein schwacher Mensch. Diesen sag' ich, daß dieß bei *diesen* Geistern mit nichten der Fall ist, daß sie sehr nieder stehen und meistens in Irrthümern befangen sind, und daß es ihnen bei ihrer geistigen Schwere noch leichter ist, sich an sündliche Menschen (haben diese eine dazu gehörende Nervenbeschaffenheit) zu wenden, als an selige Geister. Jene Menschen sollen wissen, daß ein Geist, der sich im Leben hier oben

so sehr verdunkelte, nach dem Tode nicht sogleich heller wird. So ein geschwächter Geist ist nach dem Tode, wo er die Unterstützung der Seele nicht mehr hat, die nun bloß ihm zur Hülle geworden ist, nur schwächer, oder vielmehr seine Schwäche kommt, bei seinem Alleinstehen, jetzt erst recht an Tag.

Ein sündiger, irdischer Mensch kann mit seiner Seele verständig scheinen, einen recht guten Weltverstand haben, und in dieser Welt leuchten; aber sein Geist ist nur desto schwächer und dunkler, und kann nie in sein Inneres dringen. Ist nun ein solcher Mensch gestorben, so ist die Seele, die ihn in der Welt allein noch hob, nur noch die Hülle von seinem Geiste, der schwache dunkle Geist ist nun der Herrscher und dann — welcher?

So kommt es nun, daß im Geisterreiche ein solcher Geist viel weniger ist, als er im Reiche der Sinne durch Vorschiebung seiner weltklugen, verdorbenen Seele zu seyn schien.

Hat ein Mensch schon hier Geist und Seele gleich hoch ausgebildet (unter welcher Ausbildung aber noch Höheres verstanden wird, als was man gewöhnlich unter Bildung versteht), so kann er nach dem Tode als Geist nie in eine solche Lage kommen, nie so unmächtig und schwer werden.

Auch im unmächtigsten Geiste ist, wenn er nicht ganz zum Teufel geworden, nie der Funke Gottes völlig erloschen, er sucht immer die Seele an sich zu ziehen, die seine Sorge bleibt, bis sie völlig gereinigt ist; dann geht sie wie in ihn über und wird selbst zum Geiste. Dieß geschieht aber nur, wenn sich der Geist zuvor aus sich selbst gehoben, was ihm oft sehr schwer fällt, und lange ansteht. Solche Geister sind, wenn der Geist noch nicht die Reinheit eines höhern Geistes erhielt, zwar noch in diesem Zwischenreiche, aber schon in einem Grade von Seligkeit, in dem sie nur höher kommen, nicht mehr sinken können. Diese Geister erscheinen mir dann in lichten Gestalten, und mit höherer geistigerer Bekleidung, kurz in geistigerem Bilde.

Zu diesen Aeußerungen der Seherin über Geister ist noch zuzusetzen, was dieselbe auf mehrere Fragen und namentlich in Briefen an Eschenmayer eröffnete, und was sich noch auf das Schauen der Geister und das Wesen derselben bezieht.

Er fragte sie:

„Können alle Menschen Geister sehen oder nur diejenigen,

bei welchen das geistige Auge durch das leibliche hindurch leuchtet?" Hierauf antwortete sie:

„Das Sehen der Geister liegt wohl in allen Menschen, wird aber nur selten zum Schauen, indem immer ein Hervorrufen des innern Menschen statt finden muß auf irgend eine Art, was aber alsdann von den Meisten wieder durch ihre Vernunft weggestritten und unterdrückt wird, weil das Sehen der Geister bei den Meisten nur momentan ist."

Ueber das Wachsthum der Kinder in der andern Welt äußerte Frau H.

„Ich fragte einmal einen Geist, ob man nach dem Tode noch wachse? (weil mir Mehrere, die in zarter Jugend starben, in größerer Gestalt erschienen) und er antwortete:

„Ja, wenn man sich von der Erde trennen muß, ehe man ausgewachsen ist. Die Seele bildet sich allmählig eine größere Hülle, bis sie so groß ist, als man hier werden kann. Diese hat bei den Kindern eine undenkliche Klarheit, ebenso bei den ganz Seligen."

Als man sie einmal fragte: wie es sich mit den noch unentwickelten Kräften früh verstorbener Kinder verhalte, äußerte sie sich so:

„Die unentwickelten Kräfte eines Kindes bilden sich allerdings noch nach dem Tode aus, vermittelst des Nervengeistes, der gleichsam in der Seele liegt. Die Kraft und Reinheit aber, welche Kinder haben, können wir uns nicht denken, nicht ahnen. Kinder haben weder durch Worte noch Werke ihre Seele und den Körper geschwächt und daher die volle Kraft, die der gute Gott ihnen schenkte.

Darum soll aber der Mensch dennoch nicht wünschen, daß er möchte als Kind gestorben seyn, denn so er ein Gott wohlgefälliges Leben führt, erreicht er nach dem Tode doch eine höhere Stufe. Würden wir durch unsere Gedanken, Worte und Werke die Kraft unserer Seele nicht so sehr schwächen, — welche Schönheit, ja ich möchte sagen Erhabenheit, könnten wir nicht schon auf der Erde haben? Unser Fleisch würde sich verfeinern und alle Kräfte würden sich stärker äußern."

Die Schwierigkeit, noch ein ferneres Wachsthum anzunehmen, scheint nach der Theorie der Seherin nicht groß. Eine in

ihren Anlagen und Vermögen noch unentwickelte Kinderseele muß sich jenseits noch entwickeln, denn dieß gehört zur Seeligkeit, und ebenso hat die plastische Kraft des Nervengeistes in einem Kinde seinen Typus noch nicht ausgebildet und wird auch dann noch parallel mit der Seele ihn ausbilden.

Ueber den Zustand der Heiden nach dem Tode äußerte sie sich so:

„Vor einigen Tagen fragte ich einen Geist, der eine ziemliche Klarheit hat, wo er sey und womit er und überhaupt alle die Geister am gleichen Orte sich beschäftigen? Da gab er mir die Antwort: „Ich bin nicht im Zwischenreich, ich bin schon in einer Seligkeit, und zwar in derjenigen, wo die Heiden und überhaupt alle die Seelen sind, die ohne ihr eigenes Verschulden unsern Herrn und Heiland nie kennen lernten. Da werden wir von Engeln unterrichtet, bis wir reif sind zu einer höhern Seligkeit."

Auf die Frage: ob Menschen die Geister erlösen können, antwortete sie:

„Nicht ich erlöse die Geister, sie müssen sich selbst aus ihren Banden losmachen. Viele, die auf Erden gebannt sind, suchen bei noch lebenden Menschen Hülfe, sie haben den Wahn, der Mensch könne sie erlösen, weil sie von dem großen Welterlöser keinen Begriff haben. Es kann der Mensch nur die vermittelnde Person seyn, wie ich es bei diesen Geistern bin. Ich suche sie immer von dem Wahne abzubringen, daß ich oder andere Menschen sie erlösen können. Ich bete nur dringend und inständig mit ihnen, und führe sie so nach und nach zum großen Welterlöser zurück, aber es kostet unendlich viel Mühe, bis eine solche Seele sich wieder an den Herrn wendet. Wo kein Trieb zum Guten in dem Unseligen ist, da kann nur ein solches Gebet statt finden, wie wir im Allgemeinen für unsere Nebenmenschen und hauptsächlich für die auf Irrwegen beten sollen. Die Geister, welche ich sehe, können sich eben so gut auch an andere Menschen wenden, welche Geister sehen, vorzüglich aber an bessere und seligere Geister. Es ist also nicht mein Wirken, und wäre es, wie die Geister sagen, daß ich zu ihnen blicke, so geschieht es ganz ohne mein eigenes Zuthun. Es gibt der Anstalten genug, worin sich die Halbunseligen wieder aufrichten

können. Sie bestehen darin, daß sie ihren freien Willen haben, an höhere Geister sich zu wenden, d. h. an Seligere, die sie mit Freuden unterrichten, da es dann weit schneller geht, als wenn sie sich nur an Menschen halten wollen."

Aus diesen Aeußerungen erhellt hinreichend, daß die Erlösung dieser Geister nicht von zufälligen Somnambulen abhängt. Sie können sich vielmehr auch an andere Menschen und vorzüglich an seligere Geister wenden, um die lange vergessene und vernachlässigte Christusreligion wieder anzufrischen. Wer die in den tausend Lastern eingefleischte Welt sucht, und die in selbstgemachten und selbstverschuldeten Irrthümern eingewurzelte Selbstsucht ihrer psychischen Wurzel zu schätzen weiß, wird sich nicht mehr über Hartnäckigkeit wundern, womit diese sich selbst überlassenen Geister ihre falschen Neigungen und ihre Irrthümer festhalten und wie Böhm sagt, über Gottes Sanftmuth ausfahren und die Hülfe verschmähen. Nur das Gebet, die Lehre und der Name Christi kann noch helfen, und dazu scheint ein vermittelndes Organ wenigstens so lange, bis der erste glimmende Funke des Guten angefacht ist, nöthig zu seyn.

Ebenso erhellt aus jenen Aeußerungen der Seherin, daß tugendhafte Heiden und überhaupt alle rechtschaffenen Menschen ein seliges Loos zu gewarten haben. Aber die Idee der christlichen Kirche ist eine ewige im Himmel und nur durch sie hindurch geht es in das Reich Gottes. Nur durch das den Glauben füllende Wort der Wahrheit kann der Geist sich frei machen und zu jenem Reiche befähigen. Darum müssen alle zu früh verstorbene Kinder, alle Heiden und Alle, die ohne ihr Verschulden den Erlöser nicht kennen lernten, noch jenseits im Worte der Wahrheit unterrichtet werden und werden auch von Engeln unterrichtet: denn ohne an dem Erlösungswerke Theil zu nehmen und durch das Wort der Wahrheit sich fähig und reif zu machen, können sie nicht in jenes Reich eingehen, in welchem Christus sich mit den Seinigen vereint. Wenn Christus sagt: „Ich werde Alle zu mir ziehen," so gilt dieß auch den gestorbenen Heiden; wenn er sagt: „Es wird Ein Hirt und Eine Heerde seyn," — so gilt dieß nicht nur für die Erde, sondern noch mehr für das Himmelreich; — wenn er das Evangelium zu den Heiden sendet und die Fülle derselben einsammeln läßt, so dürfen wir gewiß

annehmen, daß er sie zu einer andern Seligkeit vorbereiten will, als sie für sich erlangen können. [1]

[1] S. Eschenmayer Beilage zum Morgenblatt Nro. 312, Jahrg. 1838. Auch Friedrich v. Meyer sagt in seinen Blättern für höhere Wahrheit: „Es ist ein falsches Vorgeben, als ob nach der Seherin von Prevorst die armen Seelen nur durch Somnambule erlöst werden könnten, oder als ob die Heiden verdammt wären; das Buch spricht von beiden ganz anders.“

Erläuterungen der Aeußerungen der Seherin über ihr Geistersehen.

Die obigen Aeußerungen der Frau H. über ihr Geistersehen bedurften, da nicht Jedermann ihre Sprache und ihren Sinn verstehen kann, Erläuterungen, die Eschenmayer mit Nachstehendem gab.

Bei Frau H. ist das Leben im Gehirne das Verstandesleben, und das Leben auf der Herzgrube das Gefühlsleben. Dieses letztere geht tiefer und ist inniger als das erstere. Die Gefühlseinheit liegt mitten im Organismus der Seele und ist ein Centralvermögen, während der Verstand nur ein peripherisches oder Seitenvermögen ist. Alle diejenigen, welche das Wahre über das Schöne, den Begriff über das Gefühl, das Prinzip über das Ideal u. s. w. hinaufstellen, verkehrten die Natur unserer Seele, und werden auch den Unterschied, den Frau H. macht, nie fassen.

„Das Sehen der Geister geschieht mit dem geistigen Auge durch das fleischliche," sagt Frau H.

Das leibliche Auge nimmt Alles auf, was in Farbe und Figur gegeben ist, und unterrichtet uns von allen Gegenständen, welche im Lichte stehen oder Licht von sich aussenden, und dieß thut es vermittelst des ihm durch die Nerven inwohnenden Nervengeistes. Aber es gibt auch einen geistigen Strahl und ein geistiges Auge, dem der Nervengeist selbst wieder zum Objekt wird. Gibt es nun solche Wesen, deren Hülle das plastische Schema des Nervengeistes selbst ist, wie Frau H. die abgeschiedenen Seelen schildert, so schaut das geistige Auge mitten durch

das leibliche dieselben an. Bei den gewöhnlich-wachenden Menschen ist zwischen das geistige und das leibliche Auge die Wolke des Scheinlebens vorgezogen, und darum sehen sie nichts als körperliche Oberflächen.

Dringt auch hie und da bei dem Verstandesleben ein geistiger Strahl durch die Wolke, so ist es nur momentan, und das gesehene Luftbild einer abgeschiedenen Seele streitet der Verstand dem Auge des Geistes ab. Bei dem Gefühlsleben hingegen, in welches H. seit Jahren versetzt ist, mag dieß ein permanenter Zustand seyn. Wer den Stechblick, wie Freund Kerner ihn nennt, in welchen das Auge der H. jedesmal mit einer Nervenerschütterung des ganzen Körpers versetzt wurde, sobald sie das innere Bild des Menschen in dem Auge eines Andern zu schauen veranlaßt war, einmal gesehen hat, mag wohl zugeben, daß sie anders sieht als gewöhnliche Menschen.

Sie unterscheidet die hellen und die dunklen Geister, jene nennt sie die guten, diese die bösen, und zwar je heller, desto besser, und je dunkler, desto schlimmer. Dieß ist der nämliche Unterschied, der zwischen dem Reich des Lichts und der Wahrheit und zwischen dem Reich der Finsterniß und der Lüge statt findet.

Die Bösen sind zugleich auch die Spukgeister, ihre hörbaren Bewegungen bringen sie durch die Luft und den Nervengeist hervor. Wie ist dieß möglich? — Ist es denn nicht die Intensität des Nervengeistes, der im Leben unsere ganze Fleischmasse regiert, so daß der Muskel nur das Medium ist, wodurch die Kraft des Nervengeistes die Bewegungen vollführt? Diese Kraft ist aber nicht der Masse proportional, sondern übertrifft sie unzähligemal, so daß ein unbedeutender Muskel vermittelst der Nervenkraft eine große Last in Bewegung zu setzen vermag. Nehmen wir das Medium, nämlich die Fleischmasse weg, was im Tode geschieht, so bleibt doch noch die Kraft übrig, nämlich der Nervengeist, welcher, wie H. behauptet, nach dem Tode der Seele zum Werkzeug dient.

Und nun ist der Schritt zur Annahme nicht weit, daß diese Kraft noch durch das Medium der Luft eine Menge Töne nachahmen und durch ihre Pressung selbst Lasten bewegen könne. Wir sind nun freilich gewohnt, alle Kräfte an materiellen

Vehikeln zu sehen, und doch ist die Kraft an sich der Materie entgegengesetzt. Wer mag die Lichtstrahlen wägen, deren Intensität gerade aller Schwere widerstreitet? Noch intensiver als das Licht ist der Nervengeist als organische Kraft, und er bedarf, um sich zu äußern, keines andern Mediums als der Luft.

Das Wie der Existenz einer Seele nach dem Tode ist doch wohl der Frage werth. Eine in die Welt versunkene Seele behält diese Richtung auch nach dem Tode; denn es wäre ein größeres Wunder, eine von Lastern und Sünden angefüllte Seele sogleich von allem Unreinen zu befreien, als ihre Geburt in das Zeitleben ist. Alle, die man fragt, bejahen, ohne Anstand zu nehmen, die Fortdauer der Seele nach dem Tode, verfallen aber sogleich in die alte Gedankenlosigkeit, wenn sie sich selbst über die Beschaffenheit dieser Ausdauer Rechenschaft geben sollen. Diese Indolenz unterbricht unsere Seherin auf eine höchst unangenehme Weise, indem sie uns lauter armselige und von Gott verlassene Seelen, die statt dem ehemaligen Genusse nun den Stachel ihrer Laster und Sünden in sich tragen, vorführt, und jedem Weltsüchtigen diesseits schon sein Bild nach dem Tode zeigt. Das Evangelium berührt in dem Gleichniß vom reichen und armen Manne nur die Extreme des Zustandes nach dem Tode, läßt aber die Zwischenstufen unausgefüllt, weil sie sich von selbst verstehen. Denn wenn wir die tantalische Qual des Reichen einerseits und die hohe Glückseligkeit des Armen andererseits gradweise vermindern und auf die Indifferenz zwischen Gut und Bös zurückführen, so werden uns die finstern und grauen, so wie die hellen und lichten Gestalten unserer Seherin ganz passend vorkommen.

Das Evangelium sagt: „Es wird Jedem nach seinen Werken vergolten werden.“ Darum müssen wir auch die Saat von der Ernte, die Mühe von dem Lohn, die Sünde von ihrem Sold und überhaupt den Schauplatz der Werke von dem Zustande der Vergeltung genau unterscheiden. Während des Lebens waren dem Menschen alle Schätze geöffnet, Erkenntniß und Beispiel, Lehre und Predigt, Warnung und Ermahnung, Drohung und Ermunterung und vor Allem das Vorbild unseres göttlichen Erlösers. Alles dieses fällt im Zustande der Vergeltung weg, und die Seele ist auf ihren eigenen Erwerb beschränkt; hat sie

gut mit dem Pfund hausgehalten, so wird sie über Mehreres gesetzt; hat sie aber übel ausgehalten, so wird ihr auch das Wenige vollends genommen. Unsere Seherin unterscheidet sehr gut, indem sie sagt: „In den obern Stufen habe die Seele schon zu „viel göttlichen Genuß und fühle zu sehr die Reinheit der Seli„gen, um noch länger dem Bösen ausgesetzt zu seyn. In den „untern Stufen hingegen gehe die Besserung einzig aus sich, der „Geist sey sich selbst anheim gestellt, seine Grundneigung müßte „heraus, es sey da keine Zerstreuung und Weltbeschäftigung „mehr, das ganze sündliche Leben liege dem Geiste klar in Ei„nem Zeichen (Einem Charakter der Natursprache) vor Au„gen, und er habe nun die Wahl zwischen Himmel und Hölle." Besserung ist also doch noch möglich, aber nur nicht an solchen Hülfsmitteln, wie sie im Leben vorlagen, sondern aus sich selbst. Jeder, der auf Christum getauft ist, nimmt dieses Samenkorn, wenn es im Leben keine Wurzel faßte, noch hinüber in das Zwischenreich. Auch hier kann es noch gepflegt und besorgt werden, daß es aufschießt zu einer Lichtblume, welche das Unkraut überwächst und ihm seine Nahrung entzieht. Ein Mittel der Besserung liegt in der Büßung der Sünde, und auch die abgefallene Seele hat so viel Freiheit, dieses Mittel zu benutzen und jenes Samenkorn zum Keimen zu bringen. Dahin sind alle jene Gestalten zu deuten, welche kamen, um ein Wort des Trostes zu vernehmen und sich durchs Gebet aufhelfen zu lassen. Man darf wohl sagen, daß das Gebet noch das Einzige sey, was den abgefallenen Seelen nütze, weil es wie milder Himmelsthau auf jenes erstorbene Samenkorn, nämlich die Taufe auf Christum fällt und dasselbe zur Wurzel und Stengel entfaltet. Wie diese göttliche Lichtblume emporsteigt, so treibt sie das Finstere aus, und die Seele wird, wie H. sagt, leichter und heller. „Die Geister," sagt die Seherin, „sogen das Gebet gleichsam in sich ein." Allerdings; weil es in diesem Zustande das lebendige Wasser ist, was den tantalischen Durst allein stillen kann. Dabei aber wurde sie selbst geschwächt, ohne Zweifel weil das andächtige Gebet eine sympathische Mittheilung der Kraft ist. Aber wie kommt es, daß so viele Seelen sich um sie versammelten? H. sagt, weil ihr Organismus so beschaffen sey, daß ein gegenseitiges Sehen und Fühlen möglich werde. Daraus folgt auch

ein gegenseitiges Finsterseyn für Alle, die nicht so beschaffen sind, und dieß sind ja die meisten Menschen. Bei H. mußte der geistige Strahl, der durch das leibliche Auge drang, den Geistern wie ein Flämmchen leuchten, an dem sie aus dem finstern Reich sich zu sonnen kamen.

H. sagt: „Ein sündiger, irdischer Mensch kann einen recht „guten Weltverstand haben und sogar in dieser Welt leuchten, „aber sein Geist ist nur desto schwächer und dunkler, und kann „nicht in sein Inneres dringen. Ist ein solcher Mensch gestor„ben, so ist die Seele, die ihn in der Welt allein erhob, nur „noch die Hülle von seinem Geiste; der schwache dunkle Geist ist „dann Herrscher und nun — welcher?“

Eine tiefe Wahrheit! Der größte intellektuelle Reichthum kann neben der größten moralischen Armuth bestehen. Der moralische Gewinn aber ist allein das Creditiv für das andere Leben und wird dem Geiste zugerechnet, das Wissen hingegen wird nicht gezählt, weil es ohne das Handeln und ohne daß es der Moral und Religion nützt, ein eitles unnützes Ding ist, das jenseits keinen Werth mehr hat.

Die Schrift sagt: „Ich will zunichte machen die Weisheit „der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich ver„werfen. Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit „gemacht?“ Die Eigenschaft des reinen Geistes ist das Schauen und nicht das Wissen. Erst wenn der Geist aus seinen Kreisen in die Seele hereingezogen ist und sich verdunkelt, kommt es zum Wissen, aber alles Wissen ist Stückwerk; darum verliert der Geist seine Integrität, wenn sein Schauen ins Wissen übergeht. Eine weitere Eigenschaft des Geistes ist die Freiheit, und zwar jene, die aus dem Gebet der Liebe kommt, in welchem das ganze Geisterreich mit Gott zusammenhängt, — und nicht das Selbstgesetz, welches die Vernunft sich selbst aufgibt. Eine weitere Eigenschaft des Geistes ist der Besitz von der Harmonie des Wahren, Schönen und Guten — und nicht die Trennung des Wahren für sich, des Schönen für sich und des Guten für sich, wie es in dem Organismus der Seele der Fall ist. Alle diejenigen Systeme, welche ihr Absolutes ins Wasser setzen, haben ein falsches Centrum; sie stellen die Freiheit unter das Gesetz und kennen die Liebe nicht; denn wo die Liebe waltet, da hat das Gesetz

ein Ende. Was ist Wahrheit? — Christus sagt: „Ich bin die Wahrheit, das Wort ist die Wahrheit, der heilige Geist ist der Geist der Wahrheit." Also die Wahrheit im Heiligen, oder, wie unsere Seherin es sonst benennt, die Gnadensonne ist die ächte Wahrheit, die dem Geiste zusteht, nicht die logische oder metaphysische Wahrheit, welche aus der einseitigen Richtung der Vernunftspekulation hervorgeht. In dem Worte wohnt der Geist der Wahrheit, und dort findet auch allein unser Geist seine Reinigung und Läuterung. Alle Philosophie ist wahr, wenn sie zum Heiligen aufstrebt, und sich mit dem Wort einversteht, und alle Philosophie ist falsch, welche im Begriffe des Wahren oder im Idealen des Schönen, oder im reinen Bestreben des Guten allein ihr Centrum festsetzt. Am meisten unwahr aber ist die Scholastik, weil sie in allen ihren Systemen nichts anderes darstellt als ein Gedankenwürfelspiel, das die Vernunft mit sich selbst treibt und sich bei dem glücklichen Zusammenfinden jedesmal ihrer hohen Weisheit rühmt, jedoch von kurzer Dauer, weil bald wieder ein Anderer folgt, der seine Gedankenwürfel anders mischt und somit auch ein anderes System hervorbringt.

Wie arm, schwach und dunkel werden alle diese Gedankenkünstler am Geist einst dastehen, wenn ihre Vernunftsysteme nur zur Decke oder zum Einband dienen, in welchen das leergebliebene Buch des Geistes gehüllt ist! Begriffe füllen bloß die Seele, aber der Geist bleibt leer, er kann und soll nur herrschen in Liebe und Glauben, im Streben nach dem Heiligen, im Schauen und Zurückführen der Ideen des Wahren, Schönen und Guten zur Einheit. Christus bleibt das Vorbild des Geistes, er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, und durch ihn die Auferstehung.

H. bemerkt selbst, daß ihre Schilderung den Leuten (besonders den Weltverständigen) unglaublich, ja einfältig, scheinen werde. Ich zweifle nicht daran, daß es so kommen wird und kommen muß: denn wer mag wohl an ein so abgeschmacktes und aus nichtigen Schatten bestehendes Reich glauben? Wenn aber ein Todter auferstünde und es unsern Brüdern sagte, daß es so wäre? Auch dann würden sie nicht glauben. Ja ich behaupte, daß, wie wir den Leib ausziehen, alle Naturgesetze ein Ende haben und daß alle Welt, die in ihnen ruht, vergeblich sey, daß vielmehr

moralische Gesetze eintreten werden, die von ganz anderer Art sind. Wer mit seiner Weisheit so tief in der Welt und in diesem Gehirne steckt, daß er weder über sie noch unter ihr hinwegkommen kann, mit dem können und wollen wir nicht rechten, nur mahnen wollen wir, daß er bei seinen idealen Vorstellungen eines andern Lebens den moralischen Werth oder Unwerth obenan stelle. Ich behalte mir bei dieser Geschichte nur zwei Dinge vor: 1) die Zeugnisse, welche ich aus dem Munde der glaubhaftesten Personen hörte, und die Urkunden, welche bis jetzt keine ähnliche Geschichte auf diese Art aufweisen kann; und 2) das Problem, das Jeder sich aufgeben möge, ob er für die verworfenen Menschen einen adäquatern Zustand nach dem Tode angeben könne, als unsere Seherin.

Weitere Erläuterungen zu diesem Geister-schauen der Seherin.

Es war dieses Sehen der Geister in der Familie der Frau H. zwar allein ihr in diesem ausgezeichneten Grade eigen, weil sie allein von solcher außerordentlicher Nervenbeschaffenheit war; doch haftete es im mindern Grade noch an andern Gliedern ihrer Familie, und besonders ist es auch ihrem Bruder gegeben.

Manche Erscheinungen der Frau H. sah dieser im Augenblicke, wo sie vor ihr standen, oder wenn sie zu ihr durchs Zimmer gingen; auch wurden ihm schon in früheren Zeiten, wo seine Schwester sich nicht um ihn befand, Geister sichtbar.

Einmal sagte er still zu mir: „Hier geht so eben ein Geist durchs Zimmer in die Kammer meiner Schwester,“ und kaum hatte er es ausgesagt, hörte man Frau H. mit einem Geiste, der anscheinend nun vor ihr stand, sprechen.

Aber nicht immer hatte er diese Fähigkeit, die Frau H. immer hatte: denn als am andern Abend dieser Geist wieder bei Frau H. stand, und sie den Bruder mit mir in die Kammer rief, ihn nun wieder zu sehen, war er dieß nicht im Stande, während Frau H. den Geist immer sah, nur da nicht, als ich, ohne es zu wissen, zwischen sie und den Geist trat.

Auch das Kind der Frau H., ein Knabe von 3 Jahren, gab, leider nur zu oft, untrügliche Beweise, daß auch er mit diesem unglücklichen Sehen begabt sey.

Eine Schwester der Frau H. (ein ganz unbefangenes kindliches Mädchen) hatte für die Geister ein so feines Gefühl, daß es ihr zum völligen Schauen wurde. Sie fühlte, ohne ihn mit den wirklichen Augen zu sehen, doch die ganze Gestalt eines anwesenden Geistes, so daß sie, wie sie sagte, ohne ihn zu sehen,

dennoch sein Aussehen (mit dem Sehen der Frau H. übereinkommend) meistens zu beschreiben fähig war.

Sie sagte: „Ich sehe ihn nicht mit meinem gewöhnlichen Auge, ich sehe ihn wie mit meinem Innern; und doch war dieses Mädchen nie in einem somnambulen Zustande, und immer völlig gesund.

Novalis meint, daß bei Erscheinung eines Geistes wir nothwendig inspirirt (momentan magnetisch erweckt) werden müßten.

Dieß war auch bei Frau H. gewiß der Fall. Da Glas, auf die Herzgrube gelegt, sie sonst in einen mehr wachen Zustand brachte, so gab sie einmal ihrer Schwester auf, sobald sie bemerke, daß sie einen Geist sehe, ihr ein Glas auf die Herzgrube zu legen. Dieß geschah, und als das Glas eine Minute lang auf der Herzgrube der Frau H. lag, sah sie das Bild des Geistes gröber, wie dunkel-schwarz, und es ergriff sie, was sonst nie geschah, vor ihm die größte Furcht.

Offenbar wurde da ihr Sehen zwischen Sonnengeflecht und Gehirn getheilt, daher das dunklere Sehen und die Furcht vor diesem Sehen. Daraus scheint auch hervorzugehen, daß einem geistigern Auge die Geister unter hellerer, geistigerer Gestalt erscheinen und deßwegen wohl kein Seher behaupten kann, es sehe ein Geist in der Wirklichkeit so aus, wie er ihn sieht; wie Frau H. auch selbst vermuthete.

Ein sehr rechtschaffenes, wahrheitsliebendes Mädchen von Löwenstein, das der Frau H. mehrere Nächte lang abwartete, konnte nicht lange die Wärterin derselben bleiben, weil sie alle Geister, die in dieser Zeit zu jener kamen, schon im äußern Zimmer, durch das sie zu ihr in die Kammer gingen, erblickte, wenn Frau H. darüber auch keine Sylbe kund gab, so daß sie mit völliger Bestimmtheit deren Gestalt und Wesen mit den Aussagen der Seherin übereinstimmend, nur immer dunkler und roher als diese, beschrieb. Sie war auch die einzige mir bekannt gewordene Person, die diese Geister wie Frau H. sprechen hörte.

Manchen Andern theilte sich die Anwesenheit und Nähe dieser Geister durch ein unheimliches Gefühl, durch ein Gefühl von Beklommenheit von der Herzgrube aus, die sich bei einigen bis zur Ohnmacht steigerte, mit.

Menschen, die im Zimmer der Frau H. schliefen, während ihr wachend Geister erschienen und zu ihr sprachen, theilte sich das Gefühl ihrer Anwesenheit im Schlafe oft wie ein Traum mit, den sie dann nach dem Erwachen erzählten. So scheinen Tod, Geisterleben, Schlaf und Traum mit einander verwandt zu seyn und oft in einander überzugehen.

Frau H. behauptete, daß Menschen, die nicht mit eigenthümlichem Sehen der Geister, wie sie, begabt seyen, dieselben im Winter noch eher als im Sommer zu sehen fähig seyen, weil im Winter der Mensch mehr nach innen, im Sommer mehr nach außen lebe. Es ist auch unbestreitbar, daß im Winter das tellurische Leben überwiegt, und seine Erscheinungen vorzüglich um das solstitium hiemale eintreten. Daher die magische Bedeutung der heiligen Zeit (Advent) und der zwölf Nächte (von Weihnachten bis 6. Januar), und die Bezeichnung derselben als die eigentliche Geisterzeit.[1]

Hörbar waren diese Geister den verschiedensten Menschen, aber nicht wenn man auf sie paßte, man mußte zufällig anwesend seyn. Diese Geistertöne bestanden (wie sich schon Frau H. aussprach) hauptsächlich in Klopfen oder vielmehr Klöpfeln, das man bald wie an der Wand des Zimmers, bald wie an einem Tisch, einer Bettstatt, bald wie in der Luft des Zimmers zu vernehmen glaubte. Hie und da bestanden sie auch in wirklichen, fast erschütternden Schlägen. Oft hörte man ein Gehen wie auf Socken, ein Täppeln wie von Thieren, oft Töne wie das Rauschen von Papier, das Rollen einer Kugel. Sehr häufig kamen aber auch, besonders bei der Erscheinung eines gewissen schwarzen Geistes (s. dessen Geschichte unten), Töne vor, als würfe man mit Kies, Sand oder Speis, verbunden sogar mit wirklichem Werfen, welches besonders einmal, selbst mit großen Kalkstücken, auf die auffallendste Weise statt fand.

Die hier beschriebenen Töne ließen sich aber nicht bloß im Zimmer der Frau H. hören, sondern man hörte sie, so lange dieselbe den untern Stock unseres Hauses bewohnte, auch sonst im Hause und namentlich in unserem Schlafzimmer im obern Stocke.

[1] S. Kieser Tellurismus. S. 95.

So geschah es auch in den andern zwei Wohnungen, in denen Frau H. sonst noch hier war. Auch in diesen fand oft (was früher nie der Fall war), so lange sie sich in ihnen befand, in Zimmern, die andere Menschen bewohnten, nächtlich ein Klopfen, bald da bald dort, ein Aufgehen verschlossen gewesener Thüren, ein Gehen wie auf Socken, ein Werfen wie mit Kies, ein Erwecken der Schlafenden, wie durch ein besonderes Gefühl von Pressung u. s. w. statt. Ja, jene Töne als würde geworfen gingen sogar in Häuser über, in denen Frau H. nicht wohnte, und wohin sie nie kam (wie sie ja hier überhaupt nur wenige Monate lang aus dem Bette kam, und nie in ein anderes Haus gehen konnte), waren nur Personen in ihnen, die sie zur Zeit besucht hatten, als jener schwarze Geist sie oft belästigte.

So erzählte mir Hr. Kaufmann Zenneck von Stuttgart, der Frau H. mit seiner Gattin an einem Abend besucht hatte, und der nicht eine Sylbe von jenem schwarzen Geiste wußte, Morgens als eine sonderbare Sache, daß es in seinem Zimmer (in einem von Frau H. nicht sehr entfernten Hause), dessen Fenster und Thüren verschlossen gewesen, nach Mitternacht auf Einmal getönt habe, als würfe man Kies oder Sand mitten ins Zimmer. Ich vermuthete die Ursache, gab sie ihm aber nicht kund. So hörte auch Hr. Maler Wagner von Heilbronn, als er Frau H. Abends besucht hatte, in der Nacht im verschlossenen Zimmer eines von ihr entlegenen Hauses auf Einmal jenes Werfen, durch das sich dazumal jener schwarze Geist so oft kund gab.

Während solche Töne gehört wurden, sah Frau H. keinen Geist, aber meistens jedesmal sogleich nach ihnen.

Ich selbst sah nur Einmal einen Geist, wo Frau H. einen zu sehen behauptete. Ich sah ihn nicht in bestimmten Umrissen wie sie, sondern in Form einer grauen Nebelsäule von Menschengröße, vor ihrem Bette, auf die sie ihre Augen starr, und leise sprechend, gerichtet hatte, und die sie mir nachher als den Geist eines großen ältlichen Mannes beschrieb, der nun zum drittenmal bei ihr erscheine. Auffallend wär, daß diesen Geist bei seinem ersten Erscheinen ihre Schwester (aber mehr wie durchs Gefühl) sah, und eine andere Person völlig klar wie Frau H.

Jenes oben erwähnte Mädchen von Löwenstein sah die Geister (wie gesagt) immer in dunklerer Farbe als Frau H., und eine andere Person einmal einen auch als graues Wolkenbild, aber mit viel bestimmtern Umrissen als ich.

Auffallende Uebereinstimmung in jenen Tönen haben auch andere Erzählungen von Geistererscheinungen mit denen der Frau H. Auch diese sprechen häufig von Tönen, als würfe man mit Sand, Kies u. s. w., von Tönen als ginge Jemand auf Socken, als rollte man mit einer Kugel, von Klopfen u. s. w., vermuthlich weil diese sich in unsern Sonnenkreis hereindrängenden Wesen in solchen Eindrücken auf die Sinnenwelt sehr beschränkt und es für sie nur mühsame, kindische Versuche sind, sich noch zu offenbaren.

Frau H. gab an: je finsterer, dunkler ein Geist sey, desto mehr vermöge er sich durch Töne und auch Andern durch sogenannten Geisterspuk kund zu geben.

Da sie äußerte, dieß seyen die Geister im Stande durch den Nervengeist und die Luft zu thun, nach ihrer Annahme aber der Nervengeist hauptsächlich noch unseligen Geistern anhängt, so wäre die Folge, daß solche Geister (eben weil ihnen noch hauptsächlich jener Nervengeist anhängt) auch am meisten sich durch Töne, Werfen u. s. w. offenbaren können, ganz consequent.

Dieser Nervengeist ist zwar für unser Auge, etwa wie die Luftarten, unsichtbar, gehört aber doch als ätherischer Stoff zu den Potenzen der Natur, obgleich nicht der physischen, sondern der organischen.

Dieser Nervengeist hat die größte Energie oder höchste Intensität der Kraft in sich, was wir ja selbst in uns wahrnehmen. Die Muskeln an sich wären todtes Fleisch, wenn sie nicht durch die organische Potenz des Nervengeistes zur Contraktion angetrieben würden. Die Kraft, womit wir unsere ganze Masse gegen den Zug der Schwere wie beim Bergsteigen heben und große Lasten tragen, rührt doch zunächst nicht von den Muskeln, sondern von dem Nervengeiste her, der seine Kraft denselben mittheilt: denn die bloße Anlage der Fleischfasern zur Contraktion ist noch keine Kraft. Erst wenn durch den Willen der Nervengeist in die Fleischfasern einströmt, äußert sich die Kraft der Contraktion. So lange wir nun durch einen Leib mit der

Objektivität vermittelt sind, kann die Energie des Nervengeistes sich nicht anders als durch ihn äußern, es kann aber wohl (nach der Frau H. Annahme) nach Abfall des Leibes diese höchste organische Potenz sich mit einem geistigen Prinzip in der Luft verbinden und dadurch auf die Welt der Sinne und die Materie einwirken, solche physische Wirkungen, wie jene Töne, hervorbringen und sich sichtbar machen.

Hiemit wäre die Frage des Zweiflers: wie es denn möglich sey, daß ein Geist klopfen, werfen, heben und tragen könne? — beantwortet. Doch Frau H. war eine Betrügerin! Alles war Betrug!

Ich besuchte Frau H. wohl dreitausendmal, verweilte öfters Stunden lang bei ihr, kannte alle ihre Umgebungen besser als sie selbst, gab mir unsägliche Mühe, ausgesprengte Gerüchte zu untersuchen, und konnte doch die Feinheit dieses Betruges nicht entdecken! — Aber Andere, die sie nie sahen, nie sprachen, die nichts hörten, nichts fühlten, nichts untersuchten, die von ihr wie Blinde von der Farbe sprechen, die werden diesen Betrug auswittern!! —

Frau H. sprach unaufgefordert nie von diesen Erscheinungen, es machte ihr Schmerz davon zu sprechen. Sprach sie, aufgefordert, aus Gefälligkeit gegen mich oder Andere von ihnen, so geschah es mit einer solchen Unbefangenheit und inneren Ueberzeugung, durch die sie selbst oft Unglaubige wankend machte. Sie fühlte sich durch dieses Sehen (auch wegen des Geredes der Menschen) so unglücklich, daß sie Gott oft auf das inbrünstigste bat, doch diese Gabe von ihr zu nehmen. In einem Brief an einen Freund schrieb sie darüber: „Und wäre ich nur im Stande zu verhindern, daß diese Geister von mir wissen und mich sehen, könnt' ich sie doch ganz von mir wegbringen, oder wäre ich im Stande zu machen, daß sie auch andere Menschen sähen (was ich aber keinem wünsche), so wäre mein Zustand um Vieles erleichtert. So aber fühle ich mich oft recht allein und verlassen, und von vielen Seiten mißverstanden. Doch ich denke: so ist es des Herrn Wille, und schweige."

„Wenn die Vortheile und Nachtheile in einander gerechnet werden," sagt Kant in den Träumen eines Geistersehers, „die demjenigen erwachsen können, der nicht allein für die sichtbare

Welt, sondern auch für die unsichtbare in gewissem Grade organisirt ist, so scheint ein Geschenk von dieser Art demjenigen gleich zu seyn, womit Juno den Tiresias beehrte, die ihn zuvor blind machte, damit sie ihm die Gabe zu weissagen ertheilen könnte."

Wer Frau H. näher beobachten und prüfen konnte, fand in ihr ein reines und frommes Gemüth. Das Außerordentliche der Thatsachen ging aus ihr ganz einfach, ungesucht, und ohne Neugierde und Wichtigkeit erregen zu wollen, hervor.

Sie sagte bloß, was sie sah und hörte, und dieß meistens nur gebeten, man untersuchte und fand es wahr. Diese Wahrheit besteht aber nicht bloß aus dem Munde eines oder zweier Zeugen, sondern aller derjenigen, die sie hier genauer kennen lernten.

Andere Menschen von der Realität dieser ihrer Erscheinungen zu überzeugen, lag der Frau H. nie an. Sie sagte: „Eine Ueberzeugung von Solchem gehört nicht zur religiösen Ueberzeugung, und hat der Mensch nicht nöthig, um Gott gefällig zu werden, daher auch die heilige Schrift davon nur wenig spricht. Hab' auch ich die völlige Ueberzeugung, will ich doch keinen Andern zu ihr veranlassen, und auch nicht sagen, man solle oder müsse solch geistiges Leben glauben, und will mir gerne sagen lassen, es sey Vision oder Gesichtstäuschung. Leider ist nun einmal mein Leben so beschaffen, daß ich in diese Geisterwelt sehe und sie mich sieht, an diesem Außernatürlichen nehme kein anderer Mensch Theil. Keinem ist der Glaube an sie zuzumuthen: denn nichts streitet das Gehirn dem Menschen so leicht hinweg als dieses Geisterschauen, Fühlen oder Hören, was ich aus eigener Erfahrung weiß, weil es mir anfänglich damit selbst so erging."

Gewiß ist diese Sache auch ein wahres noli me tangere. Die Eindrücke dieser Erscheinungen, waren sie auch augenblicklich noch so stark, verschwinden im Tumulte des Lebens sogleich wieder. Ich nehme mit Novalis an, daß im Momente, wo diese Einwirkungen geschehen, eine Inspiration (magnetisches Erwecken) statt findet, und ist diese wieder verschwunden (der Rapport aufgehoben), so tritt das momentan ausgeschlossen gewesene Gehirn mit seiner isolirenden Glastafel wieder in seine alten

Rechte, und wir versichern uns selbst, wir hätten uns doch wohl getäuscht.

Lange bat ich Frau H., zu bewerkstelligen, daß ich doch nur einmal einen Geist höre. Als dieß später sehr oft geschehen war, war mir dieß noch nicht überzeugend genug, und ich drang in sie, zu bewerkstelligen, daß auch ich einen Geist sehe, worauf sie mir im schlafwachen Zustande folgende Verse schrieb:

„Diese Sehnsucht dir zu stillen,
Lieget nicht in meinem Willen,
Wär' es gut dir, würd's geschehn;
Hörtest sie, nun willst sie seh'n.
Sah'st du sie, dann willst sie greifen,
Nicht als zarte Wolkenstreifen,
Nein! zur Untersuchung stehn
Sollen dir sie, halten Stich.
Also ist der Mensch und war auch ich."

Es gibt Menschen, die mir aus diesem Wunsch ein Verbrechen machen. „Wer diese Geschichte unbefangen liest (sagt Eschenmayer in seinen Mysterien), muß sogleich einsehen, daß es nicht dabei um die bloß magnetischen Phänomene zu thun ist, die wohl auch zerstreut in andern Geschichten vorkommen, sondern um den Thatbestand, welcher von einer Mittheilung Verstorbener zeugt. Es handelt sich hier um Lehren und Beweise, die das größte Interesse für die Bestimmung des Menschen haben. Was daher Einer als verwerfliche Willkür tadelt, scheint mir eine wahre Verpflichtung des Arztes gewesen zu seyn. Auch ich äußerte den Wunsch, mich sinnlich zu überzeugen, allein die Seherin erwiederte, daß dieß nicht in ihrer Macht stehe, und daß es nur unter besondern Umständen möglich sey."

Es gab auch Menschen, welche behaupteten: „durch diese meine Sucht, Geister sehen zu wollen, seyen erst diese Geister in Frau H. gelegt worden;" und andere, welche sagten: „Alles kam aus dieser Wahnsinnigen in den Arzt und ihre Umgebung." Denn Geister sollen nicht seyn, weil sie nun einmal nicht in die Ideen jener Herren von Gott und Himmel passen.[1]

[1] All dieß alberne Gerede kaute Hr. Pfarrer Wirth in seiner schon angeführten Schrift dem Publikum wieder aufs neue vor.

Frau H. war allerdings für sich stehend und nicht im mindesten mit einer von dem Willen eines Magnetiseurs abhängenden Somnambulen zu vergleichen; aber sie wirkte dennoch nicht mit solchem Uebergewicht auf ihre Umgebung, daß auch diese durch ihre Einwirkung in magnetischen Wahnsinn (wie die Scharfsinnigen den Seelenzustand dieser Frau zu nennen pflegen) verfiel und mit ihr dann ein und eben dasselbe Schauen und Glauben hatte. Sie erschien jedem, der sie kennen lernte, als eine ganz verständige Frau (so sprach sie auch von weltlichen Dingen, z. B. von allen nur möglichen Geschäften einer Hausfrau, stets mit Verstand und Umsicht), die aber in einem außerordentlichen, in einem höhern Seelenzustande, als der Alltagsmensch begriffen war, mit dem der Leib nicht gleichen Flug halten konnte, die aber dennoch immer noch im Leibe, und dessen Hemmungen und Fehler unterworfen war.

„Der Wahnsinn," sagt Eschenmayer, „besteht darin, daß die fixe Idee nie mit der Wirklichkeit und der Erfolg nie mit der vorausgegangenen Aussage übereinstimmt, was bei der Seherin gerade der umgekehrte Fall war, und so hat die Meinung, daß die Seherin in einer Art Wahnsinn und ihre Geisterwelt eine fixe Idee gewesen sey, neben ihrer Dürftigkeit noch die größte Inconsequenz in sich." —

Aber dennoch — Frau H. war wahnsinnig! Es gibt einen göttlichen Wahnsinn, den die Alten am besten verstanden. Sie war wahnsinnig, wie Plato es war. Aber sie wurde deßwegen von mir und Andern ihrer Umgebung dennoch als wie ein anderer Mensch im Fleische betrachtet, und ihr gar wohl widersprochen, wo man mit ihr, sey's mit Recht oder Unrecht, nun einmal nicht gleicher Meinung seyn konnte, oder wo es darauf ankam, sie durch Gegengründe von Dingen, die ihr schädlich waren, z. B. von jenem Umgang mit Geistern, abbringen zu wollen.

Die Beweise dafür sind folgende:

Schon aus der ersten Erscheinungsgeschichte, die sich hier ereignete, ist zu ersehen, daß ich diese anfänglich auch nur für eine Vision hielt, und in diesem Sinne machte ich der Frau H. auch Widersprüche gegen sie, und leitete sie auch in jenen kleinen Versen dahin. Erst das große, durch keinen Kritikus

geschwächte Resultat brachte mich auf die gleiche Meinung der Frau H., aber ohne daß ich die folgende Erscheinung und Geschichten, ohne ihr zu widersprechen, mit ihr auch sogleich in gleichem Glauben angenommen hätte.

Selbst als ich mich durch die auffallendsten Thatsachen überzeugte, daß hier mehr als Vision sey, unterließ ich doch nicht, der Frau H. alle möglichen Einwürfe gegen ihre Annahme einer wirklichen Realität ihrer Erscheinungen zu machen.

So hielt ich ihr, wie unten näher bemerkt ist, jene Theorie magnetischer Ansteckung lange vor, und man sehe unten, was sie darauf erwiederte. Aus der im Jahre 1826 zu Bonn von Hrn. Professor Müller erschienenen Schrift: „Ueber phantastische Geistererscheinungen und Gesichtstäuschungen," die ich ihr zu lieb erkaufte, machte ich sie mit den Visionen von Nicolai u. s. w. bekannt, bat sie ihre Erscheinungen zu prüfen, sie mit den dort gegebenen zu vergleichen, sich belehren zu lassen — allein die Geister kamen nach wie vor, auch Andern oft hörbar und fühlbar, und eine überzeugende Thatsache folgte der andern.

Von jenen Versen in der letzten Thatsache war auch ich die Veranlassung. Frau H. schrieb sie, mir verborgen, geheim in ihr Tagebuch. Am Tage zuvor hatte ich ihr vorgestellt, daß es sehr brave Menschen gebe, was mir so sehr arg sey, die gerade durch jene Erscheinungen an ihr irre würden, andere, die es recht gut mit ihr meinten, die nie glauben könnten, daß sie betrüge (was doch gewiß keiner glauben könne, der sie kenne), seyen wenigstens der Meinung, als werde sie von ihrem eigenen Ich belogen. Wenn auch auffallende Thatsachen schon mich und andere Freunde von der Realität ihrer Erscheinungen überzeugt hätten, so solle sie, könne sie sie nicht von sich bringen (was immer in jedem Falle das Beste wäre), doch nie sie zu prüfen unterlassen. Es ist mir leid, daß diese Vorstellung sie zu Thränen brachte, worauf sie alsdann in ihr Tagebuch jenen Vers schrieb:

„Du, Vater, bist gerecht,
Kennst mich alleine,
Weißt, ob ich gut, ob schlecht,
Weißt, wie ich's meine;
Ob ich betrüge,
Mich selbst belüge,

Ob dieses Schauen ächt,
Ob unrein oder reine:
Und ob dieß Schauen gleich
Von dir gekommen;
Wär ich doch freudenreich,
Würd's mir genommen;
Ja, wollest mir dieß innre Aug' verhüllen!
Doch willst du's nicht — trag' ich's nach deinem Willen."

Noch wenige Monate vor ihrem Tode schrieb mir Frau H., als ich ihr schriftlich meinen Zweifel über die in der Geschichte Bellons (s. unten) vorgekommene Rechnung mit den 9 Groschen bei Durchgang dieser Geschichte äußerte: „Ich hätte darüber allerdings noch mehr Auskunft ertheilen sollen, aber Sie wissen ja selbst, wie viele Widersprüche und Einwürfe mir immer entgegengehalten wurden, ich wurde da Manches zu sagen müde, behielt es lieber für mich, und Sie erhielten wohl oft nur unzusammenhängende Bruchstücke."

Aus dem Umstande, daß ich von Frau H. nach all den hörbaren Erscheinungen auch endlich einmal verlangte einen Geist zu sehen, und daß sie bei der Geschichte jenes schwarzen Geistes sagte, als ich ihr eigentlich befahl, sich doch nicht mehr so mit diesen Geistern zu befassen: das hätte früher geschehen können, nun aber, wo ich so in sie gedrungen, zu bewerkstelligen, daß ich auch einmal einen Geist sehe, könne das nicht mehr seyn, — machen gewisse Herren mir das größte Verbrechen und ziehen daraus schnurstracks den Schluß: ich Geistersüchtiger hätte diese Frau H. erst zu diesem wahnsinnigen Sehen gebracht.

Aber abgesehen davon, daß Frau H., noch ehe sie hieher kam, Geister sah und Jahre lang in ihrem Umgange war, gerade wo sie einen Magnetiseur hatte, der durchaus nicht an Geister glaubte, zum Beweis, wie wenig sie von jeher von dem Glauben Anderer abhängig war, so resultirt aus jenen Stellen gar nichts, als daß ich noch nicht so geistergläubig als Frau H. war, von ihrem Glauben noch abwich, wie ich auch ihr Schauen nicht hatte, und ihr zu verstehen gab (was wenigstens ihren Glauben nicht wird unterstützt heißen), es können Andere bei all dem Unbegreiflichen, was man durch andere Sinnen vernahm, noch nicht die völlige Ueberzeugung gewinnen, komme es bei ihnen nicht auch bis zum Schauen. Und ich frage: war

dieses endliche Verlangen, da die Geistererscheinungen bei Frau H. ja doch durch keine Vorstellungen von mir und Andern, wie man unten sehen wird, aufhörten, ein Verbrechen? — Jene Worte: „das hätte früher geschehen können," bezogen sich einzig und allein nur auf die Geschichte jenes schwarzen Geistes, durchaus nicht auf frühere Geschichten, wie man ihnen irrig unterlegt. Ich hatte Frau H. schon früher oft im schlafwachen Zustande gesagt: sie solle ein Mittel angeben, wodurch diese Erscheinungen von ihr abzuwenden seyen; allein sie erwiederte: sie dürfe das nicht, sie könne das nicht, es wäre ihr Sünde; dennoch wiederholte ich oft, auch in ihrem Wachen, den Vorschlag, ihr selbst ein Amulet gegen diese Erscheinungen zu bereiten, sey sie es nicht zu thun im Stande; aber sie lehnte es immer, wie mit einem innern Schauer, ab. War nun dieses endliche Verlangen bei jenen Geschichten, die mein ganzes Haus auf die beunruhigendste Weise betrafen, mir wohl ein Verbrechen?

In diesen Geschichten fand nämlich in meinem Hause, was die reinste Wahrheit ist, nicht nur jenes unbegreifliche Werfen, Klopfen, Gehen statt, sondern es wurde auch (s. unten) ein kleiner Tisch, ohne äußere, sichtbare Berührung und Ursache, ins Zimmer geworfen, die Zinnteller in der Küche, dem ganzen Hause hörbar, unter einander geschleudert, und was dergleichen mehr war, was Andern freilich lächerlich und albern ist, und es mir auch wäre, hätte ich es nicht erfahren, jedesmal auf der Stelle mit gesunden Sinnen untersucht. Mitten im Gelächter und dem Spotte Anderer, kann mich das aber nur zum Ernst und Nachdenken stimmen, besonders wenn ich es mit andern Erscheinungen der Art, bei denen kein Somnambules mit im Spiele war, vergleiche, deren ich manche unten anführe.

Als Frau H. und ihre Mutter und Schwester mir Vieles von jenen so sehr hörbar gewesenen Erscheinungen zu Oberstenfeld erzählt, und auch hier schon so manches Auffallende der Art sich ereignet hatte, ersuchte ich den Hrn. Prälaten v. Märklin zu Heilbronn, einen Freund der Wahrheit, von dem ich aber zuvor wußte, daß er an keine Erscheinungen von Geistern glaubt, Frau H. zu besuchen, sich die Geschichte ihrer bisherigen Erscheinungen erzählen zu lassen, und sie durch seine Ansichten und Einwürfe zu belehren. Hr. Prälat v. Märklin besprach sich mit

Frau H. mit seiner gewohnten Menschenfreundlichkeit und Offenheit, ließ es auch an etwas kaustischer Lauge nicht fehlen, Frau H. brachte ihm Gegengründe vor, hörte ihn mit Vergnügen an, — allein die Geister kamen nach wie vor.

Einer der wärmsten Freunde der Frau H., der, wenn je einer psychisch in Hinsicht jener Erscheinungen auf sie hätte einwirken können, es gewiß gewesen wäre, war von K. aus L. Dieser brachte hier Monate lang zu, und Stunden lang, zum Troste der Leidenden, an ihrem Bette. Er war ein Freund von ihr im innigsten Sinne des Wortes, in dessen geistigem Umgange ihr manche Stunde versüßt wurde. Er besprach sich mit ihr sehr gern über geistige und geistliche Dinge, und auch über irdische; denn man konnte sich mit Frau H. über Alles, was nur den Menschen berührt, auf das angenehmste unterhalten, aber nie sprach er mit ihr über Geister, und brachte sie, wiewohl selten, die Rede darauf, so wies er sie mit Lächeln, als in diesem Punkte mit ihr nicht gleichglaubend, ab. Wie die Gesinnungen dieses Freundes, den Frau H. sehr lange zum mündlichen und schriftlichen Umgange hatte, in Hinsicht jenes Punktes waren, und wie auch dieser hinarbeitete, sie von diesen Erscheinungen zu befreien, kann wohl nichts besser beweisen, als folgender Auszug aus einem Briefe desselben, den er am 29. Februar 1827 von L. aus an sie schrieb, den sie mir mittheilte, und der noch bei meinem Tagebuch über sie liegt. Er sprach sie in ihm mit Du an, weil sie ihn darum im magnetischen Schlafe gebeten hatte.

„Ueber Manches, was du mir über deine Erscheinungen sagtest, hab' ich indessen, theils auf meinem Zimmer, theils auf meinen Spaziergängen, weiter nachgedacht. Nachdem mir einmal die Bibel Gottlob das höchste Buch geworden ist, unter dessen Prüfstein und Maßstab ich Alles ziehe, was mir in dem Leben nun noch vorkommt, und wofür ich auch, je vertrauter ich mit dem Sinn und Geist der Bibel werde, von ihr am meisten Licht und Aufklärung erhalte, so wirst du mir wohl zutrauen, daß ich es auch mit deinen Erscheinungen gethan habe, obgleich mir darüber nur Weniges bekannt wurde, weil ich dich nie hierüber zum Sprechen auffordern wollte, und es mir leid war, wenn du davon sprachest. Hiernach finde ich Manches, was du

mir über gemeinschaftliches Gebet, über die Bedingungen des Zusammenlebens und Wiedersehens von Eheleuten in jenem Leben, über Schutzgeister, gesagt hast, der Bibel ganz gemäß, und es kann nach ihr nicht anders seyn; Einiges aber kann ich jezt noch nicht mit der Bibel reimen, und so lange hat es auch für mich noch keine Ueberzeugungskraft. Hieher gehört besonders, was du in verschiedenen Beziehungen und Schilderungen von einem Mittelreiche sprachest. Nicht deine Erscheinungen, aber die Demuth und Unbefangenheit, mit denen du selbst von ihnen sprichst, haben mich erfreut. Du sprichst zwar wenig von ihnen, aber bestrebe dich doch, von ihnen noch immer weniger zu reden, und kommt einer, so sage: „hebe dich weg von mir! es möge an ihm seyn, was da wolle." — Frau H. gab mir diesen Brief zu lesen, ich empfahl ihn ihr zur Beherzigung. Sie erhielt von dem warmen Freunde noch viele psychische Arzneimittel der Art, allein — die Geister kamen nach wie vor.

Als Frau Gräfin von Maldeghem und deren Gatte sich mehrere Monate hier im Umgange mit Frau H. befanden, wurde nie eine Sylbe von Geistern gesprochen, schon deßwegen, weil die kranke Frau Gräfin von Maldeghem dadurch angegriffen worden wäre.

Der Herr Graf, der sich sehr oft mit Frau H. unterhielt, glaubte auch nicht an Geister, und auch dieser Umgang gab ihr daher keine Nahrung in ihrem Glauben, allein dessen ungeachtet gingen, auch um jene Zeit, die Geister bei ihr aus und ein.

Meine Gattin, die, besonders als Frau H. in unserm Hause wohnte, sehr oft in ihrem Umgange war, und ihr bei Tag und bei Nacht, was wohl selten noch die Frau eines Arztes that, viele hundert Krämpfe mit Auflegung der Hände stillte, nährte in Frau H. den Geisterglauben nicht im mindesten, sie lag hierüber oft mit ihr in Widerspruch und freundschaftlichem Streit, ob sie gleich eine auffallende Geisterlehre (s. die vierte Thatsache) erhalten hatte.

Von einem Freunde, der Frau H. oft besuchte, und der auch an keine Geister glaubte, wurde sie einmal auf die Probe gestellt. Er las mir und ihr aus einem Briefe vor, daß ein Bekannter von ihr, den wir krank wußten, und der ihr versprochen hatte, einmal auch nach dem Tode zu ihr zu kommen,

vor einigen Wochen gestorben sey. Die Nachricht war ihr und mir ganz glaublich. Ich und der Freund, der mich auf meinem Glauben ließ, warteten alle Tage, um bald von Frau H. zu hören, der Bekannte sey als Geist zu ihr gekommen; es verstrichen aber Monate, — er kam nicht, und jetzt erst that der Freund uns seine Täuschung kund, die ihm Frau H. aber doch nicht ganz gut aufnahm.

Auf eine andere Probe wurde Frau H. durch einen Freund von mir in St. gestellt. Es kam schon seit langem der Geist eines Verstorbenen zu Frau H., den sie im Leben nie gesehen, von ihm auch nie etwas gehört hatte. Der Freund bat Frau H., den Verstorbenen um das Jahr seiner Geburt zu befragen, das weder er noch ich wußte.

Es geschah. Der Freund erkundigte sich bei den Verwandten zu St., ob das wirklich das Jahr der Geburt jenes Mannes gewesen, und erhielt „nein" zur Antwort. Der Freund schrieb es sogleich hieher, und ich las es Frau H. vor mit der Bemerkung, das wäre doch nun ein gewaltiger Beweis gegen die Realität ihrer Erscheinungen. Frau H. ließ sich aber nicht irre machen, sie sagte mir ganz ruhig: so frage ich noch einmal! Sie fragte noch einmal, und der Geist gab abermal die gleiche Jahrszahl an. Das schrieb ich wieder nach St., und als man bestimmter nachforschte, erkannten die Verwandten, daß sie sich geirrt hatten; die zuerst von Frau H. und der Erscheinung angegebene Jahrszahl war *wirklich* die richtige.

Solche und andere auffallende, unwiderstreitbare Thatsachen, deren viele, die in Privatverhältnisse zu sehr eingreifen, nicht öffentlich gegeben werden können, brachten in mir und andern Freunden, den uns von der Welt so *übelgenommenen* Glauben an die Möglichkeit der Mittheilung verstorbener Menschen und die Realität dieser Erscheinungen der Frau H. hervor, der um so stärker werden muß, wenn wir sie mit vielen unbestreitbaren, ihnen ähnlichen Thatsachen, wo keine Somnambule mit im Spiele war, noch zusammenhalten. Können Andere nicht den gleichen Glauben gewinnen, — so wird dadurch der unsere nicht geschwächt, und wir dringen ihn Keinem auf. Frau H. konnte von ihrem Glauben nicht lassen, trotz der vielen Widersprüche, die sie stets erhielt, weil sie von dessen Wahrheit die

völligste Ueberzeugung hatte. Jenes Sehen hätte ihr auch durch alle Widersprüche und psychischen Manipulationen nicht genommen werden können, weil es ihr von Kindheit auf eigenthümlich, weil es mit ihr geboren war, wie es noch manche Menschen gibt, welche die gleiche Eigenschaft, ohne sich im magnetischen Zustande zu befinden, und bei ganz robustem Körper, haben. Es ist dies eine eigene Gabe, die noch nicht genug beachtet wurde, weil man, wo man sie bemerkt, sogleich nur von Wahnsinn spricht. Bei Frau H. erhielt die natürliche Gabe nur größere Ausbildung und Steigerung durch den Magnetismus. Hätte sie diese Gabe nicht gehabt, so hätte sie können magnetisch seyn, ohne in diesem Grade Geister sehen zu können.

Am Umgange mit Menschen, die, bei anderer Organisation, in diesem Punkte andern Glaubens waren, fehlte es Frau H., besonders während ihres hiesigen Aufenthaltes, nicht im mindesten, ja, man legte ihr wohl nur zu oft Glas (Gehirnleben) aufs Herz, und dieser Glasversuch möchte wohl von allen Versuchen ihr immer der schmerzhafteste gewesen seyn. Zur Besserung führte er sie nie. Auch von diesem Versuche an ihr bin ich nicht freizusprechen, und das ist derjenige, den ich allein bereue, er fruchtete nie etwas und that immer weh.

Diese Gabe Geister zu sehen, ist zwar wohl selten einem sonst gesunden Menschen in dem Grade wie unserer Seherin eigen; doch gibt es gewiß mehr Menschen, als wir vermeinen, die diese Gabe, wenn auch im geringeren Grade besitzen, Menschen, die mehr oder weniger im Zustande des innern Schauens sind, und dazu erfordert es nicht immer gerade einen krankhaften Zustand, diese Gabe ist gerade oft mit dem gesundesten Körper verbunden.

Außer dem Großvater unserer Seherin liefert hiefür Herr Stadtrath S—l zu Neustadt an der Linde (wenige Stunden von hier) ein auffallendes Beispiel.

In diesem Manne, der nun bei ungeschwächten Kräften das 65ste Jahr erreicht hat, entwickelte sich vom 20sten Jahre an, ohne alle vorausgegangene Krankheit, in einem ganz wachen, für das äußere Leben äußerst thätigen Zustande, ein inneres Schauen, wie man es sonst bei Schlafwachen zu finden meint. Bei der Gabe Geister zu sehen, sieht S. wie unsere Seherin in jedem Menschen, versteckt ihn die Hülle auch noch so sehr, den

innern geistigen Menschen im Bilde: auch ist das Ahnungsvermögen in ihm sehr hoch gesteigert.

„Einsmals," so erzählte er mir, „als ich beschäftigt war, einem Verwandten ein gewisses sehr rechtschaffenes Mädchen zum Weibe anzurathen und wach zu Bette lag, wurden die Vorhänge meines Zimmers von einander gezogen, und ich erblickte einen Arm, der in der Hand mir ein schwarzes Täfelchen vorhielt, auf dem mit ganz besondern Schriftzeichen, die mir sonst völlig unbekannt waren, geschrieben stand: „Friederike (so hieß jenes Mädchen) wird sich in drei Jahren, vier Monaten und zwei Tagen verehlichen." —

„Ich verwunderte mich, daß ich diese ganz fremde Schrift (man erinnere sich hier an die Sprache des Innern) lesen konnte, aber ich vermochte es und schrieb sie sogleich nieder, und was sie sagte, traf auch auf den Tag zu. Mit meinem Verwandten verehlichte sich das Mädchen nicht, aber nach drei Jahren, vier Monaten und einigen Tagen erhielt ich von einem fremden Orte, in den das Mädchen inzwischen gekommen war, die Nachricht, daß sie sich an jenem Tage mit einem andern Manne verehlichte."

Von seinem Geistersehen sagt S.: „Ich sehe die Geister immer in bläulich grauer Gestalt, oft auch braun, in Bekleidungen, wie sie vielleicht im Leben getragen. An Orten, wo Geister sind, z. E. in Häusern, wandelt mich stets ein besonderes Gefühl an, es ist kein Gefühl von Schauer (noch nie hat mich dieser beim Erblicken eines Geistes befallen), es ist ein schwer auszusprechendes Gefühl im Innern, das mir ihre Nähe kund gibt. Schon sehr oft bemerkte ich, daß Thiere, z. B. Hunde, sie mit mir zugleich fühlten oder sahen, wo andere Menschen von ihnen keine Ahnung hatten. Im Uebrigen wies ich noch immer jede Annäherung von ihnen zurück, ließ mich mit ihnen, ob es gleich in meiner Macht stände, noch in keine nähere Verbindung, z. B. durch Fragen, Gespräche u. s. w., ein.

Dieses Schauen Herrn S. ist um so merkwürdiger, da es in dem kraftvollsten und in einem durch die Außenwelt nicht zu erschütternden Körper stattfindet. Herr S. ist noch in seinem 67sten Jahre ein Mann, der tagtäglich über Berg und Thäler unermüdet schreitet und sich jeder Witterung aussetzt, ohne je in seinem Leben krank geworden zu seyn.

Die Gabe Swedenborgs ist bekannt. Claudius sagt in seinem Wandsbecker Boten:

„Ob Swedenborg wirklich Geister oder sonst Neues gesehen, oder ob er ein Narr war, bleibt freilich die Frage. Aber man kann doch nicht wohl umhin zu glauben, daß Geister sind, und Swedenborg sagte ganz kalt und trocken in seinem Leben, und noch auf seinem Todtenbette in London, wo er den 24. September 1771 starb, er könne sie sehen und habe sie gesehen. (Auch unsere Seherin legte noch auf dem Todtenbette gleiches Zeugniß ab.) Weil nun die neue Welt doch schon vor Herrn Projektmacher Columbus ganz richtig und natürlich da war, ob man gleich in Europa kein Wort von ihr wußte, so könnte es vielleicht auch einen Weg zum Geistersehen geben, ob es gleich ein Geheimniß ist, wie die Brille dazu geschliffen werden muß. Und gesetzt auch, Einer schliffe und schiffte ganz abenteuerlich; nach der Meinung guter Leute liegt viel Klarheit im Verborgenen, vielleicht nahe bei uns, aber im Verborgenen, und so sollten uns alle Projekte eines guten Mannes, wenigstens als edles Ringen nach ihr, heilig seyn."

„Man führt (sagt Friedrich Meyer, in seinen Blättern für höhere Wahrheit), um die Erscheinungen der Seherin von Prevorst für Hirngespinnste ausgeben zu können, die Beispiele von Nicolai's hämorrhoidalischen Visionen an, von den Gesichtern des englischen Malers Blacke, der nach Belieben oder auch wider Willen viele historische Figuren einzeln vor sich sah und sie hiernach porträtirte, was auch bei andern Zeichnern geschehen seyn soll, und so mehrere Sehereien nervenkranker, melancholischer, hypochondrischer und hysterischer Personen. Wir sind gar nicht geneigt, alles vermeinte Sehen für objektiv und keines für subjektiv (von innen aus projicirt) zu halten; man muß die Sache nur gehörig zurechtlegen. Das Sehen geistiger Gegenstände ist eine Art Traum, d. i. es geschieht mit eber dem innern Auge der Seele, welches uns im gemeinem Schlaftraum Gestalten sehen läßt, kann aber von da aus in das äußere Sehorgan hervortreten, ja sich sogleich mit diesem verbinden; bei wem aber das innere oder andere Gesicht nicht aufgeschlossen ist,

der sieht mit dem äußern Auge von solchen Dingen nichts. Nun wissen wir auch von den gemeinen Schlafgesichtern nicht, wie weit ihre Objektivität oder Subjektivität reicht; daß es objektive Träume, Erscheinungen von Engeln und andern Geistern im Nachtschlaf gibt, sagt uns die heilige Schrift, ebenso daß man am Tage gegenständliche Visionen haben könne. Da aber viele, oder wie man gewöhnlich annimmt, die meisten Träume nur eigene Einbildungen, Selbstgeschöpfe, Spiele der Phantasie sind, so läßt sich wohl zugeben, daß, was diese magische Kraft im Schlaf uns vorgaukelt, sie auch im Wachen ohne alle äußere Realität vor uns erschaffen könne. Ja, wie die Traumbilder sich nach den Individualitäten der Träumer richten, so können nicht nur die leeren Phantasien im Wachen, sondern auch die objektiven sich darnach gestalten, mehr oder weniger wahr oder rein seyn; ein trüber oder falscher Spiegel stellt die Gegenstände nur dar, wie er sie auffaßt, und nicht wie sie an sich vor ihn treten. In der That formirt sich das Bild des Gegenstandes, unabhängiger oder abhängiger von seiner Realität, erst im Gesichtsfocus oder im Organ des Sehers, und hiernach sieht er dasselbe, und es können verschiedene Seher denselben Gegenstand verschieden sehen. Daher rührt die Unsicherheit von Nebenumständen bei vielen Visionen, auch im Ganzen die Unzuverlässigkeit aller nicht wahrhaft göttlichen Schauer, oder zur Zeit wo sie dieses nicht wirklich sind, obgleich ihr inneres Auge einmal für immer geöffnet ist; dieses Auge kann sich dann selbst Visionen vorspielen, wahre abändern und falsche Umstände dazwischen schieben. So verhält es sich mit manchen Somnambulen, so verhielt es sich mit Swedenborg, der überdem zuweilen durch Geister geirrt war, wie auch Andere durch Lügengeister geirrt werden können. Aus dem Allem aber folgt noch bei weitem nicht, daß das durch Nervenaffektion geöffnete Auge Nicolai's, daß Blacke und Andere, nur lauter eigene Imaginationen gesehen hätten, sondern die Bilder können aus wesentlichen und erträumten gemischt gewesen seyn. Dagegen sollen wir alles Seherwesen nach dem Kanon, nach dem festen prophetischen Wort prüfen. Wegen der Unsicherheit der Auffassung das geistige Sehen selbst läugnen, wäre ein desto größerer Mißgriff, da bei dem leiblichen Sehen sich ein Gleiches ereignet. Es wollen

zuweilen Personen physische Thatsachen gesehen haben, von denen andere nichts wahrnehmen; eine und dieselbe Begebenheit wird oft von gleich redlichen Augenzeugen mit ganz verschiedenen Umständen erzählt, und dieses rechtfertigt mit das weise Gesetz, daß wenigstens zwei übereinstimmende Zeugen zum Beweis eines Thatumstandes vorhanden seyn müssen. Um deßwillen wird jedoch Niemand das Daseyn eines Gesichtssinns und seine Gegenstände bezweifeln, er müßte denn ein absoluter Skeptiker oder blind geboren seyn, wie die meisten Menschen es in Bezug auf das andere oder geistige Gesicht wirklich sind. Glauben wir der Schrift, so gibt es ein solches (S. u. d. 2 Kön. 6, 17.); glauben wir unserer eigenen gewöhnlichen Erfahrung, so läugnen wir es; es ist klar, was daraus folgt. Die Seherin von Prevorst gehört aber allen Anzeichen nach unter diejenigen Hellsehenden, denen diese Benennung in vorzüglichem Sinn zukommt, und sie war es als eine durch den Glauben geheiligte, bescheidene Seele und als Organ der Thatensprache Gottes an die versinnlichte und dunkelkluge Welt."

Sehr wurde auch zu einer natürlichen Erklärung dieser Erscheinungen der Seherin die Theorie der Ansteckung von den sogenannten Geistreichen und Scharfsinnigen zu Hülfe gerufen. Darüber ist unten gesprochen. Wenn wir solche Erklärungen gelten lassen (sagt Eschenmayer), was hält es auf, daß die Vernünftlinge nicht auch das Pfingstfest für eine Ansteckung erklären? Lassen wir dieß Alles dem Rationalismus zur beliebigen Erklärung, wir aber wollen aus dem Munde Petri den Propheten hören: „Und es soll geschehen in den letzten Tagen, ich will ausgießen von meinem Geiste auf alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, und eure Aeltesten sollen Träume haben. Und auf meine Knechte und Mägde will ich in denselbigen Tagen ausgießen von meinem Geiste, und sie sollen weissagen." Die Zeit, wo der Magnetismus sich häufiger zum Magismus steigern wird, ist nicht mehr sehr entfernt. Auch mein Freund Kerner weist am Ende seiner Epistel im Morgenblatt Nro. 35 (vom Jahr 1838) darauf hin, wenn er sagt: „Es bricht von Zeit zu Zeit in der Geschichte und oft unvermerkt in eines Menschen Leben ein Strahl aus den Mysterien des Weltplans

hervor, damit er die Wolken unseres Scheinlebens durchdringe. Wer aufblickt zum Himmel, sieht diesen Strahl wie einen Blitz in der Nacht, der auf Momente eine unbekannte Gegend erhellt. Wer aber niederblickt zur Erde, der kann jenen Strahl nicht sehen, und für ihn ist überall nur Nacht. Dem, der ihn sieht, bleibt auch der Lichtglanz der unbekannten Gegend immer im Andenken, und er wird seinen Schwung darnach richten. Wer ihn nicht sieht, hat auch kein Streben dahin, er bleibt von den kalten Armen der Erde umfangen, wie sich's gebührt; denn was die Erde als kriechende Raupe in sich birgt, das kann sie erst nach einer langen, langen Metamorphose als Schmetterling entlassen." [1]

[1] S. Eschenmayers Mysterien S. 81.

In der Natur gegründetes Ahnen einer nahen Geisterwelt.

Der Glaube an die Nähe einer Geisterwelt, an Geister, die noch, mehr oder weniger, an unsern Erdraum gebunden sind, an Menschenseelen, die aus den Gefilden des Todes wieder auf unserer Erde erscheinen können, ist allen Völkern gemein, ja, er ist so sehr in jede Menschenbrust gelegt, daß er aus derselben nur dann immer mehr verschwindet, je mehr der Mensch (als Volk oder Individuum) durch Cultur und Dressirung aus dem naturgemäßen Mittelpunkte weicht, der Natur entrückt wird, und der reflektirende Verstand in der Glastafel des Gehirnes an die Stelle des Ahnens und Schauens im Solargeflechte (Sonnenkreise) tritt.

„Der allgemeine Glaube aller Nationen der Erde (sagt Friederich v. Meyer[1]), die Zeugnisse vieler Verständigen und der Griff in den eigenen Busen: diese drei Stücke, die im Grunde eines und dasselbe sind, halten die Entscheidung des Zweifels zum Nichtglauben auf, und machen es dem Denker denkbar, daß mancher Unbegreiflichkeit zum Trotz, die er aber aus der Natur und aus der wahren Würdigung unserer sinnlichen Vorstellungen von Raum und Zeit allmählig aufs Begreiflichere zurückbringen lernen wird, es einen Aufenthalt der Todten gebe, aus dem dieselben auf die Oberwelt zurückkehren können, und dessen Grundzüge in den entstellten mythologischen Begriffen der alten Welt, des Heidenthums ungeachtet, als Lehren weiser Ahnen, die eine bessere Religion als den Götzendienst, und eine bessere

[1] S. dessen vortreffliche Schrift: Hades, ein Beitrag zur Theorie der Geisterkunde. 1816.

Erkenntniß als die Dichtersage hatten, deutlich wieder zu erkennen sind.“ —

Der Ursprung dieser Lehren weiser Ahnen ist auch wohl der, daß solche Vormenschen noch weniger aus den Kreisen des Innern gerückt waren, noch mehr in jenem Centrum des Sonnenkreises lebten, der auf jeder Menschenseele von Natur aus, als ein Abbild der Natur (Ahnung), mit jener Geisterwelt liegt.

Der Grund, warum so wenige Menschen (sagt unsere Seherin) das (objektive) Geisterreich fühlen und schauen, liegt darin, daß ihr Geist nicht geschickt ist, sich im Schauen ins Centrum des Sonnenkreises zu versetzen. Magnetische Personen können dieß am meisten, und daher sehen sie auch am meisten ins Geisterreich.

Weise der Vorwelt, denen jenes Schauen gegeben war, sprachen mit Bestimmtheit von einem solchen Geisterreiche, von einem solchen Mittelzustande nach dem Tode, von einer moralischen Schwere, die eine unreine Seele noch nach dem Tode zur Erde zieht.

So sagt Plato:[1] „Eine reine Seele begibt sich, wenn sie den Körper verläßt, zu dem, was ihr verwandt ist, zum Göttlichen, Unsterblichen und Vernünftigen. — — Wenn sie aber befleckt und ungereinigt den Körper verläßt, als eine, die immer mit demselben verbunden gewesen, die diesem nur gedient und ihn allein geliebt hat, die von ihm und den Begierden und Wollüsten bezaubert gewesen, so daß sie nichts Anderes für wahr und wirklich gehalten, als das Körperliche, das man berühren, sehen, trinken oder essen kann, oder dessen man sich zum sinnlichen Vergnügen der Liebe bedient; dasjenige aber, was den Augen verborgen und unsichtbar ist, was nur die Weisheit erforscht, zu hassen, zu fürchten und zu fliehen gewohnt geworden, glaubst du, daß eine solche Seele sich ganz vom Körper trennen werde? Keineswegs! — — Ich denke sie mir vielmehr durchdrungen von dem Körperlichen, welches die stete Verbindung und Gesellschaft des Leibes, mit dem sie immer umging, ihr anbildete. Dasjenige nun, was eine solche Seele mit sich nimmt, müssen wir für etwas Zusammengesetztes, Schweres, Irdisches

[1] S. Plato im Phädon.

und Sichtbares halten, welches sie darniederdrückt und zwingt, auf der Erde wieder zu erscheinen, und, wie sie das Unsichtbare und die Unterwelt schaut, um Gräber umherzuirren. Bei diesen haben schon oft sich Seelen der Verstorbenen in schattenähnlichen Bildern sehen lassen: denn diese haben solche Seelen an sich, die sich nicht völlig vom Körper getrennt und die etwas Sichtbares mitgenommen haben (den Nervengeist, nach unserer Seherin), weßwegen sie auch gesehen werden können. —— Gewiß ist es aber auch, daß das nicht Seelen der Frommen sind, sondern der Gottlosen, die gezwungen werden so umherzuirren, und für ihr vergangenes ruchloses Leben diese Strafe leiden."

Auch das Zeugniß vieler verständigen Menschen jetziger Zeit ist in die Wagschale zu legen. Ich lernte eine Reihe von Menschen kennen, die mir ganz ähnliche von ihnen erlebte, oder noch fortdauernde anscheinende Annäherungen aus einer Geisterwelt auf das unbefangenste erzählten; auch wurde mir eine Reihe von Häusern bekannt, an welche solche Erscheinungen wie fixirt zu seyn scheinen, so daß diese Sache weit verbreiteter ist, als man glaubt, und in jedem Falle einer ernstern Beobachtung und Untersuchung, als bisher geschah, werth ist. Eine große Reihe von bestätigenden Thatsachen solcher könnte ich hier aufführen; aber die menschliche Schwäche in diesem Punkte wurde mir zu sehr bekannt, die wohl in Freundescirkeln und in vertrauten Briefen solche erlebte Thatsachen mittheilt, öffentlich aber, um nicht ungebildet zu erscheinen(!), um nicht verlacht zu werden, sich der Bekenntnisse schämt.

„Wie viel weiter wir (s. Meyer's Blätter für höhere Wahrheit S. 392) in der Erkenntniß der höhern Naturerscheinungen wären, wenn wir nicht die Kinderei an uns hätten, uns vor der Ruthe der Alltagsvernunft zu fürchten, beweist das Bekenntniß eines großen Physikers und sehr witzigen Mannes, der bei entschiedener Scheu vor Aberglauben, dennoch, wie alle gründlichen Menschen, mit Achtung behandelte, was er nicht verstand."

Lichtenberg erzählt nämlich in seinem Nachlaß: „Ich lag einmal in meiner Jugend des Abends um 11 Uhr im Bette, und wachte ganz hell, denn ich hatte mich eben erst niedergelegt. Auf einmal wandelte mich eine Angst wegen Feuer an, die ich

kaum bändigen konnte, und mich dünkte, ich fühlte eine immer mehr zunehmende Wärme an den Füßen, wie von einem nahen Feuer. In dem Augenblick fing die Sturmglocke an zu schlagen, und es brannte, aber nicht in meiner Stube, sondern in einem ziemlich entfernten Hause. Diese Bemerkung habe ich, so viel ich mich jetzt erinnern kann, nie erzählt, weil ich mir nicht die Mühe geben wollte, sie durch Versicherungen gegen das Lächerliche, das sie zu haben scheint, und mich gegen die philosophische Herabsetzung mancher der Gegenwärtigen zu schützen."

Ich verweise hier auch darauf, was ich oben anführte, daß die auffallendste Erscheinung aus dieser Sphäre einem sogleich wieder im Tumulte des Lebens das eigene Gehirn wegstreitet, weil dieses, in Momenten wo der Mensch solche überirdische Anregungen (namentlich von einer Geisternähe) erhält, isolirt bleibt und nur nach deren Aufhebung wieder in Wirkung tritt.

Im Uebrigen konnte selbst ein Wieland, der in seiner Euthanasia die Möglichkeit einer Geistererscheinung mit skeptischem Witze behandelt, doch nicht umhin, eine Erscheinungsgeschichte ganz ohne Bezweifeln zu erzählen, und der sonst Alles zermalmende Kant[1] raisonnirt, kommt er auf diesen Punkt, nur so: „Die Philosophie, deren Eigendünkel macht, daß sie sich selbst allen eiteln Fragen bloßstellt, siehet sich oft bei dem Anlasse gewisser Erzählungen in schlimmer Verlegenheit, wenn sie entweder an Einigem in denselben ungestraft nicht zweifeln oder Manches davon unausgelacht nicht glauben darf. Beide Beschwerlichkeiten finden sich in gewissem Maaße bei den Geistergeschichten zusammen, die erste bei Anhörung desjenigen, der sie betheuert, und die zweite in Betracht derer, auf die man sie weiter bringt. In der That ist auch kein Vorwurf den Philosophen bitterer als der der Leichtgläubigkeit und der Ergebenheit in den gemeinen Wahn; und da diejenigen, welche sich darauf verstehen, guten Kaufs klug zu scheinen, ihr spöttisches Gelächter auf Alles werfen, was die Unwissenden und Weisen gewissermaßen gleich macht, indem es beiden unbegreiflich ist, so ist kein Wunder, daß die so häufig vorgegebenen Erscheinungen

[1] Kants vermischte Schriften, 2. B. S. 311.

großen Eingang finden, öffentlich aber entweder abgeläugnet, oder doch verhehlt werden. Man kann sich daher darauf verlassen, daß niemals eine Akademie der Wissenschaften diese Materie zur Preisfrage machen werde; nicht als wenn die Glieder derselben gänzlich von aller Ergebenheit in die gedachte Meinung frei wären, sondern weil die Regel der Klugheit den Fragen, welche der Vorwitz und die eitle Wißbegierde ohne Unterschied aufwirft, mit Recht Schranken setzt. Und so werden die Erzählungen von dieser Art wohl jederzeit nur heimliche Gläubige haben, öffentlich aber durch die herrschende Mode des Unglaubens verworfen werden."

Kant, dieser tiefe Denker, sprach am eben angeführten Orte aus: daß er eben so wenig wisse, wie der Geist des Menschen aus dieser Welt herausgehe, d. i., welches sein Zustand nach dem Tode sey, als wie er hineinkomme, d. i., was es mit Zeugung und Fortpflanzung für eine Bewandtniß habe; ja daß er nicht einmal wisse, wie er in dieser Welt gegenwärtig sey, d. i, wie eine immaterielle Natur in einem Körper und durch denselben wirksam seyn könne. Er schließt dieses Glaubensbekenntniß seines Gehirnwissens mit folgenden Worten: „Eben diese Unwissenheit macht auch, daß ich mich nicht unterstehe, so gänzlich alle Wahrheit an den mancherlei Geistererzählungen abzuläugnen, doch mit dem gewöhnlichen, obgleich wunderlichen Vorbehalt, eine jede einzelne derselben in Zweifel zu ziehen, allen zusammengenommen aber einigen Glauben beizumessen."

Dem Leser bleibt das Urtheil frei; was mich aber anbelangt, so ist zum wenigsten der Ausschlag auf die Seite der Gründe des zweiten Hauptstücks bei mir groß genug, mich bei Anhörung der mancherlei befremdlichen Erzählungen dieser Art ernsthaft und unentschieden zu verhalten. —

Möchten sich doch an diesen bescheidenen Aussprüchen dieses großen Denkers alle diejenigen spiegeln, die ihrer Natur nach, eingeschlossen in die isolirende Glastafel des Gehirnes, von Geistererscheinungen keine Ahnung haben, und deßwegen an solche auch nicht glauben können!

Von einem Hades oder Mittelreiche.

Vor drei Decennien erregte, nach Erscheinung der Geistertheorie von Jung, die Frage, ob die christliche Lehre, die Bibel, auch für das Daseyn eines solchen Mittelzustandes nach dem Tode spreche, einen großen Streit.

Erbittert fielen damals mehrere Schriftgelehrte über Jungs fromme Seele her mit angeblichen Beweisen, daß sein Glaube gegen die Bibel spreche.

Aber mit einer nur frommen, gläubigen Gemüthern eigenen Ruhe und Klarheit erschien Jung den Erbitterten gegenüber, und bestand sieghaft diesen Streit.

Man lese seine Apologie der Theorie der Geisterkunde, veranlaßt durch den Bannstrahl, den das Ministerium zu Basel auf ihn schleuderte. Man lese die später aus gleicher Veranlassung erschienene Schrift: „Hades von Friedrich v. Meyer," und man wird erkennen lernen, daß gerade die christliche Lehre es ist, die für das Daseyn eines solchen Mittelzustandes nach dem Tode, für einen Hades, wie ihn das neue Testament ja selbst immer nennt, spricht. Es ist auch durchaus unbestreitbar, daß diese Lehre vom Hades von den ersten Zeiten an, bis auf die Reformation, allgemeine Lehre der Kirche war.

Erst als die römische Kirche aus dem Hades ein Fegfeuer machte, und den Unfug bezahlter Seelenmessen einführte, setzten sich die Reformatoren gegen diese Lehre, und Luther strich, in seiner Uebersetzung der Bibel, die griechische Benennung Hades und die hebräische Scheol (beide deuten den dunklen schweigenden Behälter der abgeschiedenen Seelen, jenen Mittelzustand und nur selten die Hölle an) aus, und setzte für sie überall geradezu Hölle, zuweilen auch nur das Wort Grab.

Die hieher gehörenden Stellen, namentlich aus dem alten Testamente, kann der geneigte Leser in Jungs Apologie S. 33 bis 39 nachlesen.

Dessen ungeachtet war der Glaube Luthers an die Möglichkeit eines Wiedererscheinens Verstorbener, und selbst an Geisterspuk, sehr groß, wie auch seine Schriften uns mehrere ihm selbst widerfahrene Geistererscheinungen aufbewahren. Auch Melanchthon war der vollen Ueberzeugung, daß Verstorbene sich noch Lebenden zu offenbaren vermögen, wovon er aus seiner eigenen Familie ein auffallendes Beispiel (namentlich von der Schwester seines Vaters, der ihr Mann nach dem Tode erschien, und sie flehentlich bat, für ihn zu beten) anführt.

In dem griechischen Texte des neuen Testaments kommt das hebräische Wort Scheol nicht mehr vor, sondern das gleichbedeutende Hades. Die höchste Stufe im Hades war aber ein Ort der Ruhe und des Friedens, der von den Juden zu Christi Zeiten Paradies genannt wurde, so wie die niederste Stufe des Hades Geenna hieß und ein Ort der Qual war.

Hiedurch findet auch die oft gegen diesen Mittelzustand angeführte Parabel vom reichen und armen Mann ihre Erklärung. Der Reiche war im Qualorte des Hades (Geenna). Entfernt von ihm, auch im Hades, jedoch auf der höchsten Stufe desselben, im seligen Zustande, war Abraham und jener Arme.

Auch jene Worte Jesu zum Schächer am Kreuze sprechen nicht gegen jenen Mittelzustand. Sie beweisen nicht, daß der Schächer sogleich nach dem Tode in den eigentlichen Himmel, in den Ort der Seligen, und das Anschauen Gottes kam, das ja Christus nach seinem Tode auch nicht sogleich hatte, wie er ja auch nach seiner Auferstehung zu Maria sagte: „Ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater," sondern er kam in das Paradies, die höchste Stufe des Hades. Christus kam sobald er am Kreuze gestorben war, in jene Welt aller abgeschiedenen Seelen, gleich wie er in der Körperwelt war, sobald er aus dem Mutterschooße kam.

Die hieher gehörenden Stellen des neuen Testaments sind in Jungs Apologie S. 40 u. s. w. nachzulesen.

Man entgegne, was man wolle, feste Wahrheit bleibt, daß es sich weder mit der Natur der Sache noch mit der Schrift

verträgt, daß eine Seele, vom Leibe gelöst, sogleich auch von ihren Sünden, Lastern und falschen Meinungen befreit sey, und in idealen Formen zum reinen Aether aufschwebe.

„Es ist eine bekannte Wahrheit der geoffenbarten Religion, daß den Todten ihre Werke, d. i. ihre ganze Sinnesart, ihre Begierden, Zwecke und Gewohnheiten, nachfolgen; und hierin ist auch die mythologische Lehre so übereinstimmend, daß man erstaunen muß. Die alten Dichter selbst scheinen sich zu wundern, daß auch im Tode den Menschen seine Sorgen und Lieblingsmeinungen nicht verlassen. Eben dahin gehört die ängstliche Bekümmerniß der Seelen um die ordentliche Bestattung ihres Leichnams (man lese auch die Erscheinung eines Geistes, die Curtius Rufus hatte, von der der jüngere Plinius schreibt), welche in vielen Gespenstergeschichten wie bei den Dichtern vorkommt, und von Jung ohne Zweifel richtig als eine bedauernswürdige Folge der Anhänglichkeit an irdische Vorurtheile, als eine träumende Verirrung dieser Wesen erklärt wird. Ebenso wird dem Zweifler, leider! auch sein Zweifel nachfolgen, und ehe er sich entschließt, das Himmelreich zu nehmen wie ein Kind, wird er nicht hineinkommen. Wenn sich, wie man sagt, sogar Beispiele finden, daß abgeschiedene Seelen zweifelten, ob sie im Leben oder Tode seyen, so könnte, mit dem Erwachen der Seele im Hades, der Zweifel an der Unsterblichkeit selbst sammt dem an dem Daseyn Gottes ganz wie im Sinnenleben wieder rege werden, und es könnte eine falsche Einbildung so vieler Unschlüssigen seyn, daß sie dort, des verdrießlichen Glaubenmüssens überhoben, die höhere Wahrheit unverschleiert sehen würden. Alles, was ihnen hier unten etwa werden kann, ist die Gewißheit ihrer Fortdauer; aber sie werden noch fähig seyn, an Gott zu zweifeln, weil sie Gott so wenig sehen werden wie hier, wo weder die Wunder der Natur und Weltregierung, noch seine innere Stimme sie von seinem Daseyn überzeugen konnte; sie werden fähig seyn, an der göttlichen Eigenschaft des Erlösers und an dem ausschließlichen Heil in seinen Wunden zu zweifeln, weil nicht Zweifel, sondern Glaube allein zu seinem Anschauen und seinem eigenen Unterricht führen kann; sie werden endlich, wie hier, fähig seyn an der Nothwendigkeit der Tugend und der Buße, an der Kraft der Gottseligkeit

und dem Segen der Heiligung zu zweifeln, weil, so lange ihnen im Hades selbst Frist gegeben ist, kein entscheidendes Gericht sie beschämt. Sie werden bloß mit Seelen ihrer Art Umgang haben können, und dadurch von höhern Belehrungen um so mehr ausgeschlossen seyn, die Hülfe der zu ihnen ausgesandten Boten Gottes aber wohl eben so sehr verachten, als sie es schon in diesem Leben thaten, und sogar durch steigendere innere Unglückseligkeit nicht bewogen werden, der Zweifelsucht abzusagen, weil abermal Glaube dazu gehören wird, den wahren Grund davon einzusehen; gleichwie ihnen hier nicht im mindesten beifiel, ihre Unbehaglichkeiten und Melancholien einer andern als körperlichen Ursache zuzuschreiben. Die Schrift sagt uns: wer zu Gott kommen will, muß glauben, und selig sind die, welche nicht sehen und doch glauben.

Der wahre Glaube ist die lebendige Begierde nach Gott und dem ganzen Inbegriff seiner Gnadenanstalten. Von dieser Begierde ist die Ueberzeugung von dem Daseyn ihrer besagten Gegenstände unzertrennlich. Der Zunder dieser Begierde aber ist nichts Anderes als Selbsterkenntniß, Verzweifeln an eigener Weisheit und Vollkommenheit, Verabscheuung des natürlichen Menschenzustandes, Armuth des Geistes. So nun diese Eigenschaften der Seele fehlen, wie kann sie den wahren Glauben haben. Und so sie den wahren Glauben nicht hat, wie kann sie zu Gott kommen und selig werden?" [1]

Dieß sind Wahrheiten, zu denen die Geister unserer Seherin die Belege liefern.

Nicht selige Geister sind es, die aus diesem Zwischenreiche erscheinen, nicht reine, durch himmlisches Licht erleuchtete Geister; nein, es sind Hinübergegangene aus der gemeinen Menschenwelt, denen ihre Werke, ihre Begierden und Gewohnheiten, die Irrthümer, die sie in dieser Welt hatten, nachfolgten.

Von diesem Gesichtspunkt aus nehme man die unserer Seherin aus diesem in unsere Welt hereinragenden Geisterreich im Luftbilde des Nervengeistes sichtbar und hörbar gewordenen Wesen, ihr Begehren und Glauben mit all seinem Irrwahn, und sey nicht der Meinung, Geister können nur geistig seyn, und

[1] Aus v. Meyers vortrefflicher Schrift: Hades. S. 38—40.

sollten wenigstens vermittelst eines ästhetischen Reizes die Phantasie befriedigen. Hier fällt alles Idealische weg, eben weil die menschliche Hülle wegfällt, die den Heuchler, den Boshaften u. s. w. deckte, und erscheint nun jedes Laster und Verbrechen in seiner Nacktheit, weil es sich in dem leichten Ueberwurfe, der der Seele noch bleibt (dem Nervengeiste), weit deutlicher ausdrückt als in Fleisch und Blut.

Man denke sich einmal den vom Leibe losen Geist eines Menschen, dessen Seele im Leben selbst sich nur halbthierisch kund gab; und wie viele Menschen der Art sieht man auf dem Markte des Lebens! Die Neigungen und Laster eines solchen Menschen, fällt der Leib ab, bleiben nicht im Leibe, sie bleiben in der Seele zurück, der der Leib gehorchen mußte, und wie wird sich dann ein solcher Geist gebärden, in dem immer noch jene Leidenschaften und Neigungen leben, für den aber kein Leib und keine Sinnenwelt mehr existirt, die sie ausführen! — Wird so ein Geist mit seiner Schwere nicht immer noch zur Sinnenwelt zurückstreben, wo sein Schatz ist? — „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz."

Hat der Mensch im Leben immer nur die Welt geliebt und in ihr seinen Schatz gesucht, so bleibt auch nach dem Tode sein Herz (sein Geist) an dieselbe gebunden und kann sich nicht losmachen. Aber eben dieses Nichtlosmachenkönnen ist eine Pein, weil zum Genusse des Irdischen der Körper fehlt, der Genuß der höhern Glückseligkeit aber verboten ist, und das ist die gerechte Strafe des Erdenbannes, dem diese Unseligen zu ihrer Besserung hingegeben sind.

Jakob Böhme, dieser Seher, sagt (s. dessen Menschwerdung Christi, III. Th. 4, 3.):

„So nun der Leib zerbricht und stirbt, so behält die Seele ihre Bildniß als ihren Willensgeist. Jetzt ist er zwar von dem Leibesbilde weg, denn im Sterben ist eine Trennung; alsdann erscheint die Bildniß mit und in den Dingen, was sie allhier hat in sich genommen, damit sie ist inficirt worden, denn denselben Quell hat sie in sich. Was sie allhier liebte, und ihr Schatz gewesen und darein der Willensgeist einging, nach demselben figurirt sich nun auch die seelische Bildniß. Hat einer bei Lebenszeiten sein Herz und Gemüth z. B. in Hoffart gewendet,

so quillet derselbe Schatz im Seelenfeuer in der Bildniß immer auf, und fährt über die Liebe und Sanftmuth als über Gottes Freiheit aus, und kann diese nicht ergreifen noch besitzen, sondern quillet also in sich in solcher Angstqual, und figurirt sich der Willensgeist immer nach den irdischen Dingen, darein sein Wille ging. Glänzet also damit im Seelenfeuer und steiget immer in Hoffart auf, und will im Feuer über Gottes Sanftmuth ausfahren; denn er kann nun keinen andern Willen schöpfen, und nicht in das heilige Mysterium eingehen, darin er möchte einen andern Willen fassen, sondern er lebt nur bloß in sich selber, und hat nichts, mag auch nichts erreichen, als was er bereits im äußern Leben in sich gefaßt. Und also geht es auch einem Geizigen, welcher in seiner Bildniß die Geizsucht magisch hält, und der immer viel haben will, und dem nun immer in seinem Willensgeiste das figurirt wird, damit er bei Leibes Leben umging; weil ihn aber dasselbe Wesen verlassen und sein Wesen nicht mehr irdisch ist, so führet er doch den Willengeist in dieser Gestalt, plaget und quälet sich doch damit."

Man meint, J. Böhme habe in dieser Schilderung alle jene Gestalten unserer Seherin vor sich gehabt, so sehr sehen sie einander gleich. Nach H. nimmt die Seele ihren moralischen Werth oder Unwerth als bleibend in ihren Lebenskreis auf, während der Sonnenkreis, der der Seele zur Bewegung nach außen und zur Reflexion nach innen diente, nach vollendeten Cyklen mit dem Tode abfällt. Der moralische Werth oder Unwerth figurirt sich nun im Willensgeist nach Art und Weise, was die Seele während des Lebens vorzugsweise geliebt hat; denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Jedes Laster, jede Schuld, jedes Verbrechen, überhaupt jede schwere Sünde figurirt sich im Willensgeiste gerade so, als ob er seine Richtung noch in die Welt hätte. Das Figuriren selbst geschieht durch den Nervengeist, den die Seele mit sich nimmt, und der eben die bloß moralischen Charaktere und Gepräge plastisch in sich aufnimmt und ihnen Gestalt gibt, d. h. die Seele nimmt, wie sie ist, durch ihn bildliche Form an. Da aber die falsche Erkenntniß und das falsche Gefühl schon im Willengeiste steckt, so muß er jetzt in sich selber leben, da ihm alle Hülfsmittel neuer Erkenntnisse und neuer Gefühle, die ihm während des

Lebens offen standen, mit der Trennung entschwunden sind. Hier fühlt man erst, was es um die Liebe im christlichen Sinne ist, denn sie öffnet dem Willengeist alle Wege zum Himmelreich, und beflügelt ihn mit himmlischem Aether, während der in die Selbstsucht sich hineinlebende Willengeist sich alle Wege verschließt, und durch die Last der Sünde immer weiter abwärts gezogen wird. Böhme spricht hier beispielsweise nur von Hoffart und Geiz. In den Gestalten unserer Seherin figurirt sich auch die Schuld und das Verbrechen.

Die andere Welt ist eine aufrichtige Welt, wo der Heuchler uns nicht täuschen kann: denn die Lüge wird an ihrer Farbe erkannt, jedes Laster wird zur Grimasse, der Betrug zum Scheusal und schwere Verbrechen zum Ungeheuer. Unsere Seherin besitzt bloß die Kunst, die Form an sich, d. h. ohne Stoff, und das Kleid der Farben an sich, d. h. ohne Zettel und Eintrag zu sehen. Denn warum sollte die Form und die Farbe nicht auch etwas an sich seyn, in einer Welt, wo der Stoff nichts mehr gilt? Wenn unsere Logik überall Form und Stoff unterscheidet, so muß sie doch auch zugeben, daß es eine Form ohne Stoff gebe, und daß die Form noch übrig bleibe, wenn der Stoff wegfalle.

Es gibt Spiegel, welche das einfallende Bild so reflektiren, als ob dasselbe vor dem Spiegel im Raum schwebte, und mit allen Farben und Zeichen daselbst sichtbar wäre. Was hat jetzt ein solches Bild für einen Stoff? Bei den abgeschiedenen Seelen ist es nicht anders. Alles was in ihnen ist, wird zum stofflosen Bilde. Der Wüstling wird in Gestalt — vielleicht irgend eines Thieres erscheinen, zu welchem er sich schon während seines Lebens bekannte. Die Missethat etwa einer Kindesmörderin wird im Bilde heraustreten, und ein solches Weib mag dann mit einem erwürgten Kinde auf dem Arm erscheinen. Und so durch alle Rubriken durch. — Wo der Stoff abgeworfen ist, da wird jede Seele die andere an dem Luftbilde erkennen, welches Geistes Kind der vormalige Mensch war. In den Metamorphosen fällt immer das unterste Glied weg, während oben ein anderes sich ansetzt. Lassen wir auf dieser Welt den Stoff hinweg, so wird dann die Form das unterste Glied, und vertritt die Stelle des Stoffs.

Darum dürfen wir wohl annehmen, daß die plastische Kraft des Nervengeistes, so weit er sich während des Lebens in seinem Typus ausgebildet hat, auch nach dem Tode mit der Seele vereint bleibe, und die Seele des weggefallenen Stoffes vertrete, der ja nur das Vehikel des Bildens war. Nur auf der Erde ist ein so grobes Vehikel zum Bilden nöthig. In der andern Welt ist die Stoffheit auf ein Minimum reducirt.

Für die Frommen gibt der Himmel seinen Aether her, und der Nervengeist bildet aus ihm ein weißes Lichtgewand, das moralische Licht verbildlicht sich im äußern Lichtstoff; für die Gottlosen gibt die Hölle einen schwarzen Dunst her, in welchen sie sich kleiden: denn auch die moralische Schwere (die Sünde) verbildlicht sich im finstern Dunste. Weiß, sagt Pythagoras, ist das Licht und alles Gute; schwarz die Nacht und das Böse. Nur in dieser Welt hat die Seele einen so massiven Leib nöthig, um das, was ihr aufgetragen ist, auszuführen. In der andern Welt hat sie eine andere Aufgabe, wozu sie des groben Stoffes nicht mehr bedarf.

Was wir Raumfüllung nennen, ist nichts als ein Widerstand, den zwei Körper an einander erfahren, d. h. der Kopf kann nicht durch die Wand hindurch, außer er bohrt sich vorher ein Loch; der Widerstand aber gilt nur, wo Stoff dem Stoff begegnet, wo hingegen die Stoffheit aufhört, da gibt es auch keinen Widerstand im Raume. Daher treten die stofflosen Bilder der abgeschiedenen Seelen eben so leicht durch die Wand hindurch als durch ein offenes Fenster.

Alles liegt daran, daß man den Nervengeist nicht mit den Imponderabilien und noch weniger mit den Ponderabilien verwechselt; er steht um eine ganze Potenz höher als alle physischen und chemischen Kräfte. Wo er frei wirkt, wie in den abgeschiedenen Seelen, da gibt es für ihn keinen Widerstand aus der physischen Welt, vielmehr vermag er der physischen Kräfte sich als eines Vehikels zu seinen Aeußerungen zu bedienen, ohne daß wir sehen, wie dieses zugeht.

Unsere Seherin hat Recht, die Seelen aus dem Mittelreiche müssen weit unwissender seyn, als sie im Leben waren. Denn eben weil sie aus dem Weltzusammenhange herausgerissen sind, in welchem ihre ganze Weisheit bestand, so bleibt nichts mehr

übrig, als ihre alte Neigung ohne Befriedigung und das Andenken an ihre Schuld. Plato sagt: Wer hier lasterhaft lebte, ist nach dem Tode thierischer, als er hier war.

Es läßt sich leicht denken, daß Gleich zu Gleich sich geselle, und Alle zusammen in gleicher Geistesarmuth sich befinden, wo weder Lehre noch Unterricht mehr möglich ist. Ist einmal die Scheidung des Guten von dem Bösen geschehen, so muß es dem letztern unendlich schwer werden, sich aus sich selbst emporzuhelfen, da sie von den Guten nichts mehr lernen und absehen können. Darum ist die Zeit der Versäumniß auf dieser Erde für immer verloren, weil eine lange, lange Nacht darauf folgt, die eine zehnfache Mühe erfordert, das letzte glimmende Fünkchen des Guten nicht ersterben zu lassen, und die moralische Schwere, die stärker zieht als die physische, zu überwinden. Die moralischen Gesetze für Lohn und Strafe nach dem Leben sind eben so genau abgewogen als die physischen auf der Erde, und jeder Geist wird Lohn oder Strafe als die natürliche Folge seiner Handlungen erkennen. Der Böse trägt seine Sündenschuld in einem einzigen Bild in sich, unvertilgbar wie in eine Tafel eingeätzt. Demnach muß es eine Menge Stufenordnungen geben nach den Graden der Verklärung oder Verworfenheit. Aber zwischen dem Reiche des Lichts und der Finsterniß ist das Reich der Dämmerung, und so ist zwischen Himmel und Hölle das Zwischenreich. Wer in der Hölle ist, der steigt nicht mehr herauf in die Welt; wer im Himmel ist, der steigt nicht mehr herab, außer aus Liebe und zum Schutz für die Menschen. Es bleiben daher nur die Weltsüchtigen noch übrig, welche das Reich der Dämmerung füllen. Diese sind es, welche mit ihren Grundneigungen an die Erde gebannt sind, und zahlreich, wie ein luftiges Heerlager, sie umgeben. Aus diesem Reiche sind die Gestalten, welche sich bei unserer Seherin auch aus früheren Jahrhunderten einfanden, und wovon mehrere sich durchs Gebet erhellten und verschwanden. Die Büßung führt bei den Empfänglichen auch zur Besserung; aber wie lange mag es anstehen, bis nicht nur Betrug, Mord und alle Laster gebüßt, sondern auch die Grundneigungen, welche sie hervorbrachten, vertilgt sind? Hier erkenne der Mensch die Zeit der Versäumniß! Denn im Leben sind alle Gnadenwege geöffnet, und Jahre

vermögen das schon, was nach dem Leben Jahrhunderte nicht vermögen.

Wohl weiß ich auch, daß ehe der Verstand des Menschen, der sich seinen Gott, seinen Himmel und seine Hölle, nach seinem Belieben und seinen Wünschen immer gerne selbst construirt und gern überall die ihm so ganz bequeme Gnade und Liebe Gottes vor sich herschiebt, sich so gefangen nimmt, an das zu glauben, was kraft seines Stolzes und seiner Lebenslust ihm zu glauben so höchst unangenehm und widrig ist, er lieber alle Künste des Scharfsinns und der Dialektik beschwört, kann er sich dadurch nur in diesem kurzen Moment des Lebens eine ihm bevorstehende Zukunft anschwatzen, die seinen Wünschen und Gefühlen in diesem Leibe entspricht. Wohl fällt es auch dem Stolze des Menschen gar schwer, zu glauben, daß er einst in einen Zustand komme, in dem die Nichtigkeit seines Innern erst ans Licht trete, wo die Maske fällt, unter der er sich hier im Leben zu verstecken und auf dem Markte zu glänzen suchte. Schwer auch fällt es dem sogenannten Geistreichen, an Geister zu glauben, die sich nicht geistreich zeigen. Jeder Mensch sollte es nach dem Tode doch wenigstens zur geistreichen Erkenntniß eines Hegel gebracht haben. Nun aber kommen hier Geister läppisch und albern, nach Bibelstellen und Gesängen schmachtend, beim Namen Jesu heller werdend und behauptend, daß nur in diesem Freude und Frieden zu finden sey. An solche Geister können die sogenannten Geistreichen nun vollends gar nicht glauben, und es sind solche Erscheinungen ihnen nur Produkte der kranken Phantasie einer von einem württembergischen Schulmeister einst gut dressirten Schülerin.[1]

Meyer sagt in seinen „Blättern für höhere Wahrheit“ bei Gelegenheit dieser Geister unserer Seherin: „Man pflegt sich unter einem Geist ein erhabenes Wesen vorzustellen, das weiser sey als wir; aber solche Geister oder Seelen sind wohl unter den erscheinenden die allerseltensten. Die gewöhnlichen sind solche, die nicht aus noch ein wissen, menschliche Hülfe wollen, in traumähnlichem Zustande, von ihren anklebenden Leidenschaften betäubt und geängstigt, umherirren, auch wohl Seelen von

[1] S. „Blätter aus Prevorst.“

Menschen, die in dieser Welt weder besondern Verstand noch Bildung besaßen, und die sich in jener noch nicht entwickelt haben. Die Seele, die dort mit ihrem Geist zwar im Verhältniß der gegenseitigen Anziehung bleibt, aber ihn nicht immer besitzt, bis sie zu einer gewissen Stufe gefördert ist, handelt alsdann nothwendig kindisch, ja mehr thierisch als menschlich. Es fehlt ihr die Klarheit der Besinnung, die erst in ihr aufgehen muß, und durch diejenigen gefördert werden kann, an welche sie sich wendet, und welche die Gabe haben, sich mit ihr zu unterhalten. Eben daraus, daß wir die Seele (das im Vehikel des „Nervengeistes" erscheinende animalische Wesen) vom intelligenten Geist nicht unterscheiden, und sie mißbräuchlich Geist nennen, ist jenes Vorurtheil entstanden, eine Seele müsse geistreich seyn. Sie zeigt sich vielmehr in der Regel geistarm, thöricht, voll Irrthum in den Mitteln der Besserung ihres Zustandes, begeht und begehrt, wie ein Fieberkranker oder Wahnwitziger, Dinge, die uns lächerlich vorkommen müssen. Wir können hieraus lernen, wessen wir uns zu einer Zukunft zu versehen haben, in die wir nicht von hier aus das wahre Licht der Wiedergeburt mitbringen, und wie uns dort anstatt des verhofften, hellern Lichtes vielmehr ein trauriges Dunkel und eine ängstliche Blindheit erwarten kann." —

Die sogenannten Geistreichen erkennen nur ein Geisterreich, das geistreich ist. „Dieß ist eben die Kunst (sagt Eschenmayer), nach dem Tode da Geist zu suchen, wo im Leben keiner war. Himmelwärts ist es allerdings wahr, wo unsere Ideale ohne Zweifel ins Leben sich gestalten, wo die Wahrheit ihr weißes Lichtgewand anzieht, und die Tugend ihre Krone aufsetzt; aber erdwärts geht es nicht, da blickt die schändliche Lust aus hohler Maske, das Laster wird zum Scheusal, und das Verbrechen wickelt sich in den schwarzen Dunst der Hölle. Das Brautkleid des Himmels ist nur denen beschieden, welche zur Hochzeit des Lammes eingeladen sind, das Nachtkleid der Erde aber denen, die draußen stehen müssen, und von welchen der Herr sagt: Ich kenne Euer nicht." — „Mit dem praktischen Vernunft- und Moralgesetze," sagt der Gleiche, „stimmt es aufs vollkommenste überein, daß Gott seine Gerechtigkeit in Hinsicht der von den Seelen hinüber genommenen Schuld so lange nicht in Gnade

umwandelt, als diese nicht das, was sie hier versäumten und verachteten, noch aus freiem Triebe nachholten, nämlich den Glauben und die Buße, — mithin so lange nicht, als sie nicht durch Erkenntniß der Wahrheit, Besserung und Austreibung ihrer falschen Neigungen und Grundsätze sich fähig gemacht haben, in die höhere Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Dieß mögen allerdings Jahrhunderte seyn, denn ein verstockter Sünder ist so hart wie ein Granitfels, der Jahrtausende zur Verwitterung braucht."

Ausdrücklich aber sagt die Seherin:

„Daß jede im Mittelreiche sich befindliche Seele an jeden höhern Geist (und deren wird es hoffentlich keine geringe Anzahl geben) sich wenden könne, um durch Anleitung und Unterricht mit Gebet und Glauben sich für das höhere Leben zu befähigen, und daß in diesem Falle die Fortschritte weit größer seyen, als wenn sich die niedrigen Geister nur an Menschen halten, — daß es übrigens sehr schwer halte, bis solche verstockte Seelen sich wieder zu Gott aufrichten." Wer also sagt: „Noch hätten die Vertheidiger der Seherin die Leute nicht über die außerordentliche Kargheit der jenseitigen Gnadenmittel getröstet, die Gottes unwürdig sind," der hat das Buch nicht gelesen, oder entstellt es boshafter Weise zu seinen Zwecken für das gebildete Publikum.

„Im somnambulen Zustande (sagte ein Gegner) erscheinen physisch und moralisch verdorbene Menschen frei, edel, heiter, begabt mit höhern Einsichten und Kräften, verschönert und verklärt; dieß ist der wahre innere Mensch, und so wird er sich auch nach dem Tode gestalten, nach Entledigung der Hülle wird der Geist sogleich von seinen Täuschungen und Nebeln befreit." Diesem erwiederte Eschenmayer:

„Es ist allerdings wahr, daß magnetische Personen in den höhern Graden rein christliche Gesinnungen, verklärte Anschauungen haben, und, wie die Seherin sich äußerte, keiner Lüge fähig sind, aber eben so wahr ist es, daß dieß Alles sich wieder gänzlich verwischt, sobald sie in den natürlichen Zustand zurückkehren, ein Beweis, daß es nicht in Gemüth und Willen haftet, sondern nur in Gefühl und Anschauung. In den Somnambulen nimmt selbst das Gute nur die Form des Schönen an, und

erscheint nun in seiner eigenen Potenz, nämlich in Gemüth und Willen. Dieß ist nun auch der große Unterschied bei den Verstorbenen, diejenigen Seelen, die ihre moralische Verkehrtheit während des Lebens in Gemüth und Willen substantialisirt haben, stecken nach dem Tode so tief in dieser Finsterniß, daß sie nicht mehr zu jenen verklärten Anschauungen gelangen, außer durch allmählige innere Erhellung und Aufrichtung im Gebet und Glauben." — [1]

Das so oft schon für die Unsterblichkeit der Seele als Symbol gebrauchte Bild der Raupe weist uns auch auf einen solchen Mittelzustand (Hades, Zwischenreich) nach dem Tode hin.

Aus der Raupe entsteht nach dem Hinsterben nicht sogleich der Schmetterling, sondern es geht diesem ein langer Zwischenzustand, der der Puppe voraus.

In diesem sich selbst anheimgestellt, ohne die gewöhnliche irdische Ernährung, abgeschlossen vom Sonnenlicht und dem Grünen der Flur, gleichsam in dem Lande der Schatten und des Todes, bildet sich nach und nach der Schmetterling, der um so vollkommener und glänzender sich entfaltet, je mehr Stille und Dunkel den Ort der Verwandlung umgab.

Diejenigen, welche vermeinen, sogleich nach dem Tode in einen Sternenhimmel voll Seligkeit aufgenommen zu werden; diejenigen, welche uns vorwerfen, daß wir vor Sternschnuppen die Sterne nicht sehen, möchten sich wohl gerade so täuschen, als der Wanderer sich täuscht, der ein glänzendes Schloß auf der Höhe erblickt und sich der baldigen Aufnahme in dasselbe erfreut, dem aber das tiefe finstere Thal noch bedeckt ist, das er erst zu durchgehen hat, bis er jenen Glanz erreicht.

Wohl ist mir bekannt, daß die sogenannten Verständigen, und auch die sogenannten Geistreichen, dieses und überhaupt unsern Glauben, Phantasterei nennen.

Möchten sie doch bedenken, wie nicht unsere Phantasie, sondern ein ganz naturgemäßer Weg uns zu diesem Glauben führt! Viele Erfahrungen glaubwürdiger Menschen, die Erscheinungen magnetischer Zustände, aus welchen bis zur geschichtlichen Evidenz erhobene Thatsachen hervorgingen und manche Andeutungen

[1] S. „Blätter aus Prevorst."

göttlicher Offenbarung, waren unsere Wegweiser, ganz gegen unsre eigene Phantasie.

Dagegen nehmen diejenigen, die uns Phantasten nennen, ihren Himmel und ihre Hölle aus ihrem eigenen, eitlen Wissen und aus ihrer durch Weltbildung irren Phantasie.

Auch ihnen sind Geistererscheinungen willkommen, aber nur in Novellen und Romanen, und sie sind die starken Geister, die bei wirklicher Erscheinung eines Geistes in Wahnsinn versetzt würden, ihr Glasschädel und ihr ganzes Wissen und Wesen würde dadurch zu mächtig zerrissen. Aber mit welchem Verwundern werden um so mehr sie dereinst nach dem Verschwinden ihrer Isolirung durch den Tod, in einem von ihnen so streng verworfenen, nie geglaubten Zustand erwachen!! [1]

Nehmen wir Alles zusammen, unerschütterlich bleibt:

1) Daß die moralische Schwere (die Sünde) eben so gut wie die physische Schwere nach unten zieht und ihre Verwandtschaft mit der Welt nicht fahren lassen kann.

2) Daß, wenn der Stoff (die Fleischmasse) abgeworfen ist, die Form noch übrig bleibt.

3) Daß die Form, eben weil sie ohne Stoff ist, sich nur in dem plastischen Schema oder typischen Luftbilde darstellen kann.

[1] S. „Blätter aus Prevorst."

Einige Vorworte zu nachstehenden Thatsachen.

Zu nachstehenden Thatsachen bin ich dem geneigten Leser noch folgende Erklärung schuldig:

Von den meisten dieser Thatsachen war ich größtentheils selbst Zeuge und Beobachter.

Was das Hörbare bei diesen Erscheinungen betrifft, so sey hier ein für allemal gesagt, daß ich, um von ihnen eine natürliche Ursache zu ergründen, immer die strengste Untersuchung anstellte, aber dessen ungeachtet nie eine solche entdecken konnte. Stets versicherte ich mich auf das bestimmteste, daß jene Töne am allerwenigsten von der Seherin selbst, sey es im wachen oder im schlafwachen Zustande, hervorgebracht wurden, um, wie der Zweifler meinen könnte, zu täuschen und ihre Aussagen vom Sehen der Geister (was ja aber nie ihr Bestreben war) glaubwürdiger zu machen. Auch eine Reihe anderer, glaubwürdiger Zeugen, von denen so viele, als es thunlich war, in diesen Geschichten mit Namen aufgeführt sind, versicherten sich aufs bestimmteste, daß jene Töne weder von Frau H. noch von andern Menschen ausgingen.

Frau H. war es nicht im mindesten um die Ehre zu thun, Vertraute von Geistern zu seyn, in eine Geisterwelt zu sehen, vielmehr war ihr diese Gabe, wie ich schon bemerkte, höchst lästig. So muß ich ebenfalls wiederholen, daß Frau H. gegen mich und Andere von diesen Erscheinungen nur mit Widerwillen sprach. Was ich von ihr über sie erfahren konnte, und in den nachstehenden Blättern niederschrieb, erhielt ich von ihr meistens nur mit innerem Widerstreben, so daß ich oft selbst weiter zu fragen müde wurde. Wäre dieses nicht so gewesen, so wären

manche dieser Geschichten auch vollständiger und deren mehrere geworden. Nur dadurch, daß diese Erscheinungen so häufig mit Hörbarem verbunden waren, erfuhr man dieselben oft noch hie und da von Frau H.

Ihr Glaube, daß der Glaube an solche Erscheinungen nicht zum religiösen Glauben, und daß dieses Sehen in eine Geisterwelt nicht in dieses Leben gehöre, ihre Ueberzeugung, daß dieser Glaube auch nicht andern Menschen, die nicht solche Erfahrungen wie sie gemacht, und sich nicht in einem solchen Nervenleben befinden, zuzumuthen sey, war die Ursache, warum sie nie unaufgefordert und sehr oft nur gezwungen, mit Andern von dieser Materie sprach. Frau H. und ihr ganzes Wesen mußte man auch durchaus selbst kennen gelernt haben, um den hier folgenden Geschichten Glauben beimessen zu können. Die Zumuthung an Andere, sie zu glauben, kann deßwegen allerdings nicht groß seyn, wie Frau H. selbst diesen Glauben nie einem Menschen zumuthete, auch kein Mensch, der an diese Geschichten nicht glaubte, in ihrem Zutrauen nur das Geringste verlor, da ihre völlige Ueberzeugung war, daß dieser Glaube keinen Menschen besser machen könne. Dagegen war sie von der Realität dieser ihrer Erscheinungen im Stillen so sehr überzeugt, daß sie mir oft sagte: sie wüßte gar nicht', was sie von allem Sehen (sie verstand damit auch das gewöhnliche Sehen) denken sollte, wären diese Erscheinungen nicht wirkliche Realitäten, ein Gedanke, der sie wahnsinnig machen könnte. Wohl aber gab sie zu, daß diese Gestalten vielleicht in der Wirklichkeit anders seyen, als sie sie sehe, daß sie nun einmal durch das Medium ihres irdischen Körpers von ihr nicht anders gesehen oder aufgefaßt werden könnten, selbst durch das geistige Auge im fleischlichen, weil auch dieses immer noch von dem fleischlichen getrübt seyn könne, oder daß diese Geister sich ihr, da sie doch immer noch, und wenn auch nur mit ihrer einen Hälfte, in diesem Leben sey, sich eben nur vielleicht in solcher Gestalt als existirend kund machen könnten. Aber nie gab sie zu, daß sie durchaus nicht existirend, leere Visionen und Gesichtstäuschungen seyen.

„Die Einflüsse der Geisterwelt (sagt Kant in seinen Träumen eines Geistersehers) könnten in das persönliche Bewußtseyn

eines Menschen, wenn auch nicht unmittelbar, aber doch so übergehen, daß sie nach dem Gesetze der vergesellschafteten Begriffe diejenigen Bilder rege machen, die mit ihnen verwandt sind, und analogische Vorstellungen unserer Sinne erwecken, die wohl nicht der geistige Begriff selber, aber doch deren Symbole sind, wie unsere höheren Vernunftbegriffe, die sich den geistigen ziemlich nähern, gewöhnlich ein körperliches Kleid annehmen, um sich in Klarheit zu setzen. — Die empfundene Gegenwart eines Geistes würde sich in das Bild einer menschlichen Figur, Ordnung und Schönheit der immateriellen Welt in Phantasien, die unsere Sinne sonst im Leben vergnügen, kleiden u. s. w."

Oefters hielt ich der Seherin die Theorie entgegen, welche solche Erscheinungen bei Magnetischen als Phantasiebilder betrachtet, die durch die psychisch-magnetische Wirkung des Somnambulen auch auf ein Zweites und Drittes übergehen könnten, wie durch die organisch-magnetische Wirkung des Somnambulen Uebertragung des Somnambulismus auf Andere statt finden könne. Aber sie meinte, wenn auch eine solche Uebertragung wirklich erwiesen wäre, so wäre das nichts, als daß ein magnetischer Rapport mit ihr eingeleitet werden könne, vermöge dessen derjenige, bei dem er eingetreten, dann auch mit all dem in Rapport gesetzt werde, mit dem sie in einem solchen sey, und also auch mit jenen Geistern, mit welchen sie allerdings in einen solchen Rapport hauptsächlich bei deren jedesmaligem Einwirken auf sie komme. Erwiesen aber sey damit noch nicht, daß jene Erscheinungen bloß aus ihr hervorgegangene Bilder der Phantasie seyen.

Aber sie bewies auch durch Thatsachen, daß Menschen, die mit ihr nicht entfernt in Rapport stehen konnten, die von ihrem Sehen nichts wußten, so wie sie von dem ihrigen nichts wußte, vor ihr oder nach ihr, schon gleiche Erscheinungen an gleichen Stellen hatten.[1]

Will man nun auch das Hörbare und Fühlbare, mit welchem jene Erscheinungen so oft begleitet waren, ebenfalls bloß von magnetischer Ansteckung herleiten, so kann man auf diesem

[1] Man sehe auch unten jene Thatsache von Oberstenfeld von Hrn. Schultheiß Pfäfflen.

Wege auch fortfahren, zu erklären, daß sich selbst schwere Gegenstände, sichtbar, wie von unsichtbarer Hand bewegten, geworfen wurden u. s. w. Dieß that nach solchen mir wohl bekannten Erklärungen Alles das magnetische Fluidum oder das magnetische Ich der Frau H., wodurch aber ein anscheinendes Wunder durch ein noch viel größeres Wunder erklärt würde, weil man, aus Furcht, in eine andere Welt als die unserer gemeinen Sinne zu gerathen, Alles der Erklärung unserer Naturgesetze, die nicht mehr für jene Welt passen, unterwerfen will, wodurch man, in Wahrheit, in viel größe Absurditäten geräth, als die eingebildeten sind, denen man oft hauptsächlich nur darum auszuweichen strebt, um der allgemeinen, nun einmal angenommenen öffentlichen Meinung zu huldigen und in der bequemen Ruhe nicht gestört zu werden.

Gegen solche Erklärungsart können aber auch andere Thatsachen von Geistererscheinungen angeführt werden, bei denen kein Schlafwacher mit im Spiele war, Thatsachen, die eine überraschende Aehnlichkeit mit denen unserer Seherin haben, und für deren Wahrheit sehr achtbare Zeugen sprechen. Wenige von ihnen theile ich unten zur Vergleichung mit.

Die auffallendsten Thatsachen (zu denen ich nicht einmal die hier gegebenen unserer Seherin rechne) liegen für die Annahme des Hereinragens einer Geisterwelt in die unsere, gerade so wie unsere Seherin sie angibt, vor; aber noch nie würdigte man solche einer ernsten, unparteiischen Untersuchung. Wir gehen über solche, oft von den achtbarsten Zeugen bestätigte Erscheinungen zu schnell und absprechend hinüber. Während wir ahnend diese Sache nicht verwerfen, sprechen wir wieder, wie uns unserer Ahnung schämend, den Gelehrten, Gebildeten und Verständigen zu lieb, hochtrabend über sie ab.

Indem ich die nachstehenden Thatsachen der Oeffentlichkeit übergebe, ist mir das Wesen der jetzigen Zeit gar wohl bekannt, und weiß ich wohl, daß ich auf den Glauben dieser verzichten, und einzig auf die Fortschritte späterer Jahrhunderte hoffen muß, wo der Mensch, vielleicht durch Ernst und Trübsal gezwungen, wieder mehr in die innern Kreise kehrt, und dann werden wohl diese Geschichten, so absurd und unglaublich sie jetzt scheinen mögen, bessern Zusammenhang und Erklärung finden.

Wie Vielen, die nur in der Welt des Aeußern leben, müssen auch diese hülflosen düstern Geistergestalten ein Gräuel seyn! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr euch tagtäglich mit Lust in Wein und Fleisch sonnet, und auf eurer Herzgrube keine Ahnung einer andern Welt, sondern nur das Wohlbehagen oder den Druck der Speisen fühlet! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr nur nach Weltehre oder irdischem Gute jaget, und in dieser Hetze bis zum Tode bleibet! Wie ärgerlich sind sie wohl euch, die ihr der gewissen Hoffnung lebt, sogleich nach dem Tode in eine Seligkeit einzugehen, weil ihr nicht gestohlen und betrogen, euch immer verständig betragen, die Bibel als moralisches Buch nicht verachtet und Jesum für einen ausgezeichneten Mann gehalten! Wie ärgerlich endlich euch, starke Geister und Weltkluge, die ihr an nichts glaubet, was ihr nicht durch die gläserne Tafel (tabula vitrea) eures Kopfes, dem erbärmlichsten Perspective nach Jenseits, sehen könnet!

Wohl weiß ich, wie ich mich durch diese Eröffnungen dem Skepticismus, Kriticismus und der Raisonnirkunst preisgebe. Aber euer Geschrei, euer Verdammungsurtheil fürcht' ich nicht! Gar wohl weiß ich, wie es lautet, und wollte es euch wörtlich, wie ihr es ausschreien werdet (ohne somnambul zu seyn), hier hinschreiben. Euch zu lieb verkläre ich auch nicht die erbärmlichen Physiognomien dieser Geister. Wie ihn die Seherin schildert, gehe dieser Geisterzug an euch vorüber in seiner ganzen Nacktheit! Und in Wahrheit, er ist kein poetischer, er ist ein ganz trivialer Zug aus dieser Welt, von der er hinüberging in eine Welt, wo alle Maske fällt, und der Geist dasteht, wie er ist, und wie er hier oft nur unter einer geglätteten Larve war, also oft noch viel niedriger, erbärmlicher als hier.

Ja, möchte sich die noch lebende Welt spiegeln an jenen unseligen Wesen, die mit all ihren Thorheiten, Lastern und Verbrechen noch in unsern Sonnenkreis sich hineindrängen, und sich vor dem gleichen Loose warnen lassen!

Thatsachen.

Zwei Thatsachen in Oberstenfeld.

Erste Thatsache.

Das Haus, das der Vater der Frau H. zu Oberstenfeld bewohnte, machte einen Theil des alten ehemaligen katholischen Stiftes aus. Von langer Zeit her (und die verschiedenen Bewohner desselben sind deß Zeuge) hörte man in diesem Hause oft nächtlich ein unerklärliches Gehen, Klöpfeln an den Wänden und Fässern des Kellers, dann Töne als würfe man mit Kieseln, oder rollte eine Kugel auf und ab. Oft auch hörte man melodische Metalltöne, fast wie von einem Triangel, auf welche von Frau H. und auch andern ihrer Familie, hie und da die Gestalt eines weiblichen Geistes erblickt wurde. In einem untern Zimmer des Hauses, das ihr Vater immer zum Schlafzimmer gebraucht hatte, ging es oft nächtlich hin und her, und der Vater wollte da nicht mehr arbeiten, weil ihm auf der Achsel oder den Füßen oft ein unbekanntes Thier saß. In demselben Zimmer hörte man auch manchmal ein Klingeln, als säßen in ihm Leute bei einem Trinkgelage, die mit den Gläsern zusammenstießen. Die genauesten Nachforschungen gaben nie eine Ursache zu erkennen. Es war die Nacht des neuen Jahrs 1825, da saß Frau H. unter ihrer Familie und spielte und sang ein geistliches Lied, als man auf einmal auf der Hausflur den Ton vernahm, als fiele auf sie ein schweres Gewicht nieder. Sogleich untersuchte man, fand aber nichts. Man bekümmerte sich um den Vorfall nicht weiter, und Frau H. ging mit Schwester und Magd in einem untern Zimmer zu Bette. Als sie eine Viertelstunde zu Bette und noch wach war, bewegte sich der mitten in

der Stube stehende und mit einem brennenden Lichte versehene Nachtleuchter immerwährend hin und her, so daß man seine Bewegung hörte und sah. Alles, hauptsächlich der Tisch, auf dem der Leuchter war, stand fest und stille. Dadurch aufmerksam, sah sie auf und sah vor ihrem Bette eine graue Gestalt stehen, wie in der Kleidung eines Ritters, aber wie ein Nebel, durch den sie vermeinte durchsehen zu können.

Diese Gestalt sprach ganz hohl und wie hinhauchend zu ihr: „Gehe mit mir, du kannst mir erleichtern die Bande, in denen ich bin." Diese Stimme, die wie ein Hinhauchen, ein leises Wehen war, hatten ihr die Geister immer, keine eigentliche Menschenstimme. Sie sagte: „Ich gehe nicht mit dir!" Aus Schrecken sprang sie aber sogleich in ihrer Schwester Bett und schrie dieser und der Magd zu: „Sehet ihr nichts?" Diese verneinten es, und sie schwieg, um sie nicht auch in Schrecken zu bringen. Sie ließ nun die Magd in ihr leeres Bett liegen, weil dieses vor den andern stand, und sie durch die Magd sicherer zu seyn glaubte. Die Magd nahm ein Bettstück von den ihrigen mit, dieses wurde ihr aber von einer unsichtbaren Macht aus der Hand gezogen, und sie vermochte auch nicht, dasselbe wieder von dem Boden aufzuziehen, sie mußte es liegen lassen. Es erfolgte nun nichts mehr, und sie schlief mit den andern zwei Mädchen ruhig ein. Um sich von dieser Erscheinung, im Fall sie wiederkehren sollte, auch zu überzeugen, legte sich in der andern Nacht, nach dem Willen der Eltern, der erwachsene Bruder, ein beherzter Mensch, in dieselbe Stube auf ein paar Stühle. Punkt 12 Uhr, nachdem der Leuchter mit dem Lichte wieder auf dem Tische, sichtbar und hörbar von Allen, hin und her schaukelte, erschien ihr die Gestalt wieder. Sie schrie: „Da ist er wieder!" Der Bruder und die zwei andern sahen und hörten wohl, wie sich der Leuchter wie von selbst auf die sonderbarste Art hin und her bewegte, sie sahen jedoch keine Gestalt. Diese aber (der Bruder rief sie vergeblich an) blieb ruhig vor ihrem Bette stehen, und sie konnte nun in ihr genauer ein Bild wie das eines Ritters erkennen, doch nicht wie ein natürlicher Mensch anzusehen, sondern wie ein Nebel, durch den man sehen konnte. Der Ausdruck des Gesichtes war zornig und der eines fünfzigjährigen Mannes. Nun fingen ihre und ihrer Schwester Bettstellen (auch

dem Bruder sichtbar) an zu wanken, und die Gestalt hauchte zu ihr hin: „So du nicht mit mir gehest, stürze ich dich aus dem Fenster!“ Sie sagte: „Im Namen Jesu thue das!“ Da verschwand die Gestalt, erschien nach einigen Minuten wieder und hauchte zu ihr hin: „Ich werfe dich in den tiefen Keller!“ Sie erwiederte: „Im Namen Jesu thue das!“ Da verschwand sie abermals, kam aber nach einigen Minuten wieder, und drohte sie zu erstechen, sie aber sagte: „Dazu hast du nicht die Macht!“ Die Gestalt verschwand, und kam drei Nächte nicht mehr.

In der dritten Nacht stellte sich die Gestalt wieder vor ihr Bett und sagte: „Du mußt mit mir gehen, ich habe einen Schreibzeug versteckt. Unter der Sandbüchse liegt etwas Schriftliches und wenige Münze. Diesen Schreibzeug muß ich dir geben, dann habe ich Ruhe.“ Sie sagte: „Ich gehe nicht mit dir, dieser Schreibzeug kann dich nicht selig machen.“ Da verschwand die Gestalt wieder. Diese Erscheinung griff sie sehr an, so daß sie wieder kränker wurde, und das Bett nicht mehr verlassen konnte. Ihre Eltern ließen sie nun nicht mehr in dem untern Zimmer schlafen, sondern machten ihr das Bett in ein oberes, wo sie beide selbst schliefen, in der Hoffnung, daß nach Wechslung des Zimmers die Erscheinung vielleicht ausbliebe. Es war aber nicht der Fall: denn nun erschien ihr die Gestalt schon am Abend, und sie verfiel wieder in somnambulen Zustand, weil sie die Erscheinung aufs fürchterlichste angriff. Sieben Tage lang erschien ihr der Geist im wachen wie im somnambulen Zustand, bei hellem Tage, zwischen Licht und bei Nacht. Sie wies ihn in ihren Gesprächen mit ihm (die aber immer nur kurz waren) auf das Wort Gottes und dahin, daß nur der Heiland sein Erlöser seyn könne, lehrte ihn sich zum Gebete wenden und betete oft Stunden lang mit ihm, wo sie ihn immer knieend sah. Er eröffnete ihr auch, warum er nach seinem Tode in diese Lage gekommen sey; er habe einen Mord an seinem Bruder begangen, und sey aus der Familie der W e i l e r vom L i c h t e n b e r g. Er habe anfänglich immer den Wahn gehabt, wenn jener Schreibzeug mit dem Papier von ihr erhoben werde, so sey er in einen bessern Zustand versetzt. Oft habe er ihr ein gewisses Gewölbe in der Kirche zu O. als ein besonderes bezeichnet, als wäre dort auch etwas von Wichtigkeit verborgen. Sie aber stellte ihm

dagegen immer vor: daß nicht sie ihn erlösen könne, sondern nur der Erlöser; er müsse beten lernen, um sich zu diesem wenden zu können. So brachte sie ihn von dem Wahne mit dem Schreibzeug und dem Schriftlichen in demselben ab, und er sprach nun nach und nach bei seinen Erscheinungen nichts mehr von diesem, aber stets vom Gebete und der Kraft, die er nach und nach durch dasselbe in sich fühle.

In den ersten drei Nächten, als er ihr im obern Zimmer erschien, hörten auch ihre Eltern, jedesmal vor seinem Erscheinen, einen Knall am Fenster, und zersprang eine Fensterscheibe.

In der siebenten Nacht 12 Uhr, wo sie völlig wach war, erschien ihr der Geist wieder. Er dankte ihr, daß sie ihn zum Erlöser geführt, und kündigte ihr an: daß die Stunde seiner Befreiung komme. Er kniete nieder (so sah sie ihn) vor ihrem Bette und betete mit ihr zum letztenmal. Seine Gestalt war nun viel lichter und freundlicher anzusehen. Auf einmal erschienen sieben Kinder weiß, freudig und licht, es waren seine Kinder, erwachsen, die schlossen einen Kreis um ihn und sangen, aber nur ihr hörbar, in unbeschreiblich schönen Tönen. Der Geist sang mit und sie auch. Durch diesen Gesang verfiel sie in Schlaf, in dem sie immer noch laut und äußerst schön fortsang, aber bald wieder in wachen Zustand kam und in demselben mit dem Geiste sprach, der ihr nun ein Zeichen in die Hand machen wollte, das sie aber nicht zugab. Er wich nicht eher von ihr, als bis ihre Führerin, ihre Großmutter, wie sie einst lebte, zwischen sie und den Geist trat. Da nahmen ihn zwei der Kinder bei der Hand und schwebten mit ihm und den andern dahin.

Lange ging ihr die Entfernung des Geistes nach; es blieb lange in ihr ein gemischtes Gefühl von Freude und von Wehmuth.

Zweite Thatsache.

Frau H. hatte dazumal die Gewohnheit, ihr Gebet in einer untern verlassenen Küche allein, knieend zu verrichten. (Sie war immer noch im somnambulen Zustande.) Als dieß eines Morgens 9 Uhr geschah, trat eine schwarze, mit einer dunklen Kutte bekleidete Gestalt mit einem runzlichten, alten Gesicht,

klein und mit etwas vorwärts hängendem Kopfe, vor sie, blieb mehrere Minuten vor ihr stehen, sah sie starr an, was sie auch gegen die Gestalt that. Aber es ergriff sie ein Schauer, sie sprang zu den Menschen ins obere Zimmer, sagte jedoch nichts von dieser Erscheinung.

Um die gleiche Zeit und an der gleichen Stelle trat die Gestalt am andern Tage wieder während des Gebetes vor sie und sprach: „Siehe ich komme zu dir, daß ich den Erlöser kennen lerne." — — Nun erschien ihr dieser Geist ein ganzes Jahr durch zu den verschiedensten Zeiten des Tages im wachen und im somnambulen Zustande, regelmäßig aber immer Abends 7 Uhr, bei ihrem Gebete, und verlangte da immer, daß sie mit ihm beten solle. Er sagte zu ihr: „Du mußt mich wie ein Kind behandeln und auch in der Religion ganz von vornen herein unterrichten." Er eröffnete ihr, daß auf ihm die Schuld eines Mordes und vieles Wüste liege, und daß er schon lange Jahre irre, und sich bis jetzt noch nicht habe zum Gebet wenden können.

In den vielen Stunden, in denen er ihr erschien, gab sie ihm nun einen vollständigen Religionsunterricht, wie der Geistliche dem Kinde, und je länger er kam, desto heller und freundlicher wurde seine Gestalt. Ehe er ihr erschien, wurde jedesmal sein Nahekommen allen Anwesenden, auch den verschiedensten Menschen (und es sind dafür mehr als zwanzig völlig glaubwürdige Zeugen vorhanden), durch Klopfen und Klatschen, bald an dieser, bald an jener Wand, bald mitten in der Stube durch ein Geschnalz in der Luft und andere Töne, kund.

Die Treppe polterte es bei Tag und bei Nacht herauf, und suchte man aufs genaueste nach, so wurde doch kein Heraufgehendes bemerkt. Im Keller währte das gleiche Klopfen (das man schon früher, nur nicht in dem Maße bemerkte) nun stärker fort. Sprang man, im Momente wo es hinten an einem Faß klopfte, um nachzusehen, nach hinten, so klopfte es vornen, und war man vornen, so klopfte es hinten. So war es auch bei dem Klopfen an den Wänden des Zimmers der Fall. Klopfte es an der Wand außen, und man sprang nach außen, so klopfte es vor allen Anwesenden innen, und so umgekehrt.

Verschloß man Abends die Küchenthüre noch so fest, und band man sie sogar mit Stricken zu, so stand sie dennoch jeden

Morgen offen, und oft hörte man sie laut auf- oder zuschlagen, und eilte man noch so schnell um nachzusehen, so sah man doch nie Jemand, der aus- oder eingegangen wäre. Oft that es auch als würfe man in der Küche alle Zinnteller durcheinander; sah man nach, war Alles in Ordnung. Oft schien es Morgens um 3, 4 Uhr, als zerbräche man Holz und schöbe es in den Ofen. Der Ofen knallte, wenn kein Feuer in ihm war, und sah man nach, bemerkte man nichts in ihm.

Sehr oft hörte man auch jene oben berührten Metalltöne wie von einem Triangel, nach welchem mehrmal von Frau H. und Andern ihrer Familie (was auch schon früher geschah) eine geisterhafte Gestalt in weiblicher Tracht erblickt wurde.

Einmal fing Nachts 11 Uhr ein solches Toben im Hause an, als würde es aus allen seinen Fugen gerissen und die schwersten Balken auf dem Boden und in den Zimmern hin und her gewälzt. Der Vater faßte da beinahe den Entschluß, aus diesem Hause den andern Tag zu ziehen. Aber auf dieses Toben verfiel die Kranke in magnetischen Schlaf und sagte: „Die bösen Geister wollen diesen halten, daß er sich nicht von ihnen wende.“ Zwei Stunden lang blieb sie unter inbrünstigem Gebete in magnetischem Schlaf. Das Toben und Krachen im Hause wurde sogar auf der Straße gehört. Auch sonst vernahmen die stärkern Töne im Hause und Keller Vorübergehende, die dann horchend stehen blieben. An dem Tage, wo jenes Toben statt fand, wach, wie in der Nacht als sie somnambul war, erschien ihr der Geist, schwarz und in drohender Gestalt. Sie entsprang ihm und fiel über die Schwelle einer Thüre. Sie wollte sich aufrichten, aber konnte nicht. Da fühlte sie an dem rechten Arme eine Hand, und sah eine weiße Gestalt, von der die Hand ausging, die sie aufhob.

Am andern Tage Mittags war sie im Begriffe die Treppe hinab zu fallen, sie hatte schon einen Fuß falsch gesetzt, da hielt sie die gleiche weiße Gestalt aufrecht. Sie war beidemal in völlig wachem Zustande. Am Abend desselben Tages erschien ihr der Geist wieder zur gewöhnlichen Stunde und dankte ihr, daß sie im Gebet festgehalten, und betete wieder mit ihr. Einmal erschien er ihr zur Stunde des Gebetes in Begleitung einer Frau, die lang und abgezehrt war, und ein erstgebornes Kind in den

Armen hielt; diese kniete mit ihm nieder und betete mit. Sie erkannte in ihr jene schon früher gesehene weibliche Geistergestalt, vor deren Erscheinung man meistens Töne wie von einem Triangel hörte.

Auch wenn sie auf dem Felde spazieren ging, und es war 7 Uhr, so erschien der Geist. Dann lief er gewöhnlich gegen sie her und schwebte vor ihr voraus.

So ging sie einmal Mittags mit ihren Eltern, ihrem Bruder und einer Freundin, nach Bottwar. Als sie im Rückweg gegen den Garten des Stifts kamen, schlug es 7 Uhr. Da kam der Geist ihr entgegen, und sie war nun gezwungen, über die Maßen zu laufen. Ihr Bruder und die Freundin eilten ihr nach und riefen ihr zu: warum sie denn so laufe? Sie sagte: „Der Geist schwebt vor mir!“ Da hörten es Alle, wie es vor ihr, bald in der Luft, bald an der, bald an jener Wand eines Hauses, an dem sie gerade vorübersprang, hinklatschte. Es ging ihr wie Händeklatschen die Staffeln voraus. Sie ging in die verlassene Küche und betete da mit dem Geiste. Einmal ging sie nach Gronau mit ihren Eltern und Schwestern. Es war, als sie vor Gronau herauskamen, 7 Uhr vorüber. Da kam der Geist, und sie mußte mehr fliegen als laufen; man sah ihre Füße im eigentlichsten Sinne nicht mehr auf dem Boden, der Geist schwebte immer vor ihr her, hielt oft ein wenig stille und hauchte zu ihr hin: „Bete für mich! bete für mich!“ Keinem Menschen war möglich ihr zu folgen. Sie mußte an jene Stelle zum Gebet mit dem Geiste. Er kniete mit gefalteten Händen neben ihr, sah ruhig aus und betete. Jedesmal nach diesem Beten sagte der Geist einige kurze Sprüche zu ihr, von denen aber leider keine aufgeschrieben wurden; oft auch nur Sätze, wie: „Nun gehet eine Sonne in mir auf!“ oder: „Die Sonne scheinet jetzt in mir!“

Einmal fragte sie ihn, ob er auch andere Menschen höre? Er antwortete: „Ich höre sie durch dich!“ Sie fragte: wie? Er antwortete: „Wenn du Andere hörest, so denkst du, was du hörest, und die Gedanken von dir kann ich lesen.“

Einmal fragte sie ihn: warum er denn so klopfe und klatsche? und er erwiederte: „Es ist mir dieß eine Erleichterung und Erholung, weil man da wieder mehr an mich denkt.“

Sobald sie am Klavier saß und sang, fing der Geist gemeiniglich vor allen Anwesenden an den Wänden zu klopfen an, und dieses Klopfen wurde besonders bei dem Gesang des Liedes: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!" stark.

Von den Hausgenossen sah den Geist keines, außer mehrmals der Vater, der Bruder und die jüngere Schwester. Einmal lief es wie eine silberne Schlange am Fenster umher, und als diese die jüngere Schwester greifen wollte, so war sie auf ihrem Rücken, und als Anwesende nach ihr schlugen, verschwand sie doch erst nach einigen Minuten. Am andern Tage zeigte sich die gleiche Erscheinung auf dem Bette der Mutter, und einmal die gleiche Silberschlange auf der Schwelle eines untern Zimmers vor einem Eintretenden. Die Mutter sah den Geist nie, wurde aber öfters von ihm angeblasen, und auf gleiche Art wurde er einmal der ältern Schwester fühlbar, aber nie sichtbar. Einmal ging die Kranke mit ihrer Mutter zum heiligen Abendmahl, da ging der Geist mit ihr in die Kirche. Er ging an der Stiftsdame von W., von dieser wie ein Schatten gesehen, vorüber, zu Frau H. hin. Abends sagte der Geist zu ihr: „Du hast es auch für mich genommen!" Er meinte das heilige Abendmahl. Ein Forstmann Böheim, der diese Erscheinung nicht glauben konnte, wollte sich dadurch überzeugen, daß er sich an das Bett der Kranken stellte, zur Stunde, wo der Geist gewöhnlich erschien. Er war allein bei ihr und zwar kaum einige Minuten, so hörte man das Klopfen des Geistes, und später hörte man einen Fall. Böheim war in Ohnmacht gefallen. Als er wieder zu sich gekommen, erzählte er, es sey nach dem Klopfen an der Ecke der Wand eine graue Wolke entstanden, die sey immer näher zu ihm und der Kranken gerückt, und je näher sie gekommen, desto deutlicher habe er in ihr eine menschliche Gestalt erblickt. Diese habe sich gerade vor die Kranke und die Thüre gestellt, so daß er nicht habe von der Stelle können; so wie aber die ihm zu Hülfe gekommene Person eingetreten, sey die Gestalt gewichen und habe ihr Platz gemacht. Er wunderte sich, daß die Person gerade auf die Gestalt zulief, ja, wie durch sie lief, und nichts bemerkte.

Ein schwarzer Dachshund, der im Hause war, fühlte immer die Annäherung und Anwesenheit des Geistes. Sobald der

Geist im Zimmer erschien, lief er immer ängstlich auf die Menschen zu, oft mit heftigem Geheul, und nächtlich wollte er nie mehr allein seyn.

Oft wurden Gläser, selbst einmal eine Bouteille, wie von unsichtbarer Hand, vom Tische genommen und auf den Boden gestellt. In der Schreibstube wurde sehr oft vor dem Vater Papier von unsichtbarer Hand vom Tische genommen, und mit demselben nach ihm geworfen. Als Frau H. im November 1825 nach Kürnbach abreiste, ging ihr der Geist auch dahin nach. Er sagte: „Wo du bist, bin auch ich, aber bald werde ich nicht mehr so unruhig seyn. Es kommt mir schwer, mit dir zu gehen."

Jede Nacht von 11 bis 12 Uhr belehrte sie ihn auch dort immer wie ein Kind über Gegenstände der Religion. Auch dort hörten ihn die verschiedensten Personen durch sein Klopfen und Klatschen an den Bettstellen, in der Luft des Zimmers, an den Wänden u. s. w. In einer Nacht sagte er da zu ihr: „Ich komme jetzt sieben Tage lang nicht mehr zu dir, weil jetzt dein Schutzgeist mit etwas Anderem, Wichtigem beschäftigt ist und du mich ohne diesen nicht ertragen könntest. In deiner Familie geht jetzt etwas Wichtiges vor, das du am Mittwoch erfahren wirst."

Sogleich am Morgen erzählte sie die Aussage des Geistes. Am bestimmten Mittwoch kam ein Brief mit der Nachricht: daß ihr Großvater, der Gatte ihrer Führerin, den man auch nicht entfernt krank wußte, gestorben.

Nach sieben Tagen nun erschien der Geist wieder, da fragte sie ihn: warum sie ihr Schutzgeist in dieser Zeit verlassen habe, und er antwortete: weil er um den Verstorbenen sehr beschäftigt war. (Man erinnere sich hier des Traumes, den eben dieser ihr Großvater, sieben Tage vor seinem Tode, hatte.)

Der Geist sagte da auch: „Ich bin schon so weit, daß ich den Verstorbenen durch ein schönes Thal gehen sah. Bald bin auch ich in ein schönes Thal aufgenommen."

Während sie nun in Kürnbach war, ließ sich der Geist dennoch zu Oberstenfeld durch Klatschen und Klopfen hören, aber erst Morgens, 1, 2 oder 3 Uhr, je nachdem er sich länger mit ihr zu Kürnbach beschäftigt hatte.

Als sie hierauf von Kürnbach nach Löwenstein reiste, ging der Geist mit ihr auch dahin. Er schwebte von Willsbach bis nach Löwenstein, immer von ihr gesehen, neben dem Gefährte her. Er war nun auch in Löwenstein bei ihr, und wurde, wie an den andern Orten, von den verschiedensten Personen durch Klatschen und Klopfen gehört. Aber dieses nahm nach und nach immer ab, je lichter der Geist selbst wurde. Am 6. Januar 1826 (es war der Tauftag ihres Kindes) erschien ihr der Geist zum letzten Male. Nachts zuvor kam er und sagte: „Bald bin ich das letztemal bei dir." Er dankte ihr, daß sie sich seiner so angenommen, und bat sie, daß man morgen, am Tauftage ihres Kindes, wenn Alles versammelt sey, das Lied: „Befiehl du deine Wege!" seiner Ruhe zu Lieb, singen solle. Wegen Anwesenheit vieler Fremden nahm man nach der Taufe des Kindes Anstand, dieses Lied zu singen. Als nun alles am Mittagessen saß, die Frau aber sich allein mit der Wärterin in einem andern Zimmer befand, öffnete sich die Thüre dieses Zimmers hörbar und ging hörbar wieder zu. Die Wärterin verwunderte sich, sie aber verbarg ihr, daß der Geist eingetreten. Er hatte sich vor ihr Bette gestellt und sie ermahnt, daß doch jenes Lied jetzt gesungen werden solle, dann verschwand er wieder. Sie ließ nun die Mutter holen, und sagte ihr, was der Geist gesprochen. Diese meinte, man sollte warten, bis die Fremden das Haus verlassen, dann könne es ja noch geschehen. Aber nach zwei Stunden ging die Thüre wieder sichtbar und hörbar auf. Es trat der Geist ein, stellte sich wieder vor sie, und sagte mit kläglicher Stimme: „Es ist jetzt die höchste Zeit, daß man das Lied singt;" da verschwand er wieder. Hierauf ließ sie die Mutter abermals rufen, und diese sagte es endlich ohne Scheu allen Anwesenden, und Alle fanden sich sogleich bereit dieses Lied zu singen. Einer der Taufpathen setzte sich an das Clavier und spielte das Lied, während es alle Anwesenden sangen. Da sah während des Gesanges der Vater neben dem spielenden Pathen den Geist licht und freudig stehen. Der Vater wurde gerührt und trat in die Kammer nächst dem Zimmer. Da sah er das lange hagere Weib stehen, die ganz traurend ein Kind auf den Armen hielt — den weiblichen Geist, den er sonst öfters auch schon gesehen hatte, und vor dessen Erscheinen meistens Töne wie

von einem Triangel vorausgingen. Während des Gesanges lag Frau H. in Thränen. Man grub an einer von Frau H. bezeichneten Stelle, unweit jener Küche gegen den Hof hinaus, in der Stille nach, da fand man in der Tiefe noch Moder und Gebeine von einem kleinen Kinde.

Eine Erscheinung zu Löwenstein.

Frau H. hatte, wie im ersten Theile bemerkt wurde, im Jahre 1824 wegen andauernder Reizbarkeit, wenn auch nicht mehr völlig magnetischen Zustandes, in zweiter Schwangerschaft, im Hause ihres Oheims zu Löwenstein drei Wochen lang Bäder gebraucht. Es war dieß die Zeit, während ihr immer jener zweite Geist auch zu Löwenstein erschien. Da sah sie in der Nacht im Hause ihres Oheims einen ältlichen Mann in einer langen Weste, einer weißen Zipfelkappe, kurzen Hosen und Pantoffeln, Akten unter dem Arm, aus der innern Stube in die äußere, wo sie war, treten. Der Geist legte jedesmal die Akten auf den Tisch und blätterte sie von vornen bis hinten durch, und war dieß geschehen, ging er wieder in die innere Stube zurück. Sie sprach ihn nie an, und auch er blieb immer stumm. Diese Erscheinung hatte sie gegen dreißigmal.

Diese Erscheinung wurde später auch von Andern theils gesehen, theils gehört und bestätigt.

Thatsachen zu Weinsperg.

Erste Thatsache.

Frau H. war am 25. November 1826 nach Weinsperg gekommen. Sie hatte im hiesigen Orte keine Bekannten, auch ich war ihr unbekannt. Ihre Wohnung war in einem kleinen Zimmer zur ebenen Erde, im Nebenhause des großen Hauses von Hrn. F. Unter beiden Häusern lief ein großes Weingewölbe hindurch, was der Frau H., auch seinen Einrichtungen nach, völlig unbekaunt war, aber ihre Bettstelle stand auf ihm.

Der Besitzer desselben, Hr. F., war ihr gleichfalls völlig unbekannt, sie ohne sein Wissen und seinen Willen in jenes Haus aufgenommen worden, und er kam erst im Verlaufe der jetzt zu berührenden Geschichte, aber nie früher, durch mich bewogen, zu ihr.

Ob Frau H. schon früher wußte, daß ein gewisser K. (der mehrere Jahre hier zuvor gestorben war) die Geschäfte des Hrn. F. zu dessen großem Nachtheil geführt hatte, ist zwar möglich, doch war es ihr nicht erinnerlich. Nie hatte sie aber diesen K. selbst gesehen, stand auch mit keinem Menschen in Verbindung, der sich für die Angelegenheiten des Hrn. F. und K. (von welchen dazumal im Publikum nicht im mindesten mehr gesprochen wurde) interessirt hätte.

Noch ehe Frau H. von mir einer magnetischen Behandlung unterworfen wurde, schon in den ersten Abenden ihres von freien Stücken erfolgten magnetischen Schlafes, sprach sie immer von einem Manne, den sie nicht weit von sich in einer sehr traurigen und bemitleidenswerthen Gestalt sah; es scheine, als begehre er etwas von ihr, was, könne sie noch nicht begreifen. Am 24. December sprach sie sich hierüber im magnetischen Schlaf also näher aus:

„Jener Mann ist wieder vor mir. Stets kommt er zur Stunde meines Schlafes aus dem Gewölbe empor. O bliebe er doch nur ferne, denn er stört stets meinen Schlaf, und ich kann ihm nicht helfen. Ich wollte die Stelle bezeichnen, wo er in dem Gewölbe sitzt, die er jedesmal zur Stunde meines Schlafes verläßt, sie ist hinter dem vierten Fasse, das in diesem Gewölbe steht. Ha! wie sein rechtes Auge über das linke hinüberschielt. Er will vorwärts schreiten! O bleibe nur, ich kann dir nicht helfen! Sieht ihn denn Niemand als ich? Immer winkt er mir, und will mir etwas anvertrauen."

Am 25. December [1] sprach sie: „Da ist jener schon wieder und stört mich in meinem Schlafe. Was zeigt er mir? Ein Blatt von nicht ganzer Foliohöhe voll von Zahlen. Oben in der rechten Ecke ist eine kleine Einbiegung, in der linken Ecke eine

[1] Bei diesem Schlafe war Hr. F. das erstemal anwesend und zwar auf mein Bitten, weil ich der Meinung war, jene Erscheinung der Frau H. sey ein verstorbener Verwandter zu ihm.

Zahl. Lese ich nicht unter den ersten Zahlen acht und Null? ich kann es noch nicht völlig! — Es beginnt dann J — weiter kann ich nicht. Dieses Blatt liegt unter vielen Akten, man beachtet es nicht. Er will haben, ich soll es meinem Arzte sagen und durch diesen soll eine Warnung ergehen. Warum muß er denn aber auch mich so quälen und stören, könnt' er es denn nicht seiner Gattin sagen? Er wolle es noch vor dem Tode sagen, er glaubte aber nicht, daß er sterben werde, [1] und nahm es sterbend mit der Seele hinüber wie ein Stück von seinem Körper." Sie beschrieb nun außer jenem schielenden Auge die Gestalt jenes Mannes so genau, daß ich in ihr den verstorbenen K. erkennen mußte, dann sprach sie: „Ich muß von ihm weg, ich kann heute nicht länger mit ihm verweilen."

Am 26. December lag sie im tiefsten magnetischem Schlaf und im innern Schauen. In diesem Schauen bestrebte sie sich, sich an den Ort zu versetzen, wo jenes Blatt liege, auf das jener Mann immer hindeute, und endlich sagte sie: „Dieses Blatt liegt in einem Gebäude, das sechzig Schritte von meinem Bette steht. (Es ist zu bemerken, daß Frau H. jenes Gebäude noch gar nie gesehen hatte.) In diesem sehe ich ein großes, dann ein kleineres Zimmer. In diesem sitzt ein langer Herr oben an einem Tisch und arbeitet. So eben geht er hinaus, und jetzt kommt er wieder herein. Nach diesem Zimmer kommt noch ein größeres, in dem stehen Kästen und eine lange Tafel, auch sehe ich in ihm eine längliche Kiste. Einen Kasten sehe ich, der steht am Eingang, und an diesem Kasten ist die Thür etwas offen. Diese Kisten und Kästen gehen aber jenen Mann nichts an. Aber oben an der Tafel steht etwas von Holz, ich kann es nicht benennen, und auf diesem liegen Papiere, nnd die sehe ich in drei Haufen liegen. Rechts im Haufen ist nichts von diesem Mann, aber in den zwei andern fühle ich von ihm, und zwar im mittlern, ein wenig unter der Mitte, jenes Blatt, das ihn so quält."

Nach diesem Hellsehen erwachte sie äußerst geschwächt und leidend.

In dem von Frau H. bezeichneten Gebäude erkannte ich das hiesige Oberamtsgericht, das auch abgemessen in der bezeichneten

[1] Es ist wahr, daß Hr. K. seinen Tod nicht erwartete.

Weite entfernt war. Ob ich gleich diese Erscheinung der Frau H. immer noch für ein Traumbild hielt, so ging ich am andern Tage doch zu Hrn. Oberamtsrichter H., erzählte ihm diese Erscheinung und Aussprüche der Frau, wie sie hier aus dem Tagebuche gegeben sind, und bat ihn, mit mir jene von Frau H. bezeichneten Aktenfascikel zu durchgehen, nur um sie (weil man wohl doch nichts finden werde) zu überweisen, daß jene Erscheinung nur ein leeres Traumbild sey.

Hr. Oberamtsrichter H., der inzwischen aus dieser Sache auch nichts weiter als einen Traum machen konnte, bestätigte mir übrigens sogleich, daß Frau H. wenigstens darin recht gesehen, daß er zu jener Stunde, auf der von ihr bezeichneten Stelle, wo er sonst selten sitze, gearbeitet habe und einmal in das andere Zimmer gegangen sey, wo er bemerkt, daß jener Kasten an der Thüre halb offen stehe. So sehr dieses Zutreffen uns beiden auffiel, so sehr wurden wir wieder in unserem Glauben an einen bloßen Traum der Frau H. bestärkt, als wir die bezeichneten Akten, die übrigens auch richtig in der von Frau H. angegebenen Lage waren, durchgingen (freilich vielleicht nur etwas zu schnell), das betreffende Blatt aber nicht fanden.

Dennoch bat ich den Hrn. Oberamtsrichter H., sich selbst von diesen sonderbaren Aussagen der Schlafwachen zu überzeugen und Abends 7 Uhr zur Stunde ihres Schlafens zu ihr zu kommen, was er auch that.

Nach gemachten Selbstverordnungen sprach die Frau H. abermals von dem Verstorbenen, der wieder da stehe und ihr keine Ruhe lasse. Sie hatte schon früher erwähnt, daß sie ihn nächtlich im Gewölb hinter dem vierten Fasse sehe und nannte ihn deßwegen öfters: den Mann hinter dem vierten Fasse. Sie klagte mich an, daß ich das Blatt nicht mit Eifer suche und beschwor mich aufs angelegentlichste, es doch zu finden, da es so leicht zu finden sey. Nun beschrieb sie wieder die Lage jener Aktenfascikel und jenes Blatt, und gab noch an, daß es unter andern Papieren mit starkem grauem Papier umschlagen liege, welche Angabe sie früher noch nicht gemacht hatte.

Ich sagte ihr, daß ich das Blatt vergebens gesucht, und daß sie uns beiden nicht verübeln werde, diese ganze Sache so lange für einen Traum, der sie täusche, zu halten, als ein solches

Blatt nicht aufzufinden sey. Da versicherte sie aber ganz ruhig, man müsse und werde dieses Blatt noch finden.

Als sie im Abendschlafe vom 28. sich wieder abquälte, die Stelle, wo jenes Blatt liege, noch näher zu bezeichnen, gab ich ihr ein altes Blatt in die Hände, das mit vielen Zahlen überschrieben war, worunter sich auch die Zahl 80 befand. Herr F. wohnte auf mein Ersuchen hier wieder ihrem Schlafe bei. Ich sagte vor Hrn. F. zu ihr: „Da ist nun das Blatt, das du suchest, Hr. F. hat es gefunden.“ „Nein,“ sagte sie, „das ist nicht jenes Blatt, das ist noch an seiner Stelle, und auf ihm sind die Zahlen viel regelmäßiger unter einander gesetzt.“

Am 29. gab ich ihr im wachen Zustand, in welchem sie von jener Erscheinung und dem Blatte nicht das Mindeste wußte, folgende auf ein Blättchen geschriebene Reime:

> Könntest du doch nur ergründen,
> Wo das wicht'ge Blatt zu finden,
> Wollt' ich gerne glauben ja,
> Daß Er alle Abend da,
> Daß Er nicht ein Traumgesicht,
> Daß Er wirklich ist und spricht.

Sie las diese Reime zu wiederholtenmalen und sagte dann, sie verstehe sie nicht, aber sie erhalte durch sie wie einen Zorn, oder eigentlich das Gefühl, wie wenn sie etwas wider diese Reime sagen müßte. Sie mußte nun auch diese Reime eine halbe Stunde lang immer wieder von neuem lesen, verfiel dadurch in Schlaf, begehrte eine Feder, und schrieb Folgendes auf die Rückseite:

> Glaube, leicht ist zu ergründen,
> Wo das wicht'ge Blatt zu finden,
> Magst es glauben oder nicht,
> Halt es für ein Traumgesicht.
> Könntest du nur mit empfinden,
> Was des Geistes Auge spricht,
> Such' im Oberamtsgericht!

Am 30. bat sie im schlafwachen Zustande wieder auf das herzangreifendste, nach jenem Blatte zu suchen, weil ihr der Verstorbene keine Ruhe lasse, immer zur Zeit ihres Schlafes erscheine und sie in ihren Selbstverordnungen und Schauen in ihr Inneres störe. Vergebens suchte ich sie zu belehren, daß

diese Erscheinung ein Traum sey, sie brach in die bittersten Klagen aus, und behauptete, der Geist weiche nicht von ihr, bis das Blatt gefunden sey. Ich trieb auch am andern Tage mit dieser Sache immer noch meinen Scherz, da ich diese Frau, besonders in Hinsicht dieser Erscheinungen, noch nicht in dem Umfange kannte, wie ich sie nachher kennen lernte, und gab ihr im wachen Zustand abermals ein Blättchen und zwar mit folgendem Reime:

Wenn man nun das Blatt nicht findet,
Und der K., R., A., F., K.,
Der dir alle Abend nah,
Nimmer mehr von dir sich wendet,
Sage, was geschieht denn da?

Sie wußte nun wach abermals nicht, was sie aus diesem Räthsel machen sollte, dachte darüber lange nach, verfiel endlich in somnambulen Zustand, in dem sie Folgendes auf die Rückseite des Blättchens schrieb:

Will man nun das Blatt nicht finden,
Und der K., R., A., F., K.,
Der mir alle Abend nah,
Nimmer sich von mir will wenden,
Sag' ich; was geschieht mir da?
Dann bin ich so lang gequälet,
Bis das Blatt auch nicht mehr fehlet.
O! so bitt' ich Alle noch,
Suchet doch,
Daß die längst verstorbne Seele
Wird befreit aus ihrer Höhle.

Am 31. kam sie zur Stunde des Schlafes bald wieder auf jenen Mann hinter dem vierten Fasse. Sie sagte: „Immer droht er mir, mich in meiner Heilung zu stören, wenn das Blatt nicht gefunden wird, aber das kann er doch nicht. Mit einem Gedanken, auf den dieses Blatt deutet, starb er; diesen irdischen Gedanken nahm er mit sich, und der bindet ihn noch an diese Welt und läßt ihm keine Ruhe. Wird dieses Blatt gefunden, so verläßt ihn dieser irdische Gedanke, und er kann sich durchs Gebet eher an den Heiland wenden, was er in diesem Leben zu sehr versäumte. Ich bitte euch Alle um Gottes und Jesu willen, Alles aufzubieten, daß dieses Blatt, das ich euch

ja genau bezeichnete, gefunden werde. Könnte ich gehen, so wäre es schon vor aller Augen."

Sie war nach dem Erwachen wieder aufs augenscheinlichste angegriffen, und es war offenbar, daß ihr alle Schläfe, seit sie sich um jenen Verstorbenen in ihnen immer abkümmerte, mehr zum Schaden als Nutzen gereichten, und sie sichtbar zurückfiel. Dieß bewog mich am andern Tage Nachmittags abermals zu Herrn Oberamtsrichter H. zu gehen. Ich stellte ihm vor, wie Frau H. mit einer doch sehr auffallenden Bestimmtheit und einer innern Wahrheit, die sich nicht wieder erzählen lasse, auf der Realität jener Erscheinung und der Existenz jenes Blattes beharre, und bat ihn, mit mir noch einmal eine Durchsuchung jener Aktenfascikel vorzunehmen. Dieß geschah, und wir fanden in einem Umschlag, der ganz so war, wie ihn die Seherin bezeichnete, ein Blatt, mit Zahlen und Worten von der Hand jenes Mannes, dessen erste Zahl 80 und dessen erster Buchstabe I war, und das am obern Ecke (bei welchem Anblick mich eigentlich ein Schauer anwandelte) wirklich, wie schon von langer Zeit her, eingebogen war. Dieses Blatt enthielt einen Beweis, und zwar den einzigen, daß K. ein Geheimbuch führte, das aber nach seinem Tode nicht mehr gefunden wurde, und in welches er wahrscheinlich Vieles eingetragen hatte, was jetzt nicht mehr an Tag kam; auch war schon zur Sprache gekommen (doch kam es bis jetzt noch nicht zur Wirklichkeit), daß seine hinterlassene Gattin mit einem Eid beschwören sollte, daß sie nicht wisse, wohin jenes in diesem Blatte von K. selbst bezeichnete Buch gerathen sey. Das Blatt selbst war bis jetzt gar nicht in gerichtliche Anregung gekommen!

Herr Oberamtsrichter H. und ich kamen überein, von dem Funde dieses Blattes gegen jeden Menschen zu schweigen, und ich bat ihn, diesen Abend wieder dem Schlafe der Frau H. beizuwohnen. Ich sprach nichts darüber gegen Herrn Oberamtsrichter H., war aber im Stillen der Meinung, er werde dieses Blatt zum Schlafe der Frau H. bringen, um es ihr vorzulegen.

Er erschien. Frau H. war im Schlaf verfallen, und nach den gemachten Selbstverordnungen kam sie wieder auf jenen Verstorbenen. Sie sprach: „Da steht er wieder, aber er steht beruhigter aus. Wo ist das Blatt? es muß gefunden seyn! (Ich

glaubte nicht anders, als es sey in der Tasche des anwesenden Herrn Oberamtsrichter H.) Ich muß es suchen!"

Ich sagte: Ist es denn gefunden? wo ist es? Sie verfiel in Erstarrung und tiefes inneres Schauen, wobei sie das Aussehen eines völlig Gestorbenen, mit verklärten Zügen, hatte, und sprach nach einiger Zeit: „Es sind die Papiere nicht alle mehr da; der erste Haufe ist gar nicht mehr da, und die andern Papiere sind auch nicht mehr in der andern Lage. Aber das wundert mich! — Da liegt ja das Papier; das der Mann gewöhnlich in der Hand hatte, offen da. Nun da kann ich mehr lesen: — In das Geheimbuch einzutragen — auf das Mittlere dieser ersten Zeile deutet er immer, er will wohl auf dieses Buch deuten. Was soll man nun mit diesem Blatte machen? Ha! mich schaudert, denke ich, was jene arme Frau thun könnte, warnt man sie nicht! — Eine Warnung soll an sie durch dieses Blatt ergehen, dann hat er Ruhe, ist vom Irdischen mehr entbunden und kann sich durchs Gebet mehr dem Erlöser nahen."

Herr Oberamtsrichter H. war über jene Aussage der Seherin von der Lage der Akten und namentlich jenes Blattes (wie er mir erst außer dem Zimmer derselben sagte) erstaunt, da er dieselben, um ihr Schauen auf die Probe zu stellen, verrückt und jenes Blatt, gerade wie sie angab, offen hingelegt hatte. Ich aber war, wie ich oben sagte, der völligen Meinung, Herr Oberamtsrichter H. habe das Blatt in der Tasche und wolle auf diese Art die Seherin auf die Probe stellen, weßwegen ich, bis Herr Oberamtsrichter H. sich aussprach, nach jenen Reden der Seherin wirklich glaubte, sie habe sich jezt sehr getäuscht.

Im magnetischen Schlaf vom 1. Januar sprach sie wieder von dem Verstorbenen, und daß er haben wolle, man solle seine Gattin warnen etwas zu thun, wodurch sie unglücklicher als er würde.

Sie sprach auch davon, ihr am andern Tage selbst einen Brief im Schlafe zu schreiben.

Als ich am 2. Morgens zu ihr kam und sie ganz wach war (wo sie von dieser Geschichte K's. gar nichts wußte), sagte sie zu mir: „Diese Nacht hatte ich große Angst. Ich hatte gegen 9 Uhr etwas zu essen gefordert, die Magd gab es mir, legte sich in das Bett, das neben mir steht und schlief dann sogleich ein,

ich aber blieb wach. Da hörte ich auf Einmal an jenem Tischchen, nicht weit von mir, ein Knistern, als schreibe an ihm Jemand, und als ich hinsah, sah ich am Tischchen einen Mann sitzen, der schrieb in ein Buch, das auf dem Tischchen lag. Ich erschrack und schloß die Augen, weil ich nicht mehr das Herz hatte, sie zu öffnen, und schlief ein."

Im magnetischen Schlafe fragte ich sie: ob jene Erscheinung, von der sie diesen Morgen gesprochen, wohl nicht blos ein Traum gewesen? Da sagte sie: „Nein! es war kein Traum, es war Wirklichkeit. Dieser Mann war jener Verstorbene, er wollte mir mit jenem Buche auf sein Geheimbuch deuten. Er hatte einen weißlichen, abgetragenen Flausrock an und Pantoffeln, wie er wohl gekleidet war, wann er in dieses Buch schrieb. Er wollte mich dadurch noch mehr bewegen, seine Gattin zu warnen. Aber das Buch selbst aufzufinden, wird mich große Anstrengung kosten, und ich werde um sieben Tage zurückfallen."

Da mir nicht nur wegen der Familie des Verstorbenen diese Erscheinungsgeschichte unangenehm war, Frau H. auch dadurch offenbar zum Schaden ihrer Gesundheit in einen noch tiefern magnetischen Zustand geführt wurde, so bat ich sie, in diesem Schlafe nur allein in sich und für sich zu schauen, und solche ihr fremde Angelegenheiten durch diejenigen ausmachen zu lassen, die sie betreffen. Sie sagte: „Es ist mir von jenem Verstorbenen wenigstens diese Warnung zur Pflicht gemacht, und wie würde mir, wenn ich ihm nicht folgen würde?" [1]

Am 3. Januar sagte sie mir im wachen Zustande: „Heute Nacht 3 Uhr, als ich völlig wachte, kam jener Mann wieder zur Thüre herein. Die Thüre schlug vernehmlich zu, und der Mann setzte sich ans Tischchen und schrieb wieder in das Buch. Er hatte einen weißen Flausrock an, auf dem Kopfe eine weiße Kappe und an den Füßen Pantoffeln. Eine weibliche Person, die in dem Zimmer der Frau H. schlief, behauptete, am Zuschlagen der Thüre erwacht zu seyn. Sie habe aufgeschaut und habe dann eine Gestalt wie eine graue Wolke — Menschenbildung habe sie nicht an ihr wahrnehmen können — auf das Tischchen zugehen sehen. Sie habe hierauf der Frau H. zugerufen, diese aber sey

[1] Man sieht auch hier, daß ich sie von diesem Schauen abbringen wollte, aber es gelang nie.

ruhig liegen geblieben, worauf sie ein Schrecken angewandelt, in welchem sie sich unter die Decke verborgen habe.

An diesem Tage diktirte Frau H. ihrer Schwester im schlafwachen Zustande folgenden Brief an die Gattin jenes Verstorbenen:

„Der bedaurungswürdigen, unschuldigen Frau muß ich schreiben und sagen: Daß Dein verstorbener Mann mir jeden Abend im Schlafe erscheint und mich bisher eines Blattes wegen, das im Oberamtsgericht liege und mit den Worten: „Ins Geheimbuch einzutragen," bezeichnet ist, quälte. Jenseits noch würde mich diese verstorbene Seele anklagen, unterließe ich, Dich zu warnen, und würdest Du, unschuldige Frau, bis zu einem Eide getrieben. Um des Erlösers und Deines Mannes willen bitt' ich Dich, behalte nichts Geheimes in Deinem Herzen, nehme nichts Jenseits hinüber, was Dich dort quälen könnte. Mir darfst Du nicht böse seyn, ich bin unschuldig; auch weiß ich wach nichts von dieser Sache. Ich habe Deinen Mann nie gekannt und nie gesehen, so wie ich auch Dich nie sah. Auch aus keiner Erzählung weiß ich etwas, aber er kam zu mir, ließ nicht nach, bis ich das Blatt suchte, weil er mit diesem Gedanken abgestorben ist und ihn mit nach Jenseits nahm. Thue nun, was Deine innere Stimme, Dein Richter, in Dir spricht! Der allerbarmende Gott wolle Dir mit Deiner Familie gnädig seyn! Er segne Deine Unschuld!"

Frau H. hatte keine Ruhe, bis der Brief der Frau jenes Verstorbenen mitgetheilt wurde, wobei man derselben sagte: man halte jene Erscheinung zwar für eine bloße sonderbare Phantasie einer Kranken, es wäre aber zu wünschen, daß sie mit ihr selbst (was Frau H. auch durchaus begehrte) in ihrem Schlafe spreche, wozu sie sich auf einiges Zureden nicht abgeneigt zeigte.

Am Abend vor dem Schlafe der Frau H. gab ich derselben im wachen Zustande folgende Reime, die sich auf das Kommen jener Frau bezogen. Ich gab sie ihr hauptsächlich in der Absicht, um ihr diese Angelegenheit und ihre Folgen, besonders für die mir unschuldig scheinende Frau des Verstorbenen, noch einmal ans Herz zu legen:

„Wenn die Frau nun kommt und weint
Und sich ganz unschuldig meint,

Und auch ganz unschuldig wär',
Sage, fällt dir dann nicht schwer,
Ihr zu sagen, daß ihr Mann
Selbst im Tod nicht ruhen kann?"

Sie las die Reime und sagte: Kommt denn eine Frau, die weint? Ich sagte: „Das ist ein Räthsel, dem ich Sie nachzudenken bitte, um seinen mir sehr unangenehmen Sinn zu errathen." Darauf las sie diese Reime immerwährend, verfiel dadurch in schlafwachen Zustand und schrieb (mit geschlossenen Augen) auf die Kehrseite:

Wenn die Frau nun kommt und weint
Und sich ganz unschuldig meint,
Und auch ganz unschuldig wär',
Soll ich sagen, ob's mir schwer,
Ihr zu sagen: daß ihr Mann
Selbst im Tod nicht ruhen kann?
Fällt es schwer mir oder nicht,
Fleisch und Blut dawider spricht,
Spricht mein Geist doch fort ganz frei,
Warnend sie, was künftig sey."

Frau K. kam nun wirklich in Begleitung des Herrn Stadtschultheißen P. zum Abendschlafe der Frau H. Als ich dieser die gewöhnlichen magnetischen Striche gegeben hatte, sagte sie: „An was dachtest du, als du mir die Striche gabst? ich fühle in dir eine ungewöhnliche Spannung." Ich erwiederte: „Ich dachte an die Gattin jenes Verstorbenen, die hier anwesend ist, um mit dir selbst über seine Erscheinung zu sprechen." Sie sagte: „Es ist mir lieb, daß sie gekommen, ich werde mit ihr sprechen, sobald ich in mich eingegangen bin und mir Verordnungen gemacht habe."

Als sie sich verordnet hatte, wandte sie sich gegen jene Frau und sprach zu ihr schlafwach mit erhabener Stimme:

„Was ich jetzt mit dir spreche, davon weiß mein Fleisch und mein Blut nichts, es ist allein mein Geist, der zu dir spricht, und würd' ich es wachend wissen, so wäre es mein Tod.

„Höre, ich kenne weder dich noch deinen Mann, sah euch nie, Niemand sagte mir etwas von euch, ich bin hier Fremdling. So lange ich aber auf diesem Gewölbe schlafe, erscheint mir immer zur Stunde meines Schlafs dein verstorbener Mann

und nöthigt mich, ein Blatt aufzufinden, durch das du zu warnen seyst, keinen irdischen Gedanken, wie er, mit hinüber zu nehmen, dich nicht verleiten zu lassen, hier noch etwas zu thun, was dich unruhiger als ihn machen könnte. Das Blatt ist gefunden, du bist davon benachrichtiget, und nun blickt er auch ruhiger."

Frau K. gab die feste Versicherung, daß sie nie etwas Geheimes mit hinüber nehmen werde, daß ihr Gatte ihr nie Mittheilungen von seinen Geschäften gemacht, sie von keinem Geheimbuch wisse, wie man ihr auch deßwegen noch keinen Eid abgefordert habe.

Frau H. verwies sie dagegen auf eine spätere Zeit, wo das noch geschehen werde, und fragte, ob sie das Geheimbuch suchen solle.

Lange lag sie wider Gewohnheit in völliger Todtenkälte und Todesbläße in ihr Innerstes gekehrt, aus welchem ich sie, aus Besorgniß für ihre Gesundheit, dadurch mit Gewalt zurückbrachte, daß ich ihr mit Auflegung meiner Hände fest befahl, alles Forschen, was nicht auf sie Bezug habe, zu unterlassen, und sich in dieser Geschichte damit zu begnügen, daß sie nach dem Willen des Verstorbenen die Gattin gewarnt habe.

Auf dieses kam sie wieder zurück und betete für jenen Verstorbenen und seine Familie, was Frau K. mit vieler Rührung anhörte und die Schlafwache sehr bewegt verließ.

Die Wahrheit und Unbefangenheit dieser vorstehenden Geschichte kann Niemand einsehen, der nicht die Personen, die sie betrifft, und vor Allem Frau H., persönlich kennt, und der nicht von Anfang dieser Geschichte bis zu ihrem Ende persönlich gegenwärtig war. Der aber, der Alles mit ansah und anhörte, Verhältnisse und Personen kennt und dann noch von Betrug und Täuschung spräche, der spräche einzig aus bösem Willen.

Es konnte nicht fehlen, daß theils Abgeschmacktheit, theils geflissentliche Lüge auch dieser Geschichte dem Weltsinn angemessene Erklärungen zu geben suchte, die in ihrer Nichtigkeit bleiben mögen. Dagegen bin ich (ich, der die Wahrheit dieser Geschichte allein am besten kennt) zum Belege dieser Wahrheit

nothgedrungen, einen Aufsatz mitzutheilen, den Herr Oberamtsrichter H. über sie, in so weit sie ihn selbst befaßte, auf die Anfrage mehrerer guter Freunde niederschrieb, ob er ihn gleichwohl nur zur freundschaftlichen Privatmittheilung bestimmt haben mochte. Er ist folgender:

„Frau H. von K. ist seit einigen Monaten als eine Nervenkranke hier, einem Orte, an dem sie früher nie gewesen. Sie sucht bei Dr. K. im Magnetismus Hülfe. Sie wohnt bei Herrn N. in der Miethe, welcher ein Nebenhaus des Handlungsgebäudes von F. als Miether bewohnt.

„Die Handlung von F. hatte früher hier einen Geschäftsführer in der Person des verstorbenen und dann in Gant gerathenen St. K. Seit $18^{19}/_{20}$ wird dessen Gantverfahren, wobei die Handlung interessirt ist, behandelt. In dem letzten Halbjahre 1826 sind die letzten Verhandlungen in der Sache gehalten, das Urtheil gefällt, und es sind den Gläubigern ihre Schicksale bekannt gemacht worden, wobei die Handlung von F. einen Verlust von mehreren tausend Gulden erleidet, welche in ihren schon 1820 eingerichteten Recessen die Familie des K. für den Verlust eventuell mit in Anspruch nahm und namentlich dessen Wittwe und Kinder mit einem Manifestationseid, besonders auch über die Herausgabe des von K. geführten Geheimbuchs bedrohte, welches laut eines zu den Akten gegebenen, von K. geschriebenen, „ins Geheimbuch einzutragende“ Notizen enthaltenden Blattes als existirend nachgewiesen wurde.

„So wenig mit all diesen Verhältnissen Frau H., ehe sie hieher kam, bekannt war, so wenig hat sich irgend etwas erfahren lassen, daß sie damit in der Zeit ihres Hierseyns wäre bekannt gemacht worden. Indessen bewohnt ein F—s Familienglied das Hauptgebäude, nämlich Herr Kameralverwalter Fezer. Er kam auch zu Zeiten in das Zimmer der Kranken, die von lauter hier unbekannten Personen, die sie mitbrachte, bedient ist. Sein Zweck war der der Neugierde. Mehr ist durchaus nicht bekannt.“

(Hier muß der Herausgeber dieser Blätter einschalten, daß Herr F. nie zu Frau H. kam, als auf des Herausgebers Ansuchen, als sie schon mehrere Abende von jenem Verstorbenen gesprochen hatte, und daß er auch da nur ein stummer Zeuge

blieb. Man muß diese Geschichte so kennen, wie der Herausgeber sie kennt, um lebendig überzeugt zu seyn, daß Herr F. nicht die mindeste Schuld an ihr und auch durchaus keinen Gewinn von ihr hatte, wie nachher nur die Lüge und die Verleumdung ausstreuen konnte.)

„Einige Tage vor Weihnachten sah die Kranke in ihrem magnetischen Schlafe die Erscheinung eines Verstorbenen, der sie kläglich anschaue und ein Papier in der Hand halte, um es ihr zu zeigen, welches nach ihrer Beschreibung in der linken Ecke oben eine Zahl hatte, in der rechten Ecke eine kleine Einbeugung zeigte, mit J in der ersten Linie begann (die andern Buchstaben könne sie nicht klar erkennen), meist aus Zahlen bestehe und in der obern Zahlreihe 8 und daneben eine 0 habe. Eine weitere Beschreibung, außer daß das Papier nicht ganz Foliohöhe habe, machte sie nicht. Den Mann beschrieb sie nach seiner Gestalt und Kleidung als den leibhaften K.

„Ich war mit diesen mehrere Abende hindurch wiederholten Schilderungen und Wiedererscheinungen ganz unbekannt, als am letzten Weihnachtsfeiertage Dr. Kerner mich besuchte, um eine Eröffnung davon zu machen.

„Er sagte, daß Frau H. am letzten Abend wiederholt sehr in ihn gedrungen habe, doch das Papier aufzusuchen, welches der Mann bezeichne, mit dem Bemerken, daß es in einem 60 Schritte von ihr entfernten Gebäude liege; sie habe sich jenen Abend zuvor in dieses Gebäude versetzt und Folgendes gesehen: Zuerst sey daselbst ein geräumiges, dann ein minder geräumiges Zimmer, in welchem ein langer Mann allein oben an einem Tische arbeite, darauf komme ein noch geräumigeres als die zwei frühern Zimmer, worin Kästen und eine lange Tafel stehen; es sey auch eine längliche Kiste darin. An einem der Kästen, der der Eingangsthüre am nächsten, stehe die Thüre halb offen. Alle jene Kästen und Kisten gehen jenen Mann nichts an. Dagegen stehe oben an der Tafel etwas, das sie nicht benennen könne; auf diesem liegen Papiere in drei Haufen. Der Haufe rechts gehe den gedachten Mann nichts an, die zwei andern Haufen gehen ihn an. Im mittlern, etwas unter der Mitte, sey das Papier enthalten, dessen Bild jener Verstorbene ihr vorhalte.

„Kerner hatte hierin meine Wohnung und mein Amts-

zimmer erkannt, und es wurde ihm sogleich von mir bestätigt, daß ich am gedachten Nachmittag und Abend bis 8 Uhr auf der bezeichneten, mir sonst ungewöhnlichen Stelle gearbeitet habe und allein gewesen sey, auch daß ich Abends einmal in das dritte, das Gerichtssitzungszimmer, gegangen sey, und das Halboffenstehen des Bibliothekkastens wahrgenommen hatte. Er ersuchte mich, ihm die Musterung der bezeichneten Schrift zu erlauben. Ich begab mich mit ihm an diese Akten, sagte ihm aber sogleich, daß, da alle Akten, welche hier vorliegen, bloß im Laufe des Gantverfahrens durch die Parteien beigebracht seyen, ich darin kein von K. herrührendes Blatt vermuthen könne. Dagegen zeigte ich ihm zwei auf dem dritten Aktenhaufen liegende Fascikel, welche Originalakten von K. enthielten. Wir durchsuchten diese, fanden das bezeichnete Papier nicht, und Kerner verließ mich nun mit der Aufforderung, Abends um 7 Uhr selbst zu Frau H. zu kommen, wo sie dann schon magnetisch schlafe.

„Ich traf ein. Sie fing, nachdem sie sich mit ihrem Krankheitszustand beschäftigt hatte, wieder mit der Geschichte jenes Mannes an, der noch immer traure und in sie dringe, doch auf das Papier zu helfen. Sie klagte den Arzt des unvollständigen Nachsuchens an, beschrieb wieder das Papier und den Ort, an welchem es liege, wie früher, und beharrte darauf, daß es noch (sie sehe es) an demselben Platz, mit starkem grauem Papier umschlagen, unter andern Papieren liege.

„Ich hatte die Sache nicht weiter berücksichtigt, aber den 31. December Morgens schickte ich dem Gerichtsnotar einen großen Theil der zuoberst gelegenen Akten des zweiten und dritten Haufens zu der Fertigung der Gantverweisung zu, und den (jenen Mann nichts angehenden) ersten Haufen, welcher Pflegrechnungen enthielt, die mir ad revidendum eingeschickt waren, hatte ich zur Bearbeitung am gleichen Morgen anderwärts hin befördert.

„An demselben Tage Nachmittags kam Kerner zu mir, um noch genauer nach den Akten zu suchen, weil die H. durchaus darauf dringe, um von der sie quälenden Erscheinung los zu werden. Ich legte ihm die übrig gebliebenen, aus ihrer ursprünglichen Lage nicht verrückten, sämmtlichen Aktenfascikel in ihrer Reihe vor. Wir durchgingen alle Blätter, und siehe da,

in dem Fascikel, welcher in dem zweiten Aktenhaufen nach der ursprünglichen, der Aktenversendung an den Notar vorangegangenen Lage etwas unter der Mitte der ganzen Höhe gelegen hatte und in grauen Umschlag gehüllt war, befand sich das Blatt mit allen von ihr genannten Kennzeichen als Beilage eines im Jahre 1820 von Seite Fs. eingereichten Liquidations-Recesses, den der Consulent Dr. F. in Stuttgart verfaßt hatte. Ferner, nachdem der Fund geschehen war, verließ mich, mit der Bitte, Abends die Schlafwache zu besuchen und ihrem Gespräche über den fraglichen Gegenstand wieder anzuwohnen.

„Ich kam, ehe sie magnetisirt war, was bald geschah, und sie begann, nach ihrer Krankheitskritik, wieder von jenem Manne, und fand ihn getröstet. Das Papier muß aufgefunden seyn, sagte sie; aber nun deute er immer aufs Mittlere der ersten Zeile, er wolle wohl auf dieses Buch deuten. Es hieß nämlich die gedachte erste Zeile im Original:

„Ins Geheimbuch einzutragen.“ —

„Ich schalte hier ein, daß ich, ehe ich von Hause weggegangen war, um ein desto festeres Kriterium des Wissens der Frau H. zu erhalten, die über dem fraglichen Fascikel gelegenen Fascikel auf den dritten Haufen hinüber umgelegt, dann den fraglichen Fascikel aufgebunden, die dem beschriebenen Blatte vorangegangenen Aktenstücke auch hinübergelegt und somit bewirkt hatte, daß das Blatt ganz offen vorlag, was bloß ich allein wußte. Auf die Frage des Arztes, ob das Blatt wirklich gefunden sey, und ob es noch an derselben Stelle liege &c., gab sie nach kurzem Versenden ihrer Sinne an:

„Die Papiere sind nicht mehr alle da, der erste Haufe ist gar nicht mehr da, und die andern Papiere liegen auch nicht mehr so. Ei! und was ist denn das? da liegt ja das Papier offen, das der Mann in der Hand hat!“

„Nun begann sie in Jammertönen sich über die Wittwe des Mannes zu ergießen, wenn sie das thäte.

„Sie meinte hierunter, da sie die große Sünde des Schritts, das Verscherzen der Seligkeit &c. mit vorstellte, offenbar die Leistung des Manifestations-Eids unter Abläugnung des Geheimbuchs, ohne je (wie auch sonst) den Namen zu benennen.

„Somit endete sich jener Abend, und vom Weiteren war ich nicht Zeuge.

„Sie schrieb an einem folgenden Abend selbst im magnetischen Schlaf einen Abmahnungsbrief an die Frau. Aber wo das Geheimbuch sey, darüber sprach sie sich nie aus, und, da gerade eine Vereinigung der Handlung von F. mit der Wittwe von K. in jene Zeit fiel,[1] so drang man auch nicht weiter von Seite des Arztes in sie, zumal sie erklärt hatte, die Anschaffung des Geheimbuchs würde sie auf sieben Tage in ihrem Krankheitszustande zurücksetzen. Ks. Erscheinung hörte nach und nach auf.

„Wenn nun auch der Unglaube Alles für Eingebung und Anstiftung von Seite der Fs., um den Relicten Ks. einen Popanz zu machen, ansehen möchte, so bliebe jederzeit hiedurch nicht erklärlich:[2]

1) das nur mir allein bekannte Sitzen an einer mir sonst ungewöhnlichen Arbeitsstelle am letzten Christfeiertag;
2) das ganz zufällige, sonst nicht statt gefundene Offenstehen einer Kastenthüre, in dem durch jene Woche ganz ungeheizt, und außer von mir und meinen Incipienten unbetreten gebliebenen Gerichtszimmer;
3) das sichere Bestimmen der Lage des Fascikels, der nicht einmal in seiner richtigen Zahlenfolge sich befand;
4) die Bezeichnung der kleinen und sehr alten Einbeugung des Papiers auf dem fraglichen Blatte, welche sich doch gewiß im Jahr 1820 auf der etwa von den Exhibenten zurückbehaltenen Abschrift des Blatts Niemand notirt hat. Auch ist es von da an meines Wissens der Partei nicht mehr mitgetheilt worden.

Oberamtsrichter Heyd."

[1] Diese Vereinigung war mir damals ganz unbekannt.

Kerner.

[2] Hier muß ich wie oben bemerken: daß nur ich weiß, daß Herr F. an Frau H. nicht den mindesten Theil nahm, bis sie schon mehrere Tage von jener Erscheinung gesprochen hatte, wo er dann erst auf meine Erzählungen und Bitten sich zu ihr begab, ihre Aussagen mit Verwundern hörte, für diese Kranke aber auch kein weiteres Interesse mehr zeigte, und nur später ein paarmal noch zu ihr kam, z. B. bei den in der ersten Abtheilung angeführten Versuchen mit Trauben.

Kerner.

Die vorstehende Thatsache, wie auch die vierte hier später aufgeführte, stellte sich hauptsächlich so heraus, daß sie die Annahme einer Mittheilung Verstorbener für diejenigen, die mit dem Gang der Ereignisse, mit den Personen und dem Lokal und allen Nebenumständen, welche die Geschichte nicht gerade berührt, aufs genaueste vertraut sind, nothwendig fordert; denn in diesen zwei Thatsachen finden sich hauptsächlich urkundliche Zeugen und Documente, die mit den Angaben der Seherin aufs genaueste übereinstimmen. Zu ihnen möchte ich noch jene oben angeführte Thatsache rechnen, wo die Seherin den Tag der Geburt eines ihr im Leben unbekannt gewesenen Verstorbenen, unter den dort angeführten Umständen, so bestimmt angab.

Vorstehende Thatsache vertheidigt Eschenmayer in seinen Mysterien gegen die Angriffe gelehrter Herren also:

„Frau H., noch nicht lange in Weinsperg angekommen, un„bekannt mit dem Orte, mit den Menschen und mit ihrem Arzte, „erblickt öfters einen Verstorbenen, der sich ihr näher zu erkennen „geben will. Er hält ein Blatt in der Hand, dessen Charaktere „sie sich merkt, und er gibt ihr zu verstehen, wo es liege, und „daß es gefunden werden müsse, wenn er Ruhe bekommen solle. „Sie theilt diese Erscheinung ihrem Arzt und Andern mit, und „beschreibt den früher ihr unbekannten Mann in Leibesgestalt „und seinem gewöhnlichen Anzug so frappant, daß Jedermann den „leibhaften K. darin erkannte. Dieser K. war Sachwalter einer „Weinhandlungsgesellschaft, welche gerade unter dem Erdgeschoß, „wo Frau H. zur Miethe war, einen großen Keller hatte, in „welchem er sich häufig aufhielt. Um Ruhe vor diesen Besuchen „zu bekommen, dringt Frau H. in ihren Arzt, das Blatt zu „suchen, und gibt das Haus, das Zimmer, den Haufen von „Akten und den Fascikel, in welchem es liegt, aufs genaueste „an, und beschreibt zugleich die Person und den Stand der „Dinge zur Zeit, wo sie ihrem Arzte die Schilderung macht, „gerade so, wie es sich bei nachheriger Erkundigung daselbst „wirklich verhielt. Der Arzt, der die ganze Geschichte für „eine Vision hält, willfahrt jedoch ihrer Bitte, und sucht „mit dem Herrn des Hauses (Oberamtsrichter), wo die Papiere „liegen, und findet nichts. Der Herr des Hauses bestätigt übri„gens, daß sie in Beziehung dessen, was sie von ihm angab,

„richtig gesehen habe. Den Arzt, der ihr nun die Nachricht gab, „daß man kein solches Blatt gefunden habe, klagt sie einer Nach- „lässigkeit an, und dringt aufs inständigste noch einmal in ihn „ein, und beschreibt das Blatt noch genauer, ja sie sagt, daß „sie es so sicher sehe, daß sie es, wenn sie nur gehen könnte, „auf der Stelle holen würde. Der Arzt sucht zum zweiten Male „mit dem Oberamtsrichter, und siehe, das Blatt findet „sich mit allen angegebenen Kennzeichen und an eben „der bezeichneten Stelle. Es war ein Dokument, das schon „sechs Jahre in den Akten ruhte, und welches die Interessenten „zu den Gantakten des K. gegeben hatten. Vom Fund des „Blattes wurde geschwiegen; allein in der nächsten Krisis sieht „die H. den Verstorbenen freundlich, und schließt daraus, daß „das Blatt gefunden sey. Sie versetzt sich wieder in das Haus, „wo die Akten lagen, sieht sie in ihrer Lage verändert, und erkennt „das gefundene Blatt gerade in der Stellung, welche ihm der „Oberamtsrichter absichtlich, um ihre Seherkraft zu erproben, „kaum vorher und Jedermann unbewußt, gegeben hatte. Die „Auflösung dieser Geschichte liegt in folgender Aeußerung der „Seherin: Was soll man nun mit dem Blatte machen? Ha, „mich schaudert, denke ich, was jene arme Frau (die Frau des „Verstorbenen) thun könnte, warnt man sie nicht. Eine War- „nung soll an sie ergehen durch dieses Blatt, dann hat er Ruhe, „ist vom Irdischen mehr entbunden, und kann sich durchs Gebet „mehr dem Erlöser nahen."

Das Blatt beurkundete die Existenz eines Geheimbuchs, das aber aus den Augen verschwunden war. Die Frau war in Gefahr, zu einem Manifestationseid aufgefordert zu werden. Und davor sollte sie gewarnt werden, weil es ihr alsdann noch schlimmer ergehen würde, als dem Verstorbenen. So knüpft sich auf eine treffliche Weise die Erscheinung eines Verstorbenen an die moralische Rettung eines Lebenden.

Wir wollen nun für diejenigen, welche Geistererscheinungen verwerfen, die möglichen Combinationen näher beleuchten. Wer die Kraft des Magnetismus im Fernsehen und Fernfühlen annimmt, hat hauptsächlich folgende Hauptfragen zu beantworten: 1) Wer hat der Seherin ein Interesse für die Gantgeschichte des verstorbenen K. beigebracht, sie

von einem in den Akten liegenden Blatte als Dokument eines Geheimbuchs im Oberamtsgericht unterrichtet, und dieses Blatt mit einem Manifestationseid, der der Frau des Verstorbenen abgefordert werden könnte, in Verbindung gesetzt? Wäre eine solche Person aufgefunden, so würde das Uebrige, nämlich die Kennzeichen des Blatts, der Ort unter den Aktenhaufen, wo es liege, die Veränderungen in der Lage der Akten und überhaupt die Angabe in Hinsicht der Personen, Ort und Zeit, durch das Fernsehen erklärbar seyn. Aber eben hier liegt der Knoten, — eine solche Person findet sich nicht in Weinsberg, welche, bekannt mit diesen Umständen und im Besitze der nöthigen Notizen, sich ins Einverständniß mit der Seherin gesetzt hat. Man fragt gewöhnlich auch bei einer Sache nach dem Zweck. War die Auffindung des Geheimbuchs der Zweck, wem hat es nützen sollen? Offenbar nur demjenigen, der aus den darin enthaltenen Notizen noch Vortheil hätte ziehen können.

Von dieser Qualität findet sich in Weinsberg nur Eine Person, und dieß ist Hr. Kameralverwalter Fezer als Hauptinteressent der Weinhandlungsgesellschaft; er wußte aus den Akten die Existenz des Blattes, er konnte aus den in dem Geheimbuch enthaltenen Notizen noch Vortheil ziehen, und ihm konnte allein etwas daran gelegen seyn; — aber eben Hr. Kameralverwalter Fezer sah die Somnambule auf Einladung des Dr. Kerner zum erstenmal, als sie von den Erscheinungen des K. schon öfters gesprochen hatte; und wozu hatte denn Hr. Fezer eine Somnambule nöthig, da er eben so gut ohne sie auf den Grund des Blattes auf richterlichem Wege den Manifestationseid hätte betreiben können? Wie viel einleuchtender ist der in der Geschichte angegebene moralische Zweck, die Wittwe vor einem Manifestationseide zu warnen, weil es ihr noch schlimmer ergehen würde als dem Verstorbenen? Und dazu sollte eben die neue Auffindung des Blattes das Hauptmoment bilden und der Wittfrau vor Augen gehalten werden.

2) Welchen Grund haben die Gegner, den Charakter der Seherin zu verdächtigen? Denn welche Combinationen über die Geistererscheinungen auch gemacht werden mögen, so müssen sie auf Kosten der Moralität und Wahrheits-

liebe der handelnden Person gehen. Ihre Angaben sind alle von der Art, daß man sie nicht mehr in das Kapitel unschuldiger Selbsttäuschungen bringen kann. Soll ein anderer Grund der Erscheinungen angenommen werden, so muß es nicht nur eine absichtliche Täuschung, sondern vielmehr ein abgefeimter Betrug seyn. Es ist aber ein constantes Phänomen, daß die Somnambulen vom dritten Grade in eine moralisch-religiöse Stimmung übergehen, die jedesmal dem christlichen Princip zugekehrt ist. Nirgends mehr als bei unserer Seherin, deren magnetische Erscheinungen alle vom dritten Grade sind, bestätigt sich diese Erfahrung; wie mag man nun auf einer Seite die dem dritten Grade des Somnambulismus eigenthümliche moralisch-religiöse Stimmung, die uns die Seherin durchaus in ihrer Geschichte darbietet, annehmen, und auf der andern Seite ihre Geistererscheinungen als absichtliche Täuschung oder Betrug erklären? Diese Inconsequenz wird wohl nicht bestritten werden können. Um nicht genöthigt zu seyn, die Wahrheit der obigen Thatsache einzugestehen, nimmt der elende Weltverstand, dem nichts heilig ist, seine Zuflucht zur Verleumdung und Anschwärzung, und sieht nicht ein, daß ein bösartiger Verleumder eben so tief oder noch tiefer zu verachten ist als ein Betrüger. Wie mag man annehmen, daß eine Person, deren Geschichte von nichts als von körperlichen Leiden und harten Prüfungen zeugt, und welche die gewissen Ahnungen ihres Todes so deutlich ausspricht, alle die guten Gesinnungen erheuchle und einen so schnöden Betrug mit in das Grab nehmen möge, wovon ja nicht der mindeste zeitliche Vortheil, wohl aber ein ewiger Nachtheil vorauszusehen ist, — einen Betrug, gegen dessen Folgen für das andere Leben die Seherin mit solcher Stärke selbst predigte? Ich muß gestehen, daß schon die Annahme solcher Widersprüche, nach meinem Sinne, eine unmoralische Seite darbietet, und es mag sehr im Zweifel seyn, ob nicht der Beschuldiger mehr dabei verliert als der Beschuldigte. Der Fernstehende kann überhaupt hier nicht richtig urtheilen, denn die Geschichte der Seherin ist nur ein matter Abriß von dem, was sie ihren Freunden im Umgange und im Leben selbst darbot. Man mußte mit ihr in die Tiefe ihres Gefühllebens, so wie in die Höhe ihrer geistigen Anschauungen selbst

eingegangen seyn, um den Sinn der Wahrheit, der sich darin aussprach, nicht mehr zu verkennen. Die Verklärung, in der ihre Freunde sie so oft sahen, duldet keine Heuchelei, und wenn auch nach dem Apostel Paulus es dem Satan möglich ist, sich als einen Engel des Lichts zu verstellen, so steht gewiß solches nicht mehr in der Macht der menschlichen Form. Mir ist es schon längst klar, daß solche Erscheinungen kommen müssen, um dem erbärmlichen Weltverstand alle seine Blößen hinzuhalten, und die Naturgesetze, an denen er anklebt, wie der Wurm an der Erdscholle, als völlig unzureichend zu erweisen. Gewiß ist die Natur nicht Anderes, als die Unterlage für den Geist, auf welcher er das Reich der Freiheit aufrichten soll, das weit über alle Naturgesetze erhaben ist. Das Reich der Freiheit aber geht durch das ganze Geisterreich des Universums, und der Mensch ist nur ein eingeschobenes Glied der großen Kette. Darum weil diese Wahrheit vergessen und verödet ist, und in den Weltverstand wie in einen Abgrund versunken, muß das vor der Welt verachtete Werkzeug kommen, um ihn zu Schanden zu machen.

Ein anderer Scharfsinniger wollte wissen, ein Geheimbuch sey was ganz Unverfängliches, und das hätte jener K. nie zu verbergen gehabt.

Nachstehende Erklärung Herrn Kameralverwalters Fezer wird den geneigten Leser anders belehren.

„K. (eben der Verstorbene und der Seherin Erscheinende) „hatte mehrere Kassen zu verwalten, und zugleich war ihm ein „beträchtliches Depositum anvertraut. Nach seinem Tode, wo die „Rechnungen justificirt wurden, fanden sich in allen Kassen ohne „Ausnahme größere oder mindere Passivreste, und zugleich wa„ren auch die Depositengelder verschwunden. Für die Fezer„sche Weinhandlungsgesellschaft allein wurde ein Rest von mehr „als 5000 fl. erwiesen. Aus den Büchern über sein eigenes Ge„schäft ließ sich nicht die mindeste Notiz über die Verwendung „dieser vielen Gelder erheben, und es mußte dieß um so mehr „auffallen, da sein Aufwand mit seinen Einnahmen nicht außer „Verhältniß war, und die veruntreute Summe innerhalb einer „Periode von wenigen Jahren im Ganzen über 20,000 fl. be„trug. Zu diesen Vertuschungen, Verschiebungen aus einer „Kasse in die andere, und besonders untreuen Verwendungen der

„Gelder, hatte K. durchaus ein Geheimbuch nöthig, in wel-
„chem er die dahin gehörigen Notizen sammeln mußte. Und
„nun ist der große Unterschied sogleich klar zwischen
„einem Geheimbuch, das der Principal seinen Com-
„mis gegenüber führt, was nichts Verfängliches hat,
„und zwischen einem Geheimbuch, das ein betrügeri-
„scher Sachverwalter seiner Principalschaft gegenüber
„führt, was etwas sehr Verfängliches hat.

„Für die Fezer'sche Gesellschaft mußte das fragliche Ge-
„heimbuch, dessen Existenz eben durch das zu den Akten gegebene
„bekannte Blatt erwiesen war, schon insofern von Wichtigkeit
„seyn, als die durch Vorzugsrechte begünstigten Kassenreste und
„andere Gelder die Aktivmasse des K. absorbiren mußten. Die
„Fezer'sche Gesellschaft konnte auch wirklich nur theilweise von
„der Gantmasse befriedigt werden, und darum mußte ihr am
„meisten oder beinahe ausschließlich an Beibringung des Geheim-
„buchs gelegen seyn, hauptsächlich, um daraus zu ersehen, wohin
„die Gelder verwendet wurden. In diese Zeit fällt die Anregung
„zu einem Vergleich, und nur der nachher wirklich zu Stande
„gekommene Vergleich war Schuld, daß ich (Kameralverwalter
„Fezer) von jenem Blatte, auf welches die Seherin, durch die
„Erscheinung Ks. veranlaßt, hinwies, keinen Gebrauch machte,
„und auf keinen Manifestationseid in Hinsicht des Geheimbuches
„drang. Hiebei ist wohl zu bemerken, daß dieser Vergleich,
„welcher eben in die in der Geschichte bemerkte Periode fiel, in
„der tiefsten Stelle abgeschlossen wurde, so daß er selbst dem
„Stadtschultheissenamt so wie dem Publikum erst spät bekannt
„wurde.

„Ob ich gleich nie an solche Erscheinungen glaubte und auch
„bei frühern Somnambulen viele Zweifel hatte, so überzeugte
„ich mich doch in diesem Fall als Augen- und Ohrenzeuge nicht
„nur von der Richtigkeit der Thatsachen, sondern auch von der
„Abwesenheit aller Täuschung. Die Frau H. war eine vor ihrer
„Hieherkunft mit dem hiesigen Lokal und Personal nicht im
„mindesten bekannte Person; sie wurde von dem Miethsmann
„meines zweiten Hauses, und zwar zu meinem Anstoß, ohne
„meine Einwilligung ins Logis aufgenommen und war von Men-
„schen umgeben, welchen die K.'sche Geschichte ganz unbekannt

„war, und welche für dieselbe auch nicht das mindeste Interesse „haben konnten. Das Publikum hatte nach bereits verstrichenen „sieben Jahren vom Beginn des Gantes an sich über diesen Ge„genstand längst ausgeschwatzt, und selbst mir war die Erinne„rung an das Notizenblatt so sehr gleichgültig, daß es mir erst „wieder, nachdem die Seherin davon sprach, eine wichtigere Be„ziehung erhielt. Kein Wort von diesem Blatt war je „von mir ausgegangen, und kein Mensch als ich und „der Richter hatten davon Notiz genommen. Nicht im „mindesten war auch deßwegen eine drohende Insinuation zu einem „Manifestationseid an die Wittwe K. gemacht worden. Ich bin „daher fest überzeugt, daß der Seherin zu Auffindung dieses „Blattes von keiner Seite her eine Veranlassung gegeben wurde, „und dieß um so mehr, als ich mir keinen Menschen denken „kann, der außer mir ein Interesse daran hätte nehmen können. „So unbegreiflich auch diese Thatsache Jedem erscheinen kann „und muß, so bin ich doch überzeugt, daß sie nicht widerlegt „werden kann.

„Was ich hier mittheilte, ist gewiß die reinste Wahr„heit, deren Hauptpunkte durch amtliche Akten sich beurkunden „lassen, und ich stelle daher Jedermann frei, jeden beliebigen „Gebrauch davon zu machen.

Kameralverwalter Fezer."

Aus dieser Darstellung, welche von einem sehr ehrenwerthen Manne kommt, wird jener Scharfsinnige ersehen:

1) Wie es etwas blöde war, sich den Unterschied zwischen einem verfänglichen und unverfänglichen Geheimbuch nicht vorher zu abstrahiren.

2) Wie nichtsbesagend alle Einwürfe, die er aus der Schilderung nimmt, welche die Seherin von dem Verstorbenen machte, gegen die Wahrheit der Thatsache sind.

3) Wie wichtig hingegen eben diejenigen Momente, welche er zu den Nebenumständen rechnet, durch ihre Beurkundung werden.

4) Wie der ganze Zweck nicht in die Auffindung des Blattes, das ja als in den Akten befindlich bekannt seyn mußte, sondern in die Warnung der Wittwe vermittelst des Blattes und der überhaupt mit demselben verbundenen Umstände gelegt

ist, keinen Manifestationseid zur Verhehlung des Geheimbuchs zu schwören, wozu es ohne den eingegangenen Vergleich hätte kommen können, und

5) Wie überhaupt kein anderer Grund der Erscheinungen aufzufinden ist als der, den die Somnambule angibt, deren Charakter auch die Wahrheit verbürgt.

Zweite Thatsache.

Bei den oben angeführten Erscheinungen zu Oberstenfeld wurde mehrmal bemerkt, daß man im Hause der Frau H. daselbst öfters metallische Töne wie von einem Triangel hörte, auf welche dann von ihr und auch manchmal noch von andern Personen ihrer Familie und namentlich von ihrem Vater und von ihrem Bruder, ein Geist in weiblicher Tracht erblickt wurde, der zuletzt mit einem Kinde auf dem Arme erschien, und ganz trauernd blickte. Mit diesem nun in Verbindung scheint nachstehende Erscheinung zu stehen.

Abends 7 Uhr am 6. Oktober 1827, als ich und einige andere Personen bei Frau H. im Zimmer waren, ging auf Einmal die Thüre des Vorzimmers von selbst auf und wieder zu.[1] Wir sahen sogleich nach, aber es war nirgends ein Mensch zu sehen, der dieß hätte thun können. Kurze Zeit darauf hörte man in der Luft des Zimmers, in dem wir waren, ganz deutlich eigene metallische, fast melodische Töne, die einige Minuten andauerten, es würde aber keine Erscheinung erblickt. Am 7. Oktober halb 12 Uhr Morgens hörte man wieder die gleichen Töne in der Luft des Zimmers, in dem außer der Frau H. noch eine Person war, und Frau H. sah bald darauf die Geistergestalt einer Frau an der offenen Thüre, die vom Vorzimmer in ihr Zimmer führte, vorübergehen. Die Gestalt war lang, hager und noch nicht alt, und schien ihr mit einem braunen Rock bekleidet, der äußerst viele Falten hatte. Ueber den Kopf hatte sie die allen weiblichen Geistern gemeine Verschleierung.

[1] Wie eine Thüre oft von selber aufgeht, das ist wohl zu begreifen, wie aber eine von selbst aufgegangene Thüre wieder von selbst (ohne Menschenhand und Luftzug und Neigung) zugeht, das ist schwer zu begreifen, und das fand oft statt!

Am 11. Oktober geschah das Gleiche, nachdem man vorher wieder jene klingenden Töne vernommen hatte; es waren Töne wie mit einem kleinen Triangel. Frau H. hörte da die Gestalt langsam und deutlich sagen: „Wer so im Dunkeln sitzt wie ich, der hat große Qual." Am andern Tage kam die Geistin wieder, und trat weiter in das Zimmer herein, sprach aber nichts.

In der Nacht vom 15. auf den 16. wurde Frau H. auf Einmal erweckt, und erblickte dann einige Schritte von ihrem Bette die Geistin. Sie sprach zu ihr: „Ich will selig werden, wie soll ich es machen? Ich weiß, daß ich nur durch den Erlöser selig werden kann, weiß aber nicht, wie ich ihm mich nahen soll." Frau H. antwortete ihr: „Durch ein anhaltendes demüthiges Gebet und Flehen um Gnade und Vergebung deiner Sünden." Hierauf ging sie.

In der Nacht vom 31. Oktober gegen 1 Uhr kam die Geistin wieder und sagte: „Willst du jetzt mit mir beten?" Sie hatte die Hände kreuzweis über einander gelegt. Frau H. erkannte jetzt in ihr die Geistin, die sie öfters vor Jahren zu Oberstenfeld gesehen, wo sie ein Kind auf dem Arme trug, und in Begleitung eines männlichen Geistes kam.

Es wandelte sie Furcht an, und sie sagte zu ihr: „Ich kann so nicht mit dir beten (sie meinte so mit ihr selbst), bete du für dich: Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott u. s. w." Hierauf wurde sie ihrem Aussehen nach traurig und ging.

Frau H. erinnerte sich nun auch, daß die gleichen Töne zu O. jedesmal vor ihrem Erscheinen und auch hie und da ohne dasselbe gehört wurden.

In der Nacht vom 1. November kam dieselbe Geistin wieder und fragte Frau H. etwas, das sich auf den Geist bezog, mit dem sie ihr früher in O. erschienen war, allein Frau H. konnte sich Morgens dieser Frage durchaus nicht mehr genau erinnern.

In der Nacht vom 27. auf den 28. kam dieselbe wieder, und sagte, sie sollte mit ihr beten, aber sie that es nicht. Als ich sie um die Ursache fragte, sagte sie mir, es komme ihr vor, als sey dieselbe noch nicht in dem Zustande, wo es etwas nützen würde, und sie würde zu schädlich auf ihre Gesundheit einwirken. Frau H. hatte Furcht vor ihr.

Abends 7 Uhr am 30. November, als ihre Eltern und ihre Geschwister zu Oberstenfeld im Zimmer saßen, sah auf Einmal ihr Bruder an der zur Kammer führenden offenen Thüre diese Geistin vorübergehen. Sie wurde von ihm und dem Vater auch schon vor Jahren, wie schon bemerkt, öfters gesehen.

In der Nacht vom 4. auf den 5. December kam sie wieder hieher, die Arme kreuzweis über die Brust geschlagen, und sah Frau H. trauernd und stumm an.

Als sie einige Tage darauf Abends wieder erschien, erblickte auch das Kind der Frau H. die Geistin. Es lächelte zuerst, wie auf eine Bekannte auf sie hindeutend, legte sich aber dann schnell und furchtsam auf die Schulter der Person, die es trug, zurück. Wahrscheinlich war dem Kinde diese Erscheinung von O. aus bekannt.

In der Nacht vom 13. kam die Geistin und hatte nicht mehr ihr voriges Gewand, sondern einen lichten weißen Faltenrock an. Sie sprach: „Die Zeit ist gekommen, woran ich erkenne, daß Jesus Christus ist wahrhaftiger Gott vom Vater u. s. w." Frau H. sagte: „Welche Zeit ist dieß?" und sie antwortete: „Es ist die Zeit, wo wir die Seligen ihre Festtage feiern sehen. Ich weiß jetzt, daß alle Menschen nur durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes selig werden können, aber ich betete den St. Anton an. Bete du mit mir zur Stärkung meines Glaubens!" Frau H. betete nun mit ihr ein Gebet aus dem Herzen, das die Geistin knieend nachsprach. Von da an erschien sie nicht mehr bei Frau H.

Nachdem Obiges schon vier Jahre früher sich ereignet hatte, nachdem Frau H. schon zwei Jahre lang todt war, geschah zu Oberstenfeld, was hier folgt, und das kann demjenigen für die Objektivität und Realität der Geister der Seherin von Prevorst einen Beweis liefern, der nicht geflissentlich von jeder Thatsache sich mit Gewalt abwendet, weil er solche Erscheinungen nun einmal durchaus nicht glauben will, da sie nicht in seine Systeme und in seine Phantasien von Gott und Welt passen.

Mehrere Jahre nachdem Frau H. Oberstenfeld verlassen hatte, zog Herr Schultheiß und Verwaltungsaktuar Pfäfflen

von auswärts nach Oberstenfeld, wo er eines der alten Häuser des Stiftes kaufte, und neu bauen ließ. Unter dem großen Stiftsgebäude befindet sich ein Keller, den Hr. P. zur Benutzung hat.

Voraus muß gesagt werden, und ist aufs bestimmteste zu versichern, daß Hr. P. die Seherin von Prevorst in seinem Leben nie sah, daß Niemand von ihrer Familie mehr in Oberstenfeld lebt, daß Hr. P. selbst ihre Geschichte bis auf den heutigen Tag noch nicht gelesen hat, und von jenem speziellen Fall ihres Sehens auch zuvor nie etwas gehört hatte.

Völlig unwissend und unbefangen war also Hr. P. in diesem Punkt. Er ist ganz gesund, ist kein Frömmler, gehört zu den Männern von Bildung und Aufklärung, und glaubte zuvor nie an Geistererscheinungen.

Die nachfolgende Erzählung, deren Wahrheit Hr. P. mit seiner Ehre verbürgt, möge der Zweifler, doch ehe er urtheilt und verdammt, aus dem Munde dieses unparteiischen Mannes selbst hören!

Wem es darum zu thun ist, die Wahrheit hier wirklich erfahren zu wollen, der sollte das Opfer einer kleinen Reise, wie z. E. von Stuttgart nach Oberstenfeld, nicht scheuen. Hinter Schreibtischen und Oefen läßt es sich bequem über derlei Erscheinungen aburtheilen und rationalisiren. Keiner der Herren, die sich Freunde der Wahrheit nennen, setzt aber der Wahrheit zu lieb nur einen Fuß über den Nesenbach, keiner prüft an Ort und Stelle, keiner lernt Personen, die solche Erfahrungen machen, selbst kennen, und hört sie selbst darüber an. Jahre lang waren die außerordentlichen Erscheinungen der Seherin von Prevorst öffentlich bekannt, keiner der Herren, die die Seherin nun auf einmal so gut kennen wollen, die über sie ganze Bände ins Blaue hinein schreiben, nahm sich, als sie noch lebte, die Mühe, sie selbst zu sehen, selbst zu hören, selbst zu prüfen.

Hinter ihren Schreibtischen blieben sie sitzen, wollen aber nun Alles besser gesehen, gehört und geprüft haben, als selbst der ruhige, ernste, tiefdenkende Psycholog Eschenmayer, der Alles an Ort und Stelle selbst untersuchte und prüfte und um der Wahrheit willen, sogar in der härtesten Kälte des Winters,

keine Reisen nach W. scheute.[1] Nur auf solchen Wegen ist in solchen Dingen die Wahrheit zu erforschen, auf dem Wege eines bloß gelehrten Wissens und Spekulirens bei der Sandbüchse findet man sie mit nichten.

Ich kehre zur Erzählung des Hrn. P. zurück.

„Als ich einmal (also erzählt Hr. P.) in dem unter dem Stifte befindlichen Keller ganz allein war, vernahm ich hinter einem der Fässer ein Klopfen,[2] so deutlich und heftig, als arbeitete der Küfer an ihm. Da ich nicht anders glauben konnte, als es sey der Küfer da, rief ich ihm zu: was er da mache? erhielt aber keine Antwort. Nun sprang ich hinter das Faß, erblickte Niemand, und im ganzen Keller, den ich genau durchsuchte, Niemand. Ohne den Vorfall enträthselt zu haben, verließ ich wieder den Keller, dachte aber dabei nicht gerade an etwas Uebernatürliches und durchaus nicht an Geister.

„Ich kam später öfters wieder in den Keller, hörte aber da nichts, hatte auch die Sache schon längst vergessen, als ich voriges Jahr (1830) am Pfingstfest[3] Morgens, als man gerade das Abendmahl in der Stifskirche oben reichte, in den Keller zu gehen genöthigt war. Meine Gedanken waren durchaus nicht auf Geister gerichtet, an die ich nie glaubte; ich war einzig da mit den Einsetzungsworten des Abendmahls im Geiste beschäftigt, die ich den Geistlichen oben in der Kirche sprechen hörte. Ich wandte mich nach meinem beendigten Geschäfte vom Fasse, um wegzugehen; da sah ich mit Erstaunen eine Frauengestalt in

[1] Es ist dieß der gleiche Mann, von dem ein Geistreicher im Literaturblatte des Morgenblattes sagte: „Was dieser Mann schon früher und in den Jahrbüchern für Anthropologie über Wahnsinn geschrieben, und das was er in seiner kleinen Schrift über den Magnetismus schrieb, ist wohl das Trefflichste, was die Theorie in diesen Gebieten der Seelenkunde vermocht hat.“
Und dieser Mann nun sollte nicht haben unterscheiden können, ob jene Frau H. wahnsinnig oder nicht wahnsinnig gewesen sey, solche aber, die sie nie sahen, solche, die in psychologischem Wissen weit unter ihm stehen, sollten den Geisteszustand dieser Frau hinter ihren Oefen nun besser beurtheilen können?!! —

[2] Man wird sich aus der ersten und zweiten Thatsache zu Oberstenfeld erinnern, daß in dem Keller daselbst öfters das Gleiche gehört wurde.

[3] Es ist bemerkungswerth, daß diese Geistin, und zwar auch in einem weißen Gewande, der Frau H. gleichfalls gegen kirchliche Festtage (die Christtage) hin, erschien.

einem weißen altdeutschen Gewande, das mit rothen Flecken, wie Blutflecken, übersäet war, einen Schleier auf dem Haupt und ein Kind auf dem Arme tragend, hart an mir vorüber durch den Keller gehen.

„Sie ging die Kellerstaffeln hinauf, und blieb auf halbem Wege stehen, als erwartete sie mich da.

„Ich war meiner Sinne völlig Meister. Ich ging beherzt den gleichen Weg hinter ihr her, und als ich bei ihr angekommen war, strengte ich mich an, sie anzusprechen, vermochte es aber durchaus nicht, und es verschwand jetzt auch die Gestalt in den Stein des Gewölbes.

„Dennoch hatte mich keine Furcht ergriffen, es war mehr ein Gefühl von Erstaunen und von Bewunderung des wunderschönen Kindes, das die Frau auf dem Arme trug.

„Ich schloß hinter mir den Keller, und ging dann sogleich wieder in denselben in Begleitung meines Gehülfen. Wir durchsuchten das ganze Gewölbe, um zu sehen, ob ich oder er noch einmal im Stande wären, diese Frau mit dem Kinde zu sehen, aber alles Suchen und Warten war vergebens; wir sahen nichts, fanden auch keinen lebenden Menschen.

„Drei Tage lang kam ich wieder in das Gewölbe und bemerkte nichts, am vierten Tage aber sah ich die Frau mit dem Kinde auf dem Arme durch dasselbe wieder den gleichen Gang gehen, aber Kleidung und Schleier waren nun schwarz.

„Nicht wie das erstemal, Erstaunen und Bewunderung, sondern der furchtbarste Schauer war nun mein Gefühl; ich eilte, fast außer mir, an ihr vorüber, und fühlte noch lange die Folgen eines Schreckens, der mir vorher ganz unbekannt war. Dennoch ging ich seitdem fast ein Jahr lang täglich in dieses Gewölbe, sah aber seitdem diese Erscheinung nicht mehr."

Eine Verwandte des Hrn. P. erzählt: daß auch sie sehr oft in diesen Keller komme, nie etwas sehe, aber oft höre, wie etwas mit lauten Tritten (als wie schlurgend) vor ihr hergehe oder sich ihr nähere.

Dieß ist nun die Erzählung eines völlig unbefangenen, nüchternen, partheilosen Mannes, der die Seherin nie kannte, und auch selbst nicht somnambul ist.

Wenn in den Fällen des Geistersehens der Seherin von

Prevorst, auch andere Personen, wie oft geschah, die gleichen Erscheinungen mit ihr sahen, so machten die Verständigen den Unverständigen, welchen dieser Umstand für Realität und Objektivität der Erscheinungen zu sprechen schien, den Einwurf: dieses gleiche Schauen Anderer sey einzig vermöge von der Seherin ausgegangener Ansteckung und Uebertragung geschehen. Aber was werden sie nun hier sagen, wo ein Mann, der die Seherin nie sah, von jenem speziellen Fall ihres Sehens auch gar nichts wußte, an gleichem Orte nach Jahren die gleiche Erscheinung hatte?

Sie werden also sagen:

„Daß dieser Hr. P., dem wir allen Glauben beimessen wollen, noch nach Jahren zu O. die gleiche Erscheinung hatte, die die Seherin von Prevorst vor Jahren eben daselbst hatte, ist für uns kein Beweis für die wirkliche Existenz solcher Geister, an die wir nun einmal nicht glauben, weil sie in unsere Systeme von Gott und Welt nicht passen, sondern diese Thatsache (an welcher wir nicht zweifeln wollen) ist uns einzig ein Beweis, daß der Gesichte hervorrufende Krankheitsstoff dieser Somnambulen, wie man es ja von gewöhnlichen Contagien auch weiß, noch nach Jahren an Orten, wo er einst ausging, haften und inficiren kann. Um inficirt zu werden, hatte der gute Hr. P. gerade nicht nöthig, am Bette der Wahnsinnigen gewesen zu seyn; es reicht hin, daß sein Haus in der Gegend des Hauses steht, in dem Wahnsinnige das Contagium zurückgelassen, oder daß er öfters in den Keller ging, in den sie früher wohl auch ging, und ihn mit diesem Contagium füllte."

„Um von der Pest angesteckt zu werden, dazu braucht es nicht gerade des Umgangs mit Verpesteten, es bleibt der Ansteckungsstoff Jahre lang in Häusern und verschlossenen Kellern, in denen sie gewesen, und steckt noch nach Jahren Menschen an, die für eine Ansteckung empfänglich sind. Eine solche Bewandtniß, und keine andere, hatte es mit diesem Sehen des Hrn. P., den wir von Herzen bedauern, wenn er durch diese unglückliche Empfänglichkeit für jenes Contagium auch in den Wahnsinn des Geisterglaubens gefallen wäre."

Andere, die noch gelehrter, d. h. noch schwerfälliger erklären wollen, werden so sprechen:

„Bei Somnambulen, bei denen der Nervengeist, wie ja die Vertheidiger der Seherin von Prevorst selbst angeben, nur locker an den Nerven hängt, sich so leicht von ihnen trennt und entbindet, nimmt derselbe oft in Momenten des Ausströmens, vermöge der Willenskraft des phantastischen somnambulen Ichs, dem er unterworfen ist, dem wachenden Ich unbewußt, vereint mit der Luft, in die er austritt (besonders in dumpfer Luft von Gewölben und Gängen), phantastische Gestaltungen an, die in demselben auch für Andere, die für ein subtiles Schauen geeignet sind, kürzer oder länger sichtbar, schwebend verbleiben, bis sie einmal wie Seifenblasen (oft unter ganz eigenen Tönen) zerplatzen.

„Ein solches, durch das phantastische somnambule Ich der Frau H. aus ihrem herausgetretenen Nervengeist und der Luft sich vor Jahren, als sie sich zu O. aufhielt, construirt habendes phantastisches Bild (gleichsam ein gefrorner Traum) ist nun auch die in jenem Keller des Hrn. P. schwebende Frau mit dem Kinde auf dem Arm. Es mag seyn, daß dieses Produkt aus entbundenem Nervengeist und Luft einmal vom Bette der Frau H. durch das Fenster in den Hof hinabgeweht wurde (etwa beim Wedeln der Fliegen), und von da durch die Zugluft des Kellerloches in den Keller getrieben wurde, wo es bis auf den heutigen Tag noch schwebend und für andere subtile Seher auch noch sichtbar sich erhielt.

„Theilweise möchte es aber wohl schon bereits zerplatzen, daher jene Töne, die Hr. P. als wie hinter einem Fasse hörte u. s. w."

Endlich werden die Gewöhnlichen, aber sehr Verständigen, sagen:

„Wir, die wir den Nagel stets auf den Kopf treffen, wissen ganz gewiß, daß Hr. P. diese Erscheinung bloß in Folge exaltirter Phantasie hatte. Man möge sagen, was man wolle, so erfuhr Hr. P. schon oft, daß der Aberglaube einen so gestaltet seyn sollenden weiblichen Geist in den Gewölben des alten Stiftes zu Oberstenfeld wandern läßt. Mit diesem Gedanken (war er auch dessen unbewußt) kam Hr. P. an jenem feierlichen Morgen in den düstern Keller, wahrscheinlich dort sogleich auch ein paar Gläser neuen Weines leerend, was Wunder, daß seine

Phantasie alsdann dort einen solchen Spuk zu sehen glaubte? Aber wir rathen Hrn. P., besorgt um sein ferneres Fortkommen unter Menschen von Aufklärung und Bildung, diese Geschichte, erzählt er sie, nur wenigstens immer fortan mit der Clausel zu erzählen, daß er weit entfernt von dem Glauben sey, diese Erscheinung für eine Realität anzusehen, daß er, je mehr er über sie mit seinem Gehirne nachdenke, desto mehr finde, daß sie wohl einzig eine Sinnestäuschung und Einbildung von ihm gewesen sey."

Wir sagen hier den Verständigen: auch angenommen, daß Hr. P. mit aufgeregter Phantasie (was aber gar nicht so ist; am allerwenigsten trinkt Hr. P. im Keller) in jenen Keller gekommen und nur kraft dieser und der Einbildung jene Erscheinung dort gesehen hätte, so hätte er sie nicht so bestimmt, nicht so lange und nicht zum zweiten Male gesehen.

Er sah die Gestalt mit bestimmter Kleidung, die er genau bezeichnete; sie ging langsam an ihm vorüber; er sah sie durch das Gewölbe die Staffeln hinaufgehen; er sah auf den Staffeln sie auf ihn warten; er sah ganz deutlich das Kind, das er als wunderschön beschrieb, auf ihrem Arm; er wollte sie ansprechen, konnte aber nicht; nicht aus Schrecken, den er das erstemal nicht fühlte, sondern weil er in einen Zustand unvollkommenen Rapports mit dem Geiste versetzt war. Hr. P. sah den Geist nach mehreren Tagen noch einmal, und ebenso lange und ebenso deutlich, jetzt nur in anderer Farbe der Kleidung, und nun erst mit Schrecken, der ihn aber nicht vorher, sondern dann erst anwandelte, als ihm der Geist schon erschienen war.

Aber Obiges sind die Erklärungen der Verständigen, Scharfsinnigen und Geistreichen, die, wenn auch noch so abgeschmackt, noch so an den Haaren herbeigezogen, selbst oft die Moralität rechtlicher Männer noch so angreifend, doch denselben immer willkommener, immer glaubwürdiger sind als die Existenz solcher Geister, die nun einmal in ihre Systeme nicht passen.

Dritte Thatsache.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Juli 1827, als Frau H. gegen 12 Uhr wachend im Bette lag und gerade Wasser trank,

ging die Thür auf und zu, und es trat ein Geist in Gestalt eines dreißigjährigen Mannes, in einem langen offenenen Rock, mit großen breiten Knöpfen, kurzen Hosen, Wickelstrümpfen und Schuhen mit Schnallen, einem Halstuche, das mit einem Knopfe geknüpft und in zwei langen Lappen herunterhing (also in der ältern Bauerntracht) zu ihr und sprach: „Du mußt mit mir in meinen Stall hinunter!" Sie sagte: „Wo ist der?" Er sagte: „Bei des Werkmeisters Haus, ein altes, großes Haus!" Hierauf ging er wieder zur Thür hinaus, indem er (ihr sichtbar) die Thür auf- und zumachte. Sein Aussehen war schwarzgrau. Sie sagte: „Seine Sprache und Aussehen war ganz plump, und ich meine, die mehr oder weniger äußere Bildung, die man auf der Erde erhalten, nimmt man doch auch in das Geisterleben durch den Nervengeist mit."

Am 21. Abends 9 Uhr zupfte es immerwährend, auch Andern sichtbar, an den Bettstücken der Frau H. und unter dem Tische hörte man Töne wie von einem Hunde. Nächtlich hörte man im Zimmer Tritte wie die eines Menschen.

Nach 10 Uhr ging die Thüre hörbar auf und zu, und der Geist des Bauern trat wieder ein. Er stand nur kurze Zeit stumm vor dem Bette der Frau H. und ging dann wieder zur Thüre, die er eröffnete, hinaus.

Am 22., Abends 7 Uhr, als Frau H. allein im Zimmer war, kam jener Geist des Bauern wieder zur offenen Thüre herein und führte eine Weibsperson von ungefähr 23 Jahren an seiner linken Hand, die, wie er, die Tracht einer Bäuerin hatte. Als sich die Geister dem Bette der Frau H. näherten, wandte sich Frau H. auf die andere Seite, sie nicht länger zu sehen, und verfiel in einen heftigen allgemeinen Krampf. Als sie sich aus demselben wieder erholte, erzählte sie mir die Erscheinung und sagte mir: sie wisse nicht warum, aber sie habe mit diesem Weibsbilde großes Mitleiden, fürchte sie aber so sehr, daß sie aus Furcht, sie wieder zu sehen, nicht mehr allein bleiben wolle.

Am 27., Nachmittags 2 Uhr, als Frau H. am Fenster gestanden und wieder ins Zimmer sah, stand auf einmal der Geist des Bauern mit dem weiblichen Geiste vor ihr und sagte: „Jetzt komme sogleich mit mir in meinen Stall!" Sie fragte:

„Was soll ich dort thun? was ist dort?" Hierauf sprach der weibliche Geist in einem äußerst kläglichen Tone: „Wir haben ein Kind ermordet und es im Stalle vergraben, wodurch ich nachher gestorben bin; der hat die Schuld;" und dabei deutete sie auf ihren Begleiter. Frau H. wollte weiter fragen, aber da gingen die Geister. Sie sagte mir: die Gestalt des Weibes sey dunkelaschgrau, ihr Kopf sey mit einem Tuch auf die Art verschleiert, wie ihr alle weiblichen Geister erschienen, sie habe einen Kittel und Rock an. Der Kittel habe ringsum Lappen. Der Bauer habe ein Käppchen auf, rund, vornen mit einem aufgeschlagenen Stülp.

Am 1. August, Vormittags 9 Uhr, kam der Geist des Bauern mit seiner Begleiterin wieder. Sie traten vor ihr Bett, und der Geist seufzte tief und laut. Das Aussehen beider war äußerst traurig.

Am 3. August, Morgens 8 Uhr, kamen diese Geister wieder stumm zu ihr, da untersagte sie ihnen mit festem Tone, wieder zu ihr zu kommen.

Diese Erscheinung verursachte ihr größere Bangigkeit als die der andern. Ihre jetzige Wärterin, ein Mädchen von Verstand und Bildung, das zwar nicht fähig ist, die Geister zu sehen, fühlte jedoch immer hauptsächlich das Erscheinen und die Anwesenheit d i e s e r zwei Geister durch eine Anwandlung von besonderer Beängstigung, wenn sie auch von deren Anwesenheit durch die Kranke, die ihr dieselbe immer geflissentlich zu verbergen suchte, nichts erfuhr.

Am 3., Nachts 2 Uhr, kamen diese Geister wieder. Frau H. faßte sich und befragte sie noch näher um den Mord des Kindes; da antwortete der weibliche Geist heftig und wie erzürnt: „Ich nahm ein Gift ein, um das Kind in mir zu tödten, kam im Stalle nieder, dort begrub d i e s e r das Kind, mich aber fand man nah in einer andern Scheuer todt." Als sie noch einmal an Frau H. das Begehren machten, sie solle mit ihnen in den Stall gehen, befahl sie ihnen wiederholt, von ihr zu weichen. Sie gingen, kamen aber in der Nacht vom 6. auf den 7. wieder. Da sagte die Bäuerin: „Siehe uns arme Verlorne an, schaffe uns Linderung in unsrem Schmerz," worauf sie antwortete: „Wendet euch zu dem Herrn eurem Erlöser, der nur kann euch

helfen!" Hierauf gingen sie wieder. In der andern Nacht kam die gleiche Erscheinung, und der Bauer sprach: „Du mußt hinunter in meinen Stall, da mußt du zwei Schritte vor dem Trog nachgraben, und die noch wenigen Gebeine unseres Kindes auf den Kirchhof bringen." Sie aber wies sie wieder an den Erlöser und zum Gebet. Das gleiche Begehren richtete der Geist am 8., Abends 8 Uhr, an sie, und sie antwortete das Gleiche.

In der Nacht vom 12. hatte Frau H. bei einem heftigen Winde die heftigsten Kopfschmerzen. Gegen 12 Uhr, als sie gerade in diesen lag und die Thurmglocken Brand in einem nahen Orte verkündigten (wo also anzunehmen ist, daß ihr Geist eine ganz andere Richtung hatte), kam der Bauerngeist und seine Begleiterin, und letztere trug ein in alte Lumpen gehülltes Kind, von dem nur der Kopf sichtbar war, in den Armen.[1] Der Bauer sprach: „Ich Nikolaus Pfeffer, bin der Verführer dieser und der Mörder des Kindes, so kniee nun hin und bete mit uns!" Sie sagte: „Das kann ich jetzt wegen großer Kopfschmerzen nicht." Hierauf erwiederte der Geist: „Binde deinen Kopf kreuzweis und mache mit deinen beiden mittleren Fingern drei Kreuze auf ihn." Dieß wollte sie thun, machte es aber falsch, und der Geist zeigte ihr dann an seinem eigenen Kopfe, wie sie es machen solle. Als sie es so gethan hatte, wich der Schmerz, und es blieb nur noch Betäubung. Die Geister knieten nieder, und der weibliche hielt knieend das Kind in den Armen. Sie betete nun mit ihnen eine Stunde lang. Nach dem Gebete sagte der Geist wieder: „Grabe doch nach, wo das Kind begraben liegt," und dann gingen sie. Sie sagte mir: sie sehe jedesmal in ihren Ausdrücken, wie es ihnen während des Gebetes leichter werde.

In der Nacht vom 13. August kamen diese Geister wieder, aber ohne das Kind, und beteten mit ihr.

Am 14., Nachts, traten diese Geister in Begleitung eines alten ganz schwarzen Mannes ein, und wie sie sprechen wollten, trat dieser vor sie hin, und hielt ihnen beiden den Mund zu. Frau H. erschrack und verfiel in Krämpfe.

[1] Dieß war das bloße herausgetretene Bild des Verbrechens (wie auch in der Erscheinung des Hrn. Pfäfflen zu Oberstenfeld), das sich aus der Seele figurirte, — nicht das wirkliche Kind.

In der Nacht vom 15. kamen sie wieder, der schwarze Mann stand im Hintergrunde. Sie knieten an ihrem Bette nieder, und sie betete mit ihnen eine Stunde lang. Sie fragte da den Geist: was dieser schwarze Alte zu bedeuten habe, und was er gewesen sey? Er antwortete ihr: „Das sey derjenige, der ihm das Mittel zur Tödtung des Kindes angegeben."

Als sie am 21., Nachts, wieder zum Gebete kamen, fragte sie den Geist auf mein Ersuchen Folgendes: „Bist du in des Werkmeisters Haus selbst gewesen, oder in einem andern, sage mir dieß und den Stall genau." Er antwortete: „Nicht in des Werkmeisters Haus selbst, aber nahe in einem alten großen Hause, in dem Stalle rechter Hand. Zwei Schritte vor dem Trog, wo er unten ausgeht, haben wir es begraben."

Sie fragte noch: „Wer war denn eigentlich jener schwarze Alte, und was will er?" Er antwortete: „Es ist ein alter Schwarzkünstler aus einem nah gelegenen Ort, er gab mir die Kräuter, womit ich die böse That verübte, und will in seinen Sünden auch jetzt noch verhindern, daß wir es sagen sollen."

Am 17. December, 1 Uhr Nachts, kamen dieselben Geister wieder zu ihr zum Gebete. Sie fragte da die Geistin nach ihrem Namen, aber sie seufzte nur tief und sprach nichts. Sie fragte den Geist, wann er wieder komme, und er antwortete: „In sieben Tagen."

In der Nacht vom 24. schlief neben der Wärterin noch ein sehr braves, unbefangenes, wahrheitsliebendes Mädchen von Löwenstein in dem Zimmer der Frau H. Dasselbe wußte zwar, daß Frau H. schon öfters Besuche von Geistern erhalten, aber durchaus nichts Einzelnes und namentlich davon nicht eine Sylbe, daß der Frau H. der Geist eines Bauern in Begleitung einer weiblichen Person erscheine. Sehr verwundert erzählte mir diese Person am Morgen, noch ehe sie mit Frau H. darüber gesprochen hatte, Folgendes: „Ich hatte Nachts das Zimmer völlig verschlossen, und wir gingen zu Bette. Ich schlief neben der Wärterin, im gleichen Bette derselben (das einige Schritte von dem der Frau H. stand) ein. Gegen 1 Uhr erwachte ich dadurch, daß die Thüre laut auf- und zuging, und da sah ich zwei Gestalten zur Thüre herein an das Bette der Frau H. gehen. Ich hörte sie nicht gehen, sie kamen ganz leise daher,

liefen aber wie Menschen. Es war ein Weibsbild und ein Mann. Das Weibsbild sah grau aus, der Mann schwärzer als sie. Das Weib hatte ein Kind auf dem Arme, das sehr klein war und auch grau aussah. Das Köpfchen und der Hals des Kindes waren ganz bloß, das übrige war mit Lumpen umwickelt, und das Weib hatte um das Kind die Arme gebreitet. Der Mann hatte einen Rock an und kurze Hosen, er war mittlerer Größe, aber etwas größer als das Weib. Sie sprachen, und Frau H. auch. Ich hörte beide sprechen, sie hatten eine feinere Stimme als gewöhnliche Menschen, sprachen aber deutlich, aber Morgens wußte ich nicht mehr mit Bestimmtheit, was sie sprachen. Ich war gar nicht erschrocken, hätte aber auch nicht sprechen können, ich mußte nur immer auf das Kind hinschauen. Sie waren lange da, endlich gingen sie, und die Thüre klappte wieder laut zu."

(Nun beschrieb sie den auf diese gekommenen Geist des Jägers, wie in der Geschichte dieses zu lesen ist.)

„Von all diesen Gestalten," sagte sie, „sah ich die Bildung wie von Menschen, aber die Haut kam mir ganz rauh vor, wie mit Sandkörnern bestreut und schwarz."

Frau H. bestätigte diese Erscheinung. Ich fragte sie: ob sie nicht auch wie jene andere Person bemerke, daß die Geister eine ganz rauhe, wie mit Sandkörnern bestreute Haut haben, worauf sie sagte: Es scheine dieß nur so, es sey keine Haut, sondern das Wolkige ihres Bildes. Eine Wolke komme einem auch nicht glatt vor, wenn man in sie schaue, sondern wie zusammengeronnen, und dann meine sie, daß dieses Mädchen die Geister dunkler sehe als sie. Sie bemerkte ferner: daß sie, im Fall eine solche Geistergestalt vor das Nachtlicht trete, nie das Nachtlicht durch dieselbe durchleuchte, aber dennoch bemerke sie nie, daß ein solcher Geist einen Schatten werfe.

Diese zwei Geister kamen nun noch in verschiedenen Nächten zu ihr, immer zum Gebete, sie hatten aber nicht mehr die gewöhnliche Kleidung an, sondern ein helles Faltengewand, und ihre Gestalt war heller und leichter. In der Nacht vom 14. Oktober sagte der Geist: „Nun komme ich nur noch einmal." Dieß geschah in der Nacht vom 24. Oktober. Sie wachte Nachts 12 Uhr, da kamen die zwei Gestalten und sagten beide wie aus Einem

Munde: „Wir kommen das letzte Mal und nehmen Abschied von dir.“ Frau H. fragte sie: Wo sie jetzt hinkommen, und sie antworteten: „In einen bessern Ort.“ Sie schwebten hierauf dahin, und erschienen nicht mehr.

Was den vom Geiste angegebenen Namen betrifft, so ist derselbe zwar kein Name einer hiesigen Bürgersfamilie, aber wenige Stunden von hier befinden sich Bauernfamilien, die diesen Namen führen. Sehr gerne hätte ich (was auch Frau H. wünschte) eine Nachgrabung nach den Gebeinen jenes Kindes vornehmen lassen, allein theils war das Haus mit jenem Stalle durch die Erscheinung nicht bestimmt genug bezeichnet, theils wurde ich dadurch verhindert, daß die Hausbewohner (und namentlich der, dessen Haus ich als das angegebene vermuthete), in der Meinung, ihr Haus komme dadurch in den Ruf, als gehe in ihm ein Geist, eine solche Untersuchung nicht zugegeben hätten.

Auch bei diesen Geistern sehen wir eine Anhänglichkeit an ein irdisches Vorurtheil, eine ängstliche Bekümmerniß um die ordentliche Bestattung der Ueberreste jenes Kindes. Ihr Begehren an Frau H. war so lange, dieses zu ändern, bis sie sie belehrte, daß dieß allein sie nicht an ihrem Seligwerden verhindere. Es ging ihre Sorge anfangs zwar hauptsächlich, doch nicht einzig, darauf hin. Die Schwere der Schuld ihrer That hielt sie an die Erde und an jene Stelle gebannt, gleichwie den Geist nachstehender Geschichte, die Herr Professor Ehrmann von Straßburg im Eschenmayer'schen Archiv mittheilt, und die ich wegen ihrer Aehnlichkeit mit obiger hier anführe.

„Vor einiger Zeit starb in Straßburg Herr Hofrath Lindner aus Königsberg, der sich lange in Riga aufgehalten hatte. Er zählte unter seine vertrauten Freunde den durch seine ausgebreiteten philosophischen, mathematischen, physischen und chemischen Kenntnisse ausgezeichneten Herrn Herrenschneider, Lehrer der königlichen Akademie in Straßburg, welcher Herrn Lindner bis an seinen, noch nicht gar lange erfolgten Tod besuchte und dessen Wahrheitsliebe verbürgt. Der Vater des letztern war Pastor in einem kleinen Orte in

Pommern und hernach in Königsberg. Er hielt ein Tagbuch, worin er Alles aufzeichnete, was ihm Merkwürdiges begegnete. Dieses Buch, welches auch Amtsgeschäfte enthielt, soll noch in jenem Ort oder in Königsberg in den Händen seiner Familie sich befinden. In dasselbe hat, nach Aussage des Herrn Hofraths, sein Vater, der Pastor Lindner, folgende Geschichte eingetragen, die jener kurz vor seinem Ende dem Professor Herrenschneider umständlich erzählte, aus dessen Munde ich dieselbe erhalten habe.

Herr Pastor Lindner schlief in einem Zimmer, durch dessen Communicationsthür mit seinem Kabinette oder Studirzimmer er in dieses gerade an den Ort sehen konnte, wo sein Schreibpult stand, auf welchem eine große Bibel aufgeschlagen lag. Mitten in der durch Mondschein erhellten Nacht erwachte Herr Pastor Lindner, und glaubte an seinem Pulte vor seiner Bibel einen Pastor in Amtskleidung stehen und in der Bibel blättern zu sehen. Er trug ein Kind auf dem Arm, ein anderes, etwas größeres, stand ihm zur Seite; dieses kehrte ihm aber den Rücken. Herr Pastor Lindner traute seinen Sinnen nicht, rieb sich die Augen, setzte sich aufrecht und besann sich, ob er wirklich wache oder träume. Er versicherte sich endlich, daß er wirklich wachend wäre, und heftete seine Augen auf die Pultscene, die er deutlich sehen konnte. Als er nun dieselbe wieder gewahr wurde, rief er aus: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" worauf der erschienene Pastor auf ihn zuging und ihm die Hand bot, die er aber zu fassen nicht Muth hatte. Der Erschienene wiederholte dreimal die Einladung, ihm die Hand zu geben: aber immer griff Hr. Lindner nicht darnach; worauf diese Vision verschwand.

Die Gesichtszüge dieses Luftgebildes hatten sich aber tief in das Einbildungsvermögen des erstaunten Sehers eingeprägt, und schwebten lebhaft vor seiner Seele, ob er gleich in der Folge nach und nach wenig mehr an diesen Vorfall dachte, und ihn fast ganz aus dem Gedächtniß fallen ließ.

Einst aber, als er eine gottesdienstliche Handlung in der Kirche zu verrichten hatte, und etwas zu früh darin ankam, begab sich er in das Chor derselben und betrachtete die darin aufgehängten Gemälde. Indem er so eins nach dem andern musterte,

wurde er von einem Bilde überrascht, das ihm eine vollkommene Abbildung des ihm erschienenen Pastors in seiner an ihm beobachteten Amtskleidung darbot. Er erfuhr bald, daß dieses Gemälde das Ebenbild eines seiner Vorfahren wäre, der vor ungefähr 40 bis 50 Jahren vor ihm in dem von ihm bewohnten Pfarrhause lebte. Niemand in der ganzen Pfarrei wußte mehr etwas von dem Urbild dieses Gemäldes zu sagen, als ein achtzigjähriger Greis, den Herr Lindner befragte, was man zu seiner Zeit von diesem Manne gehalten habe, als er noch am Leben war. Dieses alte Mitglied der Gemeinde, das den verstorbenen Pastor, den jenes Ebenbild vorstellt, wohl gekannt hatte, bezeugte, daß derselbe wohl ein geschickter Prediger war, jedoch im Ruf stand, mit seiner Magd gelebt und etliche unehliche Kinder mit ihr erzeugt zu haben, von deren Schicksal man aber nichts erfahren habe.

Nach einiger Zeit mußte man in einer auf dem Erdgeschoße des Pfarrhauses befindlichen und von Herrn Lindner bewohnten Stube einen Ofen abbrechen. Die Arbeiter entdeckten unter dem Ofen eine Vertiefung, in welcher sich Gebeine von Kindern vorfanden. Sie erschracken nicht wenig über diesen Fund und riefen den Herrn Pastor herbei, der mit Erstaunen die stummen Zeugen des Missethäters erblickte und sie wegräumen ließ. Seit der oben beschriebenen Erscheinung hat sich der verstorbene Vater weder mit noch ohne seine Kinder je wieder blicken lassen.

Ehrmann,

Professor des protestantischen Seminariums zu Straßburg.

Eine ähnliche Geschichte ist die vom Pfarrhaus zu Mittelstadt, die protokollarisch aufgenommen seyn soll. Dort konnten in einem Stalle selbst die Thiere nicht mehr bestehen. Man hörte im Hause oft Frauentritte, und es schien, als verließe eine Person das Haus und ginge an den nahen Bach, um dort zu waschen. Endlich fand man bei einem Bauwesen in der Mauer des Stalls die Reste eines neugebornen Kindes. Man vergrub sie an einen andern Ort, von wo an es im Pfarrhause wieder ruhig wurde.

Vierte Thatsache.

Schon vor mehreren Jahren hörte ich, daß hier eine arme Nachtwächtersfamilie sehr über Anfechtung von Geistern klage, fragte aber dieser Sache weiter nicht näher nach. Als Frau H. hier angekommen war und ihre Geschichte mit dem Geiste Ks. bekannt wurde, wurde ich von mehreren Seiten angegangen, Frau H. in ihrem Schlafe zu befragen, auf welche Art jene armen Leute wieder Ruhe erhalten könnten? Ich lehnte die Sache immer ab. Als aber endlich jene Leute selbst zu mir kamen, und mir die Frau folgende Erzählung machte, fand ich mich nicht abgeneigt, von ihren Angaben einige Notiz zu nehmen.

„Bald als wir unsere jetzige Wohnung bezogen hatten," so erzählte die Frau, „sah ich einmal in der Nacht hinter meiner Bettstatt zwei Weibsleute in alter Tracht mit kattunenen Schürzen und Pfälzerhauben hervorkommen. Ich hatte sie nur einige Minuten im Angesicht, da verschwanden sie wieder. In Katharinen-Nacht 1823 hatten wir Eheleute Verdruß. Ich dachte da immer an meine Mutter, die gestorben war, sie sollte mich jetzt auch zu sich nehmen. Ich weinte und betete: daß mich die Mutter jetzt auch zu sich nehmen solle; da erschien auf einmal vor mir etwas Hohes, Weißes, so weiß wie ein Tuch, aber ohne eigentliche Gestalt. Ich dachte, es sey meine Mutter, die mir jetzt erscheine; es sprach aber nichts und verschwand. Nun bemerkte ich vier Wochen lang nichts mehr, bis in der Nacht vom ersten Advent, wo ich wegen Armuth und vieler Kinder wieder betete. Da erschien dieses Weiße, kam und verschwand wieder. In der Christnacht desselben Jahres bewegte es sich, als ich im Bette ganz wach war, auf meiner Brust, außen auf der Decke meines Bettes, hin und her, gerade wie wenn ein Hund oder eine Katze sich auf der Bettdecke wälzte. Zu gleicher Zeit, obschon kein Feuer mehr im Ofen war, sah ich meine Ofenplatte ganz glühend, dann that es einen Knall und die Erscheinung verschwand. Von dieser Zeit an erschien mir immer, besonders in den Dienstags- und Freitagsnächten, wenn ich ganz wach war, eine weiße Wolke, die sich einige Minuten vor meine Augen stellte und dann wieder verschwand. Bei Tag und bei Nacht hörte man in meiner

Stube oft etwas Unsichtbares umhergehen, und ein Knistern, wie wenn man Blätter im Lesen umschlüge.

Oft kommt, wenn ich ganz wach bin, Nachts aus der Ecke der Wand ein Glanz, rund wie ein Zinnteller, bleibt mehrere Minuten vor mir und meinem Mann stehen, und kehrt dann wieder nach der Wand zurück, aus der er kam. Einmal, als ich in der Nacht wieder völlig wach war, stand es ganz schwarz vor mir, so groß als vorher das Weiße. Es war mir, als legte sich eine Hand an die linke Seite meines Halses. Das Gefühl von dieser Hand war, wie das von einer brennenden Kohle. Die Erscheinung verschwand, und Morgens war die Stelle roth, entzündete sich Abends heftig, und bildete noch jetzt sichtbare drei Mahle wie von Fingern.[1] In der vorigen heiligen und in der Neujahrsnacht, als ich wach in der Stube saß, hörte ich eine Stimme, die sagte zu mir: Bete das Lied „O Jesu, wann soll ich erlöset doch werden," und den Spruch: „Schaffe in mir ein reines Herz." Oft höre ich, besonders in den Sonntagsnächten, ganz reine Stimmen singen, es läßt einen Knall, bald da, bald dort, und nach meinem Manne warf es einmal vom Ofen her mit Speiß. Oft fährt es wie ein Wetterleuchten im Zimmer umher, und ohne daß außen oder innen ein Licht, auch nicht in der Nachbarschaft, ist, zeigt sich der Schein eines Lichtes am Boden oder an der Decke unserer Stube. Wenn wir Eheleute einigen Verdruß haben, oder im Unwillen ein Kind schlagen, so läßt sich all dieses Wesen lange nicht sehen und hören, aber leben wir in unserer Armuth mit einander im Frieden und beten nächtlich, da kommt es auf Einmal wieder in unsere Nähe. Am letzten Freitag, Nachts 1 Uhr, als ich im Bette in der Wohnstube lag, wach, aber mit geschlossenen Augenliedern, ging auf einmal die Thüre meiner Kammer auf, und da trat ein Mann in einem grauen Kleide heraus, das am Rücken Falten hatte. An meinem Bette wandte er sich gegen die Bank um. Auf der sah ich einen Mann sitzen in dunklem Kleide, den ich aber nicht so bestimmt beschreiben kann. Zu diesem dunklen Mann sprach der Weiße immer hin, aber mein Geist war zu schwach, zu verstehen, was er sprach. Es

[1] Diese Fingermahle, Narben wie von eingebrannten Fingern, hatte diese Frau auch wirklich am Halse.

schien mir wie ein Vorwurf zu seyn, den er dem schwarzen Manne machte. An der Bettstelle und der Bank hörte ich in dieser Nacht mehrmals ein Klopfen und Knistern. — Sie sagte auch noch (was merkwürdig ist): Wenn eine solche Erscheinung kommt, fallen mir die Augenlider zu, und ich sehe sie dann geistig. Ist die Erscheinung vorüber, so gehen mir alsdann auch die Augenlider wieder auf. Einmal war's mir in meinem Gärtchen, als würde ich an einen Ort gewiesen, und da fand ich einige Groschen, von denen ich aber nur zwei mitnehmen konnte." —

Diese Frau ist 40 Jahr alt, klein, sieht schwächlich aus, und hat einen eigenen, ganz sonderbaren Blick. Sie hat sechs Kinder, meistens noch klein, von denen die zwei kleinsten das Sonderbare haben, daß das eine, das ältere, besonders den Haaren nach, so schwarz wie die Nacht, das jüngste, welches, der Aussage der Mutter nach, auch diese Geister sehen soll, blond und weiß wie der Schnee ist. Dieses wollte, wie die Mutter sagt, der Geist schon öfters aus dem Bette nehmen und wie küssen. Ich ließ es nun mehrere Wochen, und zwar bis zum 10. Februar, anstehen, bis ich von den Erscheinungen jenes Weibes mit Frau H. sprach. Am Morgen des 10. Febr. 1827 erzählte ich ihr Einiges davon, und da sie Verlangen bezeugte, dieses Weib selbst zu sprechen, hauptsächlich deßwegen, weil sie in ihren Erscheinungen und namentlich in den hörbaren Ankündigungen desselben, Aehnlichkeit mit ihren eigenen fand, so brachte ich das Weib am Nachmittage dieses Tages selbst zu ihr, und sie erzählte ihr nun ihre Anfechtungen, wie sie mir dieselben erzählt hatte. Dem Weib wurde es in der Nähe der somnambulen Frau ganz leicht, diese aber suchte besonders ihren Blick zu vermeiden, weil er ihr, wie sie nachher sagte, ein sonderbares Gefühl verursache.

An diesem Abend verfiel Frau H., wie sie voraus bestimmt hatte, in magnetischen Schlaf, und als ich sie in diesem um die Erscheinungen jenes Weibes befragte, sagte sie: „Dieses Weib lügt nicht, sie sieht jene Geister. Sie ist immer, ohne es zu wissen, in einem halbwachen Zustande. Man muß ihr ein Amulet von sieben und fünf Lorbeerblättern (und so muß man sie zählen) anhängen, und sie wird diese Geister mehr sehen

— — — Würde man ihr sieben Beere vom Lorbeerbaum anhängen, so müßte sie schlafen, aber das wäre wegen ihres Mannes nicht gut, es würde ihr Vorwürfe von ihm verursachen."

Am Morgen des andern Tages brachte ich dem Weibe das von Frau H. verordnete Amulet und rieth ihr, es sogleich anzuhängen, es werde ihr Hülfe bringen. Diese sagte mir: seit sie bei jener Frau gewesen, sey es ihr gar zu leicht, sie meine, sie habe dort Alles zurückgelassen.

Am andern Morgen sagte mir Frau H. und ihre Wärterin: daß man heute Nacht mehrmals ein Klopfen an der Bettstelle und am Tische gehört, und es gewesen sey, als rutsche Jemand durchs Zimmer. Auch in der Nacht vom 12. bis 13. Februar hörte man das Gleiche.

Am Morgen des 13. Februars ging ich zu jenem Weibe, um nach der Wirkung des Amulets zu fragen. Sie sagte mir: daß in der ersten Nacht, in der sie das Amulet umgehabt, eine unsichtbare Hand an ihm immer gerissen habe. Sie zeigte mir an meinem Halse das Gefühl, das sie dadurch empfunden. Seit dieser Zeit hörte sie kein Klopfen mehr, als hätten sich die Geister wo anders hingewendet. Ihr Mann habe ihr diesen Morgen das Amulet vom Halse gerissen, weil er sich immer Hoffnung mache, durch Erlösung der Geister Geld zu erhalten, und er mache ihr jetzt Vorwürfe, daß sie das Amulet umgehängt, das die Geister werde vertrieben haben.

Der Mann war auch, als ich eintrat, sogleich zornig aus dem Zimmer gegangen, und die Frau gestand mir, daß sie eben der Meinung seyen, daß in ihrem Häuschen Geld verborgen liege. Sie hätten die Anfechtungen dieser Geister nun schon so lange ertragen, und möchten nun auch durch Erhebung eines Schatzes, der in ihrem Häuschen gewiß liege, den Gewinn haben.

Es war umsonst, ihr den Gedanken an einen Schatz aus dem Kopfe zu bringen, sie blieb darauf und beharrte auch, das Amulet nicht mehr anzuhängen. Frau H. erzählte ich diesen Vorfall, nach welchem ich zu jenem Weibe nicht mehr ging.

Am 15. Februar im magnetischen Schlafe verordnete sich Frau H. ein Amulet, bestehend aus Lorbeerblättern und Haselnußstauden.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Februar wurde in ihrem Zimmer wieder überall umher ein Klopfen gehört. Auf dieses habe sie (so sagte sie mir am andern Tage) aufgesehen, und einen großen Mann, von ungefähr 40 Jahren in einem weißen Rock erblickt, der sey ruhig vor ihr gestanden. Im Abendschlafe vom 19. Februar sagte sie: „Heute Nacht 1 Uhr muß ich den rothen Meerstein in die Hand nehmen, dieß sage man mir, so bald ich wach bin, er stillt das Herzklopfen, auch dazu kann ich ihn gebrauchen. Ich muß heute Nacht mit jenem reden, man wird ihn hören, die andern werden ihn noch vor mir hören. Ich freue mich darauf, werd' ich mich aber auch freuen, wenn ich wach bin? Da wird die Freude nicht so groß seyn! Es ist mit diesen Geistern ganz eigen, wenn sie es denken, sind sie schon da. Darum habe ich auch die Lorbeerblätter an, eben so viel, oder nicht so viel wie diese?"

Meine Frau entschloß sich diese Nacht im Bette der Schwester, die sich deßwegen statt der Wärterin ins Zimmer der Kranken legen wollte, zuzubringen, um wenigstens die Erscheinung zu hören, und die Kranke genau zu beobachten. Schon nach 10 Uhr fing ein Klöpfeln und Klatschen bald an den Bettstellen, bald auf den Tischen, bald an jener, bald an dieser Wand an, und meine Frau versicherte sich aufs bestimmteste, daß es von Niemand gemacht wurde, namentlich weder von der Schwester noch der Kranken, welche letztere sie besonders fest ins Auge faßte und bemerkte, daß sie ganz ruhig, die Arme auf der Decke, im Bette lag.

Schlag 1 Uhr nahm die Frau den rothen Meerstein (rothe Korallen) vom neben ihr stehenden Nachttischchen in die Hand, richtete sich auf und sprach gegen den Fuß der Bettstelle in einem festen Ton: „Das kann ich nicht thun!" Sie habe dann noch länger gesprochen, aber leise, so daß man es nicht habe verstehen können. Meine Frau fragte nun: was sie denn gehabt, und Frau H. sagte: ob nicht sie oder ihre Schwester auch die Gestalt gesehen, die am Fuße ihres Bettes gestanden und zu ihr gesprochen habe? Sie habe ihr geantwortet. Beide sahen jedoch nichts von der Erscheinung. Was die Gestalt mit ihr oder sie zu ihr gesprochen, das wollte sie durchaus nicht sagen.

Nachdem ich sie am andern Morgen lange gebeten, mir

doch zu sagen, was jener Geist mit ihr gesprochen, sagte sie es mir endlich nach langem Sträuben. Sie sagte: sie spreche nie gern von solchen Erscheinungen, und es schien ihr auch in der That ein wahrer geistiger Schmerz zu seyn, davon sprechen zu müssen. „Der Geist," erzählte sie, „stand unten an meinem Bette, er war mit einem gelblich weißen Rock bekleidet, der wie ein Frauenzimmerrock einen Gürtel hatte und hinten Falten." Als ich nach seinen Augen fragte, sagte sie: „Ich sah ihn nicht wie man Menschen sieht, man sieht Geister auf eine eigene Weise, die nicht zu beschreiben ist. Die Augen waren mir nur wie lichte Punkte; die Gestalt war groß und ruhig. Sie hauchte zu mir hin: Siehe, ich komme zu dir, daß ich vollends erlöset werde!"

Ich. Das kann ich nicht thun, erlösen kann dich nur dein Erlöser. Er. O ich bitte dich, bete doch für mich! Ich. Das will ich gerne thun. Er. Schlage das Lied auf: „Wer dieser Erde Güter hat und sieht den Nächsten leiden," und lies es öfters, bis ich wieder komme. Hierauf drehte er sich um, daß ich Rücken und die Falten hinten an seinem Rocke sah, wandte sich wie zur Thüre und verschwand.

Ihre Schwester sagte mir: die Kranke habe ihr erzählt, es habe ihr nach der Erscheinung geträumt, sie habe von derselben durchaus nichts gestehen wollen, da habe ihre Großmutter (ihr Schutzgeist) zu ihr gesagt: „Nein! du mußt es sagen!"

Am andern Tage fragt ich sie im halbwachen Zustande: „Wie kommt es, daß diese Frau, so lange sie das Amulet trug, die Geister nicht sah?" Sie erwiederte: „Hätte sie das Amulet sieben Tage lang getragen, so hätte sie die Geister für immer gesehen, in jenen Tagen hätte sie dieselbe auch ohne das Amulet nicht gesehen, ich aber hätte sie erst später gesehen, aber nur wenn ich in dem Häuschen jener Frau geschlafen hätte. Durch das Amulet mit den Lorbeerblättern, das ich mir später umhängen ließ, als die Frau das ihrige zerstört hatte, sah ich jenen Geist nun früher."

Das ihr vorgegebene Lied hatte sie den Tag nachher öfters gelesen, am 21. Februar hingegen nicht. Als sie diesen Abend in Schlaf verfiel, sagte sie: „Was machte ich für einen Fehler! O das Lied las ich heute noch nicht! Ich muß es heute noch

dreimal lesen! Ich spreche heute Nacht mit ihm mehr als das letztemal. Von 12 bis 1 Uhr wird er kommen."

Um die angekündigte Erscheinung des Geistes zu beobachten, ließ ich heute Nacht eine andere Person, von deren Wahrheitsliebe ich völlig überzeugt war, im Zimmer der Kranken im Bette ihrer Schwester schlafen. Diese Person erzählte mir am andern Morgen Folgendes:

„Schlag 10 Uhr ging ich mit der Schwester zu Bette, und zwar in der Schwester Bett (das drei Schritte von dem der Frau H. in gleicher Linie mit demselben steht). Wir wachten bis gegen 11 Uhr, und dann schlief ich ein. Vor 12 Uhr begehrte Frau H. etwas Suppe, und da die Schwester deßwegen aus dem Bette ging, wachte ich auf. Kaum war die Schwester wieder bei mir im Bette, fing es auf dem Boden sonderbar zu schlürfen und zu knistern an. Dann klopfte es an der Wand, oberhalb dem Bette der Frau H. und auf dem Boden, fast wie mit Hämmern, und auf eine andere nicht zu beschreibende Weise. Dieß dauerte eine Weile fort. Ich sah während dessen genau auf Frau H.; sie lag ruhig ausgestreckt im Bette und hatte Arm und Hände auf der Bettdecke ruhig liegen. Sie fing nun zu sprechen an, aber ohne sich aufzurichten. (Es waren ganz die Fragen, die unten von Frau H. selbst angegeben sind.) Ihre Reden waren an eine Erscheinung gerichtet, die vielleicht an ihrem Bette stand, von mir aber nicht gesehen werden konnte. Frau H. sagte nach einiger Zeit des Gesprächs zu uns: der Geist sey nun gegangen, kehre aber nach einigen Minuten zurück. Nach solchen fing das Schlürfen und Klopfen wie zuerst an, und dann sprach Frau H. abermals, wie es schien, mit der Erscheinung.

Als Frau H. sagte: „Schlage es selbst auf," blickte ich auf das Gesangbuch, das auf ihrer Bettdecke ganz zugeschlagen lag; denn sie hatte, ehe wir in das Bett gingen, in demselben noch einmal jenes Lied gelesen. Da sah ich auf das bestimmteste und mit Schauer, den ich bisher nicht im mindesten hatte, daß sich der Deckel desselben zu bewegen anfing, und dieses Buch eine unsichtbare Hand aufschlug; denn ich bemerkte auch nicht die mindeste Bewegung der Frau H. oder ihres Bettes. Als Frau H. sagte: „Gottlob, daß er wieder fort ist," sprachen wir mit

ihr über die Erscheinung und wollten sie genauer wissen, sie sagte aber immer: wir sollten sie doch ruhig lassen, und davon schweigen.

Frau H. erzählte mir Folgendes: „Um 12 Uhr Nachts hörte man vor der Thüre, dann im Zimmer, wie schlürfen, ohne daß man etwas bemerkte, dann fing es sehr stark bald an der Wand, bald wie unter dem Boden, bald an meiner Bettstelle, und zwar dießmal oben, zu klopfen an. Hierauf patschte es einigemal, als schlüge man kleine Brettchen zusammen, mit drei bis vier Schlägen, und dann erblickte ich wieder den Geist am Fuße meines Bettes. Ich fragte ihn nun: Warum kamst du zu mir? Er. Weil ich nur bei dir meine völlige Erlösung erlangen kann. Ich. Dieß ist ein Wahn von dir. Warum bleibst du nicht bei dem Weibe, die für dich betet? Er. Dieses Weib hat nicht diese Sinnen wie du, sie kann nicht mit mir reden. Ich. Warum bist du in diesem armen Häuschen? Was warst du? Er. Ich hatte ein niederes Amt, in diesem Häuschen waren zwei Waisen, ich betrog sie, brachte sie um ihre Habe. Ich. Warum hast du das gethan? Er. Mein bester Freund, welcher sehr reich war, gab mir die Anleitung dazu. Ich. Bist du nicht so reich gewesen? Er. Nein! aber ich wollte es auch werden. — Alles, was ich auf unrechte Art erhielt, theilte ich mit meinem Freund. Ich that diesen Waisen in dem Häuschen noch Gutes, aber nur zum Schein. Ich. Wie war dein Name? (Er schwieg.) Ich. Warum sagst du ihn nicht? Er. Meinen ganzen Namen vermag ich dir noch nicht zu sagen, ich nenne dir den Buchstaben L. aus ihm. Ich. Kannst du dich Andern auch durch Klopfen hörbar machen? Er. Nein! aber dieser, welcher mein Freund war, vermag es, ich werde ihn bringen. Ich. Das würde mich angreifen; diesen will ich nicht, und ich sage dir, weiche. — Er entgegnete: er bringe ihn, dieser suche auch Hülfe, und als ich diesem widerstrebte, sagte er: „Ich kehre nach einigen Minuten wieder," und verschwand.

Nach einigen Minuten hörte man das gleiche Rutschen und Klopfen wieder, und der Geist stand vor mir, und ich fragte: „Warum kamen denn jene zwei unschuldigen Weibspersonen auch zu jener Frau? Er. Sie ließen sich nur Einmal vor dieser Frau sehen, als Klage. Ich. Lebt noch Jemand von deinen Anverwandten? Er. Ja! aber ganz entfernt von hier.

Mein Gesangbuch lag von gestern, weil ich vor dem Einschlafen jenes Lied las, noch auf meinem Bette: der Geist sagte: „Schlage das Lied auf: „Wo seit viel tausend Jahren betrübte Wittwen waren," und bete es oft für mich und meinen gewesenen Freund." Ich erwiederte, da ich sehr angegriffen und schwach war: „Schlage es selbst auf." Er verschwand dann.

Ich fragte sie: Ob sie an dem Buche nicht auch die Bewegung gesehen, als hätte es sich aufgeschlagen; sie erwiederte: Nein, sie habe nicht zum Buche hingesehen, und überhaupt wisse sie nicht, wie das sey, aber wenn der Geist erscheine, so müsse sie reden, sie könne nicht anders.

Dieß war die Nacht vom 21. Februar. Am andern Tage hatte sie das vom Geist ihr zum Lesen anbefohlene Lied zu lesen versäumt; da entstand gegen 8 Uhr Abends auf einmal ein Klopfen im Zimmer und geschah ein Schlag wie an die Wand, worauf ihr beifiel, daß sie jenes Lied noch nicht gelesen. Sie that es, und während sie das Lied las, klopfte und klatschte es noch öfters. Dieß wiederholte sich in der Nacht gegen 12 Uhr, wo auch bei den Bewohnern des oberen Stockes nicht nur ein gleiches Klopfen, sondern auch ein Hin- und Herschlürfen durch das Zimmer gehört wurde.

Am 23. bemerkte man, daß sie durch einen Schrecken, dessen Ursache man aber nicht wußte, in einen äußerst heftigen Krampf verfiel.

An diesem Abend sagte sie im schlafwachen Zustand: „Am hellen Tag ihn sehen, wo Alles um mich ist, wie heute in dieser Stunde, das greift mich doch an! Fünf Minuten lang sah ich ihn. Dieses Weib (die Nachtwächtersfrau) sollte vernünftiger seyn, sie betet jetzt um nichts als um Geld." Ich fragte sie: Warum jener Geist, auf dessen Eingebung sie jenes Blatt gefunden, nie geklopft habe? Sie sagte: „Weil er mir nur im hellschlafwachen Zustand erschien; nur Einmal sah ich ihn wachend. Auch klopfen nur diejenigen, die durchaus Hülfe haben müssen und suchen, und die noch weit weniger sind, ihren Erlöser noch gar nicht kennen, ihn aber suchen und finden, wenn man sie hinweist. — Sie dahin weisen, ihnen den rechten Weg zeigen, das kann ein sterblicher Mensch, aber sie erlösen nicht. — Der schwarze Geist richtete seine Gedanken besonders nach dem

Hause, in dem er lebte; das ist aber nicht so nahe an dem kleinen Hause, wie jenes weißen. Könnte ich es nur dahin bringen, daß er den weißen gehen ließe, daß er nicht diesen immer zurückzöge. Ich fürchte mich nicht vor den Geistern, aber daß ich wieder mit mehreren in Umgang kommen sollte, das darf nicht seyn. Dieser Schwarze könnte mein Tod seyn. Seine Worte sind kein Wehen, seine Worte sind ein heißes Stöhnen."

In der Nacht vom 23., 12 Uhr, als sie schlief, erwachte sie an einem Schlag; es zupfte an ihrer Bettdecke, sie sah auf, und der Weiße stand wieder vor ihr. Sie sagte zu ihm: „Warum kommst du denn wieder zu mir?" Er sprach: „Ich suche Ruhe, bete für mich, daß ich diese erhalte. Gehe die zehn Gebote mit mir durch." Sie ging sie nun sogleich mit ihm durch. Sie fragte, und er antwortete. — Sie fing, während sie mir dieß Morgens erzählte, zu weinen an und wollte nicht weiter davon sprechen, weil es sie sehr angreife. Alle Nacht, sagte sie, wolle er auch seinen bösen Freund, den schwarzen Geist, bringen, und das würde sie aufs äußerste angreifen. Er sage, der Schwarze plage ihn immer noch und bringe ihn immer wieder vom Guten ab. Die Erscheinung eines so bösen Geistes errege immer Schrecken, und müßte sie kränker machen. Sie wisse wohl noch, wie es ihr in Oberstenfeld mit dem anfänglich auch so bösen Geist ergangen. Ein Jahr lang sey er von ihr nicht mehr gewichen, und es sey doch gewiß angreifend, ein Jahr lang mit einem so übernatürlichen Wesen in Umgang seyn zu müssen; es komme ihr immer vor, als gehöre das doch nicht für die Menschen. Sie fügte hinzu: der Weiße habe ihr gesagt, der Schwarze sey hier ein höherer Beamter gewesen.

Gegen 9 Uhr Abends am 24. verfiel sie in einen magnetischen Zustand, den ich magnetischen Traum benannte, und der von dort an öfters bei ihr eintrat.

Dieser Zustand unterschied sich von einem gewöhnlichen Schlaf dadurch, daß sie aus demselben durch Rufen, Rütteln u. s. w. nicht zu wecken war, und von einem magnetischen Schlafwachen, daß sie mir in demselben auf keine Fragen antwortete, die Hände auch nicht gekreuzt hatte, und nach dem Erwachen meistens wußte, was sie geträumt, und auch sagte, es sey nur ein Traum gewesen.

An diesem Abend schien sie sehr in diesem Schlaf zu leiden. Sie machte mit den Armen oft ganz sonderbare, geistermäßige Bewegungen, weinte heftig, richtete sich auf, machte die Bewegung eines Schreibenden, und deutete dann wieder, den Arm gerade ausgestreckt, mit dem Zeigefinger vorwärts. Einmal bedeckte sie auch lange ihr Gesicht weinend mit einem von mir früher magnetisirten Tuche, das neben ihr lag, und hob es später wieder wie Jemanden entgegen. Laut sprach sie nur folgende Worte, aber mit großer Heftigkeit: „Nein! Gottes heiliger Wille! — Schwarzer Geist, von dir will ich gar nichts! — — Beten will ich für dich auf den Knieen. — — Ist das reine Wahrheit? — — Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind — — Ich weise dich dahin, wohin du gehen sollst — — zu deinem Erlöser." — Sie erwachte nun und sagte wach: Der Schwarze habe sich ihr immer nahen wollen, sie fürchterlich angesehen, da habe der Weiße ihm abgewehrt, ihn zurückgejagt. Der Schwarze suche Ruhe, sey aber zu böse und hartnäckig. Ich sagte ihr: sie habe einmal wie geschrieben; sie erwiederte: sie habe mit dem Schwarzen nicht sprechen wollen und ihm dann das Geschriebene hingehalten. Dieß sey eben ein schwerer Traum und nicht der wache Zustand, in dem sie sonst den Geist ganz untrüglich sehe. Sie beschrieb nun den Gang und den Theil eines großen Hauses näher, in dem sie den Schwarzen gesehen, die Zahl der Thüren in diesem Gange u. s. w., und bezeichnete auffallend damit ein von ihr noch nie gesehenes Haus, dessen Bewohner schon öfters, und besonders auch um diese Zeit, Abends, aber gewöhnlicher um Mitternacht, ein ihnen unerklärliches Gehen in den Gängen, ein Annähern an die Thüren der Zimmer, als wollte Jemand hereintreten, ein Seufzen hörten, aber auch bei der schnellsten und genauesten Untersuchung nichts auffinden konnten, durch das diese Töne hätten veranlaßt werden können.[1]

Oft sagte sie: sie sehe zwei große Häuser, in denen diese Geister sich besonders aufhalten, so deutlich, in ganz lebendigen Träumen, daß, vermöchte sie auszugehen, sie mir dieselben gar leicht bezeichnen könnte.

Im Abendschlaf vom 24. sagte sie von den Geistern: „Es

[1] Mehrere sehr glaubwürdige Personen können davon Zeuge seyn.

ist ein Glück, daß sie sich nicht Allen mittheilen können, man würde alles Mögliche von ihnen begehren, sie würden mehr geplagt, als sie geplagt sind."

In der Nacht vom 26., Schlag 12 Uhr, erschien ihr der weiße Geist wieder. Sie bekam fürchterliches Herzklopfen und nahm den „Meerstein" in die Hand. Sie erzählte Morgens mit Thränen: daß sie das so sehr angreife, daß er immer auch den schwarzen mitbringen wolle.

Am andern Tage, 5 Uhr Abends, verfiel sie, nachdem ihr der Geist wieder erschienen war, in jenen magnetischen Traum. Sie machte in demselben wieder die gleichen Bewegungen mit den Händen, bedeckte sich wieder, wie sich schützend, mit dem magnetischen Tuch und wies mit ausgestrecktem Finger hinaus. Man hörte sie Folgendes sprechen: „Ich schwöre es dir, beten will ich für dich auf den Knieen! Das sagte ich ja! Du, hinter deiner dritten Thüre, du mußt warten, bis du den Erlöser besser finden kannst. — — O nein! für den bin ich nicht geboren — — das darf er nicht glauben. — — Selig sind, die reines Herzens sind, und selig sind, die nicht sehen und doch glauben." Dann erwachte sie.

Ihrer Mutter, die am 25. auf kurzen Besuch kam, klagte sie: daß alle Nacht ein Geist ihr erscheine, der immer einen bösern mitbringen wolle, was ihr großen Kummer mache.

Im schlafwachen Zustand an diesem Abend sagte sie: „Nie rede ich gerne von diesem Geist, aber nun muß ich es thun. Schon sechsmal war er bei mir. Er kommt zu mir, so lange bis er Ruhe hat, so lange habe ich auch keine. Aber dieser andere darf nicht zu mir kommen, ich will für ihn beten, aber sehen darf ich ihn nicht. Diese schwarze Gestalt könnte ich nicht ertragen. Aber dieses dumme Weib, nein unglückliches, weil sie nur um Geld betet! — O ich freue mich, schlafend so unter diesen Geistern zu leben, aber im wachen Zustand ist es mir Trauer. Könnte ich doch diesem Weibe sagen, daß sie nicht so um das Geld bete, sie thut es aus Angst, sie thut es aus Furcht vor ihrem Manne.

„Sonderbar! Geister sehen, mit ihnen reden, sich mit ihnen unterhalten können, Freude an ihnen haben! Und doch nur das geistige Wesen, das in mir lebt, hat Freude an ihnen,

nicht mein Fleisch und Blut, das hat keine Freude an ihnen. — — Unter wie Vielem leben wir, das wir nicht sehen!"

Am 1. März, Nachts 10 Uhr, verfiel sie wieder in den magnetischen Traum. Sie kämpfte abermals mit dem weißen Geiste, der ihr den schwarzen durchaus bringen wollte. Als sie erwachte, wußte sie noch den magnetischen Traum, und erzählte: der weiße habe gesagt: „Ich will dir den schwarzen nur ein einzigesmal bringen," sie habe ihm aber geantwortet: Für diesen fühle sie keine Pflicht, aber für ihr Kind, das seine Mutter nicht verlieren dürfe. Sie habe ihn ermahnt, sich durch den schwarzen nicht vom Gebet abwendig machen zu lassen, sie wolle ja für ihn und seinen Freund auf den Knieen beten. Um Mitternacht erschien ihr wieder der weiße Geist, als sie ganz wach war, und betete mit ihr.

Am 2. März, Morgens 3 Uhr, erschien ihr der Geist, ohne vorausgegangenes Klopfen, wieder, als sie ganz wach war. Er stand mit finsterem Gesichte vor ihr. Dießmal sah sie auch seine Hand, die er aufwärts hielt. Sie sey ihr wie eine vor ein Licht gehaltene Hand, als schimmerten Adern und Gebeine hindurch, erschienen. Da er so zornig geschienen, habe sie sogleich zu ihm gesagt, er solle weichen, worauf er auch sogleich verschwunden sey. Als sie an diesem Tage, Nachmittags 3 Uhr, in die Hausflur trat, stand der Geist auf einmal in der gleichen finstern Gestalt wie diesen Morgen vor ihr und sagte zu ihr: „Sieh, ich bin wieder rückwärts gekommen durch jenen."

Sie sprang erschrocken ins Zimmer zurück und verfiel in Krämpfe. Als ich Abends 7 Uhr bei ihr im Zimmer war, entstand auf einmal im Zimmer ein heller Schlag wie in der Luft, sie fiel aufs Bette zurück und kam in magnetischen Traum. Sie sprach, der Mimik und einzelnen Reden nach, mit dem Geiste. Mit geschlossenen Augen stand sie, sie war angekleidet, auf, holte das württembergische Gesangbuch, und schlug mit unbegreiflicher Fertigkeit zwei Verse auf, von denen jeder (aber beide von gleichem Sinn) oben am Anfange eines Blattes stehen. Es waren die Verse 6 und 11 von den Liedern: „O Kirche Jesu" u. s. w., und: „Hier bin ich, Jesu" u. s. w.

Sie hob hierauf das Buch wie dem Geiste hin und sagte:

„Ich will dir zeigen, wie du es hinhalten mußt. Zur dritten Thüre mußt du es hineinhalten, so!" — Sie stand nun auf, ging zur Thüre, stellte sich vor dieselbe seitwärts, hob das Gesangbuch zur Thüre hinaus und kehrte dann wieder ins Bette zurück. Als sie erwacht war, sagte sie: der Geist sey ihr nach jenem Schlag erschienen, und darauf sey sie sogleich in einen Traum verfallen. Da habe der Geist ihr gesagt, daß jener andere bösere seiner gespottet und ihn durch Spott wieder vom Bessern abwendig gemacht. Sie habe ihm hierauf Stellen im Gesangbuch aufgeschlagen und ihn angewiesen, sie zur dritten Thüre, hinter der sie gewöhnlich den schwarzen sehe, hineinzuhalten.

In dieser Nacht, um halb 3 Uhr, zupfte es an ihrer Decke, dadurch wachte sie auf, und der Geist stand wieder am Fuß ihres Bettes. Sie fragte ihn: „Wie lange warest du auf dieser Erde?" Er sagte: „Die Zahl ist 79. Sie. Wann lebtest du? Er. In der Zahl 1700. Sie fragte ihn weiter: Wo war deine Wohnung? Er. Nicht weit von dem kleinen Hause, wo jene Waisen waren. Sie. Wo wohnte der Andere? Er. Er wohnte von jenem Häuschen entfernter als ich. Sie. Bist du vor diesem gestorben? Er. Er starb 3 Jahre vor mir. Sie. Warum erschienest du mir einigemal so finster, nun wieder freundlicher? Er. Der schwarze bekam wieder mehr Macht über mich durch Hohn und Spott, aber nun stehe ich wieder fester. Sie. Ich verspreche dir, ferner für dich zu beten, wofern auch du wieder am Bessern festhältst. Er. Ich bitte dich, schlage das Lied auf: „Mich selbst muß ich bezwingen," das bete für mich." — Da verschwand er wieder.

Abends 9 Uhr, am 3. März, verfiel sie mitten unter einem Gespräch, an dem sie lebhaften Antheil nahm, auf einmal in die allerfürchterlichsten Convulsionen, die durchaus mit nichts zu stillen waren, selbst nicht durch magnetische Striche, die anfänglich ich ihr gab. Sie brach unter diesen Krämpfen in lautes Weinen aus, und dieser Zustand wurde endlich nur durch sieben magnetische Striche, die ihr meine Frau gab, gehoben, und verwandelte sich in völligen magnetischen Schlaf. In diesem sagte sie: Es sey ihr der weiße Geist erschienen und im Hintergrunde habe sie über dessen Schultern den Kopf des schwarzen

Geistes ragen sehen. Dieses habe ihr den fürchterlichen Krampf verursacht, und erhalte sie noch einmal einen solchen, so komme sie in ihrer Gesundheit sehr zurück, ja, es könnte ihr Tod seyn.

Ich bat sie, sich mit diesen Geistern nicht länger zu quälen, und vorzüglich die Erscheinung des schwarzen Geistes nicht zuzugeben, auch den weißen solle sie einmal für immer zurückweisen. Aber sie sagte: „Das kann ich nun schon nicht mehr; ich habe dem weißen mein Wort gegeben, mit ihm zu beten, und nun muß ich schon mit ihm verbunden bleiben." Ich machte sie auf den Nachtheil, den diese Erscheinungen ihrer Gesundheit bringen, aufmerksam, und bat sie, den festen Willen zu haben, daß ihr dieser Geist nicht mehr erscheine; allein sie beharrte darauf, daß sie sich von der Verbindung, die sie mit dem weißen eingegangen, nun schon nicht mehr lossagen könne. [1]

In der Nacht auf den Sonntag fragte ich sie, ob der Geist heute Nacht nicht zu ihr gekommen; sie verneinte es und machte dabei die Bemerkung, daß die Geister in Oberstenfeld auch selten in der Nacht auf einen Sonntag gekommen.

In der Nacht auf den 6. März sagte der Geist zu ihr: „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß ich meinen Erlöser nicht mehr lassen werde." Sie betete lange mit ihm und fragte ihn auch: „Wie kommt es, daß du, da du ja schon vorlängst auf der Erde gewesen, geistliche Lieder kennest, die doch lange nach dir gemacht wurden?" Darauf antwortete er: „Geister sind unbeschränkt im Sehen." (Er las sie in ihr.)

Am 6. Mai ging sie zur Thüre hinaus und kam schnell wieder herein, worauf sie in halbwachen Zustand verfiel. Sie sagte in diesem: als sie vor die Thüre getreten, sey ihr der Geist wieder erschienen. Er habe sie anreden wollen, aber sie habe sich sogleich von ihm in die Stube gewendet. Auch als sie wieder völlig wach war, erzählte sie das Gleiche.

Als sie eine halbe Stunde später zum Fenster hinaus einer vorübergehenden Schafheerde zusah, zupfte sie etwas einigemal hinten am Kleide. Sie sah nicht sogleich hinter sich, indem sie die Ursache dieser Mahnung vermuthete; aber als sie nun endlich um sich sah, stand der Geist vor ihr und so nahe, daß sie

[1] Daß ich und Andere ihr derlei Vorstellungen schon früher, aber immer vergebens machten, ist schon oben näher bewiesen.

sich nicht vorwärts bewegen konnte. Er hauchte zu ihr hin: „Bei dir finde ich Ruhe, bete mit mir!“ Es wurde ihr ohnmächtig, sie fiel aufs Bette, man hörte durch das Zimmer ein Laufen und Klopfen wie in der Luft, sie lag in halbwachem Zustand und betete stille inbrünstig. Später sagte sie im Schlaf: „Ist es meine Pflicht, daß ich wegen des Andern ihm nachgebe? Nein, weil ich sterben würde. Wäre es fünf Jahre später, dann könnte ich ihn ertragen, dann ist er nicht mehr wie jetzt.“

In der Nacht vom 8. März, um 11 Uhr, hörte man im Hause der Frau H., selbst in den andern Zimmern, zuerst ein unsichtbares Gehen, dann ein leises Klopfen, bald hie, bald dort, das endlich zu einem ganz hellen Klatschen und lauten Klopfen wurde, das bald wie von den Wänden, bald von Bettstellen, bald von dem Boden des Zimmers, bald wie aus der Luft zu kommen schien. Die Kranke schlief fest, und erwachte durch dieses Klopfen nicht. Gegen 12 Uhr, als sie erwachte, erschien ihr der Geist wieder, und hauchte zu ihr hin: „Gehe mit mir die zehn Gebote durch!“ Während sie die Gebote sprach, blickte sie der Geist ruhig und ernst an. Sie bemerkte, wie sich der Geist, ehe er ging, über ihre jüngere Schwester, die fest schlief, neigte, und zu ihr hinhauchte: „Gottes Auge dich bewacht.“ Auch über die Wärterin, die aus Angst dießmal im Zimmer schlief, sah sie sich den Geist neigen und etwas zu ihr hinhauchen, das sie aber nicht verstand.

In der Nacht vom 10. schlief sie die ganze Nacht sehr fest durch Schneeglöckchen, die vor ihrem Bette standen. Aber Nachts 2 Uhr wurde sie durch den Geist erweckt, wie, wußte sie nicht. Er kniete vor ihrem Bette nieder und sprach, wie ihr schien aus dem Herzen ein Gebet, von dem sie nur noch den Anfang wußte. Dieses hieß: „Ich bete an Jesum Christum den Gekreuzigten.“ Nachdem er das Gebet gesprochen hatte, betete auch sie, und er sprach ihr das Gebet nach. Nach Vollendung des Gebets wollte sie wissen, ob sie den Geist auch sprechen höre, wenn sie die Ohren fest verstopfe. Sie that nun dieß mit den Fingern, hörte aber, während sie die Ohren fest verstopft hatte, den Geist sagen: „Auch so wirst du mich hören.“ Sie sagte mir: sie habe den vorigen Geist in Oberstenfeld oft nur mit dem

Gedanken, was sie zu ihm sagen wolle, fest angeschaut, und dann habe er ihr schon darauf Antwort gegeben.

In der Nacht vom 12. erschien ihr wieder der Geist, er erweckte sie, aber sie wußte nicht, wie. Eine halbe Stunde lang betete sie mit ihm; er kniete vor ihrem Bette. Ich fragte sie wieder nach seinem Bilde. Sie sagte: „Es ist eben wie eine Wolke, die aber doch eine menschliche Gestalt hat." Sie fragte ihn, nach einer frühern Aufforderung von mir: ob man hier noch etwas Schriftliches von ihm finde? Er sagte: „Von mir wenig, aber von diesem, welcher mein Freund war." Er sagte ihr auch, er habe in der Zahl 1600 und 1700 gelebt.

In der Nacht vom 14., nach 1 Uhr, wo sie ganz wach war, klopfte es wieder überall im Zimmer umher, auch rauschte es wie mit Papier, und der Geist stand vor ihr. Er sagte zu ihr: „Lese das 5. Kapitel Johannis, hauptsächlich vom 13. Verse an." Er kniete wieder vor ihr Bette und betete mit ihr.

Am 16., Nachts 12 Uhr, hörte man wieder im Zimmer klopfen, und es erschien der Geist, um mit ihr zu beten. Da sie mir schon früher sagte: sie sehe nie einen Geist, wenn er klopfe, das Klopfen gehe immer dem Sehen voraus oder hintennach, so bat ich sie, den Geist bei seinem nächsten Erscheinen darüber zu fragen. Diese Nacht that sie es nun nach dem Gebete mit dem Geiste. Sie fragte ihn: „Warum sehe ich dich nicht, wenn ich dich höre? Warum kannst du dich nicht hörbar und sichtbar zugleich machen?" Er antwortete: „Ich kann nur das eine oder das andere, weil beides vermittelst der Luft geschieht." Auch fragte sie ihn: „Warum höre ich dich reden und andere Menschen hören dich nicht?" Er sagte: „Das geschieht, weil dein Gefühl geistig ist." [1]

Am 18. März, 5 Uhr, erschien ihr auf wenige Minuten der Geist wieder, sie erschrack und verfiel in einen heftigen Halskrampf. Am 20., Nachts 10 Uhr, entstand ein Klöpfeln vor mehreren Menschen im Zimmer, und der Geist erschien ihr wieder. Sie sprach mit ihm in einem halb magnetischen Zustande; wachend wußte sie nichts, als daß er ihr erschienen. Eben so

[1] Zum Redenhören mit völligem Verständniß eines Geistes, muß das Gefühl weit geistiger seyn als zum Sehen; zu diesem aber wieder geistiger, als zum Hören seines Klopfens, Werfens u. s. w.

erschien er ihr am 22., Morgens 3 Uhr. Nachts gegen 7 Uhr tönte vor mehreren Anwesenden ein Klopfen im Zimmer, bald hier, bald dort, und der Geist erschien ihr. Sie erschrack und kam in halbwachen Zustand, in dem sie mit ihm sprach. Sie gab ihm auf, ihr bald das Haus zu sagen, das er bewohnt habe. Auch forderte sie von ihm, er solle einmal auch Andern vernehmbarer klopfen, oder das von seinem Freunde verlangen. Wir hatten sie um dieses gebeten.

Am 23. März, Nachts 1 Uhr, erwachte ich und in demselben Moment (als wäre ich erweckt worden, um es vernehmen zu können) klopfte es siebenmal, wie in der Mitte meines Zimmers in kleinen Pausen hinter einander. In der Hälfte des Klopfens erwachte auch meine Frau, erweckt durch dasselbe. Dieses Klopfen war abermals der Art, daß wir unmöglich eine gewöhnliche, natürliche Veranlassung desselben hätten auffinden können. Frau H. wohnte von unserm Hause dazumal mehrere Häuser entfernt.[1]

Am 26. März, in der Nacht nach 2 Uhr, klopfte es wieder, nicht nur in dem Zimmer der Kranken, sondern auch in dem über dem Gang gelegenen Zimmer, und der Geist erschien ihr wieder. Er kniete vor ihr Bett und betete mit ihr.

Als am 28., Nachts, der Geist wieder bei ihr zum Gebete erschienen war, fragte sie ihn nach Vollendung desselben: „Du hast mir gesagt, du seyest in einem Zwischenreich, was ist dieses?" Er antwortete: „Es ist ein Ort, in dem hauptsächlich diejenigen Seelen sind, die bei ihrem Absterben nicht den Glauben haben konnten, daß ihnen Gott durch den Kreuzestod Christi ihre Sünden vergebe."

Am 30. März schrieb Hr. Pfarrer Herrmann von hier auf ein Blatt nachstehende Fragen, und bat sie, diese Fragen an den Geist bei der nächsten Erscheinung zu richten. Sie waren folgende:

„Kennst du die Mutter unseres Herrn? Können ihre Fürbitten noch jetzt im Himmel verlangt werden, und sind sie kräftig? Steht sie mit ihrem Sohne in engerer Verbindung als jeder andere Geist?"

[1] Diese völlige Wahrheit erkläre man anders, als ich sie erkläre. Ansteckung war es — sagen die Superklugen.

Nachts 12 Uhr erschien ihr der Geist. Er stand unweit ihres Bettes, als sie von der Wärterin noch Suppe verlangte. Sie aß ruhig ihre Suppe, und erst als sie dieselbe gegessen hatte, kam der Geist näher an ihr Bett.

Sie hielt ihm nun, ohne etwas zu sprechen, vor dem Gebete mit ihm, die Handschrift des Herrn H. vor, und er sprach ganz langsam, so langsam, sagte sie, daß sie geglaubt habe, sie könne das Ende nicht erwarten, Folgendes:

„Ich kenne die Mutter unseres Herrn etwas besser als du. Für mich bitten kann sie, wie ein jeder selige Geist. Es besteht keine engere Verbindung zwischen ihr und unserem Erlöser — aber — —". Sie sagte: „Er sprach nicht weiter, und als ich wissen wollte, was dieß aber bedeute, sagte er: „Es hat eine schöne Bedeutung, und ist allen seligen Geistern höchst wichtig — mehr kann ich dir nicht sagen."

Am 3. April sagte sie im völlig schlafwachen Zustande: „Wo ist er jetzt? Was ist das für ein Reich, wo er sich immer aufhält? Warum wendet er sich zu mir, kann er sich nicht an selige Geister wenden? Viele dieser Geister thun es, wenden sich an selige Geister. Warum können es denn wieder andere nicht? O diesen ist es schwerer als jenen, die sich an selige Geister wenden! Sie könnten, wenn sie wollten, sich auch unmittelbar an Gott wenden, aber sie können nicht, wie sie es auch hier nicht thaten. Dort geht es ihnen noch schwerer als hier. O wir haben doch nur einen Fürsprecher, den, der uns von unsern Sünden erlöset hat, warum kommen die unseligen Geister an selige Geister oder an Menschen? O erst durch diese müssen sie ihren vollen Glauben erlangen, durch Worte der Belehrung und durch das Gebet, daß sie sich dann erst an ihren Erlöser wenden können." [1]

„Wo soll ich diese Geisterwelt finden? Soll ich sie wissen, darf oder kann ich sie wissen? Möchte es nicht gut seyn dieß zu wissen? — — Warum winkst du mir? — (Ihre Führerin.) Niemand soll sich auf dieß Reich verlassen, Niemand seine Buße sparen bis auf diesen Tag. Ich möchte nicht in dieses Reich, ich möchte noch lieber hier seyn. Sie fühlen ihre Sünden mehr

[1] Man sieht hieraus, daß es für jene Geister noch andere Wege geben würde, als sich an Somnambule und überhaupt an Menschen zu wenden.

als hier, sie plagen sich noch mehr als hier. Der Schlimmere plagt immer den Bessern, daß er nicht besser werden soll. Eine geistige Plage ist mir immer mehr als eine körperliche Plage, und daher meine ich, daß sie sich mehr plagen. Auch nicht alle Menschen kommen auf diese niedern Stufen dieses Reiches, viele sogleich in einen ganz seligen Ort, aber in welchen? Ich kann ihn nicht sehen, aber fühlen, wissen, durch einen seligen Geist kann ich das. Sie haben in diesem Zustand Alles, was sie wollen, Alles durch ihren Willen." Es fragte Jemand: „Bäume? Blumen?" Sie sagte: „Nur wenige haben solche Wünsche, sie möchten wohl nicht an solchen Dingen eine Freude haben, die uns hier umgeben. Geister haben an höhern Dingen Freude; was uns so sehr erfreuen kann, freut sie nur wenig oder gar nicht." —

Am 6. April zog sie aus ihrer vorigen Wohnung in mein Haus. Am 7., Abends, als sie ganz allein im Zimmer war, fand man sie, als man zu ihr eintrat, im halbwachen Zustand. Sie sagte, daß ihr zwei selige weibliche Gestalten, jene zwei Waisen, erschienen, daß sie jene Erscheinung angegriffen und dadurch schlafwach geworden sey; wach wisse sie nicht, wer die Erschienenen gewesen. Sie ließ sich wecken und erzählte dann: als sie allein im Zimmer gewesen, seyen ihr auf Einmal zwei weiße schwebende Frauengestalten erschienen; es seyen leichte Gestalten gewesen, nicht so schwere Wolken wie jene Geister. Sie habe sie laut gefragt: Warum sie erschienen, was sie von ihr wollen? Da hätten sie geantwortet: „Wir kommen zu dir aus Freude und aus Dank gegen Gott." Sie sprachen, sagte sie, beide miteinander zu gleicher Zeit, das Wort des einen war auch das Wort des andern, ihre Sprache war die der andern Geister, aber leichter, nicht so langsam und schwer." Von ihrer Bedeutung wußte sie wach nichts, und äußerte nur: Wenn die Erscheinung ihren Tod bedeuten würde, so fürchte sie sich nicht, sondern freue sich darüber, und es sey ihr dabei wohl gewesen; aber angegriffen habe sie es dennoch, und sie sey hierauf eingeschlafen.

Ich fragte, ob es vielleicht jene Waisen waren; sie erwiederte: „Das könnte seyn, aber ich könnte nicht begreifen, warum diese erscheinen sollten."

Am 9. April kam der Geist, Morgens 2 Uhr (heute das erstemal in meinem Hause), zu ihr und betete eine Stunde lang mit ihr. Vormittags um 10 Uhr erschien er wieder. Sie fragte ihn: Warum er heute bei Tag komme; er antwortete: „Ich komme heute dreimal, um das bevorstehende Fest mitfeiern zu können." Er meinte wohl den kommenden Charfreitag.

Ich fragte sie: Ob sie den Geist bei Tag anders sehe als bei Nacht? Sie sagte: „Nein! ich sehe ihn bei Tag ganz wie bei Nacht, wenn ein Licht da ist, ohne Licht wohl nicht." Immer brannte auch bei Nacht ein Licht. Gegen 1 Uhr, als sie allein im Zimmer war, kam der Geist zum zweitenmal. Er knieete vor ihr Bett, und sie betete mit ihm. Nachdem er sie verlassen hatte, schrieb sie auf ein Blatt:

„Der Geist ist mir zum zweitenmal erschienen,
Nun glaubt er fest und will nur Jesu dienen."

Um 4 Uhr kam der Geist zum drittenmal. Sie betete mit ihm und verfiel dann in völlig schlafwachen Zustand, in dem sie beständig in Bezug auf das kommende Fest fortbetete.

Um 8 Uhr erschien er ihr zum viertenmal. Diese Erscheinung war ihr unerwartet, weil er ihr gesagt hatte, er komme heute dreimal, sie erschrack und verfiel dadurch in magnetischen Traum. Sie sprach in diesem leise, und als sie erwachte, und ich sie um den Traum befragte, sagte sie: Es sey ihr gewesen, als wolle den guten Geist der böse in seinem guten Vorsatze zurückhalten und sey ihr deßwegen zum viertenmal erschienen.

Am 10. April, Morgens 2 Uhr, erschien ihr der Geist wieder, und sie betete eine Stunde mit ihm. Um 10 Uhr Morgens kam er, als sie allein war, zur offenen Thüre herein bis einige Schritte vor ihr Bett, sah auf sie hin und kehrte dann wieder zur Thüre hinaus. Ich fragte sie, ob er denn wie ein anderer Mensch gehe; sie sagte: Sie höre ihn nicht auftreten, sehe aber, daß er gehe, doch sey er eigentlich nicht *gegangen*, ob sie gleich wie bei Menschen einen Fuß vor dem andern wechselnd vorausgehen sehe.

Sie fuhr fort: daß er ihr nun auch noch zwei andere Buchstaben aus seinem Namen, nämlich B. und N. neben dem schon gesagten L., genannt, und hinzugesetzt habe: daß er ihr in der Gestalt erscheine, die er gehabt, als er die Unthat an jenen

zwei Waisen verübt, und dieß sey 1714 geschehen; er erscheine ihr als ein Mann von etlichen 50 Jahren.

Es hätte schon früher bemerkt werden sollen, daß Herr Pfarrer H. allhier, seitdem er der Kranken das von ihm geschriebene Blatt zum Vorhalten für den Geist gegeben, alle Nacht zu einer bestimmten Stunde, die meistens die war, in der der Geist von der Kranken schied, erwachen mußte, wo er dann an sich ein geistiges Andringen und Auffordern zum Gebet fühlte und durchaus zu beten gezwungen wurde. Zur gleichen Stunde vernahm er in seinem Zimmer ein Klopfen, bald wie an dem Boden, bald wie an dieser oder jener Wand; dieß wurde auch von seiner Frau vernommen, obwohl sie zu einer Anschauung nie gelangen konnten.

In der Nacht vom 10. April, als der Seherin der Geist Nachts 12 Uhr erschien und sie mit ihm gebetet hatte, hielt sie ihm ein Blättchen vor, auf das ich geschrieben hatte: Er solle sich mir sichtbar machen. Auf dieses antwortete er: Sie habe ihm dieses schon einmal zugemuthet, aber es liege nicht in seiner Macht.

In der Nacht vom 13. kam er um halb 12 Uhr, kniete mit ihr zu beten vor ihr Bett, richtete sich aber, noch ehe es 12 Uhr schlug, um zu gehen, auf. Sie fragte ihn, warum er wieder gehen wolle, da er sonst eine völlige Stunde bliebe, worauf er sagte: „Ich muß noch gehen, ehe die Stunde schlägt, in der das Fest beginnt, das ich nun mitfeiern kann, und an diesem Feste komme ich nicht."

Schon beinahe seit acht Tagen kam der Geist immer ohne vorausgegangenes Klopfen; auch sagte sie, daß seine Gestalt immer heller und die Wolke leichter werde.

Am Charfreitag, Abends, als sie im halbmagnetischen Schlafe lag, ging auf einmal in unserer Anwesenheit ihre Thüre auf und wieder zu, ohne daß eine menschliche Hand sie berührte. Sie sagte darüber, als sie in ganz schlafwachen Zustand kam: „Wer machte, als ich zuvor halbmagnetisch schlief, die Thüre auf und kam herein? Das war jener schwarze Geist. Ihm ist es heute gar nicht wohl. Nun weiß ich heute, in welchem Haus jener weiße ist. Er ist in dem Hause, in welchem jener Nervengeist die Fragen geschrieben, die ich ihm hinhielt; aber man sage

es diesem nicht.' Er kommt alle Nacht zu ihm. Dieser Nervengeist hat im Sinne nicht mehr in diesem Hause zu bleiben. [1] Er betet doch fleißig für ihn, und ihm selbst auch gereicht es zum Heil." Unter jenem Nervengeiste verstand sie den Herrn Pfarrer H.

In der Nacht vor 12 Uhr (am 13.) kam der Geist wieder, er kniete vor ihr Bett und betete mit ihr. Sie fragte ihn: wo er das Fest gefeiert, und er antwortete: „In dem Zwischenreiche mit Andern, die da sind." Sie fragte ihn auch: warum er verlangt habe, daß sie mit ihm in jenes Haus gehen soll, das er im Leben bewohnt, und er sagte: „In diesem Hause wohnen zwei Waisen, und diesen sollst du neun Dreikreuzerstücke geben."

Sie sagte mir: sie könne dieses sonderbare Verlangen des Geistes gar nicht begreifen; aber sie müsse es doch erfüllen. Ich entgegnete, daß in diesem Hause allerdings zwei Waisen seyen, aber nicht so verarmt, daß sie neun Groschen annehmen würden. Sie sagte: sie müsse den Geist noch einmal darüber fragen, und setzte hinzu, daß ihr der Geist auch gesagt habe, das Haus sey das gleiche, in dem jener wohne, der jene Fragen aufgeschrieben.

Als sie im halbwachen Zustande war, fragte ich sie um die Bedeutung jener neun Groschen, und sie sagte: „Diese neun Groschen soll ich jenen zwei Waisen geben. Diese Zahl 9 hat Beziehung auf eine Zahl 9, um die jene andern zwei Waisen von ihm betrogen wurden. Im schlafwachen Zustande, und wenn ich ihn heute noch selbst darüber befragt habe, kann ich dieß deutlicher aussprechen."

Am 18. April, Morgens halb 11 Uhr, als sie allein war, kam der Geist wieder zu ihr und bat sie noch einmal: die neun Groschen jenen Waisen, und zwar durchaus noch am heutigen Tage zu geben, daß es ihm ruhiger werde. Da ich nicht zu Hause war, so sagte sie meiner Frau das Verlangen des Geistes, diese aber meinte, es werde mit diesen Groschen keine solche Eile haben, man solle erwarten, bis ich zurückkomme, weil es doch am füglichsten seyn werde, daß ich diese Groschen jenen Waisen mit irgend einer Erklärung übergebe. Frau H. war

[1] Herr Pfarrer H. zog später wirklich aus diesem Hause weg nach Heilbronn.

damit auch zufrieden, und als ich in der Nacht zurückkam, war es, diese Groschen noch in die verlangten Hände zu geben, allerdings zu spät.

Abends 9 Uhr lag Frau H. im halbwachen Zustande. Bei ihr anwesend waren: ihr Gatte, ihre ältere Schwester, Herr Stipendiat Binder von Stuttgart, Hr. Stipendiat Strauß von Ludwigsburg, meine Frau und ich. Meine Frau, die sehr ermüdet war, setzte sich bald auf das Bett der Schwester, das von dem der Frau H. die entgegengesetzte Richtung hatte und schlief ein. Die Andern sprachen gleichgültige Dinge untereinander, und ich heftete zufällig den Blick auf meine schlafende Frau, in deren Nähe Niemand war. Auf einmal hörten wir alle, ganz nah an meiner Frau, ein schauerliches, langes Stöhnen, und meine Frau fuhr in diesem Momente erwacht vom Bette auf, und behauptete, es habe ihr Jemand ins Ohr gestöhnt, sie fühle noch in ihm den Hauch wie von einem Athemzug. (Dieß Gefühl behielt sie noch nachher wochenlang.)

Fast in gleichem Moment erhob sich die schlafwache Frau H. mit geschlossenen Augen und deutete mit ausgestrecktem Arm und Finger geistermäßig gegen meine Frau hin und sprach: „Dort steht er! — das war sein Stöhnen, weil man die neun Dreikreuzerstücke nicht abgab! Klopfen kann er jetzt nicht mehr. Ich sah, wie er sich über sie hinwegbog! — — Das kannst du, das darfst du mir nicht thun! Hätte jenes Weib recht gesucht, so hätte sie die neun Groschen doch alle gefunden; ich kann nicht hinaus in das Gras, um sie zu holen. So muß ich sie selbst hergeben! Du kannst nicht zürnen über mich, ich bin nicht den Geistern unterthan! O ein frommer Geist spricht nicht, wie du sprichst! Wie kann dir der einzige Tag so viel zu schaffen machen? Komme du, wenn ich wach bin, rede du dann, so viel du willst. Ich gehe und ich sage dir, lasse mich ruhen!“

Hierauf wurde sie hellschlafwach und sprach: „Liegt denn die Schuld an mir? Darum bin ich ein Mensch, wenn ich wache. Nun darf ich jenen erst in sieben Tagen diese Groschen geben; aber er ist nun sieben Tage noch länger unruhig. Am heutigen Tage that er jenes Unrecht an jenen Waisen. Er drohte mir mit dem Schwarzen. Von diesem will ich nichts hören, nichts wissen; ich gebe mich nicht mit ihm ab, ich habe meine Pflicht.

— Dieses schwache Weib, warum hat sie diese Groschen nicht vollends genommen? — Diese Summe war groß. Er sagte, ich solle zurückrechnen, ich solle einen Groschen einen Thaler gelten lassen, bis auf dieses Jahr zurückrechnen, in einem Jahr so viel wegnehmen, dann seyen es jetzt noch neun Groschen. Unrechtes Gut thut nicht gut. — Ich finde von ihm nicht viel Schriftliches, aber von dem schwarzen; sein Name ist aber unter diesem zu finden, einzeln steht sein Name oft."

Nachdem sie sich selbst durch Gegenstriche erweckt hatte, erzählte sie von ihrem magnetischen Traum, d. h. dem Zustande vor dem hellen Schlafwachen — denn wir hatten ihr gesagt, sie habe etwas gesprochen, und also wahrscheinlich geträumt. — „Ja, es hat mir der weiße Geist mit dem schwarzen gedroht. Es träumte mir, der Geist sey ganz böse gekommen und habe gesagt, er könne nicht reden, weil so viele Leute da seyen. Dann sagte ich: „So lasse dich nur hören!" und er stöhnte. Er legte sich über Sie (sagte sie zu meiner Frau gerichtet) und stöhnte Ihnen ins Ohr." Wir sagten, daß wir Alle den Seufzer gehört. Sie erwiederte: „Das wäre mir arg; dann wäre es also mehr als ein Traum? Sie müsse nun dieser Sache immer nachdenken. So lange sie nun wache, müsse sie immer denken: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."

Sie wurde hierauf wieder halbwach, und sagte zu meiner Frau: „Zu dir sagte ich, daß ich die Groschen noch heute den Waisen geben müsse, der Geist verlange es durchaus. Es ward auch dir ans Herz gelegt, es geschah nicht, und daher seufzte der Geist über dich hinein."

„Ich will von ihm, daß er endlich bewerkstelligen soll, daß sein Freund, der schwarze, sich irgend einem im Hause, der ihn zu sehen fähig ist, sichtbar mache. Aber ich sage noch einmal: Selig sind die, die nicht sehen und doch glauben."

Wir kehrten in das obere Zimmer zurück, und weil wir sehr müde waren, die anwesenden Freunde außer dem Hause und unsere Kinder schon längst schliefen, so gingen wir, ohne des Vorfalls auch nur mit einer Sylbe noch gegen einander zu erwähnen, zu Bette, und schliefen auch sogleich ein. Ein fünfjähriges Kind lag bei uns in gleichem Zimmer. Nachts 12 Uhr, als wir beide fest schliefen, fuhr dieses Kind auf einmal mit

einem Angstgeschrei auf, sprang aus seinem in der Mutter Bett, und schrie: „Wache! wache! ein schwarzer Mann will mich küssen oder beißen!“ Es drückte sich krampfhaft und in Verzweiflung schreiend an die Mutter, die nun erwachte und das Kind tröstete, aber selbst nichts sah, wie auch ich, als ich später erwachte, nichts sah. Schon früher wurde angeführt, daß der schwarze Geist das Kind jener Nachtwächtersfrau auch öfters aus dem Bette nehmen und wie küssen wollte.

Der Ausdruck des Kindes: daß der Geist es küssen oder beißen wolle, kommt mit der Beschreibung, die Frau H. noch später von seinem Aussehen machte, sehr überein, nämlich: daß er ihr mehrmals als ein schwarzer Kopf, mit sehr hervorstehenden Zähnen und Zahnlücken, sichtbar gewesen sey.

In derselben Nacht, gegen 2 Uhr, erwachte Frau H., da that es auf einmal einen Seufzer vor ihr, und antwortete auf ihre Frage, warum er seufze: „Weil gestern die neun Dreikreuzerstücke nicht an den bestimmten Ort abgegeben wurden und ich nun sieben Tage lang unruhiger seyn muß. Könntest du hinaus, so würdest du die neun Groschen finden, wie jene Frau welche gefunden hat, und du findest sie seiner Zeit doch noch.“ [1] Sie fragte: „Wie ist denn dieß zu verstehen, daß mit diesen neun Groschen auch die von dir angegebene große Schuld abgetragen werden könne?“ Er antwortete: „Nehme dieser Groschen jeden als einen Thaler an, rechne vorwärts und rückwärts bis auf 1714, den Zins jedes Jahr rückwärts zu und vorwärts ab, dann hast du die große und auch die kleine Summe.“

Am 19. April, Abends 4 Uhr, als sie wach im Bette, und ich mit Schreiben nicht weit von ihr an einem Tische beschäftigt, auch sonst Niemand im Zimmer war, fing es hinter mir auf meiner Commode, auf der gar nichts Schriftliches lag, wie mit Blättern zu knistern und dann wie zu krachen und zu werfen an. Ich sah mich schnell um, untersuchte die Commode, die von der im Bette liegenden Frau H. weit entfernt war, — fand aber nicht das Allermindeste, was mir diese Töne hätte erklären können. Als sie später halbwach wurde, fragte ich um die Ursache

[1] Dieß war auch wirklich der Fall. Die Groschen wurden der Frau H. nach einem Jahre nach und nach wie von einer unsichtbaren Hand ins Zimmer bald da, bald dort hingelegt. Man lache noch so sehr, es ist dennoch wahr!

dieser Töne, aber sie sagte: „Jetzt darf ich, jetzt kann ich nicht davon reden.“

Am 20., Morgens 10 Uhr, wo ich bei ihr allein im Zimmer war (sie lag immer im Bette), fing dasselbe Knistern, Rauschen wie mit Papier, und Krachen, wie gestern auf der Commode, so jetzt auf dem Tisch an. Als sie später wieder halbwach wurde, erneuerte ich meine Frage, sie sagte jedoch abermals: sie dürfe und könne jetzt noch nicht davon reden.

Um 3 Uhr, Nachmittags, kam der Geist wieder, und sie fragte ihn: Warum er jetzt zur ungewöhnlichen Stunde komme? Er antwortete: „Weil der, den du den schwarzen nennst, mir keine Ruhe läßt, er sucht Ruhe bei mir.“ Um 12 Uhr, Nachts, kam der Geist wieder zu ihr zum Gebete.

Am 21., Morgens 9 Uhr, warf es zum offenen Fenster ihres Zimmers (sie war allein und im Bette) mit Kies herein. Der Kies fuhr im Zimmer umher und wurde von mir noch auf dem Boden des Zimmers gesehen. Es war von dem Kiese, der vor dem Hause lag, und außen kein Mensch, der es hätte thun können, bemerkt worden. Eine Viertelstunde später, als ihre Schwester sich bei ihr im Zimmer befand, krachte und rauschte es wieder, wie früher in meiner Gegenwart, auf der Commode, und gab zugleich Töne als würfe man; es wurde aber dießmal kein Kies, noch sonst etwas auf dem Boden des Zimmers bemerkt. Bei diesem Werfen erinnerte ich mich, daß die Nachtwächtersfrau gleichfalls angab, es habe einmal nach ihrem Manne vom Ofen her mit Speiß geworfen. Eine halbe Stunde später, als sie allein im Zimmer lag, wurde ein sechs Schritte von ihr vor dem Schreibtisch stehender Sessel auf einmal vom Boden bis an die Decke des hohen Zimmers in der freien Luft erhoben und kam dann langsam und still wieder hernieder. Darnach erschrack sie sehr und wurde halbwach. Um 12 Uhr, im Beiseyn ihrer Schwester, warf es wieder durch das offene Fenster mit Kies, abermals jedoch wurde kein Mensch außen bemerkt, von dem es hätte geschehen können. Der Kies ward von mir noch im Zimmer gefunden; es waren, wie das vorigemal, nur wenige Stückchen. An diesem Abend, 7 Uhr, als in dem ganzen Hause kein Mensch, Frau H. mit unserm Dienstmädchen im untern Stocke, wir aber in dem Garten nächst dem Hause waren,

hörten sie und das Dienstmädchen in dem obern Zimmer ein Laufen, und riefen mir. Ich sprang sogleich hinauf, sah nichts, aber hörte, wo ich nur ging, ein Traben hinter mir her durch alle Zimmer und wieder zurück bis an die Treppe. Auch dieser Vorfall war unbegreiflich und durch nichts zu erklären.

Als sie an diesem Abend völlig hellschlafwach war, fragte ich sie: „Was ist es mit dem Werfen, dem Sessel, dem Traben?“ Sie seufzte tief und sagte dann: „Das thut Alles der schwarze. Ich will ihn nicht, ich spreche auch nicht mit ihm.“ Ich bat sie sehr, ihn zu mir zu senden. Sie erwiederte: „Das steht nicht in meiner Macht, zu dem weißen sagte ich es aber. Will es der Herr haben, so wird es geschehen, wo nicht, geschieht es nicht. Sich hören lassen wird er wohl noch.“

In der Nacht 11 Uhr, als ich und meine Frau in gleichem Zimmer im obern Stocke schliefen, wurden wir durch ein sanftes Klopfen, das an die Fenster unseres Schlafzimmers geschah, und zwar an die Fenster der zwei verschiedenen Seiten des Hauses zugleich, erweckt. Dieß Klopfen war auch wieder ganz eigener Art, einer sanften und doch wieder sehr hörbaren Berührung ähnlich. Ich sah sogleich nach, bemerkte aber weder von außen noch von innen etwas, wodurch es hätte hervorgebracht werden können; und da es an zwei verschiedenen Seiten des Hauses zugleich geschah, so konnte es in jedem Falle nicht durch Eine Hand geschehen.

Am 22., Morgens, warf es wieder zum offenen Fenster herein, in das Zimmer der Frau H.; und Abends, als unser Dienstmädchen unter dem Hause stand, warf es nach demselben leicht, wie mit feinem Kies. Sie konnte rings keinen Menschen erblicken, von dem es hätte geschehen können; überdieß steht mein Haus ganz im Freien, fern von allen andern.

Am Nachmittage dieses Tages war Frau H. allein in meinen Hof gegangen, kam aber sogleich wieder zurück und wurde halbwach. Hier sagte sie: sie habe ein großes Thier, fast so groß wie ein Hund, gesehen, aber mit langer Schnauze und großen rollenden Augen, es sey vor sie hingestanden, und es ihr dann gewesen, als wolle es auf sie zufahren. Sie habe zu ihm gesagt: „Gehe in das Reich, wohin du gehörst! Alle guten Geister loben

Gott den Herrn!" worauf es auf Einmal verschwunden. Die gleiche Erzählung machte sie auch wach.

Eine Stunde nachher, als sie allein im Zimmer war, kam wieder ein Thier zu ihr, fast in Gestalt eines Bären, mit fürchterlichen Augen, und sah sie starr an. Sie rief:

„Ihr Höllengeister, packet euch,
Ihr habt hier nichts zu schaffen,
Dieß Haus gehört in Jesu Reich."

Auf dieß verschwand die Gestalt. Sie wurde durch den Schrecken halbwach, verlangte fünf magnetische Striche, worauf sie ganz somnambul wurde und Folgendes sprach:

„Da kann ich doch sehen, wie schwarz seine Seele ist, da er sich immer in solchen Bildern darstellt. Wie könnt' ich das ertragen? Aber doch muß ich es heute sehen. Warum? weil er sich heute an diesen nicht wenden kann, welcher beinahe selig ist. (Wahrscheinlich weil es Sonntag war.) Ich sehe ihn, bis dieser Andere zu mir kommt, bis ich diesem auftrage, was er diesem schwarzen Ungeheuer sagen soll. Es ist kein Bild, das ich mir vorstelle, das soll man ja nicht glauben, und würd' ich es halbwegs ertragen können, so würde ich es im wachen Zustande gar nicht sagen, weil man solche Bilder vielleicht wegstreiten kann. Ich fürchte mich nicht, er kann mir nicht schaden, nur meinem Leib, der auf Erden ist, kann er schaden, insofern als ich schwach bin. In dieser Gestalt sehe ich ihn nicht mehr, irgend eine andere macht er."

Am 22. April, Nachts 12 Uhr, kam der weiße Geist wieder zu ihr. Sie fragte ihn: warum sich der schwarze so oft sehen lasse, und er sagte: „Weil er bei dir Ruhe finden will." Sie erklärte ihm abermals, daß sie sich eines solchen nicht annehmen könne. Sie betete wieder eine Stunde lang mit dem weißen Geiste, der jedesmal vor ihrem Bette mit zusammengelegten Händen kniete. Die ganze Nacht hörte man in ihrem Zimmer ein Rauschen, wie mit Papier, und ein Gehen, jedoch konnte man abermals nicht erforschen, woher diese Töne kamen.

Als wir am 23. April, Nachts 8 Uhr, bei Licht am Abendessen saßen, schwebte fest am Fenster des obern Stocks, vor dem unser Tisch stand, eine Gestalt wie eine weiße Wolke, von Allen

gesehen, vorüber, und dabei hörte man am Fenster die gleichen Töne, wie in jener Nacht, nur sanfter tönend, und noch heller klingend. In der Nacht 11 Uhr, als wir schon alle zu Bette lagen, sprang die Schwester voll Bestürzung zu uns in den obern Stock, mit den Worten: „Sie hätte am Fenster ein Rasseln wie von Ketten gehört, und ihren Blick dahin gewendet, worauf sie Beide zweimal hintereinander eine schwarze verzerrte Menschenfratze erblickt, die zweimal nacheinander zum Fenster hereingeschaut habe und dann verschwunden sey; die Erscheinung könne unmöglich Täuschung seyn, sie hätten sie Beide zugleich zu klar gesehen.“ Ich untersuchte sogleich vor dem Hause und um das Haus Alles, konnte aber ringsum nichts erblicken, und schloß nun die Fensterladen im Zimmer der Frau H.

In der Nacht 12 Uhr kam der weiße Geist wie gewöhnlich zu ihr zum Gebet. Ich fragte sie am andern Morgen, ob sie ihm nichts vom schwarzen gesagt, sie erwiederte aber, wie schon öfters, sie wolle von diesem durchaus nichts, und berühre ihn deßwegen auch nie mit einer Sylbe, aus Furcht, er nähere sich ihr dann mehr.

Im schlafwachen Zustand am 24., Abends, sagte sie, daß der schwarze in jenem Hause (wo sie früher den Gang u. s. w. beschrieben), wo er hie und da gehört werde, viele Schändlichkeiten begangen, ob er aber da wirklich gewohnt, wisse sie nicht, sie wolle weder schlafend noch wachend über ihn nachdenken. Es griff sie auch immer sehr an, von ihm zu reden.

Am 25., Morgens 9 Uhr, warf es vor mir und der Schwester, aber nicht durch das Fenster, sondern aus einer Ecke mit kleinen Stückchen Speiß in die Mitte des Zimmers. Abermals gab die genaueste Untersuchung keine natürliche Ursache davon zu erkennen. Meine Frau sah in diesem Momente zufällig oben zum Fenster hinaus, ohne jedoch einen Menschen zu bemerken; wie es denn zur Thüre herein auch nicht hätte geschehen können, da diese nicht offen war.

Eine Stunde nachher (die sieben Tage waren nun verflossen) erschien der weiße Geist wieder, und sagte: sie solle die neun Dreikreuzerstücke heute gewiß an die zwei Waisen abgeben lassen. Ich übergab nun diese Groschen selbst den betreffenden Personen. Sie zogen, was mir unbekannt war, gerade an

diesem Tage aus dem alten großen Hause, das ihr Eigenthum war, und in dem ihre beiden Eltern über 80 Jahr alt wurden. Ich fand sie in sehr trauriger Stimmung. Nachdem ich ihnen einige Erklärung gegeben, erzählten sie mir: daß sowohl sie als ihre Eltern öfters in diesem Hause die Erscheinung einer weißen Wolke gehabt, die sich auf kurze Augenblicke vor ihre Augen gestellt, auch sey ihnen oft eine Erscheinung vorgekommen, die wie ein schnell vorüberfahrender Lichtstrahl gewesen, oft hätten sie nächtlich ein Klopfen, Seufzen, Stöhnen und Husten gehört, das nie natürlich zu erklären gewesen; aber nie sey ihnen etwas Widriges geschehen. Ihr Vater habe immer die Behauptung gehabt, es sey ein Geist in ihrem Hause, aber kein böser.

Heute Nacht 12 Uhr erschien der Frau H. der Geist wieder. Er hatte nun (so sah sie ihn) nicht mehr das menschliche Gewand an, sondern erschien ihr wie eine lichte Wolke, in der ihr aber seine Gestalt noch kenntlich war. Da bei ihr noch einige Menschen wach waren, so entfernte er sich sogleich wieder, ohne zu sprechen.

Am 26. April kam der Geist dreimal bei Tage zu ihr, aber immer wenn sie allein war, und nur auf kurze Zeit. Das erstemal sagte er: es freut mich, daß diese die 9 Groschen haben, die sie entweder zu einem ganz guten Zweck anwenden, oder liegen lassen sollen. Diese 9 Groschen wirst du wieder finden.[1] Als er dieß gesagt hatte, verschwand er. Bei seiner zweiten Erscheinung sagte er: „Belon hieß ich, und jetzt heiße ich Jamna. Bellon schrieb ich mich, aber Belon war mein eigentlicher Name." Als er das drittemal kam, fragte sie ihn: warum er kein irdisches Kleid mehr anhabe? Er antwortete: „Weil meine Seele jetzt reiner ist, ich mich jetzt nur an meinen Erlöser wenden kann, und an das Irdische nicht mehr denke." Nachts 12 Uhr kam der Geist wieder und betete mit ihr.

Da ich nun den Namen des Geistes wußte, so fragte ich hier nach, aber Niemanden war dieser Name bekannt. Endlich gab mir Hr. Stadtschultheiß Pfaff, nachdem er nachgesucht, die Auskunft, daß im Jahre 1700 hier ein Bürgermeister und Waisenrichter dieses Namens gelebt, der im Jahre 1740 gestorben seyn müsse, da unter diesem Jahre seine Vermögenstheilung

[1] Daß dieß geschah, ist schon bemerkt.

vorkomme. In dem Sterberegister vom Jahre 1740 fand ich ihn nun wirklich, und die Bemerkung: daß er 79 Jahre alt geworden. Auch ein Aktenstück fand ich auf, das die Klage eines Mannes, dessen Familie schon längst ausgestorben ist, gegen diesen B. enthielt. Es sind Thatsachen über Habsucht und Verfolgungsgeist und beweist zugleich, daß er in jenem von ihm benannten Hause gewohnt.

Am 27. April, Morgens, lief aus einer Ecke des Zimmers, aus der gemeiniglich das Werfen u. s. w. geschah, ein Unthier wie ein ungeheurer Scorpion, gegen Frau H. Als sie es sah, rief sie: „Dazü ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre!" und die Erscheinung verschwand. Nachts 9 Uhr, als ich in ihrem Zimmer schrieb und sie schlief, warf es wieder von der Ecke des Zimmers her wie mit Sand. Ich sah mich sogleich um, und untersuchte Alles genau, fand aber weder Sand noch Speiß. Ich rief meinen Leuten, und als ich in das Zimmer zurückkehrte, war sie halbwach und sagte: „Wärest du ruhig sitzen geblieben und hättest Niemaud gerufen, so hättest du wohl noch mehr gehört."

Am 29. April, Sonntags, entstanden Morgens 11 Uhr im Zimmer wieder Töne, als würfe man, und dann fing es durch dessen ganze Länge wie mit Papier zu rauschen an. Die Kranke machte die Bemerkung, daß selbst der ihr früher in Oberstenfeld erschienene zweite Geist, der doch auch böser Art gewesen sey, dennoch an einem Sonntag nie etwas von sich kund gegeben habe. Nachmittags 1 Uhr erschien ihr der weiße Geist, indem er gegen sie hindeutete und sagte: sie solle sich gefaßt halten, damit sie nicht wie vor sieben Tagen in Schrecken gerathe. Es war dieß auch am Sonntag, wo der schwarze Geist sich ihr in verschiedenen furchtbaren Gestalten kund gab. Sie erhielt hierauf einen heftigen Krampf, der besonders den Arm und die Seite betraf, auf die der Geist mit seinen Fingern gedeutet hatte. Eine Stunde nachher ging aus der bekannten Ecke des Zimmers eine feurige Kugel hervor, nahte sich ihr und ging dann wieder in die Wand zurück. Nicht lange darauf fing es wieder vor mehreren Personen zu tönen an, als würfe es aus jener Ecke mit Sand oder Speiß; man bemerkte aber nichts der Art. Sie sagte: sie sehe, so oft es geworfen, in jener Ecke des

Zimmers eine dicke schwarze Wolke in der Größe eines halben Menschen. In der Nacht gegen 12 Uhr geschah dasselbe mehrmals und einmal sogar auf den Kopf der Frau H.; es wurde aber weder auf dem Boden noch sonst wo irgend etwas bemerkt, womit geworfen worden wäre.

Um 12 Uhr kam der Geist wieder zu ihr, und sie betete eine Stunde lang mit ihm.

Am 30., Morgens, warf es wieder wie mit zarten Sandsteinchen von der Wand her, und dieß wiederholte sich an diesem Tage noch einigemal.

Auf Verlangen eines Freundes hielt Frau H. in der Nacht vom 30. dem Geist ein Blatt hin, auf das Folgendes geschrieben war:

„Bist du ein guter Geist, so sage mir, wie man hier leben muß, um nicht in das Mittelreich zu kommen?"

Auf dieses hauchte er zu ihr ihn: „Ja! Durch meinen Mittler und Erlöser bin ich jetzt ein guter und werde ein seliger Geist. Wer die höchste Seligkeit nach dem Hinscheiden erlangen will, der soll sich nur rein an das Evangelium und die Lehre Jesu halten."

Weiter fragte sie ihn: „Beunruhigst du oder jener, den ich den schwarzen nenne, den Menschen, der in dem Hause wohnt, wo du gelebt?" Er antwortete: „Ich nicht, aber der, welcher mein Freund war." Darauf fragte sie: „Sucht er Hülfe bei ihm, glaubt er ruhig bei ihm werden zu können?" Er antwortete: „Nein! er sucht Hülfe bei mir, er sucht mich aber nirgends als da, und so kann man ihn öfters in diesem Hause hören; auch ist es ihm leichter, wenn die Menschen Antheil nehmen."

Diese Frage stellte sie deßwegen an den Geist, weil Hr. Pfarrer H. noch immer die oben angegebenen Beunruhigungen erlitt, namentlich in der Nacht zu einer gewissen Stunde erweckt wurde, dann ein Klopfen, oft ein Seufzen und Stöhnen vernahm, und darauf ein geistiges Sich-ihm-annähern fühlte.

Am 2. Mai, 3 Uhr Nachmittags, als sie allein war, erschien auf einmal sechs Schritte vor ihrem Bett eine Gestalt wie eine schwarze Wolkensäule. Von der ging eine Stimme, die sprach: „Suche in dem geistlichen Hause nach, da ist noch ein Betrug von mir verborgen!" Nach einer halben Stunde

kam die gleiche Erscheinung mit gleicher Aufforderung wieder. Beidemal verfiel Frau H. in die schauerlichsten Krämpfe und wußte kein Wort zu entgegnen.

In der Mitternacht kam der weiße Geist wieder. Sie fragte ihn: was der schwarze Geist mit jenen Worten gewollt, und er sagte: „sie beziehen sich auf einen Betrug desselben; es ist aber nur so ein Gedanke von ihm, daß das Nachsuchen nach demselben ihn ruhiger machen könne. Lasse nicht nachsuchen, sonst nähert er sich dir mehr.“ Nachts 10 Uhr, am 3. warf es wieder auf den Tisch. Nachts 12 Uhr, als sie und ihre Schwester im Bette lagen, letztere fest schlafend, kam der weiße Geist auf Einmal und sagte zu ihr: „Lasse augenblicklich Jemand wecken! Der schwarze Geist kommt vier Nächte. In diesen steht er eine Stunde lang vor deiner Schwester Bett und sieht über sie hinein, was ihr großen Schaden, ja den Tod bringen könnte, da sie ihn sehen würde; liegt aber noch Jemand bei ihr, so hat er keinen Einfluß auf sie.“ Hiemit verschwand er wieder. Frau H. setzte sich nun still im Bett auf und wartete ruhig, was nun geschehen werde. Als sie so eine Viertelstunde ganz ruhig und still gewartet hatte, sah sie den schwarzen Geist abermals wie eine schwarze Säule vor dem Bett ihrer Schwester stehen und sich über dieselbe hineinbiegen. Als die Säule ungefähr zwei Minuten lang so gestanden war, fuhr die Schwester auf Einmal auf und schrie: „Ach Gott, wie ist es mir! Mir ist todesübel! Wie klopft mein Herz!“ Sie fing zu zittern und nach Luft zu schnappen an. Frau H. erwähnte der Erscheinung, die sie vor ihrem Bette sah, durchaus nicht, sondern sagte nur: sie habe ihr schon früher zurufen wollen, sie solle aufstehen und Jemand wecken. Darauf sagte die Schwester (die Säule stand immer noch da): sie könne um jeden Preis nicht heraus. Frau H. sagte: sie müsse durchaus aufstehen, und wenn sie nicht aufstehe, so stehe sie selbst auf, und komme sie nur bis an die Treppe. Während sie aber so mit einander stritten, sah Frau H. die Säule weggehen und im nämlichen Moment sagte nun die Schwester: jetzt könne sie heraus und that dieß auch, um uns zu wecken. Sie kam zu uns und sagte: Ihre Schwester wolle durchaus haben, daß noch Jemand ins Zimmer solle, sie wisse nicht wozu und warum. Von der Erscheinung wußte sie,

und somit auch wir, nicht eine Sylbe. Wir sandten sogleich unser Dienstmädchen hinab, das sich zur Schwester legte. Eine Stunde nachher hörte man in unserer Küche Töne als würden alle Zinnteller unter einander geworfen, auch war es im ganzen Hause unruhig, und man hörte bald von da, bald von dort aus einen unerklärlichen Schlag.

Dieß und namentlich diese Töne in der Küche wurden von Allen, die im Hause waren, und zwar von denen im untern Stocke, von uns im mittlern und von zwei Personen auf dem Boden gehört. Ich eilte sogleich in die Küche, stellte Untersuchungen an, aber fand nichts. Auch die Teller standen in aller Ordnung.

Erst am andern Tage, Morgens, erzählte uns Frau H. von jener Erscheinung und erklärte uns, warum sie in dieser Nacht eine Person zu ihrer Schwester begehrt.

Die Schwester, die auch die Ursache jetzt erst erfuhr, bestätigte ihr banges Erwachen, ihren beängstigenden Zustand in dieser Nacht, und wie es ihr unmöglich gewesen sey, aus dem Bette zu kommen; sie habe an keinen Geist gedacht und auch keinen gesehen. Den ganzen Tag klagte sie über große Schmerzen auf einer Seite des Körpers. Es war die Seite, neben der die Erscheinung in jener Nacht stand.

An diesem Morgen und gegen Mittag warf es wieder, von mehreren Menschen gehört, wie von der Wand her ins Zimmer. Am Abend, nachdem der Frau H. die schwarze Säule wieder erschienen war, klatschte es in meiner Gegenwart zweimal so heftig, wie auf die im Zimmer stehende Commode, daß nicht nur ich auffuhr, sondern auch die Leute im obern Stocke, welche die Frau allein vermeinten, heruntersprangen, um nach der Ursache jener Töne zu fragen. Außer mir und ihr war dießmal kein Mensch im Zimmer, und die Commode von uns beiden (sie lag im Bette) sechs Schritte entfernt. Sie hatte nur das erste Klatschen vernommen, beim zweiten war sie schon in Krämpfe verfallen.

Nachts 10 Uhr, als ich und meine Frau bei ihr waren, tönte es im Zimmer wieder, als würfe man von der Wand her. Da die Schwester schon im Bett und ich und meine Frau noch

wach waren, erhob sich Frau H. im somnambulen Zustande mit geschlossenen Augen, zog ihre Strümpfe, Halstuch und Rock an, und legte sich mit dem Kopf in den Theil des Bettes, der an die Füße ihrer Schwester stieß, während sie ihre Hand sehr mühsam ausstreckte, um damit die Hand ihrer Schwester zu erreichen, die sie fest hielt; dabei weinte sie heftig. Nach einiger Zeit erwachte sie und erschrack, sich in dieser Lage zu finden. Sie legte sich wieder wie gewöhnlich ins Bett und schlief bald ein. Es ward ausgemacht, zum Schutze der Schwester abermals unser Dienstmädchen bei derselben liegen zu lassen, aber als dieses es thun sollte, war es durchaus nicht dazu zu bringen. Da es schon gegen 12 Uhr ging, und die Schwester auch ohne Furcht zu seyn schien, so verließen wir das Zimmer.

Um 1 Uhr (so erzählte mir Morgens Frau H.) erschien der weiße Geist und machte mir Vorwürfe, daß ich gegen seine Warnung meine Schwester allein gelassen; ich müsse mich nun selbst neben das Bett meiner Schwester setzen. Ich wachte nun noch kurze Zeit, schlief aber dann ein. Um 3 Uhr erwachte ich wieder und verwunderte mich sehr, denn ich saß mit meinem Leintuch umwickelt auf dem Bette meiner Schwester und hatte meinen Arm schützend über ihren Leib ausgebreitet. Sie schlief fest und ruhig. Vor mir kniete der weiße Geist, mich tröstend, und im Hintergrunde stand der schwarze als dunkle Wolkensäule. Sobald ich ihn erblickte, sprach ich zum Weißen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn!" Der weiße Geist tröstete mich immer und sagte auch: „siehe! wer sich auf Menschenhülfe verläßt, der ist verlassen!" Die schwarze Säule stand noch lange, endlich verschwand sie. Dann stand ich auf und ging in mein Bette, der weiße Geist erhob sich auch und ging neben mir her, ich konnte nur wanken, und er verließ mich erst, als mein Gemüth wieder ruhig war."

In einem spätern Halbschlafe schrieb Frau H. über diese Nacht folgende Verse auf ein Blatt:

„Wie war mir's, als ich zur Mitternachtsstunde
Vor meiner Schwester Bette saß?
Die Thränen quollen im Uebermaß,
Ergriffen von Liebe, Angst und Schmerz
Lauert' ich auf der Schwester Herz.

Kein Sterblicher wollte mich hören,
Nur Geister waren um mich,
Von Einem hörte ich Lehren,
Er kniete vor mir, ein Wolkenbild licht,
Der Halbverklärte sprach Muth mir zu
Und nah mir zur Seite warst du,
Meine Führerin! in Licht gehüllt.
Des schwarzen schreckendes Bild
Stand drohend im Hintergrunde.
Wie war mir's zu dieser Stunde?
Kalt saß ich in ein weißes Tuch gekleidet,
Ueber die Schwester den Arm gebreitet,
Sie zu schützen vor des Bösen Macht,
Dem schwarzen Geist, dem Bilde der Nacht.
Wohl war ich schwach, ja unmächtig,
Doch wurd' ich bald überkräftig
Durch den Engel deiner Güte,
Vater, den du mir sandtest in Liebe.
Fürwahr! das waren für Fleisch und Blut
Wohl schreckensvolle Stunden,
Doch kamen sie meinem Geiste zu gut,
Ich tauche mich in Jesu Blut,
In den Heilquell der fünf Wunden."

Um sich vor dem schwarzen Geiste zu sichern, schlief die Schwester in der nächsten Nacht außer unserm Hause bei einer unserer Freundinnen, und zur Kranken wurde eine andere weibliche Person ins Zimmer gelegt. Der schwarze Geist erschien nun auch in dieser Nacht nicht, aber der weiße kam Schlag 12 Uhr und betete mit ihr.

Am andern Tage, Abends 4 Uhr entstand, während meine Frau im Keller war, auf einmal das heftigste Klopfen an den Fässern und Geschirren, als würde Alles zusammengeschlagen. Sie rief mir; wir durchsuchten Alles, aber fanden nichts. Sobald wir suchten, war das Klopfen stille.

In der nächsten Nacht legte sich noch ein anderes Mädchen zur Schwester, um diese vor dem Geiste zu sichern. Nach dem Zeugniß beider Mädchen und der Kranken warf es in dieser Nacht wieder aufs heftigste im Zimmer. Die Fensterladen und die Thüre waren verschlossen.

Schlag 12 Uhr war der weiße Geist wieder bei der Kranken erschienen, was er aber gesprochen, wollte sie am andern Morgen durchaus nicht sagen.

Als sie am 8. Mai, Abends 4 Uhr mit meiner Tochter allein im Zimmer war, erschien ihr der schwarze Geist auf einmal wieder in Gestalt eines Scorpions, und sie verfiel in einen heftigen Krampf.

Die Ursache des Krampfes wollte sie anfänglich durchaus nicht sagen, nur auf langes Zureden von mir that sie es. Sie sagte: „Ich mag von diesen Erscheinungen gar nichts mehr sagen, und wäre nicht Jemand zugegen gewesen, als ich den Krampf erhalten, so hätte ich es verborgen."

Nachts 1 Uhr kam der weiße Geist wieder und sagte: daß er zwei Nächte lang nicht mehr kommen werde, weil er jetzt in einem bessern Zustande sey, und es ihm nur schwer falle, sich ihr fühlbar und sichtbar zu machen. Sie setzte hinzu: er erscheine ihr immer lichter, daß sie ihn fast nicht mehr ansehen könne. Sie habe ihn Vieles gefragt, aber sie könne und dürfe nichts sagen. Sie sagte nur, er habe ihr vertraut, daß es acht Seligkeiten gebe.

Am 10. März, Abends erschien ihr wieder der schwarze Geist als dunkle Säule. Sobald sie ihn sah, verfiel sie in Krämpfe, aber im nämlichen Momente that es vor mir und der Schwester, in wieder entgegengesetzter Ecke des Zimmers, drei mächtige Schläge, die sie selbst nicht mehr hörte, da sie schon in Krämpfen lag.

Am 11. März kam der weiße Geist zweimal zu ihr und drang in sie, mir zu eröffnen, was er gesagt. Sie versicherte mir aber, sie werde es nur thun, wenn er ihr keine Ruhe lasse.

Bei einem spätern Erscheinen fragte Frau H. den Geist auf meine Veranlassung, ob er nicht sagen könne, wie man magnetisiren solle? Darauf erwiederte er: „Deine Führerin, die ein ganz seliger Geist ist, kann dir dieß am besten sagen, frage sie nur!" Sie erwiederte: „Ich kann mit meiner Führerin, die ich nicht sehe und höre, ja nicht sprechen." Hierauf sagte der Geist: „Sage es nur Jemand, dann wirst du es schon erfahren." Dieses Letztere verstand weder ich noch sie. Sie sann darüber nach, wurde dadurch halbwach und sprach:

„Ich soll es Jemand sagen,
Damit man mich im Schlaf kann fragen,
Weil meine Führerin da mit mir spricht.
Verstehst du's immer nicht?"

Weil sie nämlich den Geist nur im wachen Zustand spricht, so wußte sie in diesem nichts von einer Führerin, mit der sie sprechen könne, und daß sie es nur Jemand sagen dürfe, der sie alsdann im Schlaf darüber frage, weil ihre Führerin ihr nur völlig im schlafwachen Zustande erscheint.

Am 11. um Mitternacht kam der weiße Geist wieder und sagte ihr: sie müsse mir mittheilen, was er ihr gesagt. Sie war Morgens darüber in großem Jammer: sie könne es nicht thun. Schon früher äußerte sie im halbwachen Zustande, ihre Führerin wolle nicht haben, daß sie die Rede des Geistes aussage. Am andern Tage kam der Geist dreimal und mahnte sie an, mir aufzuschreiben was er gesagt, sie that es aber nur zum Theil. Sie schrieb — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am 13., Nachts 12 Uhr kam der Geist wieder und verlangte von ihr, sie solle mir Alles sagen, was er gesagt. Er machte ihr wieder gewisse Eröffnungen, die sie eben so geheim hielt. Im magnetischen Schlafe bat ich sie, mir das vollständig zu sagen, was der Geist gesagt, aber sie versicherte: „Meine Führerin will nicht haben, daß ich es sage. Ich fragte sie darum; der Geist mag sagen, was er will, ich sage es nicht. Er hat allerdings recht, er spricht die Wahrheit, aber sagen darf ich es nicht. Es ist ein Glück für mich, daß ich es auch im wachen Zustande troß dem Willen des Geistes zurückhalten kann.“ In einem spätern Halbschlafe sagte sie: „Dieser Geist plagt mich immer, ich soll es sagen. Meine Führerin, beschütze mich! — — So gib mir auch die Kraft, daß ich es nicht sage, wenn es nicht gut ist — — Warum hast du es nicht in mir zurückgehalten, daß ich das sagte? Auch das sollte ich nicht gesagt haben. — So halte es doch in mir zurück, daß ich nicht mehr davon rede!“

Am 13. sagte sie im Abendschlafe: „Man muß Jenem ein Amulet machen mit sieben Kochenillwürmchen, sieben Stängelchen von Wachholderstaude, drei Kügelchen Lettenerde und fünf Johanniskrautblumen. Letten macht hörbar, das andere stoßt zurück. Dann wird er, wenn er wacht, recht wachen, und wenn er schlaft, recht schlafen. Was er hört, soll er recht hören, oder gar nicht hören. Morgen Mittag 12 Uhr muß es

ihm umgehängt werden." Unter Jenem verstand sie den Herrn Pfarrer H. Sowohl Abends vor mir als in der Nacht warf es wieder aus der Ecke des Zimmers, schlug wie noch nie und lief im Zimmer laut auf und ab. Auch klopfte es an verschiedenen Seiden der Wand, der Decke und des Bodens, und einmal that es, als rutschte man einen Sessel zum Tische her, auf dem das Recept zu jenem Amulet lag. Frau H. sah in dieser Nacht die schwarze Säule im Zimmer stehen; aber so lange sie sie sah, hörte sie nichts, sobald sie sie nicht mehr sah, fingen jene Töne wieder an.

Am Morgen vom 14. klopfte es an der offenen Thüre, am Ofen und an verschiedenen Seiten des Zimmers, und abermals gab die genaueste Untersuchung nichts zu erkennen, wodurch es veranlaßt worden wäre. Als Frau H. kurze Zeit allein war, hob sich ein Arzneikolben, der neben ihrem Bette stand, auf einmal in der freien Luft empor, und bewegte sich mehrere Zoll weit fort, so daß sie ihn schnell mit der Hand auffing und wieder zurückbrachte. Sie fühlte dabei einen Widerstand, als würde er gehalten, sah später die schwarze Wolkensäule neben ihrer Schwester stehen und ermahnte diese weiter wegzugehen.

Vor 12 Uhr ging ich in die Wohnung des Hrn. Pfarrers H. und hing demselben das nach Vorschrift bereitete Amulet um. Der Berechnung nach in dem gleichen Momente, wo dieses geschah, zeigte sich der Kranken die schwarze Säule, aber mit einem scheußlichen Kopfe, mit feurigen Augen gegen sie aus jener Ecke des Zimmers die Zähne bleckend. Sie rief: „Weiche von mir, was habe ich mit dir zu schaffen!" und die Erscheinung verschwand. Aber hierauf lief ein Klopfen von jener Ecke des Zimmers bis zur entgegengesetzten wie an der Wand fort.

Am 17. sprach sie im Abendschlafe: „So hab' ich es noch nie gesehen, so wohl war es mir noch nie! O welche Freude! welche Wonne! Wie kann sich ein Mensch das denken, so vorstellen! So vorstellen kann sich das kein sterblicher Mensch! Warum soll sich der Mensch nicht freuen! Wie kann sich doch ein frommer Geist freuen, daß es ihm so nach dem Tode ergeht! — — Was denkt man sich denn hier Schönes? Eine Musik, Blumen denkt man sich hier schön, hält man hier für schön. Wenn ich nun aber eine göttliche Musik höre und

göttliche Blumen sehe, ganz im klaren Lichte dastehen sehe, diese Blumen und diese göttlichen Töne höre, von keinen so plumpen Instrumenten, wie wir Menschen haben! — Wie aber ist es denen, die in dem Zwischenreiche sind, die das göttliche Schöne immer sehen, hören, und dürfen nicht hinkommen, können nicht, sind so lange ohnmächtig, bis sie nur dahin beten können! Und wie schauert es ihnen vor jenen, die sie in der Qual sehen! Möchten so gerne aus diesem Reich kommen, bis nach langer Zeit ein Keim in ihnen aufgeht, daß sie zu dem Herrn beten können. Wie lange müssen oft sie in diesem Zwischenreich nieder seyn, bis sie in eine höhere Seligkeit kommen!"

Als sie erwachte, sagte sie: „Mit welchem curiosen Gedanken bin ich erwacht! Wie hieß er? Opinia pasto hieß es, und das muß ich immer denken und ist doch kein Wort! (Wahrscheinlich war dieß ein Wort aus ihrer Natursprache.) Ich bin gar nicht auf der Welt, ihr sehet mir Alle so sonderbar, so lästig aus! Ich sehe euch so plump, so dick; ich meine, ihr könnet vor Schwere gar nicht gehen." Sie bat ihre Schwester, doch etwas zu gehen, damit sie sehe, ob sie denn mit dieser Schwere gehen könne.

Am 20., Nachmittags, als mein sechsjähriges Kind vor ihrem Bette stand, fiel hart vor demselben eine Scheere, die sonst gar nicht in diesem Zimmer war, in Gegenwart ihrer Mutter und Schwester hoch aus der Luft auf den Boden, und spießte sich zu Füßen des Kindes in demselben ein.

In den darauf folgenden Tagen erschienen ihr die Geister zu verschiedenen Zeiten wieder, der weiße gemeiniglich um Mitternacht. Seiner Aussage nach jetzt mehr für sie zum Schutze gegen den schwarzen, damit sich dieser ihr nicht statt seiner nähere. Einigemal erschien ihr der schwarze nach vorangegangenen drei heftigen Schlägen, worauf sie in fürchterliche Krämpfe fiel. Geflissentlich fragte ich sie nun über die Erscheinung dieser Geister immer weniger; denn da sie ihrer Gesundheit offenbar sehr nachtheilig waren, so wollte ich sie auf jede Weise davon abbringen. Von freien Stücken erzählte sie von Anbeginn sehr selten etwas davon.

Auf Veranlassung ihrer Mutter, die sie besuchte, sagte sie am 23., Morgens: „Der weiße Geist erscheint, um mich vor

dem schwarzen zu sichern, noch von Zeit zu Zeit bei mir. Er betete mit mir für den schwarzen, so lange bis er sich nur etwas zum Bessern wendet und mir alsdann nicht mehr zu schaden trachtet. Es ist möglich, daß sich dann der schwarze jedesmal in der Nähe befindet, aber ich sehe ihn nicht, und darf ihn vielleicht auch nicht sehen. Der weiße sagte mir, er sey doch schon besser.

„Man hat mir schon öfters zugemuthet, an diese Geister mehr Fragen über ihr Wesen und Seyn zu richten, woraus man erst sehen werde, daß sie nicht bloße Traumgebilde von mir seyen. Ob man Letzteres glaubt oder nicht glaubt, ist mir gleichgültig, und ich könnte doch in keinem Falle die Menge von der Wahrheit dieser Erscheinungen überzeugen. Aber ich that auch in dieser Hinsicht, was ich thun konnte. Je mehr ich mich in Fragen an die Geister einlassen würde, desto mehr würde ich mit ihnen verbunden, statt daß ich von ihnen los werden sollte."[1]

Darauf sagte ich zu ihr, es sey mein Wunsch durchaus nicht, daß sie sich mit diesen überirdischen Naturen tiefer einlasse; wie ich ihr schon oft gesagt, ihre Gesundheit liege mir mehr am Herzen als alle Aufschlüsse über die Geisterwelt, und sie solle Allem aufbieten, endlich von diesen Geistern frei zu werden.

Sie erwiederte: gleich anfänglich hätte sie sich vielleicht dieses schwarzen Geistes entschlagen können, aber wir hätten sie ja selbst gebeten, uns die Ueberzeugung von dem wahren Seyn dieser Geister zu verschaffen, und sie habe ihr Möglichstes gethan. Sie habe einmal gegen den weißen Geist das Verlangen geäußert, daß sein schwarzer Freund, von dem er gesagt habe, daß er sich Andern kund geben könne, sich auch uns hören lassen solle. Hätte sie das nicht gethan, hätte er sich ihr nicht einmal so genähert.

Man drang bei dieser so auffallenden Geschichte einigemal in sie, doch nähere Beweise zu geben, daß diese Erscheinungen keine Träume seyen, denn, wie gesagt, es handelte sich hier um Lehren und Beweise, die das größte Interesse für die Bestimmung des Menschen haben.

[1] Dessen ungeachtet halfen meine Warnungen, mein ihr bezeugter Unglaube nichts.

Am Himmelfahrtstage erschien ihr der schwarze Geist dreimal, und blieb das drittemal, da sie allein mit ihrer Mutter und Schwester im Zimmer war, so lange wie noch nie, in einiger Entfernung von ihr stehen. Seine Gestalt beschrieb sie wieder als die einer dunklen Wolkensäule mit einem schwarzen, scheußlichen Kopfe. So lange er da stand, gab es ihr heftige Erschütterungen durch den ganzen Körper, und sie wurde, wie immer bei seiner Anwesenheit, ganz kalt. Ihre Schwester wußte nichts von seiner Gegenwart, und lief ganz in seine Nähe, worauf sie, ohne zu ahnen woher es kam, eine fürchterliche Beengung des Athems erhielt. Frau H. nur schaute ihn, und sah, wie er, als sich ihre Schwester ihm näherte, zurückwich. Sie konnte ihn jetzt länger ansehen als sonst.

Bei Hrn. Pfarrer H. hatte das Amulet die Wirkung, daß er drei Nächte lang (was seit langem nicht mehr geschah), ohne zu jener Stunde erwachen zu müssen, schlief, aber in der dritten Nacht wurde er durch dreimaliges Klopfen erweckt, und nun vernahm er Töne, als wollte Jemand sich bestreben mit ihm zu sprechen; es blieb aber bei unartikulirten Lauten.

Sowohl gestern als heute am 30. erschien der Frau H. der schwarze Geist wieder nach vorangegangenen zwei Schlägen, und als ich und meine Frau uns am Abend auf dem alten Thurm in unserem Garten am Hause befanden, warf es auf einmal nach meiner Frau mit Stücken Kalk, die ich aufhob. Rings war kein Mensch zu sehen, der dieß hätte thun können.

In der Nacht vom 31., um 11 Uhr erwachte meine Frau an einer großen Bangigkeit, und blieb in dieser aufrecht im Bette sitzen. Als sie einige Minuten lang so saß, schrie die Schwester der Kranken auf einmal aus dem Fenster des untern Stockes zu uns herauf: ich solle doch nachsehen, es sey Jemand an der zum Hof führenden Hausthüre. Ich erwachte, sprang auf und sah sogleich zum Fenster, das über dieser Thüre ist, in den Hof, und hörte eine Bewegung an derselben, als drehe man einen Schlüssel herum und probirte die Klinke, um sie zu eröffnen, aber ich konnte keinen Menschen erblicken, obschon es mondhell war. Ich rief nun derbe Drohungen hinab, und in diesem Augenblick rasselte es über mir auf dem Dache des Hauses, als würde auf demselben Sand oder Kies umhergeworfen. Nun

schoß ich geradenwegs zum Fenster hinaus. Der Schuß verhallte, aber rings war es nun Todesstille und bewegte sich nichts.

In ihrem magnetischen Schlafe am 2. Juni fragte ich Frau H.: Kannst du mir nicht sagen, was in jener Nacht jene Töne an der Thüre und auf dem Dache verursachte, war es ein Mensch? Sie sagte: „Ein Mensch ohne Fleisch und Blut: Er that es, um zu schrecken und aufmerksam auf sich zu machen, ob er gleich jetzt nicht mehr so böse ist; er suchte das Gute. Er wird heute wieder kommen, weil ein Fest ist. Seinen Namen weiß ich nicht, ich frage nicht. Der weiße wird an diesem Feste (Pfingstfest) nicht kommen."

In dieser Nacht nun kam der schwarze Geist zweimal zu ihr, aber ohne Klopfen u. s. w. Er blieb in einer Entfernung von sechs Schritten von ihr stehen, sie legte sich auf die Seite, ohne ihn anzusehen, und betete still für ihn. Am Pfingstfest Morgens, als Alles in der Kirche und nur ihre Schwester bei ihr war, kam der Geist wieder zu ihr, nach zwei vorangegangenen Schlägen. Seinen Arm (sie sah dießmal das erstemal einen Arm an dieser schwarzen Säule) streckte er gegen sie hin, blieb in dieser Richtung einige Minuten und verschwand dann wieder. Sie äußerte: wie sie sich darüber freue, daß er doch einmal einen Arm habe zeigen können; sie meine, es sey dieß ein Zeichen seiner Besserung.

Am Nachmittag erschien er ihr wieder zweimal, mit gleicher Bewegung des Armes und vorangegangenen, jedesmal von mehreren Personen gehörten, heftigen drei Schlägen.

In der Nacht vom 4. auf den 5. war der weiße Geist wieder zum Gebete bei ihr.

Am 5., Morgens kam der schwarze Geist, deutete wieder auf sie hin und sagte: „Ich komme heute neunmal und in der Nacht sechsmal, bis du mit mir sprichst." Er kam nun auch diesen Nachmittag neunmal zu ihr, theils mit vorangegangenem Klopfen, theils ohne dasselbe, und sagte jedesmal zu ihr: „sprich! sprich! sprich!" Jedesmal wandte sie sich von ihm und schwieg, verfiel aber meistens hierauf in starke Krämpfe. War Niemand im Zimmer, so kam er immer näher zu ihr, als wenn Jemand zugegen war.

In der Nacht vom 12. kam der weiße Geist wieder. Sie

fragte ihn, wie oft er noch komme, und warum er noch komme? Er antwortete: „Noch zweimal und wegen des schwarzen Geistes, damit dieser durchaus nicht mehr zu dir kommen kann.“ Sie betete mit ihm wieder für den schwarzen Geist. Sie sagte mir: „Das Aussehen des weißen Geistes ist wie eine ganz helle Wolke, am Himmel gibt es oft so helle leichte Wolken, die wie dieser aussehen.“

In der Nacht vom 27. Juni (nachdem er seit dem 12. nicht mehr erschienen war) erschien der weiße Geist um 12 Uhr wieder. Sie fragte ihn: „Warum kommst du wieder?“ Er antwortete: „ich komme, wie ich gesagt habe, nun diese zweimal noch des schwarzen wegen.“ Sie fragte: „wo ist dieser?“ Er antwortete: „noch wie zuvor in einer untern Stufe des Mittelreiches.“ Dann fragte sie ihn auch: wo er jetzt sey, und er antwortete: „in einem bessern Orte!“ Sie betete nun wieder mit ihm eine Stunde lang für den schwarzen Geist. Er kniete dabei wieder vor ihrem Bette, wie eine sehr dünne lichte Wolke, die jedoch eine völlige Menschengestalt, an der nun aber nichts Widriges und Menschliches mehr war, bildete.

In der Nacht vom 29., um 12 Uhr kam auf einmal der weiße Geist und hinter ihm der schwarze. Dieser hatte nun nicht mehr die Gestalt einer Säule, sondern eine völlige bekleidete Menschengestalt, noch immer ganz schwarz, aber ihr nicht mehr so furchtbar wie sonst. Zu jeder Seite des weißen Geistes stand ein lichtes weibliches Wolkenbild, die zwei Geister knieten, die lichten weiblichen Wolkengestalten aber standen. Alle beteten, ihr vernehmbar, zu gleicher Zeit und sie mit. Hierauf sangen sie alle, den schwarzen Geist ausgenommen, in vollen Molltönen und sie laut mit, ein Lied, dessen sie sich am Morgen nicht mehr erinnerte, das sie auch zuvor nie gehört hatte, und nun doch mit singen konnte. Der Inhalt des Gebetes war Dank und Freude, daß der weiße Geist sich nun eines bessern Ortes erfreuen könne, und ein Beten für die Besserung des schwarzen Geistes. Dann dankte ihr der weiße Geist für ihr Gebet mit ihm, und ebenso jene zwei weiblichen Lichtgestalten. Nachdem die Geister so unter Gebet und Dank zwei Stunden lang zugebracht, wandten sie sich um und gingen wie durch die geschlossene Thüre dahin.

Es ergriff Frau H. dabei die innigste Sehnsucht, doch auch mit diesen Geistern gehen zu können.

Im August kam eine Frau, Namens L. S. von Lenach, einem nicht weit von hier entfernten Dorfe, zu mir, und hatte das Verlangen, mit Frau H. zu sprechen, um von ihr Auskunft über unerklärliche Beunruhigungen zu erhalten, die sie schon seit vielen Jahren erleiden müsse. Es war ihr zwar bekannt, daß Frau H. Erscheinungen von Geistern hatte, aber sie wußte hierüber nichts Specielles und namentlich nichts von der vorstehenden Geschichte.

Sehr verwundert war ich daher, als im Verlaufe ihrer Erzählung sich ergab, daß sie im Jahre 1820 Magd in jenem Bellonischen Hause war, und daß sie von dort an jene Anfechtungen erlitt.

Ihre Erzählung hierüber war folgende:

„Ich war im Jahr 1820 hier Magd in einem Hause. Da hörte ich oft bei Nacht Töne, als rollte man eine Kugel oder ein Gewicht hin und her, dann wieder wie ein Stöhnen oder Winseln, und dann fiel es wie etwas Schweres auf mich. Oft hörte ich auch nichts, aber ich fühlte, als näherte sich mir etwas, wobei mir immer der Athem benommen wurde, und dieß geschah so oft, daß es meine Gesundheit zu zerrütten drohte; ich wurde ganz elend und verließ dieses Haus."

Ich fragte sie, in welchem Hause sie denn gewesen, und sie bezeichnete mir, zu meiner großen Ueberraschung, das Haus von Bellon.

„Als ich nach Lenach gekommen war," erzählte sie weiter, „fühlte und hörte ich lange nichts mehr. Ich ging nach Neustadt in Dienst, da verfolgte mich auf einmal, auch bei Tag und wenn ich wach war, wieder ein Stöhnen, das ich ganz deutlich oft in der Küche um mich vernahm, und in der Nacht rauschte es um mich in meiner Schlafkammer wie mit Papier. Auf dieß sah ich immer einen weißen Schein, der sich wie vor mein Bett stellte. Diese Töne von Stöhnen, Rauschen und Seufzen wechselten auch oft mit Klopfen, da oder dort um mich.

„Ich bekam in diesem Dienste eine Brustentzündung und

ging nach Hause. Hier verfolgte mich von nun an ein Winseln, das auch meine Mutter hörte. Dieses Winseln vernahm man zuerst Nachts vor dem Hause, und dann kam es immer näher bis vor mein Bett, und hielt mir und meiner Mutter hörbar zwei Jahre lang mehr oder weniger an.

„Nach diesen zwei Jahren fing es an zu werfen. War ich in der Küche, so warf es besonders oft nach mir, ganz hinter mich hin, aber nie fand ich etwas auf dem Boden liegen, mit dem geworfen worden wäre. Ich kehrte deßwegen nach solchem Werfen öfters den Boden, fand aber nie etwas.

„Dieses Werfen fand hauptsächlich im Februar 1827 statt. Als ich einmal bei meinem kranken Kinde wachte, hörte ich ein unvollkommenes Sprechen, als wollte Jemand sprechen und könnte nicht.[1]

„Nach Ostern, als ich einmal in den Keller ging, hörte ich, wie ich durch die Thüre eintrat, einen hellen Seufzer.

„Später vernahm ich nächtlich sehr oft ein Schlürfen und Rauschen durchs Zimmer; einmal gab es Töne als wollte man den Kleiderschrank aufmachen, und einmal war es, als rührte man auf der Werkbank meines Mannes den Handwerkszeug unter einander.

„Sehr oft habe ich Nächte, in denen ich, ohne zu wissen warum, keine Ruhe habe. Jedesmal werde ich, ohne zu wissen, wodurch, Schlag 11 Uhr erweckt, wo dann der helle Schweiß auf mir steht."

Die Mutter dieser Frau bestätigte diese Aussagen, und gab noch Folgendes an:

„Schon 5 Jahre lang, hauptsächlich aber in diesem letzten Jahre, hören wir öfters nächtlich und auch oft bei Tag ein unerklärliches Gehen in unserem Hause, auch Rollen wie von einer Kugel. Bin ich in der Küche, zieht es mich öfters am Rocke. Oft warf es mich ganz natürlich wie mit einer Hand voll Sand, aber nie finde ich etwas auf dem Boden. Als ich einmal in der Bibel las, vernahm ich etwas wie eine rauhe Stimme, die sprechen wollte: es waren nur kurze Worte,

[1] Die Sprache der Geister ist geistiger, als es jene Töne von Klopfen, Werfen u. s. w. sind, und jene Töne werden eher vernommen als das Sprechen, wozu schon ein tieferer Rapport gehört.

die ich nicht verstand. Auch mein Mann hörte schon öfters diese Stimme, und einmal sah er es wie einen schwarzen Schatten vor sich stehen. Hör' ich so etwas, so bin ich wie gezwungen, einen Spruch oder ein Lied zu sagen, worauf es immer stärker klopft oder sonst durch Töne sich hören läßt."

Ich sprach jener Frau (der Tochter) zu, eine Nacht bei Frau H. zuzubringen, weil ich begierig war, zu wissen, ob sie bei ihrer Empfindlichkeit für Geister, von den Erscheinungen der Frau H. oder diese von den ihrigen Kunde erhalten werde. Dieß geschah in der Nacht vom 13. August. Obgleich Alles darüber in der fünften Thatsache angeführt ist, muß ich es doch des Zusammenhanges wegen schon hier erwähnen. Die Frau bekam in der Nacht, wo sie im Zimmer der Frau H. schlief, wohl von dem Hörbaren der Erscheinungen der Frau H. Kunde, bis zum Sehen aber kam es bei ihr auch hier nicht. Dagegen wurde durch ihr Daseyn im Hause der Frau H. jener schwarze Geist der obigen Erscheinung, der ihr, seit er sie mit dem weißen verließ, nicht mehr sichtbar und fühlbar geworden war, auf einmal (doch nur zweimal) wieder sichtbar, und uns auf einmal durch sein Werfen (das Nachts in unserer Küche, wo kein Mensch war, geschah) wieder hörbar. Offenbar war es auch dieser schwarze Geist, der jene Frau von L., seit sie in jenem Hause von B. zugebracht hatte, beunruhigte.

(Man sehe die fünfte Thatsache.)

Noch ist zu bemerken, daß jenes Nachtwächters Frau von der Zeit an, als sich jene Geister zur Frau H. wandten, auch keine Erscheinung mehr von jenem Geiste hatte, aber jener schwarze ihr noch öfters, jetzt zu ihrem großen Kummer, hörbar und sichtbar wurde. Noch wenige Stunden vor ihrem Tode (sie und ihr Mann starben in einer Woche) versicherte sie mich feierlich (sie war kaum noch zum sprechen fähig) von der Wahrheit dieser ihrer Erscheinungen, und daß jener schwarze Geist ihr vor sieben Tagen durch ein Zeichen (durch welches? vermochte sie, schon sterbend, nicht mehr zu sagen) ihren und ihres Mannes Tod kund gethan.

„Es war ungefähr in der Mitte des Monats **Februar** dieses Jahrs — nachdem ich versäumt habe, Tag und Stunde von irgend etwas des weiter zu Erzählenden schriftlich aufzuzeichnen — als, bei den fast täglichen Besuchen bei Frau H., von den nächtlichen Erscheinungen eines lichten Geistes die Rede war, welche sie habe. Man sprach Verschiedenes, mehr scherzhaft als im Ernste, über die muthmaßliche Periode des Erdenlebens jener Erscheinung und über die etwaigen Mittel, diese Periode zu eruiren. Da schlug man direkte Fragen an den Geist in einer Art von scherzhaftem Uebermuthe vor, und ich setzte diese Fragen sogleich auf, wodurch herausgebracht werden sollte, ob der fragliche Geist im Leben katholisch oder evangelisch gewesen sey. Sie lauteten wörtlich also:

„Kennst du die Mutter unsers Herrn? Kann ihre Fürbitte noch jetzt im Himmel erlangt werden, und ist dieselbe als vorzüglich wirksam zu betrachten? — Stehet Maria in engerer Verbindung mit ihrem erhabenen Sohne als jeder andere selige Geist?“

Am andern Tage erhielt ich von der Handschrift der Frau H. folgende Zeilen, welche sie früh 5 Uhr bei ihrem Nachtlicht im Bette geschrieben hatte: „Ich kenne die Mutter unsers Herrn etwas besser als du; — für mich bitten kann sie, wie jeder selige Geist; — es besteht keine engere Verbindung zwischen ihr und unserm Erlöser; — aber — — —“

Ich fragte, „was dieß **Aber** zu bedeuten habe?“ Hierauf antwortete die Erscheinung: „Es hat eine schöne Bedeutung, und ist allen seligen Geistern höchst wichtig; — mehr kann ich dir nicht sagen.“

An demselben Abend sagte sie mir: sie habe mein Papier der Lichterscheinung hingehalten, hierauf habe dieselbe wörtlich das mir Gemeldete in ihrem bekannten Hauchton erwiedert. Das „**Aber**“ habe dieselbe ganz auffallend langsam ausgesprochen, so daß jede von den zwei Sylben desselben einige Minuten lang gedauert habe; nachher habe sie, wie gewöhnlich, wieder gebetet mit der Erscheinung rc.

Nicht lange nachher — auch hiebei kann ich leider kein Datum angeben, doch mögen es sieben oder neun Tage gewesen seyn — wurde ich mit wenigen Ausnahmen **jede Nacht** um

eine bestimmte Zeit wie durch höhere Macht erweckt. Die Stunde wechselte, doch war dieselbe meistens 12 Uhr. Die ganz klaren, bewußten, von aller Täuschung freien Empfindungen, welche ich dabei hatte, waren folgende:

Das Erwecktwerden geschah plötzlich, einen Augenblick vor dem Glockenschlag der jedesmaligen Mitternachtsstunde: eine unsichtbare Gewalt drang auf mich ein; alle meine Nerven und Gliedmaßen empfanden diesen Einfluß, wie eine durchdringend erwärmende, unaufhaltsam eindringende milde Schwere (Masse), bei dem hellsten Bewußtseyn.

Zu gleicher Zeit ließen sich die verschiedenartigsten Töne, abwechselnd, völlig unvergleichbar mit andern, vernehmen. Bald nur ein fernes und doch ganz deutliches Stöhnen, obwohl dieser Ausdruck mir keineswegs genügend bezeichnet, was ich vernahm; — bald war es ein zugleich hohles und helles, fernes und nahes Husten oder Sich-Räuspern, wie wenn Menschen aus der Entfernung ohne Worte ein Zeichen geben wollen, daß sie gegenwärtig sind, und die Absicht haben, auf diese Weise die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu ziehen; alles dieses nie heftig oder gewaltsam, am wenigsten schrecklich oder furchtbar, vielmehr bittend, hülfsbedürftig, demüthig und beinahe furchtsam, jedoch beharrlich und vernehmlich genug, und in der deutlichen, keinen Zweifel zulassenden Absicht, bemerkt oder vernommen zu werden, die Aufmerksamkeit und Theilnahme auf sich zu ziehen zc.

Gab ich dieser Absicht willig nach und sprach ich demzufolge fromme Wünsche oder religiöse Gedanken und Empfindungen aus, so ließen diese Bemühungen sich bemerklich zu machen und Theilnahme zu erregen, auf der Stelle nach, und leise Zeichen oder Töne des Behagens und der Dankbarkeit traten an ihre Stelle. Blieb ich aber einige Zeit gleichgültig, oder gab ich, wie es zuweilen geschah, leisen Zweifeln über die Richtigkeit der gemachten Erfahrungen und sinnlichen Wahrnehmungen in mir Raum, so folgten, gleichsam zur Bekräftigung, ziemlich starke, ungewöhnlich markirte Schläge unmittelbar auf die Decke des Zimmers über meinem Haupte; und diese wiederholten sich etwa, wenn ich, wie späterhin zuweilen der Fall war, aus Ermüdung oder Abspannung in der Aeußerung religiöser Gedanken nachließ,

ehe es dem Geiste gefällig war; jedoch niemalen furchterregend, sondern nur lebhaft an- und aufregend.

Die Hauptsache war, daß religiöse Gedanken und Empfindungen ausgesprochen werden sollten: hierzu fand eine gewisse Nöthigung — ja ich möchte fast sagen, ein milder, jedoch unwiderstehlicher Zwang statt. Woran ich vielleicht seit mehreren Jahren in dieser Beziehung nicht gedacht hatte, wurde nun wie durch höhere Eingebung gleichsam liquid in mir. — Bibelstellen, Liederverse, Gebete, strömten zu uns aus, und wurden mit immer steigender Befriedigung vernommen. Am willkommensten schienen die eigentlich tröstlichen Stellen der heiligen Schrift, namentlich diejenigen, welche auf den Segen der Erlösung und auf die Person des Erlösers Beziehung haben. Das laute Aussprechen der Gebete war dabei von mehr Wirksamkeit als der bloße Gedanke derselben; doch begnügte man sich auch zur Abwechslung damit, und namentlich that meine Frau, welche ziemlich dasselbe wahrnahm und empfand, wie ich selbst, und eine große Menge biblische Stellen vom Confirmandenunterrichte her im Gedächtniß aufbewahrt hat, dabei treffliche Dienste, indem sie vollendete, wo ich abbrach, oder wieder anfing, wenn ich etwa aus Erschöpfung oder Abspannung nachließ. Die Einwirkung, welche wir beide verspürten, war von Seite der geistigen Potenz, deren Nähe Eins wie das Andere auf das bestimmteste empfand, bei all diesem ein inniges Wohlbehagen, eine reine Dankbarkeit, eine volle Genüge, welche nichts zu wünschen übrig läßt, sondern sich ganz befriedigt fühlet, ein seliger Friede, der über allen Ausdruck geht, und dessen Empfindung mir immer gegenwärtig bleiben wird.

Ebenso zweifellos und bemerklich wie die Annäherung des Geistes zu obigem Zwecke war auch dessen Entfernung. Seine fühlbare Nähe und Gegenwart war nicht von gleicher Zeitdauer, sondern wechselte von 30 Minuten bis zu 1½ Stunde, ja 2 Stunden; später verkürzte sie sich bis zu 12 bis 15 Minuten; ein ruhiger, gesunder Schlaf trat bald hernach ein.

Ich weiß nicht genau anzugeben, wie viele Nächte diese geistigen Erbauungsstunden währten, indem zuweilen Pausen eintraten; ich vermuthe jedoch beiläufig 21 Tage. Sie waren im Ganzen angreifend und erschöpften meine ohnehin beschränkt

körperliche Kraft. Frau H. versicherte mich, daß sie jedesmal die Erscheinung des Geistes nach mir gehabt habe, so wie sie auch den Geist dann nicht sah, wenn ich von demselben nichts vernahm.

Als ich späterhin an einer Gesichtsgeschwulst erkrankte und mehrere Tage nicht ausgehen konnte, wurde mir von Hrn. Dr. Kerner ein Amulet überbracht, das Frau H. mir übersandte, und dessen Ingredienzien und nähere Beschaffenheit ich nicht kenne. Ich trug dasselbe mehrere Tage auf der Herzgrube; die nächste Folge davon war, daß ich, wie Frau H. auch, drei Tage nach einander von dem Geiste nichts verspürte; nachher bekam ich noch einige kürzere, abgebrochene Besuche, wozu ich jedesmal bestimmt erweckt wurde, und wobei unter andern bekannten Wahrnehmungen besonders ein Versuch zu sprechen, oder sich durch artikulirte Töne mitzutheilen, welcher aber bei den ersten schwachen Anfängen von Seite des Geistes stehen blieb und nicht vollständig zu Stande kam, sich vorzüglich auszeichnete. Einige Tage vor dem Ablegen des Amulets, und seit jener Zeit, sind die Nächte völlig ruhig, wenigstens, auch bei sonstiger theilweisen Schlaflosigkeit, ohne allen geisterartigen Einfluß.

Weinsberg, am 5. Juni 1827.

C. W. Hermann, Pfarrer.

Kritik dieser vier Thatsachen.

Von Eschenmayer, aus dessen Mysterien.

Die bisherigen Kritiken haben die urkundlichen Belege dieser Geschichte in ihrem leidenschaftlichen Eifer übersehen, und es dürfte die Frage seyn, ob diese vierte Thatsache nicht dadurch noch einleuchtender ist, weil sie eine Menge Combinationen ausschließt, welche die erste noch zuläßt.

Die Seherin erfährt von einem Geiste, den sie den weißen nennt, nach und nach folgende Data:

1) daß er zwei Waisen betrogen habe und deßwegen noch an die Erde gebannt sey;

2) daß er vor und nach dem Jahr 1700 gelebt und im Jahr 1714 den Betrug an den Waisen verübt habe;

3) daß er 79 Jahre alt geworden sey;

4) daß er Bellon geheißen habe;

5) daß er ein bestimmtes Haus in Weinsberg bewohnt habe, das gegenwärtig von zwei Waisen bewohnt, und das nämliche sey, in welchem auch Hr. Pfarrer H. gegenwärtig sich aufhalte, und

6) daß die Summe des Betrugs mit einer Rechnung zusammenhängt, die sich auf die neun Groschen, welche man den zwei Waisen abreichen solle, beziehe.

Nachdem alle diese Angaben, welche im Verlaufe der Geschichte zerstreut sich äußerten, zusammengestellt waren, fing Dr. Kerner an, Erkundigung einzuziehen. Allein es fand sich, daß der Name, Stand und Amt völlig aus der Tradition auch der ältesten Inwohner verschwunden, und keine Familie dieses Namens mehr erinnerlich war. Dr. Kerner bat daher den Hrn. Stadtschultheißen Pfaff, in den Gerichtsakten nachzuschlagen, ob sich nicht etwas vorfände; und siehe, es fand sich, daß im Jahr 1700 ein Bürgermeister und Waisenrichter Bellon gelebt hat und daß im Jahr 1740 seine Vermögenstheilung vorkam. Dr. Kerner schlug nun das Sterbregister auf und fand i. J. 1740 seinen Tod eingetragen mit der Angabe, daß er 79 Jahre alt geworden. Noch andere Akten, zugleich Beweise von Habsucht und Verfolgungsgeist, bestätigten, daß er in jenem von ihm benannten Hause gewohnt habe, in welchem auch wirklich nach seiner Angabe zwei Waisen waren.

Diese Geschichte in der Uebereinstimmung der Angaben mit dem wirklichen Erfund ist um so mehr beweisend, weil sie schon zum voraus alle Besprechung und Einverständnisse ausschließt, da der Name Bellon in Weinsberg gänzlich erloschen war. Die Skeptiker könnten freilich noch einwenden, die Seherin habe ein Leichen-Carmen von diesem Bellon zu Gesicht bekommen, worin solche Notizen immer sich finden und habe als eine sehr verschmitzte Somnambule sogleich eine ganze Geschichte darauf erdichtet, da sie sich wohl vorstellen konnte, man werde sich um

die angeführten Umstände näher erkundigen. Ich spreche hier aus der Seele jenes alten Scharfsinnigen, dem sicher bei Durchlesung dieser Geschichte das Leichencarmen nur nicht eingefallen ist, um es sogleich als einen vollständigen Beweis gegen diese Thatsache zu benützen, doch wird dabei bemerkt werden müssen, daß in dem Leichencarmen wohl schwerlich das bewohnte Haus, und der Umstand, daß nach hundert Jahren zwei Waisen darin wohnen werden, aufgezeichnet waren.

Uebrigens hat diese Geschichte wegen der neun Groschen mehreren Recensenten Veranlassung zu starken Ausfällen gegeben. Einer bricht in den Ausruf aus: Gehört eine solche Erlösung nicht ins Tollhaus?

Ein Anderer rechnet es zur hypertezelschen Sühnungstheorie. In der That! Hätte die schlaue Somnambule nur die neun Groschen weggelassen, so wäre die Geschichte glatt und eben; aber sie war wirklich nicht schlau genug für ihre Recensenten.

Mein Geschäft ist es nun hier, diese Sache von den Entstellungen zu befreien.

Die Seherin behauptete, daß alle diejenigen, welche während des Lebens Christum verläugneten oder verschmähten, auch noch nach dem Tode durch Gebet und Unterricht wieder zu ihm zurückgeführt werden müßten, wenn sie zur Erlösung kommen wollten. Dieß erhellt aus allen Geistergeschichten, und darum war auch Gebet und Unterricht im Worte ihr einziges Geschäft. Diejenigen, welche es annahmen, wurden nach und nach heller und besser, und erklärten, daß sie nun zu einer höhern Stufe reif seyen. Oft kommt es vor, daß sie den Geistern, welche glaubten, dieser oder jener Umstand hindere sie an der Erlösung, es als einen fixen Wahn bestritt und ihnen aufgab, sich nur an den Erlöser zu wenden. In der berührten Geschichte ist nun gleichfalls das anhaltende und inständige Gebet das Mittel zur Erlösung des Geistes, und keineswegs das Abreichen der neun Groschen, wie die Recensenten es entstellen.[1] Vielmehr sagt sie von den neun Groschen S. 437 Folgendes: „Diese neun „Groschen soll ich jenen zwei Waisen geben. Diese Zahl 9 hat „Beziehung auf eine Zahl 9, um welche jene zwei Waisen be„trogen wurden. Es war der heutige Tag, an welchem er jenes

[1] Nur Bosheit oder Mangel an Intelligenz konnte das vorgeben. K.

„Unrecht that.“ Und nun folgt eine etwas dunkle Rechnung (welcher sicher noch einige Faktoren fehlen), aus welcher die Summe des Betrugs hervorgehen soll.

In dieser Verbindung der neun Groschen mit den übrigen urkundlich bestätigten Angaben mögen dann doch Gründe liegen, warum die Seherin dieses Ansinnen mit den neun Groschen nicht wie in den andern Fällen für einen bloßen Wahn erklärte. Alles muß offenbar werden, was verborgen ist; denn Keiner kann in das Reich des Lichts aufgenommen werden, dem das Geringste von einer geheimen Uebelthat noch anhängt. Und so sollte auch die Summe des Betrugs entdeckt werden, wozu die neun Groschen nur als Einkleidung dienen. Ist das Abreichen derselben vielleicht durch Erfüllung menschlichen Willens bedingt und uns geheim, oder ist es der letzte Wahn des Geistes, von dem er befreit seyn muß, um höherer Verklärung fähig zu seyn?

Die erste und diese vierte Thatsache sind bis jetzt unerschütterlich geblieben, und eine natürliche, d. h. unserer gewöhnlichen Ansicht gemäße Erklärung für sie aufzufinden, scheint mir eben so schwierig, als aus einer Million Nieten den einzigen Treffer zu ziehen. Haben aber diese Thatsachen ihre Gewähr, so tragen sie die gleiche Erprobung auf alle andern über, und wir haben nicht den mindesten Grund, das Eine gelten zu lassen und das Andere zu verwerfen. Sind die erste und vierte Thatsache bloße, zufällig mit den Umständen übereinstimmende Visionen, so sind es alle, und so auch umgekehrt. Aber nun kommt noch eine andere Frage: Wollen wir dann den vielen Zeugnissen der die Seherin umgebenden Personen, ihres Arztes und fremder Anwesenden, welche das Gleiche hörten und sahen, gar nichts zugeben? Wollen wir die Manier jenes Scharfsinnigen nachahmen, welcher die Zeugen Jesu für beschränkte, in jüdischen Vorurtheilen auferzogene, den Sinn ihres Meisters weder im Lehrbegriff noch in den Werken erfassende Menschen hält? Man sollte freilich glauben, daß die Pharisäer, als persönliche und schlaue Gegner Jesu, weit lauschender, erfinderischer und reicher an Combinationen, als jener Scharfsinnige, hinter alle Schliche hätten kommen müssen; aber wir erfahren nichts, und so war

ihm der Ruhm aufbehalten, uns zu melden, wie es mit jenen Wundern zugegangen ist. So leicht diese Arbeit ist, weil nach 1800 Jahren von jenen Zeugen keine Einrede mehr geschehen kann und der historische Glaube nicht Jedermanns Sache ist, so schwer muß es jetzt jenem Scharfsinnigen werden, den gleichen Maßstab an ein Faktum unserer Zeit zu legen. Alle die Zeugen unserer Geschichte leben noch, lassen sich vernehmen, erzählen das Geschehene, stellen sich ihm keck an die Seite, sind weder Gerngläubige noch Denkgläubige, und können mit allem Fug und Recht erwarten, daß ihr Zeugniß gelte. Wem es also um Wahrheit zu thun ist, der muß vorerst sein ganzes Raisonnement gefangen nehmen, die Zeugen prüfen, das Bezeugte vergleichen und die wahre geschichtliche Ueberzeugungstreue ausüben. Dann erst hat er eine Stimme in dieser Sache. Bei unserer Seherin kamen eine Menge Personen zusammen, wovon die Geschichte bei weitem nicht Alle nennt. Fast jeden Tag konnte Einer oder der Andere sich von Dingen überzeugen, die ihm im gewöhnlichen Leben nie oder selten vorkommen. Warum sollten wir diese Stimmen nicht achten? So hörte ich jene auffallende Scene mit dem lauten Aufstöhnen in das Ohr der Frau des Dr. Kerner, von zwei sehr wahrheitsliebenden Jünglingen, welche dabei waren und es mit anhörten, genau erzählen; wer gibt uns nun ein Recht, daran zu zweifeln? Die Recensenten werden freilich sagen: „Es war Bauchrednerei," aber dann ist es sonderbar, daß unter den sechs anwesenden Personen, welche den Laut hörten, doch nur Eine den Hauch selbst im Ohre fühlte.

Fünfte Thatsache.

Am 6. Juli 1827 ging Frau H. in dem Baumgange nächst meinem Hause, der zur Burg führt. Als sie eine kleine Strecke desselben zurückgelegt hatte, erklärte sie mir, sie könne durchaus nicht weiter gehen, gab aber die Ursache davon nicht an. Am 14. Juli, Morgens, sagte sie mir Folgendes: „Als ich den Gang hinging, sah ich eine Gestalt mir entgegen kommen, die ich sogleich als einen Geist erkannte, und ging daher nicht weiter, sondern kehrte um und sah sie dann nicht mehr. Aber in der

darauf folgenden Nacht (am 7. Juli), als ich ungefähr in der Mitte der Nacht ganz wach war, kam dieser Geist vor mein Bett und sagte zu mir: „Gehe mit mir auf die Burg links hinunter, da ist ein großer und ein kleiner Keller, in diese mußt du mit mir hinein.“ Ich antwortete: „Das kann ich nicht!“ Darauf sagte er: „Dann komme ich so lange, bis du mit mir dahin gehest: denn dort wirst du etwas finden, und wenn du dieses hast, bin ich ruhig und komme nicht mehr.“

Ich sagte ihm hierauf: das sey mir unmöglich zu thun; und er entfernte sich.

Seitdem kam er fast alle Tage zu mir ins Zimmer und in den Garten, und mahnt mich immer, theils durch Winken, theils durch Worte, an, mit ihm zu kommen. Einmal fragte ich ihn: wann er gestorben sey? und er sagte: „Im Jahre 1529.“ Sein Aussehen ist freundlich und ehrwürdig, das eines Mannes von etlichen siebenzig Jahren, und er macht mir nicht die mindeste Angst. Seine Sprache ist schneller als die der andern Geister, es ist mit ihm leichter zu sprechen. Er hat einen langen Bart, auf dem Kopf einen Hut, wie man jetzt keinen trägt, fast wie die Tyroler tragen, nur mit kleinerem Stülpe und höherem Kopfe, oben gewölbt. Sein Kleid ist kurz und andern Schnittes als jetzt, er hat Halbstiefel, in die lange Hosen gehen.“

Am 15., Nachmittags 4 Uhr, kam dieser Geist wieder zu ihr und sagte: „Sey guten Muthes, und fasse den festen Entschluß, mit mir zu gehen!“ Da fragte sie ihn: „In welchem Orte bist du?“ Er antwortete: „In einer Seligkeit; aber noch habe ich hier ein Hinderniß, weiter zu kommen.“ Hierauf ging er wieder.

Sie sagte zu mir: so gutmüthig habe noch kein Geist mit ihr gesprochen, so gar nicht drohend, und daß er nicht wolle, daß sie mit ihm beten solle, sey ihr ein Beweis, daß er dessen nicht bedürfe, daß er ein guter Geist sey.

Als er am 21., Nachmittags, wieder erschien, und die gewöhnliche Mahnung: „Komme mit mir auf die Burg!“ zu ihr gesagt hatte, fragte sie ihn: „Mit was beschäftigest du dich oder die anderen Geister an dem Orte, wo du bist?“ Er antwortete: „Ich bin in der Seligkeit, wo die Heiden und überhaupt alle diejenigen Seelen sind, die ohne ihr eigenes Verschulden unsern

Herrn und Heiland nie kennen lernten, da werden wir von Engeln unterrichtet, bis wir zu einer höhern Seligkeit reif sind."[1]

Ein andermal fragte ich ihn: wie viele Seligkeiten es gebe, und er sagte: „Acht Seligkeiten, aber nur sieben bestehen jetzt. Die achte hat ihren Anfang noch nicht genommen, und das ist diese, welche man das tausendjährige Reich nennt, dessen Anfangszeit aber verschlossen bleibt."

Als er am 20., Nachmittags, wieder von ihr begehrte, sie solle mit ihm auf die Burg gehen, sagte sie zu ihm: sie thue das nicht, bis er ihr seinen Namen sage, worauf er erwiederte: sie müsse ihn jetzt nicht wissen, auf der Burg solle sie ihn erfahren.

Wenige Tage, nachdem dieser Geist ihr zum erstenmal erschienen war, ging auf einmal eine dunklere Gestalt als jener in ihrem Zimmer auf und ab, dabei klirrte etwas wie von Metall, als hätte die Gestalt Sporen. Sie hatte das Aussehen eines Mannes von etlichen vierzig Jahren. Die Kleider hatten militärischen Zuschnitt. Die Gestalt lief gravitätisch im Zimmer sechs- bis siebenmal auf und ab, sah sie an, sprach aber nichts.

Am andern Morgen 9 Uhr, als sie allein im Zimmer war, kam wie eine Wolke zum Fenster herein, und es tönte, als würfe man feinen Sand aus ihr, worauf sie wieder verschwand.

Am 19., Abends 7 Uhr, als ich und Hr. Pfarrer Hermann, letzterer im Vorlesen begriffen, bei ihr im Zimmer waren, fühlte Hr. H., der vom Erscheinen eines Geistes gar nichts wußte und frei im Zimmer saß, plötzlich ein besonderes Gefühl an seinem rechten Fuß, als streifte Jemand an demselben vorüber, und sprach: „Was war denn da an meinem Fuß?"

Nachdem Hr. H. sich entfernt hatte, sagte mir Frau H.: der Geist mit den Sporen sey da gewesen, aber nur auf einen Augenblick, er sey ganz nahe an Hrn. H. vorübergegangen, und habe sich im Moment, wo dieser von einer besondern Empfindung an seinem Fuße gesprochen, hart an ihm umgekehrt.

Eine Stunde nachher, als Frau H. angekleidet auf ihrem

[1] Man sieht, wie boshaft es war, zu behaupten: „nach der Seherin von Prevorst könnten die Heiden nicht selig werden."

Bette lag, und zwar mit Stiefeln, die vermittelst Haften eng an den Fuß befestigt waren, sah sie diesen Geist wieder, klirrend wie mit Sporen durch das Zimmer gehen, legte sich aber dann sogleich, ohne ihn näher anzusehen (es war auch Dämmerung), auf die andere Seite und schlief ihrem Gefühle nach ein. In diesem Momente trat ich ins Zimmer, wo auch ihre Schwester sich befand. Frau H. lag ganz ruhig, als ich auf sie hinsah, aber ihre Stiefel gingen in diesem Momente von dem ganz ruhig liegenden Fuße, wie von einer unsichtbaren Hand ausgezogen, durch die Luft durchs Zimmer der Schwester zu, die gerade zum Fenster hinaussah, und legten sich hart vor ihr (sie kehrte sich in diesem Moment um) leise auf den Boden nieder.

Frau H. lag noch immer vom Kopfe bis zu den Füßen in Erstarrung, aus der ich sie nun durch Anblasen weckte. Erwacht erzählte sie das Erscheinen jenes Geistes, wie sie aber von ihren Stiefeln gekommen, wußte sie im mindesten nicht; sie meinte sie noch an den Füßen zu haben. Die Schwester weinte, und hatte durchaus nicht den Muth, ihr die Stiefel wieder anzuziehen.

In verschiedenen Nächten nun kam dieser Geist ganz stumm, indem er nur im Zimmer klirrend hin- und herlief, und sie fest ansah. Immer erlosch mit seinem Erscheinen das Nachtlicht, und einmal sah sie ihn vor demselben stehen und es auslöschen.

Am 22., Abends 8 Uhr, zupfte es, auch Andern sichtbar, beständig an ihrer Decke und Kopfkissen, und da sie darüber unwillig wurde, drehte sie sich murrend um, und sah dann jenen Geist, der ihr Sporen zu haben schien, vor sich stehen. Er sagte mit spöttischem Tone zu ihr: „Ich bin der Jäger dessen, der haben will, daß du auf die Burg gehen sollst," und hierauf ging er. Eine Stunde später, als sie, ihre Schwester und meine Tochter allein im Zimmer waren (sie lag im Bette), flog auf einmal der weit von allen auf einem Tisch stehende Lichtschirm, wie von einer unsichtbaren Hand geworfen, auf die andere Seite des Zimmers. Kaum, ehe dieß geschah, hatte Frau H. den Geist mit den Sporen zur Thüre hereintreten sehen, fiel aber dann in Erstarrung, und sah, was mit dem Lichtschirm geschah, nicht mehr.

Nachts 10 Uhr kam derselbe Geist zur offenen Thüre her-

ein, als sie allein im Zimmer im Bette lag, lief rasch vor den Schreibtisch, und da hörte sie, wie alle Papiere unter einander gerüttelt wurden und schrie dann: „Was willst du, was hast du hier zu schaffen?" Er sagte: „Ich will haben, daß Jener noch nicht ruhig werden soll," dann ging er. Die Papiere vom Schreibtisch, der weit von ihr stand, fand man zum größten Theil auf den Boden geworfen.

Am 24., Abends 8 Uhr, als sie allein war, kam dieser Geist wieder zur Thüre herein, und neben ihm ging eine größere, magere, ältliche Weibsperson, mit widrigem Gesicht und von viel dunklerer Gestalt als er, in alter Frauentracht, mit hoher thurmartiger Haube, unter der ein Tuch herumgebunden war, welches das Haar so verschleierte, wie ihr alle weiblichen Geister noch erschienen und an der hinten viele Bänder niederhingen. Ihr Kittel bildete hinten einen Schnabel, ihr Rock war dick, mit vielen Falten, ihre Schuhe hatten äußerst lange Spitzen und hohe Absätze. Beide liefen im Zimmer auf und nieder, sahen sie an, sprachen aber nichts.

Nachts 1 Uhr erschienen die gleichen Gestalten und gingen abermals nur stumm auf und nieder. Das Nachtlicht erlosch. Eine vertraute Person, die ich diese Nacht noch neben der Schwester im Zimmer schlafen ließ, sagte mir, daß es Nachts 1 Uhr im Zimmer Töne gegeben, als werfe man alle auf dem Schreibtisch liegenden Papiere unter einander; auch habe sie in der rechten Ecke des Zimmers mehrmals einen Ton gehört, wie von einem Hunde, der aus dem Schlaf erwache. Das Nachtlicht sey auf einmal, ohne eine ihr sichtbare Ursache, erlöscht, daher sie aus dem Bette gestiegen, um einen Laden zu eröffnen, da habe sie, noch ehe sie den Laden eröffnet, mit großer Verwunderung gesehen, daß der Leuchter des Nachtlichtes, selbst auf seinem untern runden Boden, hell geglüht habe, sie habe aber nicht gewagt, ihn anzurühren. In der Nähe war kein anderes Licht, auch war es nicht Mondschein.

Ich erinnere mich dabei der Erscheinungen bei jener Nachtwächtersfrau, die auch öfters den Ofen, ohne daß ein Feuer in ihm war, glühen sah.

Abends 9 Uhr (am 25.) kam der Geist von der Burg wieder. Er stand unversehens vor ihrem Bette. Sie sprach sogleich

zu ihm: „Warum kommt jener Geist mit einer Frau zu mir, der vorgibt, ein Jäger von dir gewesen zu seyn?“ Er antwortete: „Dich zu hindern, daß du auf die Burg kommst.“ Sie sagte: „Warum wollen denn diese haben, daß ich nicht hinauf solle?“ Er antwortete: „Damit ich später in Ruhe komme: denn sie hatten im Leben einen großen Haß auf mich, den sie auch mit sich nahmen.“ Sie wollte noch nach der Ursache dieses Hasses fragen, da ging er wieder.

Im magnetischen Schlafe vom 27. sagte sie: „Der gute Geist hat dort, wo er ist, nicht die Gestalt, in der er mir hier erscheint. Dort sieht man sie mit geistigen Augen, und hier sehe ich sie, obgleich mit dem geistigen Auge, aber doch immer noch durchs fleischliche. Sie stellen sich hier mir dar in Formen, die meinen fleischlichen Augen erkenntlich sind.“

Als jener Geist am 27. wieder kam, fragte sie ihn: „Warum sind denn Jene so sehr über dich ergrimmt?“ Er antwortete: „Weil ich ihn nicht in meinem Dienste ließ, und noch wegen vieler andern Dinge.“

Abends erschien der feindliche Geist mit der weiblichen Gestalt wieder. Sie gingen stumm auf und nieder.

Schon vor mehreren Wochen sagte mir Frau H. eines Morgens, es habe ihr in der Nacht geträumt: es sey in unserer Wasserkufe in der Küche (wo sie nie war) etwas, das nicht in sie gehöre, und sie habe sich die ganze Nacht im Traume damit abgegeben, die Wasserkufe auszuleeren.

Ich hielt es für einen leeren Traum, und kam erst am andern Tage dazu, die Kufe ausleeren zu lassen. Da fand man auf ihrem Boden eine äußerst lange, völlig rostige, schwarze, uralte, dicke Stricknadel, die ich nachher in Frau H's. Zimmer auf den Schreibtisch legte. Nach einigen Tagen, ohne daß irgend Jemand diese Nadel berührt haben wollte, fand man dieselbe wieder in der Küche im obern Stock auf dem Herde. Ich trug sie wieder auf den Tisch im untern Zimmer zurück.

An dem Abend, eine Stunde später, als der Geist mit den Sporen und seine Begleiterin der Frau H. wieder erschienen waren, sah sie von dem Tische, auf dem die Stricknadel lag, und der sechs Schritte vor ihr stand, dieselbe gegen sich durch die Luft kommen. Als sich diese ihr auf ein paar Schritte genähert

hatte, hob sie die Hände vors Gesicht und schrie, da sich Niemand sonst im Zimmer befand. Die Stricknadel aber ging nicht auf sie zu, sondern legte sich in ein neben ihr stehendes Glas mit Wasser leise nieder, in der ich sie, auf ihren Schrei herbeigekommen, noch antraf und wieder auf den Tisch zurückbrachte.

Am 29., Abends 7 Uhr, als Frau H. allein im Zimmer im Bette lag, vor der offenen Thür aber mein Dienstmädchen und noch eine Person saß, kam der Geist mit seiner Begleiterin zu ihr, ging im Zimmer stolz und mit den Sporen klirrend, auf und ab, und so oft er an ihr Bett kam, sagte er in einem schnippischen Tone nichts zu ihr als: „Ja! ja! ja!" Seine Begleiterin machte nur eine stumme spöttische Miene. Auf dieses verfiel die Frau in heftige Krämpfe. Während dieser that es im Zimmer, als liefe in demselben Jemand mit Sporen klirrend von einem Sessel zum andern, und stieße ihn jedesmal mit aller Macht auf den Boden. Das Dienstmädchen und die andere Person traten auf dieses Lärmen ins Zimmer, da es ihnen unbegreiflich war (weil sie Frau H. im Bette wußten), wer so in demselben klirrend umhergehe, und mit den Stühlen poche; da wurde ihnen ein Sessel, wie von unsichtbarer Hand entgegengeworfen, Frau H. aber sahen sie auf der andern Seite des Zimmers im Bett in Krämpfen liegen. Als sie erwachte, erzählte sie von dem Erscheinen der zwei Geister, von dem Lärmen mit den Sesseln aber wußte sie nichts: denn sie lag schon in Krämpfen, als dieser begann.

Abends, im halbwachen Zustande, sagte sie mir: daß sie in den Krämpfen das Lärmen des Geistes mit den Sesseln wohl gehört, aber nach dem Erwachen aus denselben (weil sie in diesen Krämpfen immer magnetisch sey) habe sie nichts mehr davon gewußt, und wisse auch wach nichts davon.

Am 1. August, 1 Uhr Mittags, kam jener bessere Geist wieder, und wie er erschien, trat jener, der sich seinen Diener hieß, mit seiner Begleiterin vor ihn; da ging er, ohne ein Wort zu sprechen, wieder. Der andere blieb und sagte zu Frau H.: „Dich wollen wir aber ängstigen, bis du diese Kette hast!" Sie erwiederte schnell und laut: „Gott ist meine Macht und Stärke, wie kannst du mich ängstigen oder sonst mir schaden?" Da entfernten sie sich.

Abends 7 Uhr erschien er wieder mit seiner Begleiterin, aber noch in Gesellschaft eines ganz schwarz aussehenden Geistes, worüber die Kranke so erschrack, daß sie in heftige Krämpfe verfiel.

Morgens 4 Uhr kam er mit gleichen Begleitungen wieder, und namentlich mit dem schwarzen Geist, das eine kurze und dicke Gestalt war. Ohne zu sprechen, liefen sie im Zimmer hin und her. Da faßte sie den Muth und befahl ihnen fest und ernst, von ihr zu weichen. Sie gingen.

Sie machte mit mir zugleich um diese Zeit die Bemerkung: daß die drei Geister, die die Burg betreffen, nicht wie die vorigen, immer von der linken Ecke des Zimmers herkommen, sondern von der rechten, wobei mir zuerst auffiel, daß die Lage der Burg mit dieser rechten Ecke correspondirt, der Weg aus der Stadt aber, woher die Vorigen kamen, mit der linken Ecke.

Am 1. August, Abends 7 Uhr, kam derselbe Geist, der von ihr haben wollte, daß sie auf die Burg gehe. Er hatte ein kleines Blatt Papier in der Hand, das mit rothen Buchstaben voll überschrieben war, und das er ihr hinhielt. Sie war aber gerade sehr geschwächt und sah das Blatt nicht näher an, da ging der Geist wieder.

Morgens 4 Uhr erschien der Jäger und seine Begleiterin mit der kleinen, dicken, schwarzen Gestalt, die hinter beiden herging. Sie gingen wieder, ohne zu sprechen, im Zimmer hin und her, da befahl sie ihnen ernstlich von ihr zu weichen, und sie entfernten sich.

Am 3., Abends 7 Uhr, kam der Geist von der Burg wieder. Er hielt ihr abermals ein kleines Blatt Papier mit schwarzen großen und rothen kleinen Buchstaben beschrieben hin, aber sie sah es nicht näher an, und er ging.

Als er in der Nacht vom 6. auf den 7. ihr dasselbe Blatt wieder vorhielt, sagte er dabei: „Das stehet darauf, was mich hindert." Sie sah es an und sah wieder, daß es große schwarze Frakturbuchstaben waren, zwischen welche hinein mit kleinen rothen Buchstaben geschrieben war, konnte es aber, weil es zu dunkel war, nicht lesen. Sie sagte: „Bring' es bei Tage wieder." Da ging er.

An verschiedenen Tagen, am 7., 8. u. s. w., kam der

Jäger mit seiner Begleiterin und dem dicken, kleinen, schwarzen Geiste, der immer hinter ihnen herging. Sie sprachen nie etwas, sondern machten immer nur gegen sie spöttische Gestikulationen, Complimente u. s. w. Sie hieß sie jedesmal weichen, und sie wichen dann auch sogleich.

Ich gab ihr am 31. August einen zusammengelegten und genau rings versiegelten Brief, in den ich, ohne daß ich es einem Menschen sagte, den Anfang eines Liedes geschrieben hatte:

„Jesus nimmt die Sünder an,
Saget dieses Trostwort allen."

und bat sie, diesen Brief, sobald wieder ein Geist bei ihr erschiene, ihm hinzuhalten und ihn zu fragen: was der Inhalt sey? Dieß geschah nun in der Nacht vom 1. September, wo jener Geist mit seiner Begleiterin zu ihr kam. Sie hielt dem Geiste den Brief hin, er berührte ihn nicht, sagte aber: „Jesus — — Sünder — — was geht mich dieß an, ich wollte noch nie selig werden," und dazu sagte er noch mehrere Spottreden, die ihr am Morgen entfallen waren. Sie sagte hierauf zu ihm: „Glaubst du mit solchen teuflischen Bosheiten vor dem Allerheiligsten bestehen zu können?" Er antwortete: „Hum! ich wollte ja noch nie!" Hierauf rief sie ihm laut zu: „Nun! so gebiete ich dir im Namen des Höchsten, gehe hin zu deinen Teufeln und kehre nie wieder zu mir!" Er sagte: „Ja, ich will," und ging. Den Brief, in welchem jene Worte standen, gab Frau H. mir Morgens völlig unverletzt mit seinen Siegeln wieder zurück.

In der Nacht vom 7. kam dieser Geist allein, ohne das Weib und den schwarzen Geist zu ihr, und sagte in einem noch etwas spöttelnden, aber schon gelindern Tone: „Wie soll ich denn beten?" Sie sagte: „Willst du beten, ist es dir ernst? Er. Ich will beten. Sie. Warum willst du beten? Er. Damit ich selig werden kann. Sie. Bist du überzeugt, daß du durchs Gebet selig werden kannst? Er. Ja, diesen Glauben habe ich jetzt. Sie. Nun so halte dich an deinen Erlöser!" — Hierauf ging er.

In der Nacht vom 9. kam dieser Geist wieder, in Begleitung des kleinen schwarzen Geistes, dieser blieb aber an der Thüre stehen, schlug sie laut zu und schlürfte hin und her, so daß auch die Wärterin der Frau H. an solchem Lärmen erwachte.

So lange dieser schwarze Geist so unruhig war, sprach weder der Geist noch Frau H. etwas. Als aber dieser stille geworden, sprach er ganz ängstlich und mit zweifelndem Gesichte: „Wie soll ich denn zu meinem Erlöser beten, da ich ihn doch nicht sehe?" Frau H. antwortete: „Sind dir deine Sünden herzlich leid, so mußt du um Gnade und Erbarmung flehen, ob du deinen Erlöser siehest oder nicht: denn selig sind die, die nicht sehen und doch glauben." Der Geist sagte: „So sage mir nur ein Wort, wie ich um Gnade und Erbarmung flehen solle." Sie sprach: „Vater, sieh an dein Kind in Qual und Pein und Reue seiner Sünden." — Sie sagte ihm noch etwas, dessen sie sich aber am Morgen nicht mehr bestimmt erinnern konnte. Zuletzt sagte sie, sie bete nicht mehr mit ihm, wofern er den schwarzen Geist wieder mit sich bringe.

Hierauf ging er langsam und mit trauriger Miene.

Sie sagte mir: es komme ihr vor, als verschlucke gleichsam so ein Geist Worte, die die Religion betreffen. Sage sie nur Ein Wort der Art, so meine sie, es verbreite sich dieß jedesmal über seinen ganzen Körper, und es schiene ihr dann, als werde dieser darauf jedesmal leichter, aber es sey ihr, als ginge dieß von ihrer Seele weg und schwäche sie. Dieß Gefühl habe sie nicht bei gleichgültigen, weltlichen Worten, die sie zu Geistern spreche. In der Nacht vom 10. kam der Geist wieder, und abermals in Begleitung jenes kleinen schwarzen Geistes, der laut im Zimmer umhertappte. Sie fragte ihn: „Kannst du nicht sagen, warum der sogenannte Burggeist so lange nicht kommt?" Er antwortete: „Ach, daran habe ich die Schuld, daß er noch kommen muß, aber er kann nicht kommen, wie er will, es ist ihm weit schwerer zu kommen als mir." Sie fragte ihn auch: „Wenn ich jetzt auf die Burg gehe, kannst du mir die Stelle zeigen, von der jener mir sagte?" Er antwortete: „Ich könnte, aber dieser schwarze läßt mich nicht." Im Moment, als er dieses sagte, stand der schwarze vor ihr, und Frau H. sprach: „Es sey dir gesagt, du sollest anrufen deinen Herrn und Erlöser unausgesetzt und diesen schwarzen von dir stoßen." Er antwortete: „Ich will, aber sage mir, wie?" Sie sagte: „Durch gar nichts als durch immerwährendes Flehen zu deinem Erlöser um Vergebung deiner Sünden."

Sie sagte mir abermals: sage sie ein religiöses Wort, wie z. B.: „Du sollst deinen Herrn und Gott lieben," zu dem Geiste, so sey es ihr gerade, als zöge man eine Kraft aus ihr heraus, die dann der Geist ihr fühlbar, wie hungrig in sich hineinziehe. Sie meine, je größer die Schuld eines solchen sey, desto stärker sey bei ihm dieses in sich Hineinziehen solcher Worte.

In der Nacht vom 12. erschien er wieder, und der kleine schwarze Geist war nur auf einige Augenblicke bei ihm. Sie fragte ihn: „Warum bist du im Zwischenreich? Er. Meiner Sünden wegen — lehre mich nur beten. — Sie. Wie bist du mit ihm verbunden, den ich Burggeist nenne? Er. Wie durch eine Kette, durch die ein unauslöschlicher Haß in ihm erregt wurde. Sie. Wie meinst du dieß? Er. Ich war weniger als er, machte seiner Dame ein Geschenk mit einer Kette, er ließ sie die Kette nicht tragen, nahm sie und schob sie in das Gewölbe. Ich stand gut mit ihm; er versprach mir immer, mir zu einer höhern Stelle zu verhelfen; es unterblieb. Ich und eine Dienerin warfen einen großen Haß auf ihn, wir bestahlen ihn im Gewölbe, thaten ihm alles Mögliche zu Leid, was wir nur thun konnten. Ich will dir Alles noch näher sagen, aber sage mir nur, wie ich beten soll. Sie. Bete das Gebet des Herrn." — Hierauf ging er.

In der Nacht vom 13. ließ ich jene Frau von dem Orte Lenach bei Frau H. im Zimmer schlafen, von der in der Geschichte des Bellon angeführt ist, daß sie auch Anfechtungen von einem Geiste erhält, der sich ihr wenigstens oft hörbar macht.

Diese erzählte mir am andern Morgen: Nachts 2 Uhr habe sie zuerst ein Rauschen wie mit Papier gehört, wie dieses bei ihr auch statt fand, hierauf ein Klopfen auf den Tischen und Laufen durchs Zimmer, ohne daß sie aber etwas gesehen. Bald nach diesem sey Frau H. erwacht und habe wie mit einer ihr unsichtbaren, anwesenden Person gesprochen. Das erste Wort, das Frau H. gesprochen, sey „warum?" gewesen. Frau H. sagte mir, daß sie erst auf diese oder nach diesen Tönen erwacht seyn müsse, denn sie habe sie nicht gehört, wohl aber habe sie sogleich nach ihrem Erwachen den Geist des Jägers vor ihrem Bette stehen sehen. Es schiene ihr, als werde sie immer durch solche den

Geistern vorausgehende Töne erweckt, die sie aber mehr noch halb im Schlafe höre und dann erwacht nichts mehr von ihnen wisse. — In dieser Nacht sprach sie Folgendes mit dem Geiste:

Geist. Ich kann kein anderes Wort beten, als das, das du mir sagst. Sie. Warum? — Geist. Weil uns Niemand lehrt oder etwas sagt, wir müssen Alles selbst in uns finden. Sie. Der den Herrn anrufet, den wird er erhören. So bitte deinen Erlöser um Kraft zum Gebet, und er wird dich stärken. Flehe um Gnade und um sein Versöhnungsblut, und er wird dir deine Qual erleichtern. Ja, er, der für uns am Kreuze starb, ist Mittler und Fürsprecher beim allgütigen Vater für den größten Sünder.

Sie konnte nun nicht weiter sprechen, denn der Geist sog diese Worte wieder mit aller Begierde aus ihr in sich ein; sie sagte: „Wie ein Kind, dem man etwas, von dem es noch nichts wußte, sagt, jedes Wort davon mit höchster Begierde aufnimmt, so scheint es mir mit diesem Geiste, spricht man zu ihm ein religiöses Wort, der Fall zu seyn."

Der Geist sprach, als sie schwieg: „Kannst du nicht mehr so mit mir reden?" Sie sprach: „Nein!" und er ging.

Am 16., Abends 9 Uhr, wurde, ohne daß ein Mensch sich an der Thüre des Zimmers befand, die Klinke desselben mehrmals laut bewegt. In der Nacht fand ein Rauschen und Tappen im Zimmer umher statt, und Frau H. sah einen ganz schwarzen Geist, der ihr größer vorkam als der kleine schwarze, der immer in Begleitung des Jägers erschien. Sie äußerte gegen mich am Morgen die Besorgniß, es werde dieß doch nicht wieder ein neuer Geist seyn.

Am 17., Nachts 1 Uhr, warf es in der neben unserm Schlafzimmer sich befindenden Küche dreimal wie mit Kies, daß wir erwachten. Ich stand sogleich auf, untersuchte Alles, fand aber nichts.

Am 21., Nachts halb 2 Uhr, wurde sie erweckt, und der Jäger, seine Begleiterin und der kleine schwarze Geist kamen zu ihr. Der schwarze Geist blieb im Hintergrunde, lief mit rauschenden Tönen hin und her und war sehr unruhig. Der Jäger sprach zu ihr: „Sage mir ein tröstendes, zu meinem Herrn rufendes Wort!" Sie sprach: „Ich kann nicht mit dir reden,

wenn jener schwarze mit dir kommt. Warum ist er denn da und diese mit ihren teuflischen Bosheiten?" — Denn einen Schritt hinter ihm stand seine sonstige Begleiterin, und hatte, den Kopf spöttisch bewegend, gesagt: „Hm! Hm! ich will dir schon sagen, was du zu thun hast, was brauchst du dieß zu fragen? Als ich bei meinem gnädigen Herrn war, rieth ich dir ja auch immer."

Der Geist sagte zu Frau H.: „Lasse diese, — achte nicht auf sie!" Frau H. antwortete: „Ich will ihnen sagen, daß sie sich von dir entfernen, auch sie sollen sich zu ihrem Herrn Christus wenden, und dir sage ich, mache dich von ihnen los." Der Geist sprach: „Ich bitte dich, bewirke, daß diese hier einmal den Namen Jesus nennen kann." Als er dieß sprach, ging die Geistin und der schwarze Geist. Hierauf fiel der Geist auf die Knie, und sagte: „Ich bitte dich, sage mir doch nur etwas Tröstendes." Sie sagte: „Jesus Christus ist für unsere Sünden gestorben, also auch für deine." Als sie diese Worte sagte, sog sie der Geist wieder wie mit Macht in sich ein, sie verbreiteten sich wie über seinen ganzen Körper, der ihr dann leichter erschien. Hierauf ging er.

In derselben Nacht 12 Uhr rauschte es in unserem Zimmer wie mit Papier, und wurde hierauf ein neben dem Bette meiner Frau stehendes Tischchen, ohne daß es Jemand berührt hatte, in das Zimmer hineingeworfen. Zugleich fühlte ich an meinem rechten Arme hinauf eine ganz sonderbare Berührung, deren Gefühl ich nicht aussprechen kann.

Den 23., Nachts 12 Uhr, warf es in dem Zimmer der Frau H. mehrere Minuten lang immer wie mit Kieseln, und als sie auffsah, sah sie an der Thüre jenen größern schwarzen Geist stehen, der schon einmal erschienen war. Es war die Gestalt eines ganz schwarzen Mannes. Sie sprach nichts, und er ging wieder. — Frau H. meinte, daß dieser Geist, seit jene Frau von Lenach im Hause geschlafen, sich zeige, und es müsse der gleiche seyn, der jener Frau öfters hörbar ist, und der auch uns am 22. und sie am 16. beunruhigte, der gleiche schwarze Geist, der früher mit dem weißen Geiste (Bellon) erschien.

Er zeigte sich später nicht mehr.

Den 24. zog sie Mittags aus meinem Hause in das

nächstgelegene Haus. Als sie kaum eine Viertelstunde da war, kam der Geist des Jägers, blieb im nächsten Zimmer stehen und winkte ihr mit der Hand. In derselben Nacht ließ ich ein sehr braves, wahrheitsliebendes Mädchen von Löwenstein (s. die dritte Erscheinung) in ihrem Zimmer schlafen. Dasselbe erzählte mir am andern Morgen, noch ehe sie mit Frau H. sprach (sie wußte von den Erscheinungen der Frau H. speziell durchaus nichts), nicht nur die Erscheinung, die in einer vorhergehenden Geschichte beschrieben ist, sondern sie sagte mir auch noch Folgendes in Beziehung auf diese Geschichte: „Bald nachher hörte ich die verschlossene Thüre wieder aufgehen, und es kam eine andere männliche Gestalt, die aber größer und dünner als die vorige war. Sie lief bis vor das Bett der Frau H., war mit einer Art Frack und langen Hosen bekleidet, es erschien mir aber Alles schwarz. Ich sah ihre Bildung wie an einem Menschen, die Haut aber kam mir ganz rauh vor, wie mit Sandkörnern bestreut. Diese Gestalt blieb nicht lange, sondern kehrte bald wieder um.“ Frau H. bestätigte, daß in dieser Nacht der Geist des Jägers gekommen, habe aber nur zu ihr gesagt: „Wo du auch bist, find' ich dich, darf aber nicht weiter mit dir reden, denn es würde jetzt deiner Gesundheit schaden.“

In der Nacht vom 25. bis 26. war es immer, als klopfte Jemand an der Thür an. Frau H. rief jener Person, die auch heute wieder in ihrem Zimmer schlief, ob sie wache. Sie antwortete ihr: ja! sie höre es wohl. Bald darauf klopfte es noch stärker; die Thüre des Vorzimmers ging hörbar auf, und beide hörten ein Hin- und Hergehen im Zimmer, als liefe dort Jemand in den Strümpfen, auch klopfte es mehrmals wie mit einem Stock auf den Boden.

Den 27., Abends, noch bei hellem Tage kam die Begleiterin jenes Geistes allein zu ihr, mit ganz spöttischer Geberde, und sagte: „Hm! ich kann doch machen, daß dein lieber Jäger nicht mehr zu dir kommt!“ Sie antwortete: „Gehe hin, wohin du gehörest,“ worauf sie ging.

In der Nacht vom 27. auf den 28., halb 1 Uhr, kam der Geist des Jägers, und sagte, nun komme ich zu dir, es hat schwer gehalten, bis ich konnte. Diese Alte hielt mich zurück.“ Sie fragte: „Warum kann dich diese zurückhalten?“ Er sprach:

„O Gott! weil ich im Leben zu sehr an sie gebunden war, und ich nur wünsche, daß sie auch zur Besinnung käme. O sage mir doch nur wieder Ein Wort, daß ich zur Ruhe komme." Sie sprach: „Bete: ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott ꝛc."

Nach diesem fragte sie ihn: „Kannst du keine andere Gestalt annehmen als diese, die du als Mensch hattest?" Er sprach: „Hätte ich wie ein Thier gelebt, so würde ich dir wie ein Thier erscheinen. Wir können nicht Gestalten nach Belieben annehmen; wie unsere Gesinnungen sind, so sehest du uns."

Da aus einem benachbarten Hause gerade Musik herübertönte, fragte sie ihn: „Gibt es in deinem Reich auch Musik?" Er antwortete: „Wir haben keine, hören aber zuweilen die der seligen Geister, welches uns dann schmerzt." Sie fragte nun: „Höret ihr die Musik von den Menschen?" Er antwortete: „Jetzt, wo ich bei dir bin und du Musik hörest, höre ich sie auch durch dich; nur so hören wir sie, sonst aber nehmen wir an nichts Antheil, was in der Welt vorgeht."

Er ging nun, und die Thüre schloß sich auch Andern hörbar, auch hörte man ein Gehen die Treppe hinab. Frau H. sagte: sie glaube nicht, daß dieses Hörbare vom Geiste des Jägers geschehen, sondern von dem schwarzen Geiste, der sonst sein völliger Begleiter gewesen, nun aber, wie ihr vorkomme, jedesmal bei seinem Erscheinen im andern Zimmer fern stehen bleibe.

In der Nacht vom 29. auf den 30. kam der Geist des Jägers wieder. Dieser trat ganz an ihr Bett, seine Begleiterin aber stand vor der offenen Thüre des Schlafzimmers und hinter ihr der schwarze Geist. Der Geist des Jägers bat: „Beruhige mich!" Sie sagte: „Lobe und preise deinen Herrn ewiglich!" Diese Worte sog er wieder wie in sich ein. Hierauf fragte sie ihn: „Warum kommt dieser schwarze immer noch mit dir?" Er antwortete: „Er kommt nicht mehr mit mir, sondern mit dieser." Dann fragte sie ihn: „Wer ist er denn?" und der Geist antwortete: „Das ist einer von denen, die nie selig werden können." [1]

[1] „Die Annahme, es gebe solche, welche nie selig werden können," erbitterte die Geistreichen auch sehr, aber sie ist rein christlich, weil Christus selbst sagt: „Es gebe Sünden (Lästerungen des heiligen Geistes), welche weder in diesem noch jenem Leben vergeben werden." Diejenigen, welche der absoluten Liebestheorie zugethan sind, können freilich nicht begreifen, wie die Selbstsucht

Die Geistin sprach nichts, sondern hörte und sah nur vom andern Zimmer aus stumm und lauschend zu.

In der Nacht vom 30. auf den 1. Oktober und zwar gegen 12 Uhr, lief der schwarze Geist im Zimmer hörbar auf und ab (das Zimmer war wie immer völlig geschlossen worden), und die Geistin stand eine Viertelstunde lang vor der geöffneten Thüre des zweiten Zimmers und sah auf Frau H. ins Schlafzimmer stumm herein.

Am 1. Oktober, 7 Uhr Abends hörte man (es waren vier Personen anwesend) ein Klopfen, das wie an den Wänden des Vorzimmers, auch an denen, die gegen die Straße gehen, hinlief, bemerkte aber nichts. Gegen 8 Uhr aber, als Frau H. allein im Zimmer war, kam auf einmal die Geistin und der schwarze Geist. Erstere stellte sich stumm einige Schritte vor ihr Bett, der schwarze Geist aber schien nicht weiter als bis unter die Thüre gehen zu können. Von dort aus machte er eine schreckbare drohende Miene gegen sie, reckte beide Fäuste dräuend aus, während ihm aus Augen und Mund wie Feuer ging, und sprach: „Ich will dir schon noch den Weg zeigen, den du mir gehen mußt, und dich noch lehren, dieser die Hand zu geben!" Der Geist lief so laut wie ein Mensch von dannen. Frau H. erschrack aufs heftigste, und verfiel in Krämpfe, die mehrere Stunden andauerten.

Am 2. Oktober, Abends 8 Uhr erschien die Geistin allein und sagte zu ihr: „Du mußt heute Nacht Punkt 12 Uhr oder Morgen Mittag Punkt 12 Uhr mit mir auf die Burg gehen, ich will dir die Stelle zeigen, die dein lieber gnädiger (spöttisch) Herr dir zeigen will." Frau H. sagte hierauf zu ihr: „Gehe nur fort, ich gehe nicht mit dir," worauf sie ging.

Gegen 9 Uhr entstand ein Klopfen an den verschiedenen Wänden des Zimmers, das mehrere Anwesende in Verwunderung und Schrecken setzte.

Schlag 12 Uhr kam die Geistin in Begleitung des schwarzen Geistes. Das Gehen des letztern war hörbar. Die Geistin sprach: „So du nicht mehr mit uns gehest, so kommen wir

im äußersten Grimm der Willkür bis zur Vernichtung derjenigen Freiheit gelangen kann, welche zur Seligkeit unumgänglich nothwendig ist. S. Eschenmayer's „Mysterien." S. 78.

noch 10 Wochen zu dir und plagen dich immerwährend." Sie antwortete: „Ein Teufel kann mich nicht plagen!" Sie blieben noch immer, und dann sprach sie: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten?" Auf dieses gingen sie, der schwarze lief hinter der Geistin hörbar her.

Eine halbe Stunde darauf kam der Geist des Jägers, und verlangte ein tröstendes Wort. Sie fragte ihn: „Warum kommen jene noch immer? Ich nehme mich deiner nicht an, so lange diese erscheinen." Er antwortete: „Sie kommen nicht um meinetwillen, bekümmere du dich nur nicht um sie, gib ihnen kein Gehör."

Am 3. Oktober, 12 Uhr Nachmittags, als sie in der Bibel las, kam der schwarze mit der Geistin und standen wie gewöhnlich unter der offenen Thüre des Schlafzimmers, das ein Vorzimmer hatte. Frau H. hob die Bibel gegen sie, und sie gingen plötzlich. Eine halbe Stunde nachher kam der schwarze Geist allein, und sagte: „So wie du wieder in der Bibel liesest, so stehe ich feurig vor dir." Sie sagte nichts, sondern dachte nur: „Wenn du es kannst, so thue es," — da ging er.

Den 3., Nachmittags, als sie wieder in der Bibel las, kam der schwarze Geist abermals unter die Thüre, blickte jedoch nur nach ihr hin. Sie las zuvor leise, aber nun laut weiter, und dann ging er, ohne etwas zu sprechen.

Sie sagte mir am 9.: in der letzten Nacht sey eine lichte Gestalt zu ihr gekommen, in einem weißen nach hinten faltigen Gewande und mit einer Glorie von Licht umgeben. Was sie mit ihr gesprochen, und was sie mit der Gestalt sprach, das wollte sie nicht sagen. Sie sagte: sie vermöge es nicht zu sagen. Sie gestand mir, daß diese Gestalt schon einmal da gewesen und sie das erstemal so angesprochen habe: „Ich bin einer von denen, die ausgesandt sind zum Dienste derer, die ererben sollen die ewige Seligkeit."

Sie sagte mir: dieser Geist gehe nicht auf dem Boden wie die andern, er schwebe mehr, und es kommen ihr die andern Geister gegen diesen wie Blei vor. Es sey eine ganz klare Gestalt, sie habe einen Anzug und doch keinen, man sehe durch sie, sie sey wie eine helle weiße Wolke, durch die die Sonne scheine.

Sie gehe auch nicht wie die andern Geister zur Thüre hinaus, sie kehre sich um und dann sey sie verschwunden.

In der Nacht vom 10. kam der Geist des Jägers und sagte zu ihr: „Sage mir etwas Tröstendes!" Als er dieses sagte, stand auf einmal die obige lichte Gestalt da. Wie diese kam, trat der Geist des Jägers zurück. Die lichte Gestalt blieb vor ihr stehen, wandte sich aber zu dem andern Geist und sprach mit ihm. Es waren tröstende religiöse Worte vom Erlösungswerke des Heilandes, die aber näher auszusprechen ihr unmöglich war.

Sie sagte mir: „Die Lichtgestalt stärkt mich, der andere Geist aber schwächt mich, und wäre er noch lange allein gekommen, so hätte er mir alle Kraft genommen, und es wäre mein Tod gewesen. Sie wisse, wer diese Lichtgestalt im Leben gewesen, könne es aber nicht sagen. Nun sehe diese Gestalt ganz anders aus, als sie im Leben ausgesehen, sie sey auch größer als im Leben, wohl weil sie jetzt aufrechter gehe, im Leben aber gebückt gegangen sey. Diese Lichtgestalt habe ihr gesagt: auch sie sey im Mittelreich gewesen, aber nur ganz kurze Zeit und auf einer andern Stufe als jener Geist.

Später errieth ich, daß diese Lichtgestalt der verstorbene St. P. T. von O. war, ein im Leben äußerst rechtschaffener religiöser Mann, an dessen Grabe eine so große geistige Veränderung mit Frau H. vorging. (Siehe die erste Abtheilung.)

In der Nacht vom 12. bis 13. kam der Geist des Jägers wieder und sagte nur: „Ich komme zu dir" — wie er dieses sagte, kam die Lichtgestalt und sprach zu ihm tröstende, belehrende, religiöse Worte, die nachzusprechen ihr am andern Tage unmöglich war. Sie sagte mir, sie könne nur so viel sagen, daß sie nun wisse, daß jene Lichtgestalt sich dieses Geistes annehme, weil dieser Geist sie so sehr angreife, dadurch, daß er ihr alle Kraft aussauge. Auch wisse sie, daß der sogenannte Burggeist, sobald sie auf die Burg gehen könne, komme. Sie habe den Geist des Jägers darum befragt und das zur Antwort erhalten.

In der Nacht vom 13. auf den 14., als sie so sehr leidend und schlaflos war, wünschte sie sich die Erscheinung der lehrenden Lichtgestalt aufs sehnsüchtigste, oder auch die Erscheinung

eines andern Geistes, aber es erschien keiner, wie es fast immer in Nächten auf einen Sonntag der Fall ist.

Es kam, nun die Periode ihres sogenannten Erwachens am 19. Oktober dazwischen, nach welcher sie, wie von den Menschen, die bisher mit ihr Umgang hatten, auch von den Geistern, die bisher zu ihr kamen, keine Erinnerung mehr hatte.

Sie erzählte mir am Morgen von diesem 19. Oktober: „Ich erschrack heute Nacht sehr, denn nach 1 Uhr kam auf einmal ein Geist mit einem kurzen Frack und kurzen Stiefeln vor mein Bett und sagte zu mir: „Sage mir etwas Beruhigendes!" Ich sagte zu ihm: „Was willst du von mir?" Er antwortete: „Das weißt du ja, ich war ja schon öfters bei dir." Wie er aber noch da stand, kam ein anderer Geist, ganz weiß und klar. Diesen fragte ich: „Was thust du denn da, du bist ja schon lange gestorben?" denn er war mir im Leben bekannt. Er sagte: „Ich komme zu dir, um dich zu stärken, beruhige dich nur!" Er sagte mir dann noch auf meinen Kummer passende religiöse Worte und verschwand wieder. Jene Lichtgestalt kommt mir gegen jenen andern Geist so gar leicht vor, wie eine Feder, jener ist gegen diese schwer wie Blei, und doch ist jener schwere Geist viel leichter als wir. Wie schwer sind alsdann wir gegen diese Lichtgestalt!"

Am 27. Oktober, Nachts, kam die Geistin von der Burg zu ihr und sagte spöttisch: „Kann ich deinem lieben gnädigen Herrn etwas ausrichten?"

Sie verstand sie nicht, weil sie sich ihrer, ihres sogenannten Erwachens wegen, nicht mehr erinnerte und schwieg; da ging die Geistin.

Am 30. erschien sie wieder und sagte zu ihr: „In diesen Tagen kann ich dich nun plagen!" Sie antwortete ihr: „Das kannst du nicht!" und sie ging. Den Tag zuvor hatte ich ihr die Geschichte von diesen Geistern erzählt.

Am 2. November kam dieselbe Geistin wieder und zwar Nachts um 1 Uhr. Sie hatte den kleinen schwarzen Geist zum Begleiter. Die Geistin trat zu ihr (der kleine schwarze Geist blieb im Hintergrunde) und sprach wieder: „In dieser Zeit kann ich dich plagen!" Frau H. sagte hierauf zu ihr: „Du kannst mich nicht plagen, gehe du zu meinem Arzt!" worauf sie gingen.

Dieß Letztere habe sie gesagt, weil ich schon vor einigen Tagen behauptet habe, Geister können ihre Drohungen nicht erfüllen. Frau H. sagte mir auch: einen so sonderbaren kleinen schwarzen Geist habe sie noch nie gesehen. Es war dieß nämlich das erstemal seit ihrem sogenannten Erwachen, daß sie diesen kleinen schwarzen Geist sah.

In derselben Nacht und um dieselbe Stunde (in der Nacht vom 2. November, Nachts 1 Uhr), als ich in meinem Bett im Schlafe lag und zwar jetzt in einem andern Hause, als in dem Frau H. war, erwachte ich durch Töne, als würfe man mit Kieseln im Zimmer und auf mein Bett. Ich suchte nach, fand aber nichts. Meine Frau, die in demselben Zimmer schlief, hörte die gleichen Töne mit mir. Morgens früh erzählte mir Frau H. sogleich, was bei ihr in der Nacht vorgefallen und was sie zur Geistin gesagt, und ich konnte ihr das, was bei uns vorgefallen, nicht verschweigen. Als ich es meiner Frau erzählte, sagte mir diese, sie wolle es mir nun erst sagen: die ganze Nacht hindurch habe sie die Empfindung gehabt, als sey etwas Unheimliches im Zimmer, es habe auch sonst so sonderbare Töne im Zimmer gegeben, und als ich gerufen, es werfe mich etwas, so habe sie wohl in der Stille gedacht, was es gewesen, habe aber nicht davon sprechen mögen.

In der Nacht vom 3. kam der Geist des Jägers wieder und sagte zu ihr: „Sage mir etwas Tröstendes!“ Aber kaum hatte er dieses ausgesagt, so stand die Lichtgestalt da, die mit ihr sprach, wie sie sich ausdrückte: „In einer Sprache, die ich wohl fühlte, aber nicht nachsprechen kann. Diese Geister verweilen stets nur wenige Minuten.“

In der Nacht vom 6., als wir dießmal in einem andern untern Zimmer schliefen, warf es wieder, daß wir am Tönen erwachten, und zwar mitten im Zimmer bei verschlossenen Thüren, Fenstern und Läden. Wir brannten ein Nachtlicht, suchten nach, fanden und sahen aber nichts. In dieser Nacht war aber bei Frau H. kein Geist erschienen.

Als der Geist des Jägers am 9. Nachts mit der Lichtgestalt wieder erschienen, war das Mädchen von Löwenstein (von der schon oben gesprochen wurde) in dem gleichen Zimmer. Diese sah und beschrieb mir den Geist des Jägers am Morgen genau,

aber was eigen war, die Lichtgestalt, die Frau H. sah, sah sie nicht. Aber sie sagte mir, daß sie dießmal große Bangigkeit angewandelt habe. Frau H. sagte: „Man sieht die Geister, hauptsächlich aber die seligen, mit dem geistigen Auge, das im fleischlichen liegt.“ —

Am 11., Nachts 12 Uhr erschien die Geistin und der schwarze Geist. Die Geistin trat bis unter die offene Thüre des Schlafzimmers, und der schwarze Geist stand im Hintergrund. Im gleichen Moment stand die Lichtgestalt da, und jene flohen schnell wie ein Blitz, ihr anscheinend durchs Fenster, davon.

Am 15., Morgens halb 4 Uhr kam der Geist des Jägers und sogleich wieder die Lichtgestalt, die wie immer auch jetzt an jenen Geist religiöse Worte richtete. Das dreijährige Kind der Frau H., das diese Nacht in dem äußern Zimmer lag, durch das der Geist des Jägers immer ging, fing, als der Geist zurückging, auf einmal zu schreien an, und als man es um die Ursache fragte, deutete es an die Thüre und gab mit Worten zu verstehen, daß da etwas Schreckbares hinausgegangen sey.

In der Nacht vom 20. kam der Jäger und die Lichtgestalt wieder. Ersterer sagte: „Morgen kommt jener, den du den Burggeist nennst.“ — Die Lichtgestalt richtete an ihn, wie immer, religiöse Worte. Er hatte nun nicht mehr die frühere Kleidung, sondern einen lichten Faltenrock an, und wurde immer lichter und leichter.

In derselben Nacht kamen auch die Geistin und der schwarze Geist bis in das äußere Zimmer und sahen von diesem in das innere herein. Eine fremde Person, die in dieser Nacht im äußeren Zimmer schlief, wurde öfters durch ein Zupfen an ihrer Bettdecke erweckt, hörte ein Gehen wie auf Socken, und fühlte ein Engseyn, sah aber nichts.

In der Nacht vom 21. auf den 22. November kam der Geist, den wir den Burggeist nannten, nach langer Zeit wieder. Er sagte nur: „Kannst du nicht bis zu dem 15. Februar auf die Burg gehen, so komme ich wieder.“

Frau H. beschrieb ihn am andern Tage ganz so, wie sie ihn, vor ihrem sogenannten Erwachen beschrieb.

In der Nacht vom 3. Februar erschien auf einmal das Weib von der Burg mit dem kleinen schwarzen Geist wieder. Sie blieb mit ihm an der offenen Thüre stehen und sagte nur: „Nun kommt bald dein lieber gnädiger Herr!" Frau H. antwortete ihr nichts, und sie ging.

In der Nacht vom 5. auf den 6. Februar kamen dieselben mit gleichen Reden wieder.

In der Nacht vom 15. Februar erschien, wie schon längst vorausgekündigt war, jener Burggeist, und dießmal wieder in Begleitung des Jägers. Er sagte zu Frau H.: „Weil du heute nicht mit mir kannst, so erscheine ich dir, wenn du auf die Burg kannst, es mag seyn wann es will." Der Jäger sagte: „Nun komme ich nicht mehr; ich komme jetzt an einen bessern Ort, doch noch nicht in einen hohen Grad der Seligkeit. Käme ich noch nicht an diesen Ort, hätte jener auch noch länger kommen müssen. Er sagte dir, er komme am 15., weil er wußte, daß das die Zeit war, wo ich an den bessern Ort komme."

Als sie dieß gesprochen hatten, gingen sie, und erschienen nicht wieder.

Frau H. blieb aber zu schwach, um je auf die Burg zu gehen.

Nachdem die obige Geschichte der Frau H. mit dem Burggeiste hier zum Theil bekannt geworden, kam (am 9. August 1827) ein hiesiger öffentlicher Diener zu mir und machte mir folgende Erzählung.

„Als ich noch auf dem nahen Hofe von hier wohnte, vor 10 Jahren, lief oft, sowohl bei Tag als bei Nacht, in meinem Hause etwas Unsichtbares die Treppen auf und ab, und öffnete selbst die verschlossenen Thüren. Auch meine Kinder wurden mit dem Ton dieser Schritte ganz bekannt, und es wurde uns völlig zur Gewohnheit; erblicken aber konnten wir alle nichts. Als ich hier angestellt wurde, kam ich auf das Häuschen auf der Stadtmauer zu wohnen, wo der Weg auf die Burg geht. Hier ließen sich zuerst wieder jene Tritte vernehmen, aber später wurde es

mir sichtbar. Es war zuerst in einer Nacht, da erblickte ich eine Gestalt an dem untern Gestell meines Bettes. Die Gestalt war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren. Auf dem Kopfe hatte er einen Hut von runder Form, trug ein graues Kleid und Beinkleider, welche in Stiefel gingen, an denen Sporen waren. Gestalt und Wesen schienen mir einen vornehmen Herrn zu verrathen. Er sprach mich an, die Rede ging etwas schwer wie aus hohler Brust, er sagte: „Komm mit mir auf die Burg!“ Ich konnte nichts erwiedern. Dieser Geist, der aber nun bei Tag und bei Nacht in meinem Hause aus- und einging, wurde mir nun häufig unter dieser Gestalt sichtbar, auch sprach er von nun an öfters mit mir. Aus Allem, was er sprach, ging hervor, daß er etwas, was ihn sehr hindert, in einem Gewölbe verborgen, wozu der Eingang am Fuß der Ringmauer ist, welcher nun das Jungfernloch genannt wird, und daß er mit einem Andern in Verbindung stand, an den er durch einen Schwur gebunden war.

Einmal erschien er am hellen Tage bei mir, zupfte mich an den Seitenhaaren und sagte zu mir: „Komm mit mir auf die Burg Nachts 10 Uhr.“ Ich versprach es ihm und machte mich diese Zeit dahin auf den Weg. Als ich zum kleinen Thörchen der Burg kam, erblickte ich Jemand, der von dem dicken runden Thurme (dem Rondell) auf mich zuging. Da dieser rechts herkam, zu dem Jungfernloche, wo mich der Geist hinwies, es aber links geht, hielt ich diesen für einen dritten Lebenden. Ich erschrack, und aus Furcht zur Rede gesetzt zu werden, was ich hier so spät noch beginnen wolle, ging ich wieder durch das Burgthor zurück. Da wandte sich Jener, — hinter dem ich auf dem Rückwege noch eine kurze, unförmliche, schwarze Gestalt erblickte, vor der er sich zu scheuen schien, gegen das Jungfernloch hin und stöhnte laut, daß es mich tief in der Seele betrübte, aber ich hatte nicht den Muth wieder vorwärts zu gehen, obgleich ich jenen nun als den mir bekannten Geist erkannte. Seitdem habe ich auch in meinem Hause nichts derlei mehr gesehen noch gehört.“ —

Dieß ist die unbefangene Erzählung eines ganz einfachen Mannes, in welcher Aehnlichkeiten mit der so eben gegebenen Erscheinungsgeschichte der Frau H. nicht zu mißkennen sind.

Frau H. hatte diesen Mann nie gesehen und von seiner Geschichte nie das Mindeste gehört.[1]

Eine fremde Thatsache zur Vergleichung mit denen der Seherin.

Wenn in den hier oben angeführten Thatsachen so viele Dinge vorkommen, die so manchem Leser unglaublich sind, so wird derselbe in nachstehender Geschichte noch viel unglaublichere Dinge finden: Dinge, die er im kleineren Maßstabe auch in den hier gegebenen Geschichten unserer Seherin fand, die aber in dieser folgenden in einer Steigerung hervortreten, die dem Leser, der schon das kleinere nicht glaubte, in solcher Ausdehnung allerdings noch unglaublicher erscheinen müssen.

Der glaubige Leser aber, der, wie in den frühern Geschichten, auch hier ein Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere nicht mißkennt, wird einsehen, wie auch in dieser Geschichte, die so ganz außer Verbindung mit denen unserer Seherin steht, sich jene überirdischen Wesen auf Weisen in dieses Leben herüber bemerkbar zu machen suchten, die den oft in den Geschichten unserer Seherin vorkommenden Wesen sehr ähnlich sind, und nur von ihnen durch ihre Größe abstehen.

Auch hier fand ein Werfen leichter Gegenstände statt, aber bis zur Steigerung sehr schwerer. Wie in der Geschichte unserer Seherin ein Sessel, wurden hier von unsichtbarer Hand zwei Serviette bis an die Decke des Zimmers gehoben und kamen ausgebreitet wieder hernieder, auch bewegten sich sonst oft sehr schwere Gegenstände, von unsichtbarer Kraft gehoben, durch den Raum des Zimmers, und es träte hier die Macht des Nervengeistes in seiner Verbindung mit der Luft (wahrscheinlich durch

[1] Die Vertheidiger der Ansteckungstheorie können sich hier nicht anders helfen, als daß sie annehmen, daß jener Mann, als er dieses wahnsinnige Schauen zehn Jahre vor der Frau H. hatte, damals damit die Luft inficirte. Zehn Jahre lang blieben jene Bilder in der Luft, in der Gegend der Burg v. W. schwebend, bis sie nach dem Verlaufe von zehn Jahren die empfängliche Frau H. wieder aufnahm und andere, z. B. jenes Mädchen von L. damit inficirte.

die Vermittlung eines noch unbekannten Prinzips in derselben) auffallender als in all den früher angeführten Thatsachen auf. Auch in dieser Geschichte wurde ein weiblicher Geist, wie es scheint, ganz in der nach unserer Seherin allen weiblichen Geistern eigenen Verschleierung, sichtbar.

Die Männer, die diese Geschichte erlebten, waren alle gesund, auch war kein Schlafwaches in ihrer Nähe, und es fällt bei ihr daher die zur Erklärung so bequeme Annahme einer magnetischen Ansteckung und eines Zustandes magnetischen Traumlebens hinweg.

Hr. Hofrath Hahn von Ingelfingen schrieb diese Geschichte, wie er sie im Schlosse Slawensik in Schlesien (das im vorigen Jahre, durch einen Blitzstrahl entzündet, abbrannte) beobachtete, schon im Jahre 1808 nieder und machte mir von ihr die hier folgende Mittheilung im Sommer 1828.

„Der regierende Fürst zu Hohenlohe Neuenstein-Ingelfingen gab nach dem Feldzuge der Preußen gegen die Franzosen im Jahre 1806 dem in seinen Diensten stehenden Hofrath Hahn aus Oehringen im Hohenlohischen in Liegnitz den Befehl, sich nach Slawensik zu begeben, um auf diesen Hohenlohischen Gütern die Rückkehr des Fürsten nach Schlesien (von dessen Hauptstadt Breslau derselbe Gouverneur war) abzuwarten. Se. Durchlaucht begab sich von Liegnitz aus nach den Hohenlohischen Fürstenthümern, und Hahn trat den 19. November gedachten Jahres 1806 diese Reise nach Oberschlesien an. Der im Regiment Gettkant-Husaren als Cornet gestandene Karl Kern aus Künzelsau, war bei Pasewalk in französische Gefangenschaft gerathen, auf Ehrenwort entlassen, und da er hülflos nach Liegnitz kam, und sich bei seinem Landesherrn meldete, so erhielt er von demselben die Erlaubniß, einige Zeit bei Hahn zubringen zu dürfen, um seine Auslösung abzuwarten. Hahn und Kern waren Jugendfreunde, und ihr Schicksal hatte beide in den preußischen Staaten wieder zusammengeführt, weßwegen sie sich dann bei ihrer Ankunft in Slawensik in ein Zimmer und zwar in dasjenige im Schlosse einlogirten, welches im ersten Stocke das hintere Eckzimmer ausmacht, und von der einen Seite nach Norden, von der andern nach Osten sieht. In der rechten Wand, wenn man zu der Thüre dieser Stube

hereintritt, war eine Glasthüre angebracht, welche in eine mit Brettern von den folgenden Zimmern unterschiedene Kammer führte. Die Thüre der Bretterwand war gut verschlossen, da in dem darauf folgenden Zimmer allerlei Hausgeräthschaften aufbewahrt wurden. Sowohl in dieser Kammer, als auch in der Wohnstube, waren weder Oeffnungen, noch sonst etwas zu sehen, was die Möglichkeit einer Verbindung mit außen, bei zugemachten Thüren und Fenstern, hätte wahrscheinlich machen können. Es wohnten außer den beiden Freunden und den beiden Kutschern des Fürsten nebst dem Burschen Hahns keine Menschen im Schlosse. Sämmtliche Einwohner waren unerschrockene Leute, und sowohl Hahn als Kern, frei von Vorurtheilen, glaubten nichts weniger als Hexen- und Gespenstergeschichten, wozu sie auch nie durch frühere Erfahrungen Veranlassung erhalten hatten. Hahn hatte sich während seiner Universitätsjahre sehr und nachher viel mit Philosophie abgegeben, Collegia in Jena bei Fichte gehört und Kants Schriften eifrig studirt. Das Resultat seines eigenen Nachdenkens war damals reiner Materialismus, und die Kreatur hielt er für das Mittel der ihr verborgenen Zwecke, und nicht sie für den Zweck selbst. (Dieß hat sich seitdem geändert, wie mancher in dem vierzigsten Jahre anders denkt als in dem zwanzigsten.) Dieß der Erzählung wunderbarer Ereignisse voranzuschicken, war um deßwillen nothwendig, weil sie dadurch an Glaubwürdigkeit gewinnt und daraus hervorgeht, daß die Vorfälle mit Kaltblütigkeit, mit dem dazu gehörigen Muthe, und nicht von Unwissenden geprüft worden sind.

Beide Freunde lebten in den ersten Tagen ihres Aufenthalts in gedachtem Schlosse einsam, und beschäftigten sich in den langen Winterabenden mit Lesen der Schiller'schen Werke, weil beide große Verehrer dieses unsterblichen Dichters waren, und gewöhnlich las Hahn vor. Nachdem so drei Tage verflossen waren, saßen sie allein bei gleicher Beschäftigung an dem Tische, der in der Mitte der Stube stand; bald aber, ungefähr gegen 9 Uhr Abends, wurden sie durch kleine Stückchen Kalk, die in das Zimmer fielen, im Vorlesen unterbrochen. Bei Untersuchung derselben schien es, als wären sie von der Mauer abgefallen, indem sie dünn waren der Plafond war das Erste, was sie

betrachteten, jedoch war nichts Schadhaftes an ihm, oder eine Beschädigung an der überweißten Gypsdecke zu sehen. Während über diesen Kalkregen und seine wahrscheinliche Ursache gesprochen wurde, fielen nun derbere Stücke Kalk, die beim Befühlen kalt waren, als kämen sie von einer der Luft ausgesetzten Mauer.

Die Schuld wurde endlich gemeinschaftlich dem alten Gemäuer zugeschoben, und sie legten sich ruhig und mitten unter dem Fallen des Kalks zu Bette, schliefen auch ungestört bis zu dem andern Morgen, wo dann nur die Menge der Kalkstücke, die den Boden bedeckten, einigermaßen in Verwunderung setzte, besonders da auch bei Tage keine, ja nicht die mindeste Veränderung oder Beschädigung an Wänden oder Decke bemerkt werden konnte; jedoch war der Vorfall bis zum kommenden Abend, der wieder allein zugebracht werden sollte, vergessen. Jetzt wurde es unruhiger, denn nun fielen nicht mehr Kalkstücke, sondern sie wurden geworfen, und einige davon trafen Hahn. Zugleich hörte man heftige Schläge, wie entfernter Kanonendonner, die bald unter dem Fußboden, bald über der Decke zu seyn schienen. Beide Bewohner legten sich auch dießmal, diese Dinge immer noch natürlichen Ursachen zuschreibend, zu Bette. Die Heftigkeit der Schläge ließ sie aber nicht einschlafen, und Kern beschuldigte Hahn, daß er durch starkes Stoßen gegen die untere Brettseite seines Bettes mit den Füßen diesen Schall hervorbringe, und nur nachdem sich Kern von dem Gegentheil überzeugt hatte, indem er mit dem Licht vor das Bett Hahns getreten war, wurde beiden der Vorfall bedenklicher, besonders da Hahn glaubte, der Schall würde von Kern bewirkt, welcher Streit nur aufhörte, als sich beide wieder nahe standen, und dennoch die Schläge fortdauerten.

In den folgenden Abenden kam zu dem Kalkwerfen, zu den Schlägen noch ein drittes Getöse, welches dem Rühren einer Trommel sehr ähnlich war, doch war letzteres nicht stark hörbar, und es schien entfernt zu seyn. Es wurde nun von der damaligen Schloßverwalterin Knittel sowohl der Schlüssel in das Zimmer über dieser Stube als auch in das darunter liegende verlangt, und der Bijoutier Knittel, ihr Sohn, der sich damals bei seiner Mutter aufhielt, brachte sie sogleich selbst. Hahn

blieb im Zimmer zurück, Kern und Knittel untersuchten die obere und untere Pièce, wovon die obere eine leere Kammer, die untere eine Küche war. Sie polterten, ihr Lärmen war aber weit von dem verschieden, was Hahn fortwährend um sich hörte. Als beide von ihrer Untersuchung zurückkamen, scherzte Hahn mit ihnen und behauptete spöttisch: es spuke. Als sie sich auch dießmal legten, wurden die Vorfälle noch ernstlicher, denn man hörte auf dem Fußboden bei brennendem Licht ein Schlürfen, als ginge Jemand schleppend mit Pantoffeln, welches damit verbunden war, daß es schien, als stieße ein Mensch Schritt vor Schritt mit einem Stocke, wie sich stützend, auf den Boden, und dieß Letztere wanderte, dem Schalle nach zu urtheilen, in der Stube umher. Fortdauernd ließ Hahn seiner muntern Laune den Lauf, Kern lachte, und scherzend schliefen sie mitten unter diesem anhaltenden Getöse ein. Noch war im Ernste keinem eingefallen, eine unnatürliche Wirkung zu vermuthen, denn beide waren zu fest in ihrem Glauben und zu furchtlos, als daß sie hätten schon hierdurch wanken sollen. Jedoch die folgenden Abende waren um so wunderbarer in ihren Ereignissen, und bald war keine natürliche Ursache mehr zu finden, wodurch die Vorfälle hätten erklärt werden können. Es fing nun an mit Gegenständen, die in der Stube befindlich waren, zu werfen. Messer, Gabeln, Bürsten, Mützen, Pantoffeln, Vorlegschlösser, Trichter, Lichtscheeren, Seife, kurz was beweglich war, selbst Leuchter flogen bald aus dieser Ecke, bald aus jener, umher, und hätte man diese Sachen liegen lassen, so wäre bald eine totale Umwälzung vorhanden gewesen; dabei fiel noch immer mitunter etwas Kalk, oft in Stücken wie ein Hühnerei, doch hörten die Schläge gänzlich auf. Beide Freunde riefen nun außer den fürstlichen Kutschern des Hofraths Bedienten, auch Knittel, den Wächter im Schlosse und mehrere andere Personen herbei, und Alle waren des eben Beschriebenen Zeuge. Gegen Morgen wurde es öfters ganz ruhig, oft auch schon gegen 1 Uhr des Nachts. Eines Abends wollte Kern in die früher berührte Kammer gehen, um etwas zu holen, als ihn ein schreckliches Gepolter, das von der Bretterwand zu kommen schien, wieder unter die Thüre zurücktrieb; Hahn ergreift sogleich das Licht, gemeinschaftlich dringen beide in das Gemach und finden

ein großes Stück Holz unweit der Bretterwand liegen. Wenn nun gleich dadurch das Geräusch bewirkt werden konnte, so blieb es doch unbegreiflich, wie es in Bewegung gesetzt wurde, da keine Kreatur in der Kammer zu finden, Kern nur während des Gepolters erst in die Kammer getreten war, und die Thür in der Bretterwand fest verschlossen gefunden wurde. Auch hatten beide nie ein Stück Holz in der Kammer liegen sehen. Von dem Tische unter den Augen beider erhoben sich oft Lichtscheeren und Messer, und fielen nach mehreren Minuten wieder zu Boden. So fiel einst Hahns große Papierscheere zwischen denselben und den einen der fürstlichen Kutscher nieder, und spießte sich fest in den Fußboden. Bisher verstrichen zwar manche Nächte ganz ruhig, und die unruhigsten waren nicht vermögend, den Entschluß Hahns zu ändern, fortdauernd in dem Zimmer zu wohnen. Jedoch, nach ungefähr drei Wochen, in welchem Zeitraume dieses Lärmen fortdauerte, und den beiden Bewohnern keine Ruhe ließ, entschlossen sie sich, ihre Betten in das obere große Eckzimmer tragen zu lassen, um einmal wieder eines ungestörten Schlafes zu genießen; aber auch hier sollte ihnen dieser nicht vergönnt seyn, und kaum dort angekommen, hörten sie dieselben heftigen Schläge, die zwei Tage früher in der untern Stube den Anfang dieser sonderbaren Ereignisse machten. Dabei flogen Sachen durch das Zimmer, von denen sie gewiß wußten, daß sie in dem untern zurückgelassen waren. „Mag es hier werfen, wie es will," rief Hahn aus, „ich werde doch schlafen!" Da fing Kern an, sich zu entkleiden, und ging, den Vorfällen sichtbar nachdenkend, dabei auf und ab. Auf einmal blieb er vor dem Spiegel stehen, in den er zufällig gesehen hatte. — Er mochte ungefähr zehn Minuten hineingestarrt haben, als er heftig anfing zu zittern und leichenblaß den Spiegel verließ. Hahn glaubte, daß ihm die Kälte in dem ungeheizten Zimmer zusetze, und eilte, ihm einen Mantel überzuwerfen. Kern, der sonst von Natur viel Muth besaß, sammelte sich schnell und erzählte Hahn mit bebenden Lippen: er habe zufällig in den Spiegel gesehen und bemerkt, daß eine weibliche weiße Figur herausschaue und zwar vor seinem eigenen Bild, das er hinter der Figur wohl gesehen. Er habe sich lange nicht überzeugen können und wollen, und daher hätte er die Erscheinung so lange

betrachtet; gerne hätte er sich auch selbst überredet, sie wäre ein Spiel seiner Phantasie, ruhig und kalt wäre er bis auf den letzten Moment geblieben; als er aber gesehen, daß die Augen der Erscheinung in die seinigen sähen und sich einigemal lebhaft bewegten, habe ihn der Schauer überfallen, in dem er den Spiegel verlassen. Hahn ging nun mit festem Schritte vor den Spiegel und forderte die Erscheinung auf, auch ihm sich zu zeigen; er sah jedoch nichts als sich selbst, ungeachtet er eine Viertelstunde stehen blieb und seine Aufforderung öfters wiederholte. Kern erzählte nun weiter, daß die Figur ein zwar altes, aber nicht mürrisches oder finsteres Gesicht gehabt, daß es mehr gleichgültig, aber ganz blaß und der Kopf mit einem weißen Tuche verhüllt gewesen sey, so daß nur das Gesicht sichtbar geblieben. Unterdessen war es 4 Uhr des Morgens geworden; der Schlaf war entflohen, sie kehrten in das untere Zimmer zurück, und wollten die Betten wieder dahin bringen lassen, aber die darnach geschickten Leute konnten mit aller Mühe die unverschlossene Thüre des verlassenen Zimmers nicht öffnen, und nachdem sie das zweitemal leer zurückkamen, begab sich Hahn selbst wieder in den zweiten Stock und öffnete dann zum Erstaunen der Anwesenden, mit einem einzigen Druck auf die Klinke, das Zimmer. Die vier Menschen, die nach den Betten gingen, waren bereit, eidlich auszusagen, daß sie alle Gewalt die Thüre zu öffnen vergeblich angewendet, unerachtet sie wohl gefühlt, daß sie von innen nicht verriegelt gewesen.

Unter allen diesen sonderbaren Vorfällen war ein Monat verstrichen, die Spukgeschichte wurde in der Gegend bekannt, und unter Andern überzeugten sich auch zwei bayerische Offiziere von der Unbegreiflichkeit derselben. Es waren dieß der Rittmeister v. Cornet und dessen Lieutenant von Magerle im Dragonerregiment Minuci, die zum Belagerungscorps von Kosel commandirt waren. Der v. Magerle bat sich aus, allein in dem Zimmer zu verweilen. Von Cornet, Kern und Hahn verließen ihn daher mit der Abenddämmerung. Kaum aber hatten diese sich in dem gegenüber befindlichen Zimmer wenige Minuten aufgehalten, als der allein zurückgebliebene Magerle in ein heftiges Schelten ausbrach. Dieß begleitete er

bald darauf hörbar mit Säbelhieben auf Tisch und Stühle, und der v. Cornet hielt es für rathsam, um wenigstens die Möbel dem Eifer des v. Magerle zu entreißen, wieder zu ihm zu stoßen. Noch war die Thüre der berüchtigten Kammer verschlossen, und er öffnete auf das Zureden des v. Cornet. Auf die Frage, was ihn so erzürnt, erwiederte er noch im Grimme: „Das verfluchte Ding fing an, mich sogleich mit Kalk und andern Sachen zu werfen, sobald ihr das Zimmer verlassen hattet. Da ich aller Orten umhersah und Niemand entdeckte, der mich werfen konnte, so kam ich in Wuth, und haute blind um mich her."

Die Gesellschaft, aus den vier Personen bestehend, brachte den Rest des Abends in dem Zimmer zu. Die beiden Bayern beobachteten dessen bisherige Bewohner, um sich zu versichern, daß die Vorfälle nicht durch sie bewirkt werden. Als Alles ruhig um den Tisch saß, erhob sich auf einmal die Lichtscheere, und fiel hinter Magerle zu Boden. Darauf flog eine Bleikugel durch die Luft und traf Hahn auf die Brust. Nicht lange nachher entstand ein fürchterliches Getöse an der von den Beobachtern entfernten Glasthüre; es war, als stieße Jemand mit der Faust durch das Fenster. Unter tobendem Geräusch fiel etwas Glasähnliches zur Erde, bei der augenblicklichen Untersuchung fand sich die Glasthüre unversehrt, ein Bierglas aber lag zertrümmert auf dem Stubenboden. Hierdurch erhielten beide Krieger hinreichende Ueberzeugung; sie verließen bald das Zimmer, um in einem benachbarten ungestört zu schlafen.

Unter andern sonderbaren Vorfällen ist hauptsächlich noch einer zu bemerken. Hahn wollte sich eines Abends gegen 8 Uhr rasiren. Das Rasirzeug lag auf einer in der Ecke stehenden und für Gläser bestimmten Pyramide. Als er noch einige Schritte von derselben entfernt war, flog ihm nach und nach, von der Pyramide herab, die Seifenbüchse, das Rasirmesser, der Pinsel und endlich noch ein Stück Seife zu Füßen. Er lachte darüber mit Kern, der hinter ihm am Tische saß, denn sie waren nun bereits so an diese Dinge gewöhnt, daß sie ihnen zu Scherz und Zeitvertreib dienten. Hahn goß sich Wasser in ein Becken, mit der Bemerkung, das Wasser, in das er den Finger getaucht und das am Ofen gestanden, sey warm, und

werde zum Rasiren tauglich seyn. Er setzte es vor sich auf den Tisch, und strich das Messer; als er aber eingießen wollte, um den Schaum zu bereiten, war das Wasser rein aus dem Becken verschwunden.

Ein andermal weckte der Kobold Hahn dadurch, daß er ihm zusammen gedrücktes Tabaksblei dreimal, und zwar ein und dasselbe Stück, an den Kopf warf. Das erstemal wollte Hahn das Stück Blei vom Boden aufheben, ehe er aber dazu gelangte, traf ihn dasselbe schon wieder, und das drittemal etwas heftig, worauf Hahn den unsichtbaren Geist einen groben Flegel schalt.

Der Buchhalter Dörfel war oft Zeuge dieser Begebenheiten. Er legte einst seine Mütze auf den Tisch am Ofen; als er nach Hause gehen und sie wegnehmen wollte, war sie nicht vorhanden, und alles Suchen von mehreren Personen war vergebens; sie blieb verschwunden. Wohl vier- bis fünfmal untersuchte er den Tisch, endlich nach einer kurzen Zeit fand sie sich auf demselben Orte liegend, wo er sie abgelegt hatte. Auf denselben Tisch hatte Knittel seine Mütze gebracht, nahm sich einen Stuhl, und im Augenblicke des Niedersitzens lag die Mütze, indem sie hoch durch die Stube flog, zu seinem Schrecken ihm wieder zu Füßen, und doch waren die drei anwesenden Personen nahe beisammen, auch wenigstens fünf Schritte von dem Tisch entfernt. Hahn nahm nun Gelegenheit, diese Vorfälle allein zu untersuchen. Er setzte sich bei zwei brennenden Lichtern an seinen Schreibtisch, von wo aus er die ganze Stube, besonders beide Thüren und beide Fenster, beobachten konnte; aber auch allein, ja im ganzen Schloß allein, wenn die Stallleute im Stalle zu thun hatten, und Kern ausgegangen war, widerfuhr ihm dasselbe Schicksal, sogar die Lichtscheeren wurden unter seinen Augen umhergeschleudert, unerachtet er mit der angespanntesten Aufmerksamkeit weder an den Thüren, Fenstern, noch sonst wo etwas entdecken konnte.

Der Oberförster Rabezensky brachte auch einmal eine Nacht in dem Zimmer zu. Unerachtetet die beiden Bewohner fest schliefen, so ließ ihm der Kobold keine Ruhe; er wurde unaufhörlich durch Werfen bombardirt, und den andern Morgen fanden sich in seinem Bette wirklich allerlei Stubengeräthschaften.

Hahn setzte sich einst vor, trotz dem Getrommel, das fast jeden Abend zu hören war, trotz allem Werfen, dennoch zu schlafen. Ein heftiger Schlag an der Wand neben seinem Bette weckte ihn aus dem ersten Schlummer. Knittel und Kern saßen an dem Tisch, und beobachteten, hörten auch den Knall, der den Hofrath erweckte. Dieser schlief zum zweitenmal ein; er wurde aber von einer Empfindung zum Wachen gebracht, ähnlich der, wenn man einen Finger in das Wasser taucht, und einem damit in das Gesicht spritzt. Um dieß wachend zu fühlen, that er, als schlief er fort, und beobachtete genau die am Tische Sitzenden; das Spritzen dauerte aber fort, unerachtet er kein Wasser im Gesichte fühlte.

Hahn machte unterdessen eine Reise nach Breslau; als er zurückkam, hörte er von Kern den wunderbarsten Vorfall. Kern ließ nämlich den Burschen Hahns, während dessen Abwesenheit, in der schon oft berührten Kammer schlafen, um nicht allein zu seyn. Als Kern schon zu Bette lag, und der Bursche (ein Mensch von sehr einfältiger Art, und 40 Jahre alt, Namens Johann Reich) unter der Glasthüre stand, um noch mit Kern eine Verabredung zu nehmen, hatten sie das sonderbare Schauspiel, daß der von jedem fünf Schritte entfernte und auf dem Tisch stehende Bierkrug sich langsam erhob, in einer Höhe von 3 Fuß umbog, und in ein dabeistehendes Glas goß, bis dieses halbvoll war. Der Krug setzte sich sanft und langsam nieder, und in demselben Augenblick erhob sich das Glas eben so, goß sich aus, und Johann rief schaudernd: „Herr Jesus! es schluckt!" Denselben Ton hatte auch Kern gehört. Es war keine Spur von ausgegossenem Bier auf dem Tische zu sehen, und das Glas setzte sich eben so sanft, wie der Krug, nieder. Hahn wollte dieß von dem Johann beschwören lassen, wozu sich dieser Mensch bereitwillig zeigte, er ließ es aber nicht zur Vollziehung kommen, da er gewiß wußte, daß die Sache wahr war, weil er den ernsten Willen zum Schwören zeigte.

Zu den letzten Ereignissen gehört nun noch, daß einst der Hütteninspektor Knetsch von Koschentin mit Kern und Hahn eine Nacht in diesem Zimmer zubringen wollte. Bis zum Schlafengehen war des Werfens kein Ende, doch legten sich alle drei zu Bette. Die Lichter brannten, und die drei Personen sahen

nun, wie zwei Servietten sich frei in die Mitte der Stube langsam bis an die Decke erhoben, sich dort ausbreiteten, und so flatternd wieder herabkamen. Ein porcellanener Pfeifenkopf, Kern gehörig, flog umher und zerbrach. Darauf wurde allgemein beschlossen, für diese Nacht, nachdem Kern und Hahn zwei Monate unter diesen Vorfällen ausgedauert hatten, auszuziehen. Es fielen Messer und Gabeln, und von letztern Hahn eine auf den Kopf, jedoch nur mit dem Hefte. Johann und Kern nahmen ein Bett, und brachten es in die Stube gegenüber. Sobald sie abwesend waren, kam, ohne daß die Thüre geöffnet war, ein in der Kammer gestandener Sauerbrunnenkrug herausgeflogen, zu den Füßen der beiden Zurückgebliebenen. Auch ein Leuchter von Messing fiel, indem er aus einer andern Ecke geschleudert schien, zur Erde. In der Stube gegenüber wurde der Rest der Nacht ruhig verschlafen, unerachet von da aus noch einiger Lärm in dem verlassenen Zimmer gehört werden konnte. Hier blieb es ruhig, überhaupt fiel nur noch eine einzige sonderbare Erscheinung vor. Hahn kam nämlich Abends, einige Wochen nach dem Auszuge, nach Hause. Als er über die Brücke am Schlosse, die nach der Thüre führt, ging, hörte er einen Hund hinter sich treten; er sah sich um, aber konnte keinen entdecken; er that dieß öfters und rief, besonders als er ganz deutlich den Tritt eines Hundes auf den Steinen, mit denen der Eintritt des Schlosses belegt ist, hörte, einer Windhündin, die ihm sehr anhänglich war. Aber auch jetzt, und als er das Steigen des Hundes hinter sich die Treppe hinauf vernahm, sah er nichts, und hielt die ganze Sache für Täuschung. Kaum in die Stubenthüre getreten, kommt ihm Kern entgegen, nimmt ihm die Thür aus der Hand, und ruft der Windhündin bei Namen, kommt aber sogleich mit der Aeußerung zurück: es ist doch curios, die Hündin kommt doch sonst gleich, wenn man ihr ruft, eben ist sie mir aber auf einmal wie verschwunden. Hahn fragte nun: ob er einen Hund gesehen habe? Er erwiederte: „Freilich! er war ganz dicht hinter dir, und schon halb in der Thüre, da sah ich, daß du nichts von dem Hunde bemerkest, und nahm dir die Thüre aus der Hand, weil ich befürchtete, du klemmest das arme Thier, durch rasches Zumachen, zwischen die Thüre. Es war ein weißer Hund, und ich hielt

ihn für die Flora," (der Name der Hündin). Hahn sah nun zugleich nach der Hündin, sie wurde aber im Stalle versperrt gefunden, und war den ganzen Tag nicht losgekommen. Wenn nun gleich eingewendet werden kann, daß Hahn sich getänscht, wenn er eines Hundes Tritt hinter sich hörte, so bleibt es doch sonderbar, daß Kern, ehe er ein Wort von seinem Freunde vernommen, einen weißen Hund hinter ihm sah, da es in der ganzen Gegend keinen weißen Hund gab, und daß ihm dieser so schnell verschwand, da es noch nicht dunkel war, und Kern ein sehr scharfes Auge besaß.

Hahn bewohnte nachher das Schloß anderthalb Jahre, ohne irgend etwas Aehnliches zu erfahren; auch Menschen, die das berüchtigte Zimmer eben so lange inne hatten, bemerkten nichts mehr.

Unenthüllt blieb die Geschichte, und bei allem Nachdenken über diese mancherlei Erfahrungen, bei dem eifrigsten Bemühen, natürliche Ursachen aufzufinden, blieben dennoch die Beobachter im Dunkeln, und keiner war im Stande, auch nur entfernt natürliche Wirkungen aufzufinden, zumal es Niemand in dem ganzen Dorf und Gegend gab, dem man so große Geschicklichkeit zutrauen konnte. Und was sollte ein Mensch für einen Zweck damit verbinden? Das alte Schloß hat, außer für seinen Besitzer, für Niemand großen Werth. Ueberhaupt läßt sich in der ganzen Sache kein vernünftiger Zweck finden, und doch wurden mehrere Menschen so oft beunruhigt, manche erschreckt, und die Bewohner des Zimmers gewöhnten sich in zwei vollen Monaten so an die Sache, wie sich der Mensch auch an ein Uebel gewöhnen kann.

Schließlich kann nur gesagt werden, daß Hofrath Hahn diese Blätter für sich aufgesetzt hat, daß er darin auch im Geringsten nicht die Wahrheit verließ, ja mit der größten Gewissenhaftigkeit Alles mit dürren Worten beschrieb, daß aber sein eigenes Geständniß ist: „Ich habe Alles, wie es geschrieben steht, gesehen und gehört, habe bei allen Gelegenheiten die höchste Ruhe im Beobachten gefühlt; nie fühlte ich Furcht, selbst nicht einmal eine Anwandlung davon, und dennoch kann ich die Vorfälle nicht begreifen.

Niedergeschrieben den 19. November 1808.

August Hahn, Hofrath."

Es konnte nicht fehlen, daß auch diese so besonders auffallende Geschichte unter der Zahl derjenigen, die sie nicht mitmachten, Erklärer fand, die sich abmühten, sie auf natürlichem Wege auszulegen. Einige machten aus Kern einen gewandten Taschenspieler, der Hahn und seinen Genossen all diesen blauen Dunst vor die Augen machte; Andere wollten herausgebracht haben, Hahn und Kern seyen alle Abende vom Wein benebelt gewesen. Ich unterließ nicht, Hrn. Hofrath Hahn mit solchen Erklärungen bekannt zu machen, worauf er mir noch Folgendes mittheilte:

„Nach den gemeldeten Vorfällen wohnte ich mit Kern noch über ein Vierteljahr in einem andern Zimmer des in diesem Sommer durch einen Blitzstrahl abgebrannten Schlosses zu Slawensik, ohne auf eine natürliche Ursache über dieselben zu stoßen. Als wir jenes Zimmer verlassen hatten, blieben wir ungestört. Im Frühjahre 1807 verließ mich Kern, der im Herbst desselben Jahres an einem Nervenfieber zu Glatz starb. In jenem andern Zimmer wohnte ich bis zum December 1808, aber es blieb ruhig. Daß Kern jene Künste hervorgebracht haben soll, ist eine um so abgeschmacktere Behauptung, als dergleichen vorfielen, ohne daß Kern sich in dem Zimmer befand, ja als er selbst abgereist war.

„Jene müssen mich, in Wahrheit, für sehr schwach halten, die glauben können, daß ich mir zwei Monate lang von einem und demselben Stubengenossen solche Dinge hätte vormachen lassen können, ohne auf eine Spur zu gerathen, die zu entdecken ich so sehr bemüht war. Kern wollte bald ausziehen, da ich aber immer natürliche Ursachen zu entdecken hoffte, so entschloß ich mich erst zum Auszuge, als Kerns Pfeife, die er in Berlin theuer erkaufte, durch die unbegreifliche Kraft an die Wand geschleudert wurde und in Stücken zu Boden fiel. Erst als ich Kern über diesen Verlust sehr verdrießlich fand, gab ich nach, und wir zogen in ein anderes Zimmer.

„Taschenspielerkünste konnten nicht angewendet werden, denn dazu gehört doch ein Taschenspieler, und oft war ich allein Zeuge der Werfereien.

„Noch abgeschmackter ist aber das Urtheil, welches mir öfters vorgekommen und das zu Oehringen gehegt wurde: daß Kern

und ich wohl Abends benebelt gewesen seyn müßten. Der Wein ist in jenen Gegenden so theuer, daß es für uns sehr kostbar gewesen wäre, hätten wir uns als Weinländer in ihm betrinken wollen. Wir tranken schwaches Bier, denn der Branntwein ist dort auch nicht so reizend, daß man von ihm mehr trinkt, als was oft eine starke Strapaze auf der Jagd verlangt.

„Viele Vorfälle sind in dem Aufsatze nicht genannt, aber mein Gedächtniß ist mir so getreu in Thatsachen, das ich sie noch alle so genau weiß, als wären sie gestern vorgefallen. Lebende Zeugen der Ereignisse sind noch der Oberförster Radczorski zu Lassowitz, der Schloßwächter, der Bierbrauer, welche öfters dieselben mit ansahen. Außerdem befand sich der kön. bayerische Herr Lieutenant Magerle vom Regiment Minuci-Dragoner einst allein, und ehe es dunkel war, im Zimmer, und erlebte, was wir früher.

„Herr Hofrath Klenk besuchte mich später, und auch er wurde, wie er behauptete, eines Tages am hellen Morgen von der Wirklichkeit unbegreiflicher Kräfte überzeugt. Er wollte die Decke des Zimmers untersuchen, bediente sich eines Stockes dazu, stand auf dem Tisch, und als er mit dem Stocke gegen die Decke stieß, kam an demselben ein Pulverhorn herab, welches er kurz vorher in der andern Stube auf den Tisch gestellt hatte, an dem ich schrieb. Als dieß geschah, war Kern längst abgereist.

„Ich habe keine Untersuchungen, die mich auf natürliche Ursachen hätten führen können, versäumt. Mancher wird an mir mehr tadeln, daß ich nichts Uebernatürliches glauben will, als daß ich Aberglauben in mir hege. Furchtsamkeit ist auch mein Fehler nicht, wie mir Viele, die mich genauer kennen, bezeugen werden. Ich war also so ziemlich sicher vor mir selbst, und habe mich nicht über die Thatsachen täuschen können, da ich oft die Umstehenden fragte: „Was habt ihr gesehen?“ und sie mir jedesmal das antworteten, was ich selbst so eben gesehen hatte. Vom Jahre 1809 bis 1811 wohnte ich drei Stunden von Slawensik in Jakobswalde, weil der Fürst das Schloß bewohnte. Einiges fiel während des Fürsten Anwesenheit vor, doch kann ich, da ich es nicht selbst mit ansah, hierüber nicht das Nähere angeben. Auch der verstorbene Forstmeister v.

Killinger wurde von der Sache durch einen Vorfall überzeugt, dem er nahe war. Doch waren alle diese Ereignisse nur einzelne Fälle, das tägliche Lärmen hatte aufgehört.

„Noch immer bin ich nicht im Stande, von jenen Vorfällen irgend eine Ursache, oder auch nur einen vernünftigen Grund angeben zu können. Die Sache ist mir, wie Jedem, der sie beobachtete, ein Räthsel geblieben.

„An übereilte Urtheile über dergleichen Ereignisse muß man sich gewöhnen, und die Gefahr, für übersichtig gehalten zu werden, nicht scheuen, wenn man erzählt, was man nicht nur selbst, sondern noch viele andere Menschen, die zum Theil noch leben, mit angesehen haben. Mich rc.

Ingelfingen, den 24. August 1828.

Hofrath Hahn."

Nachtrag

zu dieser Geschichte von Slawensik.

Diese wunderbaren Vorfälle, die Herr Hofrath Hahn mit mehreren Andern in dem ehemaligen Schlosse zu Slawensik erlebte, mußten nach ihrem Bekanntwerden durch diese Blätter, wie die Geschichte der Seherin, starke Entstellungen und Verunglimpfungen erleiden.

Es ist meine Pflicht, das, was ich seitdem über diese Geschichte erfuhr, mitzutheilen:

„Ein sehr wahrheitsliebender, unparteiischer Mann von Stuttgart (es thut mir leid, daß ich nicht ermächtigt bin, hier seinen Namen zu nennen), mit dem ich gar nicht bekannt war, und der auch keinen Auftrag von mir dazu hatte, machte im Jahre 1830 eine Reise in das nördliche Deutschland und begab sich, der hier erzählten Geschichte wegen, auch auf einige Tage nach Slawensik zu den Herren Rentbeamten, die aber neu angestellt sind, sich wenigstens nicht mit Hrn. Hofrath Hahn im Jahre 1806 in jenem Schlosse befanden. Diese nun sagten, als Hr. N. aus Stuttgart sich nach jener Geschichte erkundigte: Sie wissen aus guter Quelle, daß der Hr. Fürst sehr mißliebig

aufgenommen, daß diese Geschichte, die eine Erfindung des Hrn. Hofrath Hahn sey, in der „Seherin von Prevorst“ gedruckt worden. Hr. Hofrath Hahn habe durch diese Vorspiegelungen sich wahrscheinlich eine andere Wohnung verschaffen wollen. Ein Weiteres seyen sie nicht im Stande ihm hierüber zu sagen.

„Hierauf suchte Hr. N. diejenigen auf, die sich gleichzeitig mit Hrn. Hahn in jenem Schlosse befanden, von welchen er aber nur noch einen Schloßwächter (Leopold) und einen Jäger traf.

„Diese nun bestätigten dem Hrn. N. die Geschichte nach allen ihren Umständen, ganz so wie sie Hr. Hofrath Hahn hier oben erzählte.

„Hr. N. ging nun wieder zu den jungen Beamten und sagte, ihre Aussage stimme mit der jener Zeitgenossen des Hrn. Hofrath Hahn nicht überein, wie das wohl käme?

„Auf dieß erwiederten sie: Der Schloßwächter sey ein alter dem Trunke ergebener Mann, und jener Jäger sey dazumal noch sehr jung gewesen (er war dazumal 18 Jahre alt), da habe Hr. Hofrath Hahn wohl leichtes Spiel gehabt, diese Menschen zu täuschen. Hiebei bedachten freilich jene Herren nicht, daß diese zwei Leute nicht die einzigen gewesen wären, mit denen Hr. Hofrath Hahn sein Spiel hätte treiben müssen. Es ist zu bedauern, daß Hr. N. nicht noch andere Zeitgenossen des Hrn. Hofraths Hahn zu Slawensik auffinden konnte. Von beiden Theilen erfuhr Hr. N. aber da noch, als ein ganz bestimmtes Ereigniß, daß, als man nach Abtragung des zerstörten Schlosses den Schutt desselben wegräumte, man ein eingemauertes männliches Gerippe (ohne Sarg) vorfand, dem der Schädel gespalten war. Zur Seite dieses Gerippes lag ein Schwert.“

Als ich Hrn. Hofrath Hahn von der Aussage jener neuen Beamten zu Slawensik und von jenem Funde im Schutte des Schlosses benachrichtigte, schrieb er Folgendes:

„Recht herzlich hab' ich über die Beschuldigung der jüngern Slawensiker Beamten gelacht, daß ich selbst die Erscheinungen im dortigen Schlosse hervorgebracht, um die sonst so verständigen und geistesgewandten Schlesier zu täuschen. So geht es aber immer, wenn man Gründe erfinden will, die Geschehenes ungeschehen machen sollen; solche Leute verlieren sich in die höchste Unwahrscheinlichkeit.

„Der Hüttenrath Korb wird mir das Zeugniß nicht verweigern können, daß ich in den Jahren 1806 — 1808 nicht daran denken konnte, eine andere Wohnung beziehen zu wollen, und zwar aus dem unumstößlichen Grunde, weil keine vorhanden war. War eine vorhanden, so bedurfte es dieser Mittel nicht, um sie zu beziehen. In jenem Zimmer blieb ich ja einzig so lange jener Vorfälle wegen, und zog nur in ein anderes, als sie zu bunt wurden.

„In meiner Eigenschaft als Bevollmächtigter des Fürsten hatte ich auch dergleichen Mittel gar nicht nöthig. Ich hatte Niemand darüber zu fragen, ob ich in ein anderes Zimmer des Schlosses ziehen dürfe: denn das ganze Schloß stand leer; aber in ein ganz anderes Haus zu ziehen, konnte ich nicht verlangen, weil keines da war. Um so possierlicher klingt die erwähnte Beschuldigung.

„Wenn der Sohn des Buchhalters Dörfel seinem Vater, wie ich vermuthe, im Amt nachgefolgt ist, so wird er es seyn, welchen Hr. N. gesprochen.

„Im Jahre 1806 und die folgenden Jahre, war derselbe in Sausenberg, 8 Meilen von Slawensik entfernt. Wenn ich ihn auf sein Gewissen fragen könnte, was ihm sein Vater, als Augenzeuge, über die Sache gesagt, so würde er gewiß anders sprechen, als ihm vorgeschrieben worden seyn mag. Doch kann auch ein anderer Beamter, der mich nicht kennt, und den ich nicht kenne, jene albernen Verleumdungen ausgesprochen haben.

„Prinzessin Sophie dahier in Ingelfingen, meine Gattin und ich, müssen dem Schloßwächter Leopold, den Hr. N. sprach, das Zeugniß geben, daß er bis zum Jahre 1818 ein sehr ordentlicher und nüchterner Mann war. Ich zweifle, daß er sich änderte. Den Jäger betreffend, den Hr. N. sprach, so wird der wohl Thaddäus Palemba gewesen seyn, der damals 18 Jahre alt war.

„Daß dieser Augenzeuge der Vorfälle gewesen und so oft wie Leopold, das erinnere ich mich nicht, zuverlässig aber wohl nur Einmal.[1] Einen Zusammenhang zwischen dem vorgefundenen

[1] Man sieht aus dieser Bemerkung Hrn. Hofrath Hahns, wie er nicht nach Zeugen seiner Geschichte geizt, weil er in ihr ein gutes Gewissen hat. Was sollte ihn hindern, diesen Palemba (den Jäger) der sich dem Hrn. N.

Gerippe, der weiblichen Erscheinung, die einmal Kern hatte und den andern Vorfällen im Schlosse, kann man glauben, — aber — wer vermag darüber etwas Gewisses zu sagen?!

„Daß man ungehalten seyn will, daß jene Mittheilungen in der Seherin aufgenommen wurden, das geschieht nur, weil sie von mir herrühren, von einem Andern gemacht, würden sie diesen Eindruck nicht hervorgebracht haben.

„Das Schloß ist vernichtet, war schon nicht mehr vorhanden, als die Seherin erschien, — welcher Grund kann daher jene ungehaltene Stimmung haben? — als — man sucht jede Gelegenheit auf, um ungehalten über mich zu seyn u. s. w.

„Doch mir liegt durchaus nichts daran, ob Andere jene Vorfälle im Schlosse zu Slawensik glauben oder nicht. Ich weiß, wie ich selbst über dergleichen Erfahrungen dachte, ehe ich sie selbst gemacht, und verarge Niemand, der über sie so urtheilt, wie ich ehemals selbst über sie urtheilte. Nicht hundert Zeugen bringen den zur Ueberzeugung, der einmal beschlossen hat, nicht derlei zu glauben; ich gebe mir darum keine Mühe, sie wäre vergebens.

Ingelfingen, im Mai 1831.

Hofrath Hahn."

Sechste Thatsache.

Am 8. Oktober 1828, Abends 9 Uhr, waren im äußern Zimmer der Frau H. ihre Mutter, ihre jüngere Schwester und Frau Mensch von hier, welche letztere an eine Erscheinung von Geistern nicht glaubte. Auf einmal ging die Thüre des Schlafzimmers der Frau H., wo sie im Bette lag, wie von selbst auf, und ihr sichtbar trat die Geistergestalt eines Mannes vor sie, die ihr schon früher mehrmals, jedoch seit langem nicht mehr erschienen war. Sie verhielt sich ruhig und sprach kein Wort. Durch eine besondere Beklemmung aber fühlten die Anwesenden, daß etwas Unheimliches in ihrer Nähe sey, und Frau H. sah

selbst als Zeuge für seine Geschichte angibt, als solchen auch anzunehmen? — Schon hierin liegt psychologisch ein Beweis, daß Hr. Hofrath Hahn nur die Wahrheit sagt.

auch (wie sie nachher erzählte) den Geist in das äußere Zimmer und um die Dasitzenden in einem Halbcirkel herumgehen.

Da wurde Frau Mensch auf einmal wie durch einen Schlag, der von einer unsichtbaren Gewalt von unten herauf an ihren Sitz geschah, sammt dem Sessel emporgehoben, so daß sie um Hülfe schrie. Die Schwester der Frau H. fühlte, wie sie sich ausdrückte, ohne mit den wirklichen Augen den Geist zu sehen, doch dessen ganze Gestalt, und gab sie nachher ganz so an, wie sie Frau H. sah, auch konnte sie auf diese Art jeden seiner Tritte verfolgen. „Es war ein Schatten," sagte sie wörtlich, „den ich nicht sah, aber doch so fühlte, daß ich ihn sah. Ich sah ihn nicht, aber sah ihn doch. Es war mir, als wären Gedanken in diesem Schatten, die sich dann mir mittheilten, und in mir Gefühl von Mitleiden hervorriefen. Ich sah ihn nicht mit den Augen, ich sah ihn wie mit meinem Innern."

Diese Erzählung dieses ganz einfachen, unbefangenen Mädchens thut mir am klarsten dar, wie man Geister sieht, nämlich nicht mit dem gewöhnlichen Auge, sondern durch magnetische Erweckung (Inspiration) des Innern.

Frau H. nannte den Namen dieses Geistes nicht, den auch nur sie wußte, und zwar nur dadurch, daß er bei früherem Erscheinen von seinem Sohne sprach, den sie kannte.

In der auf diesen Abend folgenden Nacht träumten Mutter und Schwester der Frau H. zugleich: es sey ihnen der alte N. (das war jener Geist) erschienen und wolle etwas von seinem Sohne.

(Also zieht sich die Geistererscheinung ins Traumleben — nicht aber daß dieselbe leerer Traum, sondern nur mit Traum, Schlaf und Tod verwandt ist. Auch scheinen Geister, wie im magnetischen, so im rechten Schlafe, am leichtesten auf den Menschen einwirken zu können.)

Erst als sie Morgens diesen Traum erzählten, sagte ihnen Frau H., daß jener Geist am gestrigen Abend wirklich der alte N. gewesen sey.

Frau M. aber (die dasselbe Haus mit Frau H. bewohnte) wurde, als sie in der Nacht auf jenen Abend eingeschlafen war, auf einmal, wie durch eine Berührung, aus dem Schlafe erweckt, und erblickte eine männliche Gestalt vor sich stehen, die

ein Schnupftuch in der Hand hielt, mit dem sie sie, statt mit der bloßen Hand, berührte. Sie erschrack und sprang in das neben ihr stehende Bett ihres Mannes, worauf die Gestalt verschwand.

Frau M. beschrieb diese Erscheinung am andern Morgen der Frau H., und diese erkannte in ihr den Geist des besagten Mannes, besonders auch durch jenes Schnupftuch, das er, wie sie sagte, bei jedem Erscheinen wie spielend in der Hand halte. Sie theilte der Frau M. den Namen jenes Mannes mit, und es ergab sich (wovon Frau H. früher nicht das Mindeste wußte), daß er ein naher Verwandter von dieser war.

Am 8. December, Abends 7 Uhr, befand ich mich im äußern Zimmer der Frau H., von dem aus man in ihr Schlafzimmer sehen konnte. Da sah ich in demselben eine wolkenähnliche große Gestalt (eine graue Wolkensäule wie mit einem Kopfe) ohne alle bestimmteren Umrisse. Ich ergriff ein Licht und eilte schweigend mit demselben hinein, wo ich sie starr auf die Stelle, an der ich jenes Wolkenbild erblickt hatte, hinschauen sah; mir selbst aber war es verschwunden.[1]

Frau H. sagte mir auf die Frage: warum sie so starr dahin gesehen? daß der Geist des N. nach langer Zeit wieder da gewesen, und ihr einen Auftrag an seinen Sohn gegeben habe. Sie bemerkte dabei, es sey ihr auffallend, daß dieser Geist außer ihr noch drei Personen habe sichtbar werden können, nämlich ihrer Schwester, jener Frau M. und nun mir. Es war auch dieß die einzige Erscheinung, die mir, wenigstens zum Theil, zur Anschauung wurde.

Siebente Thatsache.

Hr. Pfarrer H. zu K. erzählte mir öfters, daß er hie und da nächtlich in seinem Hause ihm ganz unerklärliche Töne höre, Töne als klopfe Jemand an den Wänden, als athme Jemand

[1] Wenn ein Zimmer, wie das Schlafzimmer der Frau H. es war, nur schwach beleuchtet ist (es war nur durch das Licht im äußern Zimmer beleuchtet), so kann man in ihm eine graue Wolkensäule, gerade weil sie auf dunklem Grunde ist, viel eher sehen, als wenn der Grund (das Zimmer) hell durch ein Licht erleuchtet ist, da muß die graue oder weiße Wolke wieder verschwinden.

unter seiner Bettstelle, als rolle eine Kugel im Zimmer umher, und oft höre man auch wie Tritte eines Mannes durch die Zimmer gehen, wobei die Thüren sich von selbst öffnen. Schon oft sey er, als ein sehr beherzter Mann, diesen Tritten nachgegangen, aber nie auf einen natürlichen Grund gekommen. Er wollte zugleich die Beobachtung gemacht haben, daß alle jene Töne und jenes Gehen sich immer vor dem Tode eines seiner Kinder, deren er mehrere verloren, häufiger und stärker haben vernehmen lassen.

Hr. H. kam auf einen andern Dienst, ohne seinem Nachfolger, dem Hrn. Pfarrer R., eine Mittheilung über diese Sonderbarkeit im Hause zu machen. Kaum aber war dieser im Hause, so wurden auch ihm diese Töne auffallend, und es gelang ihm bisher nicht, trotz aller Mühe, eine natürliche Ursache derselben zu ergründen. „Sie bestehen," erzählt auch er, „hauptsächlich in Tönen wie Athemzüge aus hohler Brust, oft wie unter meinem Bette, unter dem keine andere Person schläft und auch kein Thier sich befindet, in Klopfen, andern sonderbaren Tönen, und als ginge, wenn Alles ruhig ist, ein Mann durch das Haus. Schon oft verfolgte ich diese Töne, konnte aber nie, auch nicht durch den Gesichtssinn, eine Wahrnehmung machen. Eine weibliche Person im Hause behauptet, es sey nach solchen Tönen schon mehrmals eine schwarze Gestalt an ihr vorüber gegangen, und eine solche auch einmal beim Erwachen vor ihr gestanden."

Merkwürdig ist, daß einmal der Schwester der Frau H., der gleichen von der so eben erzählt wurde, die Geister werden ihr hauptsächlich durchs Gefühl offenbar, während sie in diesem Hause schlief, im Schlafe vorkam, als stände eine lange schwarze Gestalt vor ihr, worauf sie wie gezwungen, laut aufschrie: „R—sch! hebe dich weg von mir!" dann aber erwachte und von der Erscheinung nichts mehr sah. Als dieß Morgens Hrn. Pfarrer R. erzählt wurde, schlug er in den Kirchenbüchern nach, und fand da den ihm sonst unbekannt gewesenen Namen „R—sch", und daß dieser Mann vor ungefähr 60 Jahren wirklich Bewohner dieses Hauses war, wovon jene Schlafseherin wachend nicht eine Sylbe gewußt hatte.

Wie Geister auch hauptsächlich im Schlafe auf den Menschen

einwirken und sich ihm in Träumen offenbaren können, wurde schon einmal in diesen Blättern berührt.

Achte Thatsache.

Frau W. von H., eine Frau von Bildung und ausgezeichneter Geistesgegenwart, befand sich schon acht Tage lang während der Geisterbesuche bei unserer Seherin, die ihr wohl hie und da hörbar, aber nie fühlbar oder sichtbar wurden.

Am neunten Tage, Morgens, aber erzählte sie mir Folgendes: „Es war Nachts 11 Uhr, als ich noch vor dem Bette der Frau H. saß, die sich ganz still verhielt; da wandelte mich, ohne daß ich wußte warum, auf einmal die höchste Angst und Pressung an, so daß ich, ohne ein Wort zu reden, mich schnell entkleidete, die Kleider nur auf den Boden fallen ließ, in das Bett sprang und mich unter die Decke steckte. Ich faßte mich jedoch bald wieder, obgleich die Pressung in mir fortdauerte, richtete mich auf und sah im Zimmer umher, konnte aber nichts bemerken. Als ich mich wieder niedergelegt hatte, zog auf einmal etwas Unsichtbares das Kissen unter meinem Haupte hervor und legte es mir aufs Gesicht. Ich brachte es zurück, und abermals wurde es mir ganz fühlbar unter dem Haupte weggezogen und wie aufs Gesicht gelegt. Später fühlte ich ein immerwährendes Zupfen an der Decke meines Bettes. Ich äußerte von diesem Begegnisse gegen Frau H., die ganz still war, und die ich deßwegen schlafend glaubte, gar nichts. Als ich aber Morgens meine Kleider, die ich, wie ich gewiß wußte, auf dem Boden liegen gelassen, auf dem Sessel neben meinem Bette liegen sah, und mich darüber verwunderte, da kein Mensch seitdem ins Zimmer gekommen war, und Frau H. keinen Fuß aus dem Bette setzen konnte, so sagte diese: „Als Sie gestern Nacht Ihre Kleider auf den Boden fallen ließen, sah ich einen dunkeln Geist, der schon früher ins Zimmer getreten war, dieselben vom Boden aufheben und auf den Sessel legen. Dieser Geist aber sah mich gar nicht an, sondern beschäftigte sich nur mit Ihnen, ich aber schwieg, um Sie nicht noch mehr in Furcht zu setzen.“

Neunte Thatsache.

Im August 1828 kamen zwei Geister zu Frau H., aus deren Erscheinen sie aber ein Geheimniß machte; sie vertraute mir nur, daß seit einiger Zeit zwei Verstorbene bei ihr erscheinen, aber ihre Namen mir zu sagen, sey ihr verboten.

Es wäre mir auch das Nachstehende verschwiegen geblieben, hätte sich nicht Folgendes ereignet:

Als ich am 11. August zu ihr ins Zimmer kam, traf ich sie sehr bewegt und erschrocken an, und nachdem ich in sie gedrungen, mir die Ursache ihres Leidens zu entdecken, gestand sie mir: einer der Verstorbenen, und zwar der hier Verstorbene, sey so eben erschienen, und habe ihr gesagt, sie müsse — — — — — — — dann nur habe er Ruhe. (Es war dieß eine gewisse Eröffnung an Hinterlassene.) Der Geist erschien ihr mit einem Ueberrocke bekleidet, langen Stiefeln, einer Mütze auf dem Kopf, aber ohne Halstuch. Sie beschrieb ihn (den sie nie sah) auch im Gesichte, wie er im Leben war. Seinen Begleiter (und Freund im Leben) bezeichnete sie als kleiner, ihm ähnlich gekleidet und in den Gesichtszügen wie bei Lebzeiten. Später sehen ihr beide in weißen Röcken mit Falten erschienen, die in der Mitte gebunden gewesen. Sie hätten wie weiße dünne Wolken ausgesehen, durch die noch der blaue Himmel hervorschimmere.

Sie sagte mir, daß sie noch kein Erscheinen so wie dieses angegriffen. Diese hätten keine Sündenschuld auf sich, sondern sie hätten nur geglaubt und nicht geglaubt, und am Ende, während des Sterbens, wo ihnen der Glaube fester geworden, an der Vergebung ihrer Sünden gezweifelt.

Von all diesem würde ich nichts erfahren haben, hätte sie den Auftrag des Verstorbenen selbst vollführen können, so aber hatte sie mich dazu nöthig, und mußte mich in Kenntniß setzen; ich vollführte auch den Auftrag.

Auf mein Bitten fragte sie bei späterer Erscheinung einen dieser Geister: „Setzest du in dem Zustand, in den du nun eingehest, dein Forschen nach der Natur fort?“ Er antwortete ihr: „Ja! auf eine andere unaussprechlich höhere Art als auf dieser Erde.“

Als ich jenen Auftrag vollführt hatte, erschien jener, der ihn gab, in heller Gestalt vor ihr, und sagte: „Ich komme nun nicht mehr zu dir." Da sie mir von dem Andern nichts mehr mittheilte, so nahm ich an, daß auch er bei ihr nicht mehr erscheine. — Ich wunderte mich daher sehr, als sie mir am 23. September (nach ihrem sogenannten Erwachen, wo sie von den bei ihr vorher erschienenen Menschen und Geistern durchaus nichts mehr wußte) sagte: es sey heute Nacht ein Geist bei ihr gewesen, den sie ganz wie jenen beschrieb, und der habe zu ihr gesagt, als sie ihn gefragt, wer er sey: er sey schon oft bei ihr gewesen, habe zwei Stunden von hier gelebt, und müsse so lange kommen, weil sie nicht gethan, was er verlangt habe, sie müsse nun statt diesem etwas Gewisses mit ihm beten, wodurch das Versäumte ersetzt werde. Sie fragte ihn nicht weiter, sondern betete sogleich nach seinem Verlangen.

Aus der Erzählung, die sie mir sonst von dieser Erscheinung machte, erkannte ich, daß es ein gewisser Verwandter von mir war, den ich in meinem Leben nur Einmal in früherer Jugend, sie aber nie gesehen und von dem nie mit ihr gesprochen wurde. Auch erfuhr ich, daß er ihr einen Auftrag an mich gab, den sie jedoch aus Schüchternheit nicht vollführte, weßwegen er sie noch immer besuchte.

Ich gab ihr nun auf, ihn nach seinem Namen und nach seinem Geburts- und Sterbejahr, die ich nicht entfernt wußte, zu fragen. Dieß geschah, und was er darüber sagte, traf, als man sich näher erkundigte, völlig zu.[1]

In der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober kam dieser Geist das letztemal zu ihr im hellen Faltengewande. Er sagte: ich würde noch länger zu dir kommen, allein in dieser Zeit kann kein seliger Geist erscheinen. Ich bin nun an einem Orte, wo es mir wohl ist. Er verließ sie mit den Worten: „Sterbe auf den liebenden Vater, Erlöser und Fürsprecher (wozu er noch Einiges setzte, das sie am Morgen nicht mehr wußte), und lege Alles ab, was dich hindert." Im Augenblick, als er dieß sagte, verschwand er, und sie sah ihn nicht, wie sonst, nach der Thüre gehen.

[1] Noch Näheres hievon wurde in diesem Buche früher berührt, eine Thatsache, die zu den beweisendsten in der Geschichte der Seherin zu rechnen ist.

Zehnte Thatsache.

Das Mädchen von Löwenstein, welches Geister zu sehen fähig, schlief am 8. Oktober 1828 im Vorzimmer der Frau H., und erzählte von dieser Nacht Folgendes: „Es muß zwischen 12 und 1 Uhr gewesen seyn, da ging die Thüre auf und zu, und es trat eine männliche Gestalt herein. Sie hatte ein sandgraues Gesicht, sah traurig aus, und hatte einen schwarzen Rock an. Sie lief schnell durch das Vorzimmer ins andere offen stehende der Frau H. Bald darauf sah ich eine zweite männliche Gestalt, nicht so groß, aber dicker als die erste. Ihr Aussehen war, die Gesichtsbildung ausgenommen, das gleiche. Auch diese ging durch das Zimmer zu Frau H. Bald darauf kam eine dritte männliche Gestalt, hatte wie die andern einen schwarzen Rock, und sah sandgrau und wie rauh im Gesichte aus. Alle hatten traurige finstere Gesichter. Es stand nur kurze Zeit an, so kam eine nach der andern wieder von Frau H. heraus. Ich betrachtete nun diese Gestalten noch einmal alle genau. Wenn eine aus meinem Zimmer trat, so ging jedesmal die verschlossene Thüre hörbar auf und zu. Sie gingen alle hörbar, aber nur wie auf Socken. So lange ich sie sah, war es mir unmöglich, zu sprechen. Bewegen konnte ich mich wohl, ich richtete mich auf, um sie genau zu sehen, und war ganz wach.

Frau H. gab an, daß sie an diesen Gestalten keine schwarzen Röcke gesehen, sie seyen ihr wie dunkelgraue Wolkenbilder erschienen, das Mädchen müsse sie dunkler als sie sehen. Auf meine Frage: was sie denn von ihr begehrt, erwiederte sie: „Ich sagte denen, die Erlösung forderten, immer nur kurz, ich könne sie nicht erlösen, sie sollten beten lernen und sich an den Erlöser wenden, worauf sie jedesmal sogleich, aber traurig, sich entfernten.“

In der Nacht vom 9. (so erzählte mir jenes Mädchen) ging eine Gestalt mit einem spitzigen Fracke, graulichen Aussehens, im Zimmer hin und her, und zwar mir ganz hörbar, jedoch konnte ich ihr Gesicht nicht vollständig sehen. Wie mir aber schien, so näherte sich diese Erscheinung der Frau H. nicht ganz, was ich durch die offene Thüre zu bemerken glaubte.

Frau H., die ich darüber fragte, verwunderte sich, daß dieß

Mädchen die Geister alle stets so genau wie ich sehe, und erschrack eigentlich. Sie sagte: „Das Mädchen sah allerdings recht, ein solcher Geist war heute Nacht da. Es ist einer von denjenigen, die in neuerer Zeit hier gelebt, die schon länger zu mir kommen, die ich aber der Leute wegen durchaus nicht nenne. Ich wies ihn sogleich von mir, weil er heute schwärzer als sonst aussah.“ Sie sagte mir: daß sie von diesen Geistern auch erfahren, daß die gleichgesinnten Geister im Mittelreiche immer eine Gesellschaft bilden, daß sich nicht alle gleich sehen und daß sie ihr dunkler oder lichter nach ihren Gesinnungen erscheinen. Auch erfuhr sie von ihnen: daß Geister im Mittelreiche nicht alle Menschen, sondern nur hier und da einen sehen können, und nur in der schwarzgrauen Gestalt, wie sie Alles sehen.

Eilfte Thatsache.

Aus einem Schreiben des Herrn W. F. Pfleiderer an mich: „Im Monat Juli des Jahres 1827 wurde ich von meinem Prinzipale, dem Hrn. Schmiedgall in Löwenstein, ersucht, bei seiner Nièce, der Frau H. zu Weinsberg, mehrere Tage zu verweilen, um ihr bei ihren dazumal so ängstlichen Zuständen, weil er selbst nicht abkommen konnte, nach Ihren Vorschriften beizustehen.

Frau H. schlief im Nebenzimmer, ich auf dem Sopha, der in der Wohnstube stand. Schon in der ersten Nacht, die ich in diesem Vorzimmer der Frau H. zubrachte, wurde ich (was mir noch nie in meinem Leben geschah) zwischen 1 und 2 Uhr durch eine ganz eigene Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt, durch eine Art von Bangigkeit oder Druck auf die Brust, erweckt. Sechs Nächte verweilte ich in diesem Zimmer, und immer wurde ich durch die gleiche Empfindung in der gleichen Stunde erweckt.

Nach diesen sechs Tagen wurde ich nach Hause berufen, und auch da wurde ich nun auf gleiche Art und zur gleichen Stunde (was, wie ich schon oben sagte, mir sonst nie geschehen war) erweckt.

Ich ging wieder nach Weinsberg zu Frau H. In der

ersten Nacht, in der ich mich da befand, wurde ich nun nicht mehr wie durch einen Druck, sondern weit heftiger, wie durch ein Rütteln erweckt."

(Ich unterbreche hier den Herrn P., indem ich Folgendes einschalte: Frau H. sagte mir dazumal insgeheim, indem sie mich bat, es dem Herrn P. zu verschweigen: daß sie jede Nacht zwischen 1 und 2 Uhr, durch die von ihrer Schlafkammer in die Wohnstube gehende offen stehende Thüre, eine männliche Gestalt auf Hrn. P. zugehen sehe, die sich wie über ihn hinlege, worauf derselbe bang athmend erwache und ihn die Gestalt durch besondere Bewegung der Finger gleichsam necke. Als aber dieses Erwecken immer heftiger und auffallender sich wiederholte, und Hr. P. mich um die Ursache befragte, verwies ich ihn an Frau H., indem ich diese aufforderte, das, was sie sehe, nur offen mitzutheilen.)

„Als dieses Erwecken aber immer heftiger geschah, ich es auch Ihnen geklagt hatte, eröffnete mir Frau H. Folgendes:

„Seit der Zeit, als Sie bei mir sind, erscheint immer Nachts zwischen 1 und 2 Uhr eine lange männliche Gestalt, mit einem Frack und langen Stiefeln bekleidet, in die lange Hosen gehen. Dieser Mann läuft bis auf einen Schritt auf Sie zu, deutet mit dem Zeigefinger einige Zeit auf Sie, geht dann näher an Ihr Bett, und legt sich gleichsam über sie hin und weckt Sie. Hat er Sie geweckt, so werden Sie von ihm durch eine besondere Bewegung seiner Finger wie geneckt."

Um mich von dieser Aussage näher zu überzeugen, entschloß ich mich, eine Nacht zu wachen, und bat einen Freund, mir Gesellschaft zu leisten. Frau H. ersuchte ich, mir zu rufen oder zu läuten, im Fall sie die Gestalt erblicke, ich aber sie weder sehen noch fühlen würde.

Auf den Schlag halb 12 Uhr bekam ich nun, wachend und im Gespräch mit dem Freunde begriffen, wieder den nämlichen Druck, durch den ich, hätte ich geschlafen, bestimmt hätte erwachen müssen, und wurde zugleich wie von einer besondern Luft angeweht. Gerade wollte ich der Frau H. rufen (von meinen Empfindungen hatte ich nicht das Mindeste geäußert), ob nun die Gestalt da sey, als sie mir läutete, zum Zeichen, daß sie nun wieder vor mir stehe.

Nun fragte ich die Erscheinung (deren Gegenwart ich immer noch wie durch eine Pressung fühlte): „Im Namen Gottes sage mir, wer bist du, was willst du, mit was kann ich dir dienen?“ Nachdem ich dieses gesprochen, verschwand jenes Gefühl, Frau H. aber sagte, daß der Geist auf diese Anrede sogleich von mir zu ihr gegangen, wie ich denn auch die Worte vernahm: „Ich gebiete dir, keinen Schritt weiter zu gehen!“ worauf der Geist (nur ihr vernehmbar) entgegnete: „Dieser war einer meiner Schüler.“

Als mir Frau H. die Gestalt noch näher beschrieb, erkannte ich in ihr einen meiner ehemaligen Lehrer, dessen Gesinnungen und Geschichte jedoch ich nicht weiter preisgeben mag, ein Mann, von dessen Existenz Frau H. auch nicht eine Sylbe wußte.

Thatsache ist, daß ich nachher noch ein Vierteljahr lang, ich mochte mich aufhalten wo ich wollte, um die gleiche Zeit immer die gleiche Empfindung hatte, und schlief ich, durch sie erweckt wurde. Womit ich ꝛc.

Heilbronn, den 20. Oktober 1828.

W. F. Pfleiderer.“

Zwölfte Thatsache.

Jener Mann, dem Frau H. (s. die I. Abth.) eine Verordnung gegen einen Anfall von delirium tremens gemacht hatte, starb ein Jahr darauf an Nervenzerrüttung. So lange er noch als Leiche im Hause lag, erschien er der Frau H. (die ihn im Leben nie sah), wie er einst lebte und sich in seinem Hause trug, und machte ihr Eröffnungen, die sie seiner hinterlassenen Frau mittheilen solle. Ich war Zeuge bei seinem Tode, und sah, wie er noch Versuche, zu sprechen, machte, es aber nicht mehr vermochte. Die Eröffnungen selbst übergehe ich, bemerke aber nur das, daß der Verstorbene unter Andern zu Frau H., wie diese sogleich mir und Andern mittheilte, äußerte, daß er um eines seiner Mädchen sehr bekümmert sey.

Vier Wochen nach dieser Aeußerung fiel ein Dachziegel einem seiner Mädchen auf den Kopf und schlug ihr die Hirnschale ein. Das Kind mußte sich einer äußerst schmerzhaften

Operation unterwerfen, die es mit einer unglaublichen Standhaftigkeit (als wäre ihm ein schützender Geist zur Seite gestanden) ertrug, worauf die Heilung so schnell vor sich ging, daß es in auffallend kurzer Zeit das Haus wieder verlassen konnte.

Dreizehnte Thatsache.

In der Christnacht 1828 erschienen bei Frau H. vier Geister, drei männliche und eine weibliche Gestalt, die sich wie zum Tanze gebärdeten. Da sprach sie zu ihnen: „Seyd ihr völlige Teufel, daß ihr diese heilige Nacht also entweihet?“ Da wichen sie schnell zusammt.

Am 5. Februar, dem Feste der Erscheinung, Schlag 12 Uhr, erschienen diese Geister wieder und begannen ihren Tanz. Frau H. sah ihnen einige Minuten zu, dann sprach sie: „Im Namen Jesu befehle ich euch, daß ihr ruhig stehen bleibt!“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so blieben sie wie erstarrt stehen und schauten sie unbeweglich an. Als sie ihnen zurief: „Ist es euch so wohl, daß ihr an solchen heiligen Tagen tanzen möget? oder soll das Lob und Dank gegen unsern Erlöser, den Gekreuzigten, beweisen?“ — winselten die Geister, als würden sie von Schmerzen gequält und baten, sie möchte von ihnen abstehen.

Frau H. fragte: „Ist denn kein Trieb in euch, euch zu Gott zu erheben, selig werden zu wollen?“ Sie erwiederten: „Noch bannt uns unsere Sündenlast!“ Sie sagte: „Durch Christum den Gekreuzigten könnt ihr selig werden, was wollt ihr von mir? Geht dahin und laßt mich in Ruh!“ — Sie verschwanden.

In der Nacht vom 13. kamen diese Geister wieder. Sie blieben jedoch still an der Thüre stehen und sahen Frau H. wie fragend an. Da sagte sie leise für sich: „Gelobt sey der Name des Gekreuzigten!“ rc. sie stimmten alle mit Ja ein und gingen schnell wieder hinweg.

Noch einen Monat lang erschienen diese Geister in verschiedenen Nächten. Sie tanzten nun nicht mehr, sondern verlangten nur immer etwas zur Beruhigung ihrer Seele zu wissen, standen stille und sahen Frau H. bittend um ein religiöses Wort an. Oefters ließ sie sich durch ihre inständigen Bitten

bewegen, und stand ihnen betend und belehrend mit religiösem Zuspruche bei; da sie sich aber zu sehr durch ihre Nähe und Einfluß geschwächt fühlte, mußte sie erklären, daß sie sich ihrer nicht annehmen könne. Später verband sich mit ihnen eine lichte weibliche Gestalt, und blieb von dort an ihr beständiger Begleiter. Es war dieß, sagte Frau H., ein besserer, aber noch kein seliger Geist, der ihnen noch nicht helfen konnte, weil sie noch zu sehr unrein waren, ihr Bestreben noch zu sehr nach der Welt ging.

In der Nacht vom 6. April erschienen diese Geister in Faltenröcken, die aber noch dunkel waren, und sagten: „Wir können und dürfen nicht mehr zu dir kommen; wir besitzen jetzt so viel Kraft und Vermögen, daß wir uns an selige Geister wenden können, und bedürfen keiner andern Hülfe mehr."

Darauf verschwanden sie, um nie wieder zu kommen.

Vierzehnte Thatsache.

Am 10. November 1827 machte mir Frau H. die Eröffnung: „Schon seit meinem sogenannten Erwachen — ob es auch schon früher geschah, weiß ich nicht — besuchte mich ein Jüngling in weißem Faltengewande. Dieser sagte mir, er sey in der Nachbarschaft gestorben, und verlangte, ich solle seinen Geschwistern und Eltern eine Mittheilung hinterbringen, was ich ihm aber verweigerte, ihn dagegen aufforderte, er solle es selbst thun, worauf er mir entgegnete: „Das kann ich nicht!" Weil ich es nun nicht thue, erscheint er noch, um durch Gebete mit mir auf jene einzuwirken.

Am 21., Nachts 12 Uhr, kam dieser Jüngling wieder und bat, ich solle in folgender Nacht 12 Uhr mit ihm das Lied: „Wie oft hab' ich den Bund gebrochen, den ich, o Gott! mit dir gemacht" rc. lesen, so komme er nicht mehr. Als er nun in jener Nacht kam, war es im Zimmer ganz finster, so daß ich ohne Licht das Lied nicht hätte lesen können; aber neben diesem Jünglinge stand eine alte weibliche Gestalt, von der eine solche Helle ausging, daß ich das Lied, das ich nicht auswendig wußte, wohl lesen konnte. Nachdem ich es gelesen, verließen mich beide Geister."

Frau H. bediente sich bei dieser Gelegenheit auch der Worte: „Jene Helle, in der mir oft bessere Geister erscheinen, ist meinem Gefühle nach in jedem bessern Menschen verborgen, aber noch nicht entwickelt.“

Auch diese Erscheinung würde mir Frau H. vielleicht nicht mitgetheilt haben, hätte ihr nicht Jemand zufällig erzählt, daß in dem Hause, das sie bewohnte, vor einigen Jahren ein junger Mensch gestorben sey, worauf sie eine Furcht anwandelte, daß sie mir jene Erscheinung klagend erzählte. Nachdem sie mir aber den Jüngling näher beschrieben, konnte ich sie darüber beruhigen, daß derselbe nicht im Hause, sondern, wie er ihr selbst gesagt, in der Nachbarschaft gestorben sey. — Wenige Wochen darauf ereignete sich in betreffender Familie ein Fall, der die Sorge des Jünglings und die Bedeutung des Liedes in das klarste Licht stellte.

Fünfzehnte Thatsache.

Am 20. November 1827, Morgens 11 Uhr, erschien der Frau H. ihr schon als Kind verstorbener Bruder Heinrich, und sagte ihr nur die wenigen Worte: „Denke an die Mutter!“ Frau H. verfiel in die heftigsten Krämpfe, und als sie aus denselben erwachte, erzählte sie mir die Erscheinung und fügte hinzu, daß sie nun voll Sorgen um ihre Mutter sey. Wie sich diese im Augenblicke befinde, war ihr und uns Allen unbekannt, noch mehr, daß sie gerade auf dem Wege zu ihrer Tochter begriffen war. Denn kaum waren zwei Stunden verflossen, als die Mutter noch zitternd und bleich ins Zimmer trat und erzählte, wie sie heute unterwegs durch das Ausreißen der Pferde auf einem steilen Berg in die höchste Lebensgefahr gerathen, und nur wie durch ein Wunder gerettet worden sey. Als ich mich auch beim Fuhrmann, der noch nicht das Haus betreten hatte, um die Stunde erkundigte, zeigte es sich, daß es gerade die eilfte Stunde war, in der Frau H. jene Erscheinung hatte.

Sechszehnte Thatsache.

Schon fünf Wochen lang erschien der Frau H., ohne daß sie mir es sagte, mein kürzlich verstorbener Freund P., der an

ihrem Schicksale großen Theil nahm, und sie gegen das Ende seines Lebens (namentlich auch in der Absicht, um über das Mittelreich, an das er großen Glauben hatte, durch ihre Geistererscheinungen nähern Aufschluß zu erhalten) öfters besucht hatte.

Ps. Gestalt sah ihr nicht traurig aus: er schien ihr in der Gewißheit, daß sein Geist die Seligkeit erringen könne, getrost zu seyn. Sie fragte ihn: ob es ihm nicht möglich sey, sich mir sichtbar zu machen? Er antwortete nichts. Dann bat sie ihn, er solle doch nur durch etwas sich mir hörbar oder fühlbar machen, damit ich seine Erscheinung glaube,[1] und er versprach es.

In derselben Nacht, wo Frau H. an den Geist Ps. diese Aufforderung machte, fühlte ich auf einmal ein sonderbares unheimliches Gefühl, und wir hörten in unserem stillen Zimmer ganz eigene uns unerklärliche Töne. Ich wußte aber dazumal so wenig, daß Frau H. diese Bitte an P. gerichtet oder richten werde, als sie von dieser meiner Empfindung bereits wußte, ehe sie mir noch diese ganze Erzählung von P. gemacht hatte.

P. versicherte, er fühle sich erleichtert, wenn er sie besuche, auch gab er ihr einen Auftrag an seinen hinterlassenen Sohn.[2] Sie beschrieb ihn mit einem Faltengewand, wie die andern bessern Geister, aber einem noch dunkeln, angethan. Gehen hörte sie ihn nicht. Sie fügte die Bemerkung hinzu, an den unseligen Geistern habe sie noch nie ein Haupthaar gesehen, sie könne es wenigstens an solchen nicht unterscheiden; bei seligen Geistern aber sehe sie das Haupthaar deutlich.

Siebenzehnte Thatsache.

Unter andern Geistern, die Frau H. besonders im Februar des Jahres 1828 besuchten, befanden sich zwei Jünglinge, die sie mir ungern näher bezeichnete, worunter ich aber aufs bestimmteste einen erkannte, den sie nie in ihrem Leben sah, und der wenige Jahre zuvor gestorben war. Sie sagte zu ihnen bei

[1] Als sie mir von dieser Erscheinung erzählte, bestritt ich, wie oft geschah, deren Realität, daher jene ihre Bitte an den Geist.

[2] Frau H. richtete diesen nicht aus, weil sie befürchtete, man glaube ihr nicht.

ihrem ersten Erscheinen: „O gehet doch und laßt mich allein!“ Sie antworteten: „Ja! aber lasse uns wieder kommen!“ Von dort an kamen diese mehr als ein Vierteljahr lang bei Tag und bei Nacht zu ihr, baten sie oft um religiöse, tröstende Worte, die sie ihnen willig verlieh, auch um Mittheilungen an...., die aber nie gemacht wurden. Der eine sagte, daß er immer um seine Mutter sey, und nie von dieser weichen könne.

Obgleich dessen Mutter von Frau H. und ihrer Erscheinung nicht das Geringste wußte, wie diese Frau nichts von ihr, hörte ich sie doch oft sagen: sie fühle, daß ihr Sohn immer um sie sey, ja, daß sie ihn schon mehrmals, nicht nur im Traume, sondern auch wachend, um sich gesehen und gefühlt habe. Monate lang setzte er seine Besuche fort, doch nicht so lange als sein Begleiter.

Als Frau H. schon lange nicht mehr von ihm gesprochen, bei mir selbst auch diese Erscheinung fast in Vergessenheit gekommen war, erzählte mir die Mutter derselben: in vergangener Nacht sey ihr ihr Sohn im Traume lichter und freudiger als je erschienen, habe von ihr wie Abschied genommen, und es sey ihr gewesen, als wäre er nun an einen bessern Ort gegangen. — Ich schwieg gegen jeden Menschen davon. Auch ist völlig Thatsache, daß Frau H. mit der Mutter nicht in mindester Verbindung stand, auch keine Sylbe von jenem ihrem Traum erfuhr.

Ich war daher nicht wenig betroffen, die Mutter der Frau H. (als am andern Tage während meines Besuches gerade die Mutter jenes Sohnes am Hause vorüberging) sagen zu hören: „Wenn diese Frau wüßte, was heute Nacht geschehen wäre!“ Frau H. fiel ihr in die Rede, um sie an ihrer Aussage zu verhindern; ich aber drang in beide, und jene sagte nun: „Heute Nacht trat jener Jüngling lichter und reiner als je vor mich mit den Worten: „„Ich kann nun nicht länger mehr um meine Mutter bleiben,““ .... wobei er eine Bitte an mich stellte, die ich aber der Menschen wegen nicht erfüllen kann.“ Sie fragte ihn, ob er nie wieder seiner Mutter erscheinen werde, und er erwiederte: „O ja, aber für jetzt muß ich von ihr.“

Achtzehnte Thatsache.

Am 23. December 1828, Abends 7 Uhr, befand ich mich allein mit Frau H.; plötzlich öffnete sich die Thüre des Zimmers so hörbar, als träte ein Mensch herein. Ich sah, ohne ein Wort zu sprechen, sogleich nach, gewahrte indessen weder außen noch im Zimmer Jemand. Frau H. aber hatte die Gestalt eines weiblichen Geistes in alter Tracht ins Zimmer treten sehen, die sich jedoch sogleich wieder entfernte. Am andern Abend erschien die Geistin wieder. Sie ging stumm durchs Zimmer bis vor der Kranken Bett, worauf sie sich auf einem andern Wege, als sie gekommen, wieder entfernte, indem sie sich vom Boden erhob, und langsam zum offenstehenden Fenster hinaus verschwand. Einige Tage nachher, Abends, in meiner Anwesenheit, ging die Thüre des Schlafzimmers der Frau H. laut und wie von Menschenhand geöffnet, auf, und als ich hinlief, sie wieder zu schließen, war sie, ohne daß ich sah, daß sie zugegangen wäre, fest verschlossen. Frau H. hatte dabei dieselbe Erscheinung durch die Thüre herein, aber alsbald wieder hinaustreten sehen. — Noch oft erschien derselbe Geist, erhob sich aber meistens beim Weggehen vom Boden, und entschwand zum offenen Fenster hinaus.

Frau H. konnte sich lange nicht entschließen, diese Geistin anzusprechen, aus Furcht durch sie geschwächt zu werden. Als dieselbe aber mehrmals sich gegen sie mit den Worten wandte: „Ich will besser werden, hilf mir!" sagte sie zu ihr: „Ich kann dir nicht helfen!" worauf sie antwortete: „Hilf mir nur dazu." Frau H. erwiederte: „Bete: Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott u. s. w." [1] Darauf blieb die Gestalt wie erstarrt stehen und vermochte nicht zu sprechen. Sie blieb so lange, bis Frau H. sie weichen hieß, dann erhob sie sich wieder durchs offene Fenster hinweg. Sie erschien noch vier Monate lang; aber Frau H. machte mir über sie keine weitern Mittheilungen: ich weiß nur, daß sie sich ihrer annahm, bis sie sie in lichter Gestalt und nicht mehr durch das Fenster schwebend verließ.

[1] Ein Recensent warf der Seherin vor, daß sie Jesum Christum wahrhaftigen Gott nenne! Was will dieser? Was ist dieser? Alles, nur kein Christ! —

Neunzehnte Thatsache.*

Am 23. December 1828, Nachts 2 Uhr, im festen Schlafe, wurde ich auf einmal erweckt, und hatte ein ganz unbeschreibliches Gefühl wie von einem Seyn in einer ganz andern Atmosphäre: eine Empfindung, die sich wohl nachfühlen, aber nicht mit Worten aussprechen läßt. Dieses Gefühl dauerte nur kurz, und ich verfiel wieder in Schlaf.

Als ich Morgens zu Frau H. kam, empfing mich diese sogleich mit der Frage: ob ich diese Nacht um 2 Uhr keinen geisterhaften Besuch erhalten? Ich erzählte ihr jenes Erwachen und meine sonderbare Empfindung, worauf sie mit einiger Schüchternheit entgegnete: „Sie wollen immer Beweise von der Wirklichkeit dieser Erscheinungen, und so haben Sie das sich selbst zuzuschreiben. Heute Nacht 2 Uhr kam ein dunkler Geist zu mir, ich sagte nichts zu ihm als: Ich befehle dir, gehe sogleich zu meinem Arzte, und er erwiederte: Ja! und ging."

Zwanzigste Thatsache.

Am 9. December 1828, acht Monate nach dem Tode des Vaters der Frau H., erwachte die Wärterin derselben, die im Vorzimmer schlief, um Mitternacht, und hörte die Thüre des Zimmers sich öffnen. Sie blickte hin und sah den Vater der Frau H., wie er einst lebte, aber mit freundlichem Blick, durchs Zimmer gehen und sagen: „So, da seyd ihr?!" Sie sah ihn bis unter die Thüre, die zu Frau H. führt, gehen; aber da verschwand er. Der Frau H. wurde er gar nicht sichtbar, sie schlief ruhig, erzählte aber Morgens von einem Traume, den sie vom Vater gehabt. Merkwürdig ist, daß ihre zweite Schwester, die drei Stunden von hier in derselben Nacht wachend beim Nachtlicht im Bette lag, fast zur gleichen Stunde die gleiche Erscheinung hatte, und so lebhaft, daß sie ihrem Gatten, der schon schlief, zurief, er solle doch erwachen und hier den Vater sehen. Ja, in der gleichen Nacht erschien er auch dem Bruder zu F., der drei Stunden von ihr und drei von Frau H. sich befand.

Einundzwanzigste Thatsache.

Frau H. sah einmal eine Woche hindurch sowohl bei Tag als bei Nacht öfters einen Geist, in dunkler, männlicher Gestalt, der sich jedesmal ihrem Dienstmädchen näherte, verschwieg aber die Erscheinung, da das Mädchen nie etwas darüber äußerte.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar 1829 kam dieser Geist wieder, stellte sich vor das Bett des Mädchens und sah über dasselbe hinein, worauf dieses sich aufrichtete und einige Minuten lang umhersah. Frau H. wachte und bemerkte dieß, verhielt sich jedoch still, und auch das Mädchen legte sich wieder schweigend nieder. Morgens erzählte sie uns, heute Nacht sey sie erwacht, und habe eine ganz graue Gestalt vor ihrem Bette erblickt, das Gesicht sey heller als die übrigen Theile gewesen, die Gestalt aber von unten bis oben ihr grau erschienen. Frau H. verschwieg auch bei diesem Vorfalle gegen das Mädchen, daß sie um dieselbe Erscheinung wisse, und hatte nur gegen mich davon erwähnt.

Zweiundzwanzigste Thatsache.

Am Freitag den 20. März 1829 gegen 9 Uhr Nachts, als Frau H. wachend war, erschien ihr auf einmal ein zuvor noch nie von ihr gesehener weiblicher Geist in alter Tracht, mit einem Menschenherz in den Händen. Sie erschrack darüber aufs äußerste und wandte ihr Gesicht ab, bis sie fühlte, daß er sich wieder entfernt hatte. Diese Erscheinung hatte für sie etwas so Auffallendes, daß sie gleich Morgens eine Zeichnung von derselben entwarf, die sie mir mittheilte. [1]

Vier Tage nachher erwachte sie an Tönen, als liefe eine große Kirchenuhr ab, und wie sie sich umsah, stand wieder jener Geist mit dem Menschenherz in der einen Hand vor ihr, mit der andern Hand deutete er gegen sie hin und sprach: „Das war der Wecker!“ Vermuthlich verstand er darunter jene Töne.

Frau H. mußte ihr Gesicht abermals von der Erscheinung abwenden, und als die Geistin wiederholt nach Vorausgehung

[1] Diese Zeichnung wurde durch Fürsorge Eschenmayers lithographirt.

jener Töne erschien, konnte sie sich doch nicht entschließen, sie anders auszusprechen. [1]

Ob mit obiger Erscheinung nachstehendes Ereigniß in einem Zusammenhange steht, konnte, weil Frau H. nie mit der Erscheinung zur Rede kam, nicht erhoben werden, doch ist um so mehr daran zu zweifeln, da sie selbst nie an einen Zusammenhang dachte. In der gleichen Zeit, als ihr dieser weibliche Geist zum erstenmal hier erschien (am 20. März 1829), wurden zu Oberstenfeld die Bewohner der an die Stiftskirche angrenzenden Häuser plötzlich durch ein mächtiges Getöse aufgeschreckt, das unterirdisch aus der Kirche zu kommen schien. Sogleich begab sich der Schullehrer mit noch einer Person dahin, konnte aber nichts entdecken, was Aufschluß hätte geben können. Ein Versuch in das unterirdische Gewölbe (das sogenannte heilige Grab) zu gelangen, mißlang, trotz dem Gebrauche des sonst leicht öffnenden Schlüssels. Als aber am andern Tage der Versuch wiederholt wurde, fand man daselbst auf der Stelle, die der Geist jenes Ritters (siehe die erste Erscheinung zu Oberstenfeld) der Frau H. als eine besondere einmal bezeichnet hatte, mehrere Pergamentrollen, Stammtafeln alter Stiftsdamen, auf deren einer auch der Name der Frau jenes Ritters verzeichnet seyn soll.

Thatsachen von magischem Einwirken auf Geister.

Schon früher wurde angeführt, daß Frau H. durch ein magisch-wirkendes Wort in der Sprache ihres Innern im Stande war, besonders von Andern die Annäherung von Geistern abzuhalten. Dieses Wort (jedoch nicht immer eines und dasselbe) wurde stets als Amulet gebraucht, und so unglaublich auch diese

[1] Frau H. äußerte öfters, ein Weib als (unseliger) Geist sey noch viel hartnäckiger und ihr furchtbarer wie ein Mann als solcher. Und in der That ist es nicht zu läugnen, daß schon im Leben die Leidenschaft oder der aufs Böse gerichtete Wille des Weibes heftiger, hartnäckiger, in ihren Mitteln erfinderischer und furchtbarer ist, als die gehaltene und meist gerade ausgehende Handlungsweise eines bösartigen Mannes.

Sache Manchem scheinen mag, so möchten doch die hier folgenden vier Thatsachen für die Wahrheit dieser Erscheinung sprechen. Wer Zweifel trägt, vernehme die Personen, die sie betroffen, selbst. [1]

Erste Thatsache.

Zu Kleingartach befindet sich eine etliche und fünfzig Jahre alte Frau, Namens Fritzlen, die schon 24 Jahre lang sonderbare Anfechtungen erlitt, die sie mir also erzählte:

„Vor 24 Jahren, Nachts halb zwei Uhr, als ich wachend zu Bette lag, vernahm ich ein Krachen im Zimmer, und es erschien mir auf einmal ein blaues Licht, in dem ich ein Wesen erblickte, das mir ganz wie ein sich bewegender Frosch vorkam, das setzte sich in die Nähe meines Bettes, blieb einige Zeit, und verschwand dann wieder. In der dritten Nacht darauf näherte sich mir dieses Licht noch mehr, und ich fühlte die Hand eines kleinen Kindes in der meinigen. Als ich mich mit Anstrengung losmachen wollte, entwischte sie mir, und ich fühlte auf meinem Körper eine centnerschwere Last; und so ging es drei Nächte nach einander.

Von dort an erscheint diese Beunruhigung fast jede Nacht, Sommers gegen 2 Uhr, Winters um 12 Uhr, und zwar in den verschiedensten Gestalten; gewöhnlich zeigt es sich zuerst als ein Licht, in dem sich etwas Lebendes, das ich mit nichts Anderem als mit einem Frosch vergleichen kann, befindet, setzt sich an mein Bett, und verwandelt sich dann in die verschiedensten, namentlich in oft sehr scheußliche Thiergestalten, z. B. Eulen, Katzen, ein häßliches Pferd u. s. w. So werde ich in diesen vielen Jahren mehr oder weniger um meine nächtliche Ruhe und oft bis zur Verzweiflung gebracht.

Nicht nur mein Gatte, sondern auch meine Nachbarn, besonders Friedrich Möll, der die Erscheinung einmal mit ansah, können diesen meinen Jammer bezeugen.“

[1] Von solchen Dingen kann man überhaupt nur überzeugt werden, wenn man die Personen, die sie betreffen, selbst darüber hört, kennen lernt, prüft. Solche Mühe geben sich aber die Beurtheiler dieses Buches nicht; sie schwatzen in den Tag hinein hinter ihren Oefen, ohne alle Bekanntschaft mit den Menschen, die es betrifft.

Da diese Frau sich bei ihren Erscheinungen auf das Zeugniß eines Zweiten berief, so bat ich einen Bekannten [1] zu Kleingartach, jenen Friedrich Möll darüber zu hören, der, nach der Aussage meines Bekannten, ein ganz ehrlicher, nüchterner, unbefangener Mann ist, und Folgendes angab, wobei er zugleich mit dem Manne der Fritzlen die Versicherung gab, daß sie die Wahrheit der Aussage mit Leib und Leben beschwören könnten.

„Die Fritzlen und meine Frau waren gute Nachbarinnen, daher uns einmal jene bat, nachdem sie uns schon öfters von ihren Leiden erzählt, wir sollen sie doch nur einmal in unserem Hause übernachten lassen, dagegen mich in dem ihrigen bei ihrem Manne, es werde sich dann zeigen, ob jener Plagegeist sie auch auswärts aufsuche, und ob eine andere Person in dem ihrigen auch etwas von ihm bemerke.

Wir entsprachen ihrem Wunsche, und schon in der ersten Nacht, in der ich im Hause der Fritzlen, an der Stelle wo sie geschlafen, mich niederlegte, sah ich ungefähr gegen 12 Uhr ein viereckiges Stückchen Papier oberhalb der Schlafstelle umherschweben, das sich auf die Stange des Bettvorhanges niederließ und endlich in Gestalt eines nur ungefähr einen Viertelschuh langen Männchens dem gewöhnlichen Schlafplatze der Fritzlen nahe kam. Ich griff sogleich nach der Gestalt, konnte mich aber, aller Bemühungen ungeachtet, keines Gegenstandes bemächtigen.

Der Ehemann der Fritzlen sprang zu gleicher Zeit auf, griff nach einem an dem Bette stehenden Säbel und that vergebens mehrere Hiebe nach der Gestalt, die sich ungefähr halb zwei Uhr wieder entfernte, bis dahin aber immer wie neckend uns vor dem Gesichte blieb.

Damit war es mir aber noch nicht genug, und ich brachte eine zweite Nacht im Fritzlen'schen Hause zu. Um die gleiche Zeit, in der in der vorigen Nacht die Erscheinung sich zeigte, entstand auf einmal ein Krachen wie an dem im Zimmer befindlichen Wandkasten, und es kam auf die Bettstelle ein blaues, schwebendes Lichtlein zu, und setzte sich in Gestalt eines sich bewegenden Frosches auf die Stange des Bettvorhanges; dann näherte es sich dem Bett und nahm mir zu wiederholtenmalen

[1] Es ist dieß der sehr achtbare Schullehrer Rieger daselbst.

die Decke. Der Ehemann der Fritzlen betete und fluchte, die Erscheinung blieb jedoch abermals bis gegen 2 Uhr, wo sie dann in meinem Hause bei der Fritzlen erschien, und mit ihr auch dort ihr altes Spiel trieb."

Ich ließ nun Mölls Frau, bei welcher die Fritzlen schlief, vernehmen, ob sie, als die Erscheinung zu dieser gekommen, auch etwas von ihr bemerkt habe, worauf sie Folgendes antwortete:

„In jeder Nacht, wo die Fritzlen in meinem Hause schlief, war es, ungefähr nach 2 Uhr, nach vorausgegangenem starkem Krachen, als ginge die verschlossene Stubenthür auf, und dann tönte es, als würde von der Thüre gegen die Bettlade eine Kugel gerollt. Gleich darauf athmete die Fritzlen ängstlich und hart, daß ich sie mehrmals an die Seite stieß, um sie von ihrem vermeintlichen Schlafe zu erwecken, aber sie schlief nicht, sondern sagte: es sey in diesem Moment ihr alter Plagegeist, und zwar dießmal in Gestalt eines Jägers, der seine Büchse gegen sie gerichtet, vor ihr gestanden, wie sie auch gleich nach dem Rollen der Kugel eine große Angst vor den Dingen, die nun wieder kommen würden, angewandelt habe. Weil der Fritzlen die Erscheinung auch in unser Haus nachfolgte, so ließ ich meinen Mann in der dritten Nacht durchaus nicht mehr in dem Fritzlen'schen Hause schlafen, aus Besorgniß, jenes Unwesen möchte sich auch in das unserige verpflanzen."

Fritzlen wußte von Frau H. durchaus nichts, sie kam nicht in der Absicht, mir oder jener ihr Leiden zu klagen, sondern ganz zufällig in mein Haus zu einer andern gerade anwesenden Person aus ihrem Ort, im Vorübergehen nach O., wo sie ein Mittel gegen ihre Anfechtungen suchen wollte. Ich hörte zufällig davon, befragte sie und führte sie zu Frau H. Diese hörte ihre Geschichte an, und verordnete ihr ein Amulet, magische Worte in ihren Schriftzeichen des Innern. Die Frau umhing es, und nach einigen Wochen schrieb mir der Bekannte von Kleingartach:

„Jene Frau kann nicht genug Gott danken, daß er sie bei ihrer Reise nach O. zufällig in Ihr Haus und zu Frau H. geführt, denn von dieser Zeit an hat sie Ruhe!" [1]

[1] Nach einem Jahre kam die Tochter dieser Frau zu mir und sagte, sie wolle nur das Haus sehen, von dem aus ihre Mutter die Hülfe erhalten, die sie 24 Jahre lang vergebens gesucht habe.

Zweite Thatsache.

Im März dieses Jahres (1829) kam ein ältlicher Mann von Diembach, einem Orte hiesiger Gegend, mit einem Knaben von ungefähr 12 Jahren zu mir, welcher letztere mir folgende Erzählung machte:

„Vor einigen Monaten war ich mit einem andern Knaben im Walde nächst Diembach, auf einer Eiche (er bezeichnete den Ort näher). Da erhob sich um uns ein Wirbelwind (Windsbraut), der sonst im Walde nirgends war, denn es rührten sich rings keine anderen Zweige als die des Baumes, auf dem wir saßen. Auf einmal legte sich die Windsbraut, und unter uns, auf der Stelle, wo sie ausging, stand eine weiß gekleidete Frau, die uns zuwinkte, mit ihr zu gehen. Wir stiegen herab, und sie ging vor uns her, indem sie uns immer zu kommen winkte. Wir folgten, wiewohl mit Zögern; als sie aber an einer gewissen Stelle war, verschwand sie, wir standen allein und sahen einander an.“ —

Auf die Erzählung dieses übrigens ganz unbefangenen Knaben würde ich weiter kein Gewicht legen, hätte mich nicht Nachstehendes auf sie aufmerksamer gemacht.

Am 18. Mai kam eine arme Taglöhnersfrau, Namens Kämmerlin von Ellhofen, in hiesiger Nähe, zu mir, indem sie klagte, daß ihren Mann schon lange Zeit, aber seit einigen Jahren sich häufiger und stärker wiederholend, zu öfteren Malen des Tags eine Angst befalle, ohne alle innere und äußere Ursache, wobei er das Gefühl habe, als ob sich ihm etwas Drückendes, Unsichtbares nähere. In ihrem Häuschen hören sie oft nächtlich ein Gehen wie auf Socken, oft gehe die Thüre wie von selbst auf und zu, und öfters werde sie, besonders in der Küche, wenn sie am Geschäfte sey, wie von einer unsichtbaren Hand geworfen.

Einige Tage nachher bestätigte mir auch der Mann diese Aussagen seiner Frau, und namentlich die Töne von Tritten im Hause, das Auf- und Zugehen der Thüren, als träte Jemand unsichtbar ins Gemach herein. Oft könne er keine halbe Stunde des Nachts schlafen, weil es ihn immer wieder durch eine ganz fühlbare Berührung wecke, indem es zuweilen an der Bettdecke ziehe. Ich wies diesen Mann zu Frau H., und während er ihr

sein Leiden erzählte, sah sie, im Augenblick als er ausrief: „Nun kommt es wieder ganz drückend an mich!“ die Geistergestalt einer Frau in alter, aber vornehmer Tracht, ihm zur Seite stehen, wandte aber sogleich erschreckt ihr Gesicht von dem Manne und der Erscheinung ab. Sie schwieg von ihrem Schauen und fragte, als sie sich wieder gesammelt hatte, den Mann: ob er in seinem Leben nie einen Geist und namentlich den einer Frau gesehen, worauf er Folgendes angab: „Nie als in meinem fünfzehnten Jahre, da ich mit einem alten Manne durch den Wald bei Diembach ging. Hier sah ich an einer kleinen Eiche ein Fräulein (wie er sich ausdrückte) neben einem Ding, das einer Truhe ähnlich war, stehen. Wir sahen beide deutlich, wie die Gestalt uns winkte, gingen aber stillschweigend an ihr vorüber. Als wir uns umsahen, verschwand sie, und es tönte, als wäre ein heftiger Schlag auf die Truhe geschehen. Die gleiche Erscheinung zeigte sich mir vor einem Jahr im Schlaf, als stände es in meiner Stube.“ Dieser Mann von Ellhofen stand mit jenem Knaben von Diembach, der viele Jahre nachher an wahrscheinlich gleicher Stelle die gleiche Erscheinung hatte, nicht in mindester Bekanntschaft.

Frau H. verordnete dem Mann ein Amulet mit einem magisch wirkenden Wort in der Sprache ihres Innern. Er hing es um; nach drei Tagen aber war es verschwunden, und konnte alles Suchens ungeachtet nicht mehr gefunden werden. Es ist zwar wahrscheinlich, daß er es auf eine natürliche Art verloren, aber es ist auch Thatsache, daß solche Amulete sehr oft auf eine andere unbegreifliche Weise von dem Halse derer, die sie tragen, verschwinden.

Die erste Abtheilung enthält eine Begebenheit, welche der Frau H. mit einem magischen Amulete widerfuhr, auch erinnere man sich dessen, was eine Frau in der zweiten Geschichte beim Tragen eines solchen empfand. Die Beunruhigungen bei diesen Leuten dauern noch fort, auch jetzt (1832) nach drei Jahren noch.

Dritte Thatsache.

Im Februar dieses Jahres (1829) suchte eine robuste, gesund aussehende, lebensfrohe Frau, die Gattin des Hrn.

Adlerwirths Herrlinger zu Großgartach bei Heilbronn, besonderer Anfechtungen wegen sich bei Frau H. Raths zu erholen, und ließ sich in meiner Gegenwart mit ungefähr folgenden Worten vernehmen: „Ich war mit keiner Art von Kränklichkeit behaftet, hatte keinen Kummer, keinen Gedanken an Geister oder was Aehnliches, als ich in einer Nacht des Jahres 1818, da ich schlafend im Bette lag, auf einmal wie durch einen Druck auf mich erweckt wurde, und eine grauliche, männliche Schattengestalt ohne Kopf erblickte, die sich über mich hereinbog. Ich hörte ganz vernehmlich die Worte: „Liebe! Liebe! erlöse mich!" fuhr mit dem Schrei des Entsetzens: „Nein! nein! das thue ich nicht!" auf, und sprang, meinen Gatten weckend, aus dem Bette. Ehe ich ihm noch die Erscheinung zeigen konnte, war sie schon wieder verschwunden."

„Wir sprachen Morgens zu meinem Vater von dieser Erscheinung und ihrem Begehren, und ich erhielt dabei Vorwürfe, daß ich nicht in dasselbe eingewilligt. Mehr um seinen Unwillen zu beruhigen, als mit dem Vorsatze, seiner Forderung zu genügen, versprach ich, wenn die Erscheinung sich wieder zeige, so wolle ich ihr erklären, ich sey sie zu erlösen bereit."

„Nach einigen Nächten kam nun die Erscheinung wirklich wieder und sprach: „Liebe! hältst du nun dein Versprechen?"

„War mein Schrecken bei ihrem ersten Erscheinen schon groß genug, so stieg er aufs höchste bei der Betrachtung, daß die Gestalt mit dem Versprechen an meinen Vater bekannt schien, und ich rief schnell: „Nein! nein! das kann ich nicht!"

„Von dieser Zeit an wiederholte die Erscheinung immer mehr ihre Besuche, und wurde, wenn auch nur mir allein sichtbar, doch nun auch Andern hörbar, durch Klöpfeln an den Wänden, durch Schläge wie mit Ruthen auf die Tische, durch Töne, wie Rauschen mit Papier. Ich konnte immer genauer die Gestalt eines Mannes ohne Kopf unterscheiden und erkennen; eine grauweiße Gestalt wie ein Schatten. Mitten in meiner Arbeit, z. B. in der Küche, zupfte es mich am Rock, oder sonst an einem Theil meiner Bekleidung, und wenn ich auch nicht den entferntesten Gedanken an diese Erscheinung hegte, konnte mich eine Angst und Beklemmung befallen, die mich jedesmal überzeugte, daß sie mir nahe war."

„Meine Gesundheit, so stark sie war, fing durch diese Beunruhigungen zu leiden an, und wir entschlossen uns, unsere bisherige Wohnung zu verlassen und ein anderes unserer bisherigen Wohnung nahe gelegenes Gebäude zu beziehen. Auch diese Veränderung fruchtete nichts; der Geist verfolgte mich auf die gleiche Weise, und namentlich gefiel es ihm jetzt nächtlich hinter mir die Treppen auf und ab zu gehen. Vier Jahre verweilten wir in dieser Wohnung, kehrten jedoch auf die Vorstellungen meines Vaters wieder in die vorige zurück. — Aber auch da läßt mir die Erscheinung Tag und Nacht keine Ruhe. Einmal gab mir der Geist, wie im Traume, ein: ich solle an einer Stelle meines Stalles, die er mir genau bezeichnete, nachgraben lassen, daselbst werde ich noch ein Wahrzeichen (näher drückte er sich nicht aus) finden. Ich säumte nicht, folgenden Morgen die bezeichnete Stelle aufzusuchen, fand sie genau, und entdeckte einige Schuh unter der Erde zwei Stücke einer zersprungenen eisernen hohlen Kugel. Sehr oft, besonders auf das Zureden meines Vaters, nahm ich mir vor, die Erscheinung anzureden, aber nie, auch bei dem festesten Vorsatze, war ich es im Stande."

So erzählte mir diese Frau eine Begebenheit, die man aus ihrem eigenen Munde hören muß, um sie in ihrer vollen Unbefangenheit aufzufassen, wie dieß noch heute Jedem sich zu erkundigen frei steht. Auf ihre Bitte gab ihr Frau H. ein mit magischen Schriftzeichen beschriebenes Amulet, mit der Vorschrift, es sich um den Hals zu hängen, und die Folge war, daß sie von diesem Augenblick an von allen Anfechtungen sich befreit sah, so wie auch das andern hörbare Klöpfeln an den Wänden, Schlagen wie mit Ruthen auf die Tische u. s. w. ein Ende nahm, ja es wurde bis heute (November 1831) nicht eine Spur mehr von dieser Erscheinung bemerkt. Dieser Vorfall brachte mich auf die Vermuthung, ob nicht wohl jene zersprungene eiserne Kugel mit der Kopflosigkeit der Erscheinung im Zusammenhang stände? Ob nicht in Kriegsunruhen, denen Großgartach, besonders im Bauernkriege, ausgesetzt war, hier einem Menschen durch eine Bombe oder Granate der Kopf genommen wurde, der mit irgend einer irdischen Unruhe in der Seele schnell in das Geisterreich überging?

Vierte Thatsache.

Folgende Thatsache ereignete sich zwei Jahre nach dem Tode der Seherin: Zu Ammertsweiler, fünf Stunden von Weinsberg, lebt ein Bürger Namens Leonhard Sammet. Er ist dreiundvierzig Jahre alt, völlig gesund, von starkem Körper, in keinem somnambulen Zustande, kein Frömmler, mehr ein roher Mensch, weder mit mir noch der Seherin von Prevorst vorher bekannt.

Am 11. Oktober 1828 verlor er seine Frau durch den Tod. Er mochte ihren Verlust bedauert haben, aber er wünschte sie nicht sehnsüchtig zurück, seine Wunden waren bald vernarbt.

Die nachstehende Geschichte nahm Hr. Oberamtmann v. Wolf von hier, in Gegenwart von mehreren Zeugen, zuerst aus dem Munde des Mannes also auf:

„Am 1. September 1829 (erzählte er), also fast ein Jahr nach dem Tode meiner Frau, erblickte mein siebenjähriger Knabe, Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, als er zufällig aus dem Bette gestiegen war, auf einmal vor demselben eine weiße Geistergestalt, in der er die verstorbene Mutter erkannte. Der Knabe sprach aber nichts, sondern sprang nur schnell zu mir ins Bette zurück und verbarg sich unter die Decke desselben. In diesem Momente wurde auch mir die Gestalt sichtbar, ich äußerte aber gegen den Knaben nichts, und erst am Morgen fragte ich ihn um die Ursache seines schnellen Zurückspringens und seines Schreckens, worauf er mir sagte, was ich auch gesehen hatte. Von dieser Nacht an kommt nun die gleiche Erscheinung alle Nacht und wird immer, nicht nur auch meinem siebenjährigen Knaben sichtbar, sondern auch meinem kleinen Kinde, das, als noch unmündig, es nur durch Gebärden zu erkennen gibt. Ich erkenne in der Erscheinung jedesmal ganz deutlich das Gesicht meines Weibes, das eine Helle verbreitet, daß ich in der Kammer Alles sehen kann; von dem Gesichte weiter abwärts aber erscheint mir die Gestalt nur wie eine graue Nebelsäule.

Die Erscheinung wandelt still in der Kammer umher und beugt sich bald über mich, bald über die Betten der Kinder stumm herein. Sie verweilt jedesmal, bis die Morgenglocke geläutet wird, dann geht sie. Sie winkt nicht, macht keinerlei Zeichen

oder Andeutung. Auf Anrathen des Geistlichen sprach ich schon einmal zu ihr: „Im Namen Jesu, sage mir dein Begehr, ich werde es erfüllen, wofern ich es vermag," aber stumm sah mich die Erscheinung an. Wäre ich nicht so stark und nicht so wenig furchtsam, so hätte ich wohl nicht schon sechs Wochen hindurch diese schlaflosen Nächte und diesen Kummer ertragen." — Die Zeugen schilderten den Mann als einen immer gesunden, arbeitsamen, wahrheitsliebenden und nüchternen Bürger.

Auf die gütige Veranlassung des Hrn. Oberamtmanns v. Wolf kam dieser Mann nach einigen Tagen zu mir und machte mir die gleiche Erzählung. Ich konnte an ihm nicht das Mindeste von Krankheit, sondern nur einen sehr gesunden, starken Körper und gute Sinnen erkennen. Zu obiger Erzählung gab er noch folgende Erklärung:

„Ich lebte mit meiner verstorbenen Frau in friedlicher Ehe, ob sie gleichwohl in ihren Reden sehr leidenschaftlich war. Sie kränkelte oft und sagte dann immer: „Hab' Acht, ich sterbe bald!"

„Dieser Rede, die sie oft führte, entgegnete ich immer mehr im Scherz als im Ernste, mit den Worten: „Was liegt daran, so eine Frau mit hundert Gulden (so viel brachte sie mir zu) kann man bald wieder finden."

Auf solche Rede (und ich bereue jetzt sehr, daß ich solche so oft im Leichtsinn geführt) wurde sie immer sehr ergrimmt und erwiederte einigemal in höchster Leidenschaft: „Sterbe ich und du heirathest eine andere als eine meiner Schwestern, so will ich des Teufels werden, ja! des Teufels will ich werden, komme ich dann nicht nach meinem Tode." Diesen ihren Reden aber dachte ich seit ihrem Tode nicht im mindesten mehr nach, nicht im mindesten glaubte ich auch je an die Möglichkeit so eines Erscheinens, und erst, als sie mir zum drittenmal erschienen war, dachte ich: was stört dieses Weib? und da fiel mir auf einmal jene so oft von ihr geführte Rede wieder bei, und zugleich der in mir seit einigen Tagen immer mehr gehegte Gedanke, wieder in eine eheliche Verbindung, aber mit keiner meiner Schwägerinnen, einzugehen." Der Leidende bat mich um Hülfe. Ich gab ihm zum Anhängen so ein gottloses, teuflisches Amulet (nach der Meinung eines Geistreichen), das diejenigen (gottlosen) magischen Worte enthielt, welche die (sündliche)

Seherin von Prevorst in ihrem Wahnsinn in ähnlichen Fällen gegeben hatte. Mit diesem verließ er mich, gar nicht glaubend.

Mehrere Wochen erhielt ich von ihm keine Nachricht, und ich sah mich veranlaßt, an den Schultheißen seiner Gegend zu schreiben und diesen zu bitten, ihn über sein späteres Schicksal zu befragen, worauf ich folgende Antwort vom Schultheißen bekam:

„Nach Umhängung des Amuletes erschien dem Sammet und seinen Kindern seine verstorbene Frau nur noch in den ersten drei Nächten; hierauf kam sie drei Nächte nicht mehr. Nach diesen ging er zur Beichte. In derselben Nacht erschien sie ihm und den Kindern noch einmal und dann von dort an nicht mehr. Er ist äußerst vergnügt und von Dank gegen Sie erfüllt."

Euer ꝛc.

Schultheiß Oelhaf zu Meinhardt.

Einige Thatsachen aus Weinsperg insbesondere.

Hier zu Weinsperg befindet sich ein Haus, daß schon etliche und dreißig Jahre von einem Weingärtner Namens Bayer bewohnt wird. In alten Zeiten diente es als Kelter, von der nun aber keine Spur mehr vorhanden ist. In diesem hörte man schon länger als 40 bis 50 Jahre, besonders vom December bis Februar, nächtlich Töne, als schlüge ein Küfer aus vollen Kräften auf ein leeres Faß, als würde Kübelgeschirr gebunden, als machte man Zurüstungen an einer Presse (die gar nicht im Hause ist), wie man vor dem Traubenaufschütten und Pressen zu thun pflegt. Aber diese Schläge und Töne sind oft so gewaltig, daß sie bei stiller Mitternacht in der ganzen Nachbarschaft umher gehört werden. Dabei ist merkwürdig, daß, je heftiger und öfter diese Töne geschehen, desto reicher auch die Weinlese desselben Jahres ausfällt. Auf diese Erfahrung gründete ein Nachbar dieses Weingärtners, der verstorbene Stadtrath Muff, seine Weinspekulationen und wurde dadurch ein reicher Mann.

Bayer, der eine Tochter des vorigen Hausbewohners vor

etlichen und dreißig Jahren heirathete, vermuthete anfänglich eine natürliche Ursache dieser Töne entdecken zu können, und ging oft nächtlich, mit einem Beile bewaffnet, den Orten zu, von denen ihm diese Töne zu kommen schienen, fest entschlossen, den ihn neckenden Thäter niederzuschlagen, aber nie wurde ihm ein solcher sichtbar. Der Vater seiner Frau, der dazumal noch mit ihm, aber auch schon lange vor ihm, dieses Haus bewohnte, schien mit diesen Tönen und ihrem Urheber besser bekannt zu seyn; er sagte bei seinem Eifer stets nur: „Dieser ist schon länger als wir hier, lass' ihn nur!"

Dazumal kam es auch noch öfters nächtlich zur Thüre herein; sie öffnete sich von selbst, und es rutschte wie in Halbschuhen (Schlurfen) durchs Zimmer. Dieses fand aber seit vielen Jahren nur noch einmal statt, als gerade der jetzige Hausbewohner auf dem obern Boden schlief. Da öffnete sich nämlich die Thüre der Kammer, in der er lag, wie von selbst, er hörte etwas wie mit den Füßen schlürfend sich ihm nahen und wieder durch die Thüre sich entfernen.

Sichtbar wurde noch keinem dieser Hausbewohner eine Erscheinung. So oft es hämmert und tönt und man richtet im Bette nur das Haupt auf, um es besser zu belauschen, so ist es urplötzlich still. So geschieht es auch den Nachbarn. Springen diese bei solchen Schlägen ans Fenster, so schweigt es sogleich, aber alsbald beginnen wieder die Töne, sind sie zurückgetreten. Geht der Nachtwächter in der Nähe des Hauses vorüber, und tönte es noch so sehr, schweigt es sogleich, und fängt wieder an, wenn er vorüber ist.

Dieß ist eine völlige Thatsache, über die täglich eine Reihe von Zeugen vernommen werden kann. [1]

Daß diese Töne schon durch mehr als 40 Jahre von den Bewohnern dieses Hauses zu irgend einem Zwecke geflissentlich hervorgebracht würden, das wird besonders Niemand glauben, der diese Leute kennt. Eigennutz und Vortheil wären wohl die entferntesten Beweggründe dazu, indem die Bewohner als arme Weingärtner keinen Weinhandel treiben.

[1] Hr. Pfarrer Wirth hat die Insolenz, diese Thatsache in seiner Schrift für eine Lüge auszugeben.

Will man annehmen, Hr. Stadtrath Muff habe zu besondern eigenen Zwecken diese Töne veranstaltet (eine Vermuthung, die noch keinem Menschen hiesiger Stadt einfiel), so ist zu bedenken, daß sie schon viele Jahre, ehe Hr. Muff in der Gegend wohnte und von ihnen Gebrauch machen konnte, gehört wurden, wie sie auch jetzt noch, nachdem er schon seit Jahren gestorben ist, vernehmbar sind.

Aber auch er sprach stets ohne alle Befangenheit von dieser Sache, und alle seine Bekannten wissen, wie er sich in jenen Monaten oft Nächte lang am Fenster passend wachend verhielt, um auf jene Töne seine Weinspekulationen zu gründen. Auch hieraus machte er kein Geheimniß, so daß es ihm Jeder hätte nachmachen können, aber man lachte über ihn; er ließ sich nicht irre machen und — wurde reich.

Er starb — aber bewahren konnte ihn sein Reichthum, den er auf jene Töne aus dem Mittelreiche gründete, nicht vor diesem. Auch er war einer von denjenigen aus jenem Schattenlande, die bei unserer Seherin bittend um religiöse Worte erschienen. Sie hatte ihn nie gekannt.[1]

Auf dem Rathhause zu Weinsperg befindet sich ein Zimmer, das als Gefängniß dient. Die verschiedensten Menschen, die von einander nie etwas erfahren hatten, aus den verschiedensten Gegenden und zu den verschiedensten Zeiten, welche sich nächtlich in diesem Zimmer aufhielten, geben an: daß man in ihm ungewöhnliche Dinge höre und fühle, ja Manche wurden in ihm schon so beängstigt, daß sie krank wurden, während Andere in demselben Raume weder etwas Besonderes hörten noch fühlten. Das Rathhaus ist völlig unbewohnt und von andern Häusern getrennt. Nach ihrer Befreiung zeigten verschiedene der hier Ingesessenen diese Beunruhigungen dem Amte an; so z. B. ein hier ganz fremder, gesunder und starker Kaufmann, der von den frühern Vorfällen hier nicht das Mindeste hatte erfahren können.

[1] In den Wintermonaten 1830 und 1831 ließ sich dieser Geist nur wenig hören (wie ich jedesmal mehreren Freunden sogleich mittheilte) und die darauf folgende Weinlese beider Jahre entsprach auch diesem genau. Es gab höchst mittelmäßige Weinjahre.

Später traf das gleiche Schicksal einen Landjäger, der lange Soldat gewesen und nie an derlei Dinge geglaubt hatte. Dieser gab nach seiner Freilassung, mit den Andern ungefähr gleichlautend, Folgendes an:

„In der ersten Nacht, die ich in diesem Zimmer zubrachte, Schlag 1 Uhr, wurde ich auf einmal erweckt, und da lief es mit Tritten, die ich zählen konnte (es waren sieben), ganz wie ein Mensch vor mein Bett. Diese Tritte hörte ich nicht über mir, [1] sondern auf dem gleichen Boden des Zimmers, in dem ich mich befand. Es waren Tritte, vollkommen wie die eines Menschen, der schlurfend (die Schuhe lose am Fuße nach sich ziehend) auf einen zuschreitet. Die Sache kam mir sonderbar vor, ich schlief aber bald wieder ein, und wurde nicht mehr beunruhigt. In der zweiten Nacht wurde ich Schlag 1 Uhr wieder erweckt, fühlte etwas Unheimliches, Drückendes um mich, schlief aber, ohne etwas gehört zu haben, bald wieder ein.

In der dritten Nacht wurde ich Schlag 1 Uhr wieder erweckt. Das Zimmer war, was mir unbegreiflich schien, hell, obgleich es eine Regennacht war; und da kam es auf einmal, ich sah es wach und ganz bestimmt, wie ein großer Schatten auf mich zu, bog sich über mich, und hauchte mich dreimal ganz fühlbar an. Zugleich zog es den Teppich des Bettes zur Hälfte herab, so daß ich nach dem Teppich griff, um ihn festzuhalten. Bald darauf that es neben mir einen Knall, als wäre meine Bettstelle gewaltsam auseinander gerissen worden, ich fiel hinunter, daß es meine Brust erschütterte, sprang auf und untersuchte rings die Bettstelle, die aber ganz unverletzt und fest stand, und an der ich nicht das Mindeste bemerken konnte."

Wegen Beschränktheit des Raumes in den andern Gefängnissen ward im Junius 1829 ein sehr beherzter Kerl aus der Gegend von Mergentheim, also aus einem von hier sehr weit entfernten Orte, in dieses Zimmer auf dem Rathhause eingeschlossen. Dieser, dem mit völliger Gewißheit früher nicht das Mindeste von jenem Zimmer bekannt war, äußerte, nachdem er einige Wochen in demselben zugebracht hatte, sich darüber also:

„In verschiedenen Nächten, die ich in diesem Zimmer

[1] Es bewohnt, wie gesagt, keine Seele dieses Haus.

zubringen mußte, wurde ich meistens gegen 1 Uhr erweckt, und da fiel es so schwer auf mich wie ein Sack, daß ich fast nicht mehr athmen konnte. Einmal wurde meine Bettstelle mit mir wie aufgehoben und mir hörbar und fühlbar hin und her gerüttelt. Als es Tag war, untersuchte ich genau die Stollen der Bettstelle, fand aber, daß sie nicht im Mindesten verrückt worden waren. Mehrmals zog es mir den Teppich vom Leibe und weit vom Bette hinweg. Einigemal sah ich ganz deutlich eine männliche Gestalt, die auf der Brust eine hellere Stelle, ungefähr in der Größe einer Hand hatte, im Zimmer hin- und hergehen; es war wie ein Schatten. Nicht alle Nacht fand eine solche Beunruhigung statt, oft blieb sie drei, vier und mehrere Nächte aus."

Dieser Mensch bat, ihn in ein anderes, wenn auch härteres Gefängniß zu verlegen. Man bewilligte ihm seine Bitte, und that einen anderen Gefangenen dahin. Auch dieser wußte von den Beunruhigungen in diesem Zimmer nicht das Mindeste voraus. Drei Nächte lang blieb er ohne alle Anfechtungen, in der dritten Nacht, als er ganz wach war, fühlte er auf einmal einen Druck auf der Brust wie von einem schweren Sack, und bekam das Gefühl als bliese ihm Jemand in das Ohr. In späteren Nächten geschah ihm Aehnliches, auch hörte er das Rollen einer Kugel, und wurde ihm der Teppich genommen; wenn er nach ihm greifen wollte, war er nicht fähig, die Arme herauf zu bringen.

Schon Georg Widemann führt in seinem Kalendarium eine Geistergeschichte von Weinsperg an, die Crusius in seiner schwäbischen Chronik (2. Thl. S. 417) nacherzählt.

Viele Jahre vor der Zerstörung des Schlosses zu Weinsperg im Bauernkrieg (1525) hatte ein Vogt zu Weinsperg seinen Knecht ermordet. Als er in der Schloßcapelle Sonnabends betete, kam es ihm vor, als krieche ein Thier aus dem Getäfel hervor, und verberge sich in eine Grube im Boden, aber er konnte, als er nachsuchte, nirgends eine Oeffnung bemerken, aus der es hätte schlüpfen können. Er verwunderte sich und betete wieder. Da blies ihn auf einmal ein heißer Hauch an; er erschrack und lief zur Capelle hinaus. Unterwegs wurde er noch

einmal angeblasen, und zwar von einem schwarzen Geiste, worauf er krank zu werden anfing. Inzwischen ließ sich der Geist im Schlosse immer mehr und mehr durch Klopfen und Werfen hören, jagte auch sonst noch den Leuten Schrecken ein. In der Stadt hielt man es für eine Mähre, und Viele lachten darüber. Als aber der Vogt Etlichen befahl, des Nachts auf dem Schlosse zu wachen, that sich auch diesen der Geist durch Werfen, Klopfen rc. kund. Endlich kam derselbe sogar in die Stadt herunter und beunruhigte die Wächter auf der Mauer.

Die Weinsperger stellten hierauf ein Fasten an, und wallfahrteten barfuß zur Kirche St. Mariä vor Heilbronn, um vielleicht dadurch von den Beschwernissen dieses Geistes los zu werden. Allein es geschah dieß nicht, bis der erkrankte Vogt starb, von wo an erst dieser Geist nicht mehr gesehen und gehört wurde.

Eine Thatsache aus dem Tagebuche der Seherin.

Frau H. schrieb hier in W. wenige Wochen lang ein Tagebuch, das sie ganz geheim hielt, das sie einzig für sich bestimmte, und das Niemand unter die Hand bekommen sollte.

Als sie schwächer wurde, konnte sie es nicht mehr fortsetzen, und ich erhielt es zufällig ohne ihr Wissen und Willen. Noch zur Charakteristik ihres Gemüthzustandes und als Beweis, wie auch Sehnsucht nach Gatte und Heimath (in welchem Punkte sie so sehr von den Menschen mißkannt wurde) in ihr vorherrschende Gefühle waren, auch wie überzeugt sie bei sich von der Realität dieser Erscheinungen von Geistern war, führe ich aus diesem ihrem Tagebuch Nachstehendes an, das um so unbefangener ist, da sie nie vermuthete, daß es unter andere Augen kommen würde. Es sind ihre eigenen Worte:

„26. December 1827. Sprachloses, stummes Papier, zu dir nehme ich meine Zuflucht! Ich möchte so gern meine Erfahrungen und Gefühle meiner Seele jeden Tag einem Freunde mittheilen, einem solchen Freunde, dem ich auch den innersten meiner Gedanken in der Stille sagen könnte, dem seine Seele mit

der meinigen harmonirte, von dem ich Trost und Beruhigung in meinen Leiden erhielte. Bin ich selbst Schuld daran, daß ich keinen solchen Freund habe? Bin ich zu schüchtern, oder setze ich zu wenig Zutrauen in die Freunde, die ich habe? Ach! all dieses finde ich nicht in mir, sondern mein Gefühl stoßt mich immer zurück, weil ich finde, daß man mich nie, oder nur selten kennen will, und mir gern Alles mißdeutet. Aber ich freue mich, daß ich Einen kenne, der mich siehet und kennet, dessen Eigenthum ich bin und bleiben will und das bist du, Vater im Himmel!

27. December. Heute mußte ich hauptsächlich wieder die Ueberzeugung gewinnen, daß wir in einer vergänglichen, unvollkommenen Welt leben, daß wir uns an nichts festhalten können, was da irdisch lebt und webt, nur an das, was wir nicht sehen, und das ist das Wort, die Wahrheit und das ewige Leben. Hält man diese fest, so kann man ein solches Verlassenseyn, in dem ich mich heute befand, Trennung von allen Lieben, im Glauben und der Liebe zum Herrn leichter überwinden, und die Seele wird immer mehr zum Geiste gezogen. Wohl wird dann der Leib geschwächter, besonders der meinige, der ohnehin schon so schwach ist. Da wäre ihm ein wahrer Freund wohlthuend, den ich Seelenfreund nennen möchte, dem ich alle meine Empfindungen mittheilen könnte. — — — — Ich hatte heute auch eine mich sehr beunruhigende Erscheinung, die K. angeht, in so fern sie ein ganz naher Verwandter von ihm ist. Dieser Geist, eine Mutter (ich kannte sie im Leben), will haben, ich soll seinen zurückgebliebenen Kindern durch K. sagen: es sey eine Unsterblichkeit, und wofern sie sich nicht ernstlich zum Erlöser wenden, so würden sie den bittern Tod noch mehr schmecken als er. So sagte dieser Geist. — Was soll ich nun anfangen? Gott wolle mir helfen, daß ich es zu seiner Zeit da sage, wo es mir gut ist!

28. Heute Nacht kam jener Geist und mahnte mich wieder, daß ich das seinen Kindern solle sagen lassen.

29. Ich war heute äußerlich froh scheinend, aber gegen Abend überfiel mich ein so entsetzliches Heimweh, daß ich mir nicht zu helfen wußte und wünschte nur fortzukommen. Verliert sich dieses Heimweh nicht bald, so werde ich kränker.

Allen Trost muß ich aus mir selbst suchen, Niemand kann mich beruhigen, kann mich erheitern. Spricht man etwas, was so in der Welt vorgehe, so werde ich noch trauriger. Am liebsten möchte ich mich immer von meinem Erlöser unterhalten, wenn ich nur könnte. Aber ich bin schüchtern, man zieht auch daraus so gern Böses, auch fühle ich mich oft noch viel zu fehlerhaft.

Heute Nacht 11 Uhr kam jener Geist wieder und sagte mit drohender Miene: „Willst du nicht thun, was ich dir sagte?" Ich sagte: „ich kann es nicht, wende dich selbst an K." Als ich dieß gesagt hatte, verschwand er. Nun bin ich doch recht in der Noth, was soll ich anfangen, die Menschen glauben so etwas nicht. In Gottes Namen, sie mögen das thun, ich bin fest überzeugt, daß es wahr ist, aber den innigsten Schmerz erregt mir oft dieses Schauen der Menschen wegen. [1]

Du, Vater, bist gerecht,
Kennst mich alleine,
Weißt, ob ich gut, ob schlecht.
Weißt, wie ich's meine;
Ob ich betrüge,
Mich selbst belüge,
Ob dieses Schauen ächt,
Ob unrein oder reine.

Und ob dieß Schauen gleich
Von dir gekommen,
Wär' ich doch freudenreich,
Würd' mir's genommen,.
Ja! wollest mir dieß innre Aug' verhüllen!
Doch willst du's nicht — trag' ich's nach deinem Willen.

1. Januar 1828. Heute den Tag des neuen Jahres bracht' ich mit meiner alten Wärterin allein in der Stille, meist in Andacht zu. Ich schlug mir auf den heutigen Tag Folgendes auf:

„Mensch, bestelle dein Haus: denn du mußt sterben!" Daraus nehme ich, daß wir unser Haus jeden Tag bestellen und keinen Tag vorbeigehen lassen sollen, ohne mit Ernst an den Tod zu denken. Um halb 11 Uhr kam jener Geist wieder und sagte: „Wie lange willst du, daß ich noch in Unruhe seyn soll?"

[1] Diese Aeußerung kam daher, daß ich ihr oft Einwürfe und Vorstellungen gegen die Realität ihrer Erscheinungen machte.

Ich beruhigte ihn damit, daß ich ihm sagte, es soll sein Wille geschehen, aber wann, wisse ich noch nicht, und nun hoffe ich, daß er nicht mehr kommt.

2. Januar. Nachts kam jener Geist wieder mit seiner alten Anforderung. Ich gab ihm die Versicherung, daß ich am andern Tage seinen Willen erfüllen würde, und da ging er ganz hell von mir. Ich aber war Morgens sehr traurig und wünschte nur, daß ich einmal wieder in meine Heimath könnte: der, der mich allein leiden siehet, der, der mich allein kennet — gebe das!

5. Januar. Heute Nacht schlief ich vor Schwäche des Körpers und Betrübniß gar nicht ein. Ich weinte beinahe die ganze Nacht. Wie kann ich gesunden! Um 1 Uhr kam jene lichte Gestalt, die mir schon oft als tröstender Engel erschienen war und sagte: „Sey ruhig, bis morgen Abend wird es dir leichter, es wird schon geholfen werden.“ Noch sagte sie Mehreres, das ich in meinem Herzen bewahre.

6. Januar. Den Tag über war es mir, das Heimweh abgerechnet, etwas besser, und gerade, wo es am stärksten war, trat mein Gatte ein, und es wurde mir dann wieder ganz leicht ums Herz. Damit traf auch die Voraussage jener Lichtgestalt ein: daß es mir heute leichter werden soll.

7. Januar. Diesen Tag über war es mir, Gott sey Dank! wieder ziemlich heiter: denn mein Gatte blieb bei mir, wo dann meine Sorgen und Leiden wieder getheilt wurden.

8. Januar. Die Krämpfe ließen mich heute nicht schlafen, auch that dieß der nahe Abschied von meinem Gatten. Diesen Vormittag reiste er ab, und ich fühle mich wieder verlassen. Der liebende Vater stärke mich! Du Vater im Himmel höre mein tägliches Flehen! Gib mir Geduld, daß ich das, was du mir auferlegst, in sanfter Stille trage: denn du nur verstehst mich — die Menschen wollen mich nicht verstehen.

Wer in der Stille Thränen weint,
Den Kummer klagt nur einzig Dem,
Der es am besten mit uns meint,
Dem wird das Innre hell und stille.
Was trüb und dunkel in ihm war,
Daß es ein Jenseits, wird ihm klar,
Und er spricht: Herr! mein sey dein Wille!

Das Verlangen jener Erscheinung betreffend, die der Seherin in den berührten Tagen so vielen Kummer machte, so ist auffallende Thatsache, daß sich bald nachher mit einem der Kinder dieser Erscheinung eine Begebenheit ereignete, die davon zeugte, daß es an Vertrauen auf Gott fehlte, wobei eine unbegreifliche Rettung des Lebens statt fand, die ganz geeignet war, zum Glauben an eine höher waltende Vorsehung zu führen.

Beschluß zu diesen Thatsachen.

Und so gab ich dir nun, lieber Leser! diese Thatsachen ohne allen Zusatz, in nackter Treue, wie ich sie empfing und zum Theile selbst miterlebte; und in Wahrheit, ich glaube nicht, daß sie umsonst sich mir darboten. Dem Rufe meines Innern: „Manchem, der noch nicht zu hart eingeschlafen, werden sie ein Wecker seyn," entsprach ich durch deren Mittheilung; möge die Menge wider sie an Tag geben, was in ihrem Gehirne liegt!

Diese Thatsachen für sie und hauptsächlich für die starken Geister in ihr genießbar zu machen, was sollte ich ihnen noch Weiteres beifügen? Dafür vermag ich nichts zu thun. Können diese Thatsachen Andere noch deuten nach anderem Sinne, anders als ich sie hier nach meiner innigsten, unerschütterlichen Ueberzeugung deutete — ich rechte mit Keinem, der hierüber anders denkt, unterlegt er nicht mir und denen die sonst daran Theil nahmen, Böses. Und wozu hierüber auch noch Streit, in dieser kurzen Spanne des Lebens, die uns Allen noch übrig ist, bis auch wir eingehen zum Schauen in der Stunde jener großen Verwandlung, die Keinem ausbleibt. —

Daß ein anderes Leben ist, daß wir unsterblich sind, bezweifelt nur ein Thor, was aber unser nächster Zustand nach dem Tode seyn werde, — was wurde hierüber durch alle Weltweisheit noch herausgebracht?

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." — Für eine in vielen Stufen bestehende, und nach diesen Stufen mehr oder weniger bis zu uns hereinragende Geisterwelt, sprechen eine Menge von Thatsachen, zu welchen ich nicht einmal die hier

gegebenen rechnen will; man untersuche nur! Aber es sprechen diese Thatsachen freilich hauptsächlich für einen kommenden Zustand der Sehnsucht (Scheol) und Ungewißheit für die in der Sinnenwelt Befindlichen, und das klingt dem Ohre der Menge nicht fein, und daher möchte diese Menge und ihre starken Geister so gern, daß sie als Täuschung der Sinne erschiene. Diese Geisterwelt ist da, aber freilich nicht, wie sie sich die Weisheit der Weisen construirte, sondern wie sie schon längst die Einfalt der Einfältigen schaute, und so wird sie sich immer mehr offenbaren. Möge der kalte Verstand mit all seinen Raisonnirkünsten sie immer dem innern Gefühle wegstreiten, jeder Menschenbrust ist sie eingeprägt, weil sie kein leerer Wahn, sondern eine in der Natur gegründete Thatsache ist; sie wird geahnet von jeder nicht ganz verglasten Menschenseele, wenn auch nicht im Drängen und Treiben der Welt, doch in ernster Mitternacht, oder in stiller Todtenkammer. O möchten die Menschen doch nur auch in diesem Punkte ehrlich seyn, die falsche Weltscham und Weltklugheit ablegen, wie viele Vertheidiger und Zeugen würden dann diese armen Blätter, statt wie jetzt Heere von Widersachern, finden! —

Zum Beschlusse laß uns, mein lieber Leser, das Bekenntniß unseres Glaubens noch einmal wiederholen:

„Was wir selbst gesehen, gehört, gefühlt, geprüft und durch „evidente Beweise bestätigt fanden, lassen wir uns weder durch „ein besonnenes noch unbesonnenes Raisonnement nehmen, fordern vielmehr von jedem Andern eine Selbstprüfung; sind aber „bescheiden genug, unsern Glauben Niemand aufdringen oder „auch nur für ein wesentliches Moment einer Heilslehre halten „zu wollen, sind aber auch keck genug, seine moralische Tendenz „gegen Andere zu vertheidigen, und überzeugt, daß nicht nur „nichts Widerchristliches und Knechtisches, sondern vielmehr „etwas Freichristliches daran zu finden ist. Wir glauben an ein „inneres Leben der Seele und an eine höhere Anschauung des „Geistes, welche beide im gewöhnlichen Zustand verschlossen „bleiben, in außerordentlichen Fällen aber sich erschließen, und „wie der Silberblick der ganz in Feuer durchläuterten edlen Metalle auf Momente sich offenbaren, um dann auf lange Zeit „wieder zu verschwinden. —

„Was die Geistererscheinungen betrifft, so wird uns das Publikum wohl aufs Wort glauben, daß wir mit ihm über die „Nichtigkeit solcher Wesen gleiche Ueberzeugung hatten, aber nach „den bis zur geschichtlichen Evidenz erhobenen Thatsachen, mußte sich jene Ueberzeugung in den Glauben an die „Sache umändern, wollten wir anders nicht dem Tage sein Licht „abstreiten. Dieß geschah mit um so weniger Widerstreben, als „es uns gelang, auch eine Reihe innerer Gründe für das Daseyn „einer Geisterwelt aufzufinden. Diese Gründe liegen größtentheils „in dem wichtigen Unterschied zwischen Moral- und Naturgesetzen, — ein Unterschied, der in seiner ganzen Stärke erst „nach dem Tode sich äußern kann.

„Hier nur noch eine Hindeutung auf die Wichtigkeit der „Sache für die philosophische Reflexion.

„Wenn wir im Tode Fleisch und Bein und alle sinnlichen Formen mit ihren Naturgesetzen abstreifen, so „bleibt doch noch das unzerstörbare Moralgesetz in Geist „und Seele und in ihren unsinnlichen Formen übrig. Nun „denke man nach, wie eine solche Verfassung beschaffen seyn mag?

„Man setze einmal den Fall: „Ein Mensch habe in den ihm „dargebotenen Wahrheiten und Geboten von Moral und Religion „seinen Geist ungeübt gelassen, dagegen seine Seele „vollgefüllt mit Irrthümern, falschen Neigungen, falschen „Grundsätzen und besonders falschen Seligkeitsprojekten, „die er sich nach dem Maß seiner Intelligenz selbst fabricirte, „ferner — er habe sich völlig angesaugt an die Welt und hänge „in Wünschen, Begierden und Suchten, wie Ehr-, Ruhm- und „Gewinnsucht, mit tausend Wurzeln an ihr, — was soll jetzt „nach dem Moralgesetz aus dieser Seele nach dem Tode „werden?

„Offenbar nichts Anderes, als das, was sie aus sich selbst „gemacht hat, d. h. eine von Wahrheit und Religion „verlassene und ganz noch an der Welt hängende „Creatur, die jetzt erst, nach dem Abfall der Sinnlichkeitsformen und Naturverhältnisse, die große „Nichtigkeit und Armuth all ihres Denkens, Fühlens, „Wollens und Handelns an sich selbst erfährt.

„Der Uebergang von der sinnlichen Form zur unsinnlichen

„ist bei solchen Creaturen kein großer Schritt, da sie immer noch „mit dem ganzen Seelentrieb an der Welt und ihren fal„schen Lehren hängen und nicht los werden können.

„Nimmt man hiezu noch einige Sätze aus der Lehre vom „Lebensgeist, oder, wie die Seherin ihn nennt, Nervengeist, „der, wie er während des Lebens schon die unsinnliche Form „zwischen Leib und Seele bildet, auch nach dem Tode mit der „Seele vereint bleibt, so liegt die Wahrscheinlichkeit einer noch „übrig gebliebenen physischen Verwandtschaft solcher niedrig stehen„den Creaturen mit der Welt ganz nahe, aber in einer für bei„nahe alle Menschen insensibeln Sphäre, die jedoch unter den „seltenen Bedingungen, unter welchen die Seherin in Beziehung „auf Geist, Seele und Leib stand, sensibel und mittheilbar wer„den kann. Nehmen wir hiezu noch den Thatbestand, der für „die Ohren- und Augenzeugen zur höchsten Evidenz, deren über„haupt das Geschichtliche fähig ist, sich erhebt, so ist der Lärm, „den die sogenannten Helden der Aufklärung darüber aufschlagen, „ohne alle Bedeutung. Wer den großen Unterschied zwischen „Naturgesetz und Moralgesetz nicht fühlt, der kann frei„lich seinen Blick nicht in eine Verfassung erweitern, wie sie „nach dem Tode eintreten wird und muß. Er steht mit seinen „sinnlichen Formen vor einem dichten Vorhange, den er nicht zu „lüften vermag, und schließt, wie alle Empiriker, von dem „Nichtsehen und Nichthören auf das Nichtdaseyn, obgleich „die geringsten Folgerungen ihn belehren könnten, daß die unsinn„lichen Formen eben so wahr sind, als die sinnlichen.

„Würden wir auf der Erde schon die Seelen von ihrer „Fleischeshülle entblößt wahrnehmen können, so daß uns ein Blick „in ihre innere Verfassung gestattet wäre, so würden wir über „die vielen komischen und barocken eben so gewiß lachen, als vor „den vielen Scheusalen zurück schaudern. Nun ist aber, nach „einem ganz wohlthätigen Gesetz, die Naturhülle ein „allen Seelen gemeinschaftlicher Mantel, der im Leben „ihre moralischen Ungleichheiten dem Anblick entzieht, da„mit alle neben einander verträglich und mit gleicher Freiheit ihr „Leben ausbilden können.

„Anders aber ist es nach dem Tode, wo dieser Mantel ab„geworfen ist, da tritt die moralische Ungleichheit bildlich und

„in einer der Verfassung der Seele angemessenen Form heraus,
„und man erkennt sogleich, weß Geistes Kind die Creatur ist.
„Der Gegensatz spricht sich hauptsächlich zwischen Verklärung
„und Licht einerseits, und zwischen Mißform und Verdunkelung
„andrerseits aus, während der Nervengeist den im Leben gehabten
„plastischen Typus auch nach dem Tode noch nachbildet.“ [1]

[1] Von Eschenmayer in den Blättern aus Prevorst.

Letzte Lebenstage und Tod der Seherin.

Schon nach der ersten Woche des Aufenthaltes der Seherin zu Löwenstein fühlte sie den ins Centrum laufenden Strich des letzten Sonnenkreises ihrer am 2. Mai angetretenen sieben neuen Kreise auf den ersten zurückgesprungen und auf sich liegen und sich wieder in einem eingesperrten, beängstigenden Zustand. Damit war auch wieder mehr die Freiheit ihrer Seele verloren, und oft verfiel sie wieder in einen Zustand, der wie ein Sterben war.

Die so sehr vom Thale verschiedene scharfe Bergluft waren ihre Athmungsorgane nicht mehr gewohnt; dazu kam der Steinkohlendampf aus den Werkstätten naher Feuerarbeiter und die Ausdünstung von Vitriolwerken. Vergebens wünschte sie sich ins Thal zurück; es war zu spät, ihr Körper zu geschwächt, um noch einen Transport aushalten zu können. Das sie verzehrende Fieber nahm immer zu. Sie war nur unter großen Schmerzen zu schlingen fähig, daher sie beinahe gar nichts aß und wegen brennenden Durstes ihre Zunge nur oft in kühlendes Wasser tauchte. Es war dieß vorauszusehen, aber vergebens strebte ich damals gegen jenen Wechsel, der ganz gegen meinen Rath dennoch geschah.

Sie hatte dieses ihr Schicksal schon vor ihrer Abreise von Weinsperg im magnetischen Traume am 2. Mai vorausgesehen (s. I. Abth.), als sie sagte: „— — Soll ich denn hinunterstürzen unter den Strich? — Muß ich stehen bleiben auf diesem Berge? — Ja! ich muß stehen bleiben, bis die Stunde da ist, doch bist du bei mir Tag und Nacht (sie meinte ihre Führerin). — — O laß mich erwachen aus diesem bangen Traume, — — laß mich riechen, daß ich erwache, — — laß mich an diesem riechen,

daß ich keine Ahnung habe und es vergesse." — Es war nun, als würde ihr etwas zum Riechen dargeboten, sie roch, erwachte und hatte von diesem Traume, gegen die sonstige Weise eines magnetischen Traumes, durchaus keine Erinnerung mehr. Dieß geschah deßwegen, weil sie in diesem Traume das Schauen von ihrem gewissen baldigen Tode hatte, das sie vergessen, das sie wach nicht mehr haben sollte. Aber eine Ahnung von diesem Traume schien ihr doch ins wache Leben überzugehen, denn oft sagte sie: „Es ist hart, zu wissen, wann man stirbt."

Drei Wochen vor ihrem Tode hatte sie dreimal ein zweites Gesicht, das ihr denselben zu verkünden schien, und über das sie sieben Tage vor ihrem Tode, bei meinem letzten Besuche mit mir sprach. Sie sagte: „Schon dreimal erschien mir eine wunderfreundliche, in schwarze Gewänder gehüllte weibliche Gestalt. Diese stand mir gerade über, aber höher als ich. Es erschien mir diese Gestalt nur im Brustbilde: denn ihr übriger Körper war durch einen offenen Sarg, der unter ihr stand, und durch schwarze Tücher bedeckt, neben ihr war ein weißes Kreuz. Die Gestalt winkte mir zu, und ich fühlte von ihr einen kalten Hauch ausgehen. Diese Erscheinung war aber nicht die eines Geistes, sondern es war dieß ein zweites, vorbedeutendes Gesicht, und wohl ahne ich seine Bedeutung."

So sprach Frau H. dazumal wörtlich über diese Erscheinung, und ich bezog sie, in Wahrheit, nicht auf ihren Tod, indem ich mir denselben immer noch entfernter dachte; ich gab dem Bilde andere Auslegung.

Nachdem sie dieses Gesicht zum drittenmal gesehen hatte, diktirte sie ihrer Mutter (denn sie war schon nicht mehr zu schreiben fähig) folgende Verse in die Feder:

„Ein Gesicht hab' ich gesehen,
Es war mir, als wollt' es mich mahnen.
Ruhig blieb es über mir stehen,
Ich sah es an, konnt' die Bedeutung ahnen.
Ein Bild war es in Frauengestalt,
So leuchtend wie ein Engel.
Es winkte mir zu,
Sein Hauch war kalt,
Und stille sprach ich bei mir: wer bist du?
Und abermal kam der kalte Hauch auf mich,

Und immer freundlicher ward das Gesicht.
Neben ihm war ein weißes Kreuz
Und unter ihm ein Sarg.
Braun war der Sarg und aufgedeckt,
Schwarze Tücher hingen
Um das Gesicht, das freundlich mild.
Und dieses Gesicht ist mir dreimal erschienen,
So wahr als ich trage mein eigenes Bild!
Und dieß Gesicht kann kein Zweifler mir nehmen."

So elend auch ihr Körper war, glaubte man ihren Tod nicht, weil sie schon oft im wirklichen Akte des Sterbens begriffen war, und immer wieder durch magnetische oder andere ätherische Einflüsse ins Leben zurückkehrte.

Drei Tage vor ihrem Tode hob sie drei Finger wie zu einem Eide auf, und beschwor: daß, so wahr Gott lebe, ihr Leben kaum noch drei Tage dauern werde. Ihr Wille war, zu sterben, und nur die Angst, die sie anwandelte, wenn sie in den Akt des Sterbens kam (in den sie so oft kam, ohne zu sterben), bei dem sie aber wohl das gleiche Gefühl hatte, das wohl jeder Mensch beim Sterben hat, preßte ihr Klagen und Zeichen von Kampf und Widerstand gegen den Tod aus.[1] Und dieses öftere Sterben und doch nicht Sterben können, war auch eine unsägliche Pein für dieses arme Geschöpf.

In ihren Papieren fanden sich folgende Abschiedsverse, die sie noch einige Monate vor ihrem Tode selbst niedergeschrieben hatte:

Lebt wohl, ihr Freunde!
Lebt alle wohl!
Gott segne eure Liebe!
Gott segne eure Güte!
Lebt alle wohl!

Wie soll ich euch denn nennen,
Ihr, die ihr mich betrübt?
Ich nenn' auch euch nur – Freunde;
Ihr habt mich nur geübt.
Lebt wohl! Lebt wohl!

[1] Man erinnere sich der Worte: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" —

Lebt wohl, ihr meine Lieben!
Bald wird es euch bekannt,
Wie hart mein Schmerz, mein Leiden
War in dem Pilgerland. [1]
Lebt wohl! Lebt wohl!

Euch darf es nicht betrüben,
Daß meine Leiden gehn!
Lebt wohl, ihr meine Lieben,
Bis auf das Wiedersehn.
Lebt wohl! Lebt wohl!

Ihr magnetischer Zustand dauerte, gegen mein Erwarten, auch als das Fieber immer mehr stieg, dennoch fort; sie blieb bis zum letzten Hauch ihres Lebens magnetisch. Auch ihr Schauen oder Uebertreten ins Geisterreich vermehrte sich immer. Sie sagte mir, sie habe kürzlich zu zwei zu ihr gekommenen Geistern gesagt: Warum kommt ihr denn zu mir? worauf diese geantwortet: Du bist ja bei uns! — Sie fühlte sich immer mehr selbst unter und mit diesen Geistern. Sie sagte mir in ihren letzten Tagen: „Sie sehe in ihrem Fieberzustande nun auch „oft Bilder, allerlei Gestalten vor ihren Augen, sie könne mir „aber nicht genug ausdrücken, wie dieses Bildersehen so ganz „was Anderes sey, als das Sehen von Geistern, und sie wünschte „nur, daß auch noch andere Menschen als sie im Stande seyn „könnten, dieses zweierlei Schauen mit einander zu vergleichen, „um begreifen zu lernen, daß das erstere Phantasie, das letztere „ein wirkliches Schauen sey, aber freilich ein Schauen, das sich „von unserem gewöhnlichen Sehen auch wieder unterscheide, und „daher nicht jedem Menschen gegeben sey. Auch das Schauen „eines zweiten Gesichtes unterscheide sich vom Schauen der Geister „und vom gewöhnlichen Sehen."

Ein Umstand, der mich auch abermals von der Wahrheit ihrer Aussagen überzeugte, war, daß sie mir bei meinem letzten Besuche, wo sie ihren Tod schon so gewiß voraussah, im Vertrauen sagte: ihr verstorbener Vater komme seit kurzer Zeit auch zu ihr, es verwundere sie, daß er ihr jetzt erst offenbar werde, da er doch schon vor einem Jahre gestorben; sie habe ihn

[1] Vielleicht dachte sie hier an die Oeffnung ihrer Leiche, die sie w

über gefragt, und er ihr geantwortet: Es sey, sich ihr früher zu offenbaren, nicht in seiner Macht gestanden.

Man wird sich erinnern, daß der Geist ihres Vaters zwar acht Monate nach seinem Tode ihren Geschwistern und der Wärterin in einer Nacht sichtbar, ihr aber damals seine Nähe nur wie durch einen Traum kund wurde; sie sah ihn nicht. Schon vor diesem Vorfall äußerte ich gegen sie, es verwundere mich, daß ihr ihr Vater nicht erschiene, und da schien sie den Gedanken, daß dieß möglich seyn könne (wahrscheinlich weil sie ihn aus kindlicher Liebe in einem höhern Zustande annahm), empfindlich zu nehmen. Jetzt aber sagte sie mir, daß er nun auch zu ihr komme, was nun offenbar ganz gegen ihren Willen und gegen ihre Meinung geschah.

Sie wollte später, als sie aber schon zu schwach war, um zusammenhängend zu sprechen, noch Manches, was ihr ihr Vater, besonders über das Geisterreich, eröffnet, mittheilen, vermochte es aber nicht mehr. So geschah es auch mit Mittheilungen, die sie noch über ihren letzten Sonnenkreis und über ihre innere Rechnung machen wollte; ihre Sprachorgane waren zu sehr gelähmt.

Am 5. August 1829 verfiel Frau H. theils in Delirien, theils kam sie in magnetischen Zustand, theils schien sie wieder wach zu seyn, ihre Sprache war aber gebrochen. Mit sichtbarer Inbrunst hörte sie Gespräche über Leben und Leiden des Heilandes an, und deutete oft auf ihr Herz, indem sie mit gebrochener Rede zu erkennen gab, daß nur der ruhig sterben könne, der Jesum da innen trage. Sie forderte das Beten der Lieder: „Jesu laß mich still," und: „Jesu, Jesu komm zu mir!" Oefters rief sie mit Heftigkeit meinen Namen (ich war nicht bei ihrem Tode), und als sie schon ganz todt zu seyn schien und erstarrt war, und man meinen Namen nannte, trat sie wieder ins Leben und schien nicht sterben zu können. So schien das magnetische Band noch nicht zerrissen zu seyn, überhaupt war sie noch magnetischer Einflüsse bis in den letzten Moment fähig; denn als sie schon ganz kalt und ihre Kinnbacken steif waren, machte ihre Mutter drei magnetische Striche über ihr Gesicht, und sie blickte wieder auf und bewegte die Lippen.

Der Geist ihres Vaters schien besonders zur Zeit ihres

Todes bei ihr aus- und einzugehen, und wurde da auch von der Mutter und Schwester erblickt, und war dieß das Erstemal, daß der Mutter bei den vielen Geisterbesuchen ein Geist sichtbar wurde. Als diese des Vaters Geist sahen, sprachen sie vor der Sterbenden davon, und diese gab mit gebrochenen Worten zu verstehen, daß sie ihn mit ihnen auch gesehen habe, und daß sie sich nicht täuschen.

Um 10 Uhr sah die Schwester [1] eine hohe lichte Gestalt ins Zimmer treten, und in dem gleichen Momente that die Sterbende einen heftigen Schrei der Freude. Ihr Geist schien da die Hülle zu verlassen. Nach kurzen Momenten verließ sie auch die Seele, und die Hülle lag nun etwas ganz Fremdes, ohne eine Spur von den früheren Gesichtszügen, da.

Das Gesicht dieser Frau war auch im Leben von der Art, daß es nur von Geist und Seele allein seine Form erhalten zu haben schien, daher wohl auch kein Künstler ihr Bild (es wurden mehrere vergebliche Versuche gemacht) wahrhaft zu treffen fähig war. Ihr Gesicht mußte beim Austritt von Geist und Seele nun ganz als ein fremdes erscheinen.

In der Nacht ihres Todes, ich vermuthete ihren Tod noch nicht im Mindesten, sah ich sie im Traume wie ganz genesen mit zwei andern weiblichen Gestalten gehen. Morgens ward mir die Kunde von ihrem Tode. [2]

Am 7. nahm Hr. Dr. Off zu Löwenstein die Sektion der Leiche vor. Der Körper war aufs äußerste verzehrt. Hauptsächliche krankhafte Veränderungen fand Hr. Dr. Off in den Unterleibsdrüsen, die große Verhärtungen zeigten; auch die Leber war krankhaft, und in der Gallenblase befand sich (was Frau H. öfters im Leben sagte) ein großer Gallenstein. In einem entzündlichen Zustande waren das Herz und seine Gefäße, und

[1] Man sehe oben die Art des Geisterschauens dieses unbefangenen rechtschaffenen Mädchens.

[2] Es ist Thatsache, daß sie nach ihrem Tode wegen einer gewissen Angelegenheit, die eines Schutzgeistes würdig war, siebenmal ihrer ältesten Schwester, einer äußerst rechtschaffenen, wahrheitsliebenden Frau, erschien. Diese merkwürdige Geschichte ihres Erscheinens eignet sich aber wegen Privatverhältnissen nicht zur öffentlichen Mittheilung.

hauptsächlich die Athmungswerkzeuge, wahrscheinlich in Folge jener Bergluft, die diese zarten Gewebe nicht mehr ertragen konnten. Den Schädel fand Hr. Dr. Off bewundernswürdig schön gebaut und das Gehirn in allen seinen Theilen so gesund und vollkommen, daß er behauptete: noch nie ein gesunderes und schöner gebildetes Gehirn in einem Menschen getroffen zu haben. Auch an dem Rückenmarke, das seiner ganzen Länge nach untersucht wurde, und an den Nerven der Brust und des Unterleibes, war nicht die mindeste krankhafte Veränderung sichtbar.

Am 8. wurde Frau H's Hülle auf dem schön gelegenen Gottesacker zu Löwenstein zur Ruhe gebracht, dort wo auch die Hülle ihres Großvaters, des alten ehrsamen Schmiedgall, und ihrer Führerin, seiner Hausfrau, ruht.

Leb' wohl! was ich dir hab' zu danken,
Trag ich im Herzen immerdar.
Es schaut mein Innres ohne Wanken
In geist'ge Tiefen wunderklar.

Wo du auch weilst, im Licht, im Schatten,
Ein Geist bei Geistern weilest du.
O sende, will mein Glaub' ermatten,
Mir liebend einen Führer zu.

Und lebst du bald in höh'rem Bunde
Mit sel'gen Geistern leicht und licht,
Erschein' in meiner Todesstunde,
Mir helfend, wenn mein Auge bricht.

Bald deinem stillen Grab' entsteige
Die Blume, der du oft vertraut,
Des Mittlers Leiden stummer Zeuge,
Das heilige Johanniskraut!

Ja! wo ich diese Blum' erschaue,
Blut innen, außen goldner Schein,
In Waldes Nacht, auf lichter Aue,
Werd' ich auch denken deiner Pein.

Leb' wohl! was auch die Menschen sagen,
Mich rühret nicht die Erde an,
Gar leicht kann ihre Schwere tragen,
Wer leicht ihr Nichts erfassen kann.


CANC
FEB 1 2 1986
OCT 8 - 1985
1701456